

# Illustrierte Geschichte

des

# Weltkrieges

1914/15

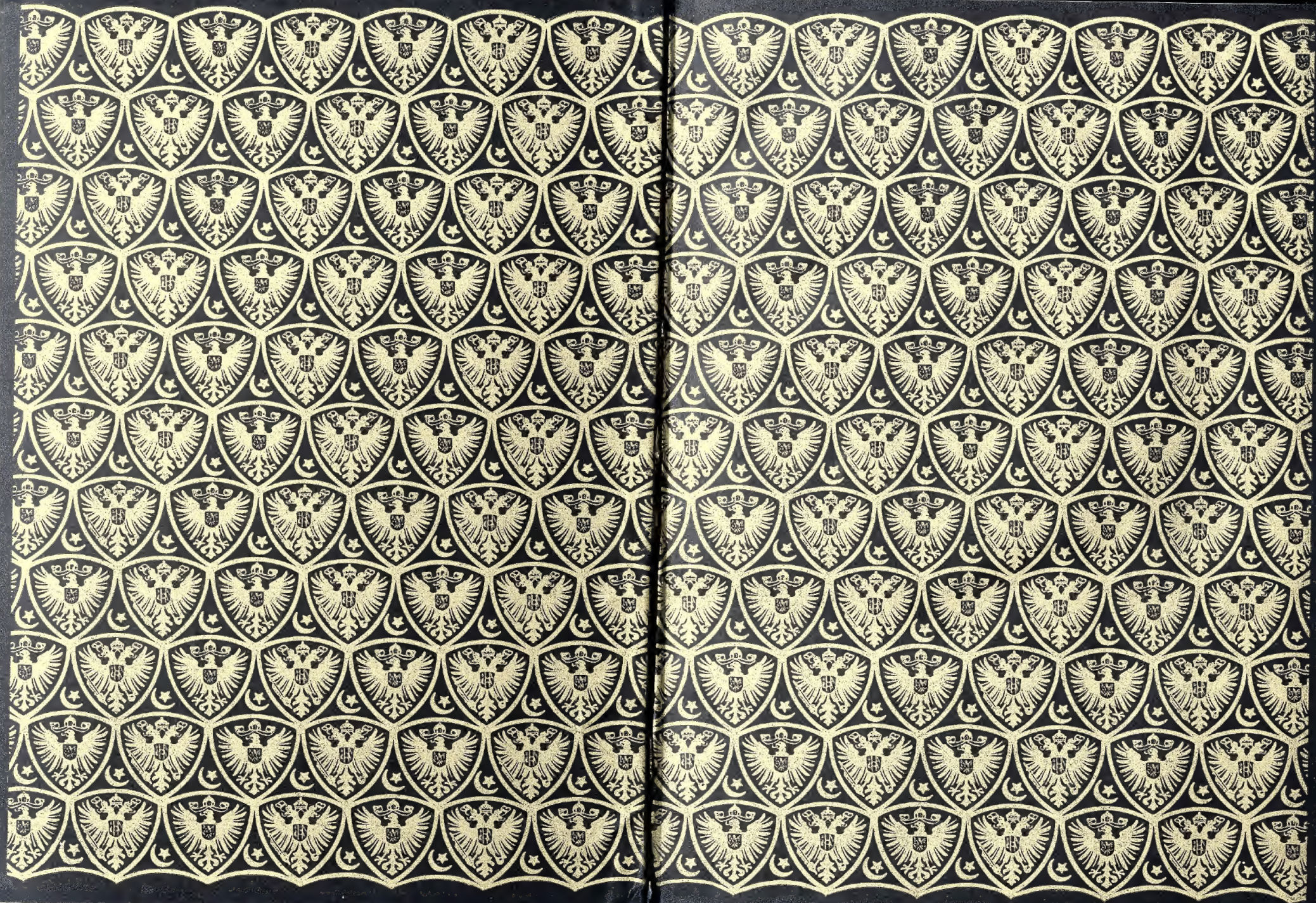


Union

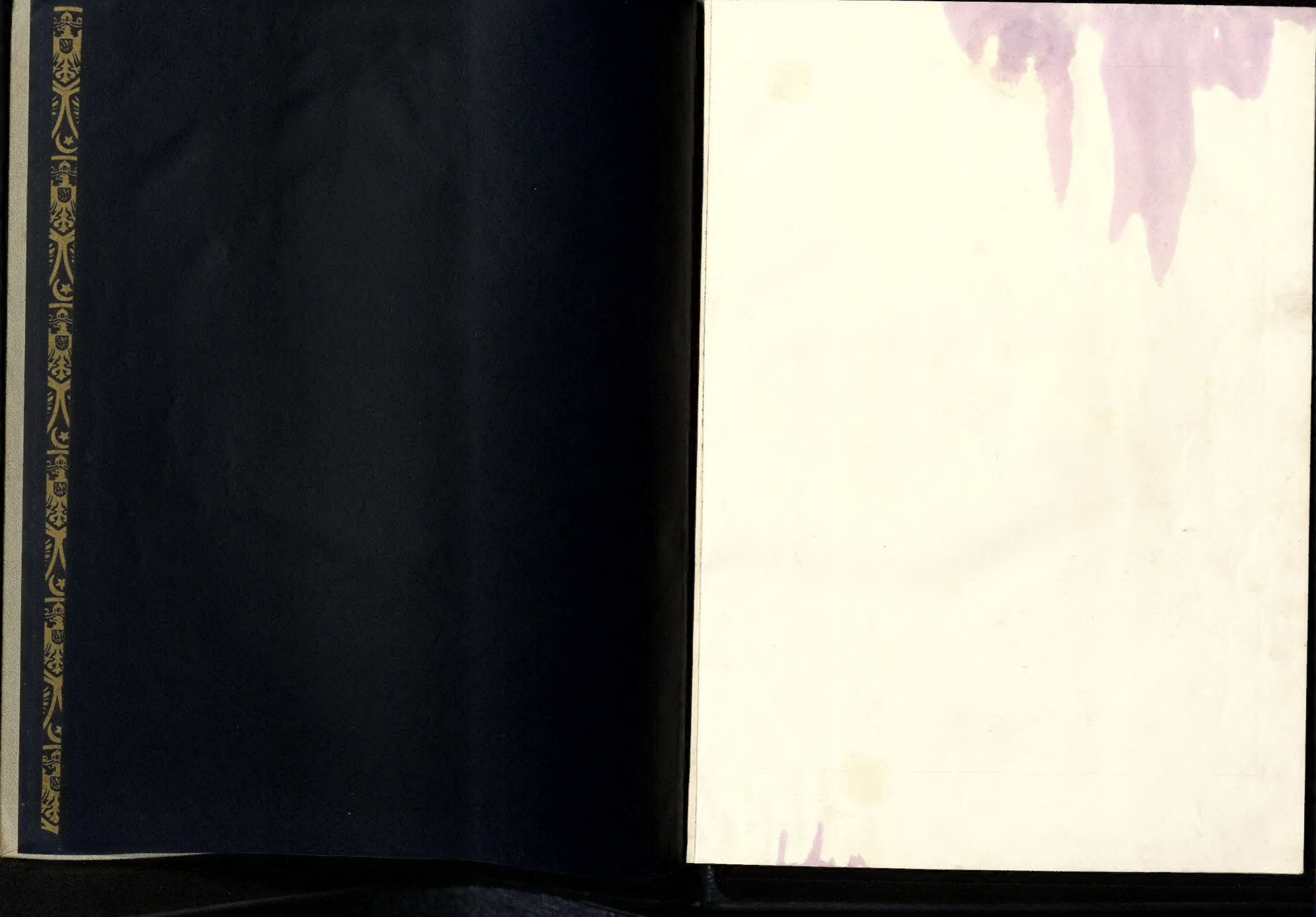
Deutsche Verlagsgesellschaft  
Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien.

Anton HOFFMANN, MÜNCHEN













Begegnung Kaiser Wilhelms II. mit dem deutschen Kronprinzen bei dem Dorfe Sorbey am 2. September 1914.  
Nach einem Gemälde von G. Adolf Closs.



# Illustrierte Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

Mit Beiträgen von

Generalleutnant i. D. Baron v. Ardenne, Oberarzt der Landwehr Dr. P. Bernoulli, Marineschiffstiller Hans Brühnen, Paul Otto Ebe, Oberleutnant a. D. Frobenius, Universitätsprofessor Dr. Haller, Hofrat Hoppe, Kapitanleutnant a. D. v. Meisen, Dr. Colin Ross, Major a. D. Schmalz, Dr. Alfred Semerau, Generalmajor v. Epreßter, F. Streißler, Privatdozent Dr. Weiss, Privatdozent Dr. Wigand, Maler R. Ahmann, Marinemaler Claus Bergen, Fritz Bergen, Professor Hans Bohrdt, W. Brandes, Hugo L. Braune, O. Adolf Closs, Johs. Gehres, Georg Hänel, Harry Heuser, Professor Anton Hoffmann, Fr. Kienmayer, E. Klein, Ludwig Koch, Curt Viebig, D. Meete, Professor Messerschmitt, W. Moralt, Fritz Neumann, M. Plingner, Adolf Reich, Orientaler Bruno Richter, A. Roloff, Professor Hans W. Schmidt, Professor Hans Rud. Schulze, Professor Karl Storch, Professor Willy Stöwer, Paul Tschinsky, Ewald Thiel, Ernst Zimmer u. a. m.

562 Abbildungen im Text, 22 zum Teil doppelseitige, mehrfarbige Kunstbeilagen, 3 große zweiseitige Kartenbeilagen, sowie 34 Karten und Pläne im Text, ein Kriegskalender, die Ereignisse bis Ende 1914 enthaltend, und eine Lottentabelle.

Erster Band.



Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien / Union Deutsche Verlagsgesellschaft.



# Inhaltsverzeichnis.

	Seite		Seite
Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15: 1. 25. 45. 65. 85. 105. 125. 145. 165. 185. 205. 225. 245. 265. 285. 305.		Generaloberst v. Klud. Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne	300
325. 345. 365. 385. 405. 425. 445. 465. 485.		Die österreichisch-ungarischen Kraftfahrzeugbauigen	301
Die patriotischen Kundgebungen in der Reichshauptstadt	12	Krieg und Volkswirtschaft. Von Major a. D. Schmalz	301
Kriegszustand und Mobilmachung	14	Namur unter deutscher Verwaltung	303
Sicherung der Wege und Bahnen	15	Englische Kriegsgefangene	304
Unsere Gegner	16	Die Schlacht bei Soufons	314
Die Schlacht bei Mülhausen	19	Die neuen Kriegsmittel	315
Der Sturm auf Lüttich	21	Feldpostbrief aus den Vogesen	319
Namur	23	Dampferjagd auf hoher See	320
Zwischen Meß und den Vogesen. 20. August 1914. Gedicht	24	Die tapferen Bosniaken	321
Das Gefecht bei Lagarde	34	Der Fall von Antwerpen	321
Drei gegen fünfzig	36	Die Schlacht bei Sadweilshagen	322
Minenperrung in der Themse	38	Generalleutnant v. Stein	323
Die Befestigung von Elbau	38	Der Honvedhulst. Ein Reiterlied von Kurt Hobitschel	324
Auf dem Weg zur Grenze	38	Iber die Meurthe. Von Dr. Colin Rog	326
Zur Schlacht bei Meß	40	Ein Seefampf von Cattaro	328
Belgische Ausweichungen gegen die Deutschen	40	Kriegsalltagsleben	329
Vom Roten Kreuz	41	Ein Schwabenkreuz	341
Der Sturm auf Schabach	42	Kriegsgeheimnisse in Offrankeich. Von Dr. med. Bernoulli	342
Belfort	42	Englische Schiffsgeschütze	344
Die Schlacht bei Orléans und Gienburg	52	Der deutsche Kreuzer „Emden“	354
Die ersten eroberten Geschütze in Straßburg	54	Der Kampf des 1. bayerischen Armeekorps bei Rommelsingen	355
Die Bewaffnung der französischen Feldartillerie	55	und Nieding	355
Boincourt	56	Die Teilnahme unserer Marine am Landkriege	358
Albert, König der Belgier	58	Aus der Hochmark des Reiches	358
Georg V. von England	59	Beim Normarsch über Montfaucon	360
Nikolaus II. von Rußland	60	Der Plünder in Feindesland	362
Die gegnerischen führenden Generale	60	Was kostet ein Weltkrieg?	362
Von unseren kühnen Fliegern	62	Toul	364
Die Meilenmäste der österreichisch-ungarischen Armee	62	Landsturmmanus Abschied. Gedicht von Ludwig Thoma	364
Generalfeldmarschall v. Benedek und Hindenburg	63	Mullon, Baranz, Signels	372
Landung englischer Truppen auf dem Kontinent	63	Die Offizierspatrouille der Kavallerie. Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne	375
Die Befestigungen von Paris	64	Der Sieg über die Montenegger bei Kola	378
Die Landwehr in den Vogesen	74	Am Donon	378
Prinz Friedrich Karl von Hessen und die „Stier“	76	Die Schlacht bei Rixibaba	380
Sanitätsbunde. Von Rittmeister v. Stephanik	76	Die Schlacht von Dieuze	380
Deutsche Flieger über Paris	78	Moderne Festungen	381
Die Kämpfe auf dem montenegrinischen Kriegshauptplatz	79	Von der Ostgrenze Galiziens	384
Österreichische Flüchtlinge	79	In der Ebene	392
Die Attacke bei Vermeux	82	Die Schlacht bei Wille	394
Die Festung Antwerpen	84	Die Schlacht bei Wehlau—Münsterburg—Angersburg	395
Das Lied vom Hah. Gedicht von Reinhold Ortmann	84	Eroberung einer Feste bei Jamosa	397
Die Verpflegung unserer Heere	93	Fremdländische Hilfssoldaten unserer Gegner	397
Die Nacht von Anderne. Von Dr. Alex Berg	96	Bei Montigny	398
Die Kämpfe bei Löwen	100	Ein österreichisch-ungarischer Proviantzug bei Leinberg	399
Von der Schlacht bei Longunon	101	Untergang des englischen Kreuzers „Hawke“	399
Die Generale Dantl und v. Ruffenberg	102	Die Tätigkeit unserer Pioniere. Von Oberleutnant a. D. Frobenius	399
Der französische Aufmarschplan	104	Penn und Blut. Gedicht von Paul Enderling	399
Die Schlacht bei Jamosa	104	Zu den Kämpfen bei Longunon	399
Selbstfahrer im Kriegsdienst. Von O. F. Hoppe	116	Die Einberufung der ungarischen Landwehr und des Landsturms	399
Brief eines Verwundeten	119	Deutsch-französische Schützengradenkorrespondenz	399
Ein Kampf in den Kisten	120	Belagerung und Entfall von Przemska	399
Mein erstes Gefecht	121	Generalfeldmarschall Karl v. Bülow. Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne	399
Gefechtstagen in Serbien	122	Deutsche Artillerie an der belgischen Küste	399
Wie es auf Belgoland aussieht	124	Mit Liebesgaben an die Front	399
Von der Schlacht bei Saarbuzg	124	Maschinengewehre. Von Major a. D. Schmalz	399
Übergang über die Maas	135	Das Schloßfeld von Moser. Von Paul Otto Ebe	399
Die Kirche in St. B. . . .	138	Honvedhularen bei Lancut	399
Kriegsneurosen. Von Privatdozent Dr. med. Jul. Weh	138	Kämpfe an der schlesisch-russischen Grenze	399
Die Seefämpfe bei Helgoland und Hoel van Holland	140	Die Millionenjagd an der Marine und Aime	399
Die Feldpost. Von Alfred Semerau	140	Begegnung Kaiser Wilhelms mit dem Kronprinzen bei Sorben	399
Die Durchmarschgeschäfte unserer Heere	144	Die Generale Hermann v. Sigmund und Seitzger Borevici v. Bolna	399
Die Eroberung von Namur	154	Die Gesundheit des Soldaten im Felde. Von Dr. med. Bernoulli	399
Das moderne Unterseeboot	155	Emmer Pasha und das Eingreifen der Türkei in den Weltkrieg. Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne	399
Wie die Russen an der deutschen Grenze gehäuft haben	158	Emden. Gedicht von Ludwig Thoma	399
Aus der Vier-Tage-Schlacht bei Aubecourt	159	Unser Seeflegel bei Coronel	399
An der Grenze der Bulowina	160	Der Sturm auf Dinnmuthen. Von Rittmeister a. D. Grohmann	399
Das bedrohte Hingtau	161	Die russischen Festungen. Von Rittmeister a. D. Grohmann	399
Die Kämpfe um Rancy	164	Aus deutschen Schützengräben	399
Etwas von der russischen Armee. Von Univ.-Prof. Dr. J. Haller	174	Tiroler Landessoldaten erklären die Höhe bei Magiera	399
Die Übergabe der Festung Longunon	177	Der Sturm auf Camp des Romains	399
Ein unglückseliger Einfall der Serben	178	Das Elch im Arcege	399
Das Helbengrab bei Pwungen	180	Ein Todesritt afrikanischer Jäger im Oberellach	399
Reims	182	Zwischen der Aime und dem Argomer Wald	399
„Die fleißige Beria“	183	Der Plündererfall bei Brandeville. Von Paul Otto Ebe	399
Ein Vater seinen ausmarschierenden beiden Söhnen. Gedicht	184	Das Helbenggrab von Kavarussa	399
von Geh. Oberjustizrat Ritter	184	Ein Durchbruchversuch der französischen Ostarmee. Von Dr. Colin Rog	399
Mit dem Had auf den Schlachtfeldern von Saarbuzg. Von Dr. Ernst Kolenfeld	194		
König Ludwig III. begrüßt seine Bayern	196		
Die Schlacht an den masurenischen Seen	197		
Bericht eines bei Ausbruch des Krieges in England zurückgebliebenen Deutschen	198		

Nachdruck verboten.

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung vorbehalten.  
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



	Seite		Seite
Aus Frankreich zurück.	379	Die Eroberung des „Langen Tom“	442
Das Schwarze Meer und der Kaukasus. Von Rittmeister a. D. Großmann	380	Die Flugzeuge der kriegsführenden Staaten. Von Alexander Thurn	443
Rafalen. Von Dr. Wolfgang Waldschmidt	382	Feldpostbrief aus der Schlacht bei Lodz	454
Verdun	384	Die Erstürmung von Ballova	455
Zu den Kämpfen in den Argonnen	391	Der Sturm auf Zandvoorde	457
Die Alanen und Gulanen zwei französische Kavalleriebrigaden vernichteten	394	Das Bombardement von Seebrügge	457
Unsere Haiden. Von Major a. D. Schmöhl	395	Die Schweizer an der Grenze. Von Max Doland	458
Generaloberst v. Woltke. Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne	398	Der Tag von Vailly	460
Die Operationsziele der Türkei. Von Rittmeister a. D. Großmann	399	Der polnische Winter. Von Rittmeister a. D. Großmann	460
Das Gefecht bei Soltau	400	Die Verteidigung der Delmestellung bei Tappin	463
Das Telefon im Kriege	402	Wir Wälder. Gedicht	464
Frieden mitten im Krieg	404	Die Vertreibung der Russen aus den Karpatenpässen	474
Die Gefechte bei Curtigny und Eihons. Von Dr. Colin Ross	414	Die Sprengung französischer Schützengraben bei Chantonnay	478
Überfall eines sächsischen Viebesgabentransports	416	Die Kämpfe bei Geneschau	478
Englische Artillerie vor Antwerpen	416	Die Generale v. Wladislaw, Lubendorff und v. Morgen. Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne	478
Feldzeugmeister Pilschke und der Feldzug gegen Serbien	418	Artilleriepatrouille. Von Major a. D. Schmöhl	480
Der Marschübergang der 26. Infanteriedivision. Von Paul Otto Ede	419	Schützengraben. Von Oberleutnant a. D. Frobenius	482
Eine Giltotenfahrt in der Nähe von Przemyśl	422	Die Schlacht um Lodz. Von Rittmeister a. D. Großmann	484
Die Granate, das Schrapnell und ihre Jünger. Von Major a. D. Schmöhl	423	Kriegsgedenkschild	492
Befestigung und Erstürmung Belgrads	426	Marshallage. Von Paul Otto Ede	496
Das Treffen bei Rolo	428	Aus den Kämpfen an der Mosel	495
General v. Remond-Loup	436	Die Dardanellenfestungen	495
Von den kaiserschen Schwaben	438	Die Gefangenennahme des Gouverneurs von Warschau	498
Die von Schmiedebusch	439	Artilleriewerfung. Von Major a. D. Schmöhl	498
Die „technischen Truppen“ Österreich-Ungarns	440	Aus dem österreichisch-ungarischen Hauptquartier	501
Französische Fliegerpfeile	440	Englisch-indischer Truppentransport verläßt den Hafen von Port Said	501
Spahis auf Feldwache	440	Deutsche und österreichisch-ungarische Kriegssorden	502
		Kriegstafelender	am Schluß
		Stotientabelle	

## Kunstbeilagen.

	Nach Seite		Nach Seite
Begegnung Kaiser Wilhelms II. mit dem deutschen Kronprinzen bei dem Dorfe Sorbom am 2. September 1914. Nach einem Gemälde von G. Adolf Cloy	24	Leutnant Mayer von den reitenden Jägern fällt als erster deutscher Offizier auf seinem Patrouillenritt in den Bogenen. Nach einer Originalzeichnung von Hans Schubert	272
Der Zeppelinkreuzer „Z VI“ bombardiert Lüttich in der Nacht vom 6. August. Nach einer Originalzeichnung von E. Eidel	40	Nach der Belagerung der Festung Namur. Die Befestigung durch deutsche Truppen. Nach einem Gemälde v. Prof. J. M. Schmidt	284
Die Helikopter des deutschen Fliegerregiments „Königst. Zelle“ vor der Zerstörung am 8. August. Nach einer Originalzeichnung von Prof. J. M. Schmidt	64	Aushebung des Landsturms in einem ungarischen Dorfe. Nach einer Originalzeichnung von Fr. Riemmayer	320
Landung englischer Truppen in Nordfrankreich. Nach einer Originalzeichnung von Prof. J. M. Schmidt	92	Die Seeschlacht bei Coronel. Nach einem Gemälde von Prof. J. M. Schmidt	360
Verpflegungstruppe im Wurmgebiet. Nach einer Originalzeichnung von Prof. J. M. Schmidt	132	Zusammenbruch der Altkasse afrikanischer Jäger unter dem Feuer deutscher Landwehr bei Wilsau am 20. August 1914. Nach einem Gemälde von Prof. J. M. Schmidt	372
Der kleine österreichisch-ungarische Kreuzer „Jenja“ und der Torpedobootzerstörer „Ulan“. Nach einer Originalzeichnung von Harry Heuser	172	Der große Marzplatz in Weiden mit Tausenden von belgischen Soldaten, die bei der Eroberung Antwerpens gefangen genommen wurden. Nach einer Photographie	384
Eingang der deutschen Truppen in Brüssel. Nach einem Originalgemälde von Prof. J. M. Schmidt	184	Ein Zeppelinkreuzer über Antwerpen. Nach einem Gemälde von M. Moralt	404
Befestigung von Antwerpen. Nach einem Gemälde von Prof. J. M. Schmidt	220	Befestigung Belgrads durch österreichisch-ungarische Montiere. Nach einer Originalzeichnung von Prof. J. M. Schmidt	432
Tätigkeit einer Sanitätskolonne auf dem Schlachtfeld. Nach Berichten von Augenzeugen gezeichnet von Fritz Bergen	240	Erkennung von Ballova durch die österreichisch-ungarischen Balanzenkräfte. Nach einer Originalzeichnung von R. Wismann	452
Der deutsche kleine Kreuzer „Emden“ belagert Madras. Nach einer Originalzeichnung von Prof. J. M. Schmidt	252	Die Einnahme von Lodz am 6. Dezember 1914. Nach einer Originalzeichnung von A. Koloff	484
		Ein nächtlicher Angriff auf die englischen Stellungen an der Mosel. Nach dem Bericht eines Augenzeugen gezeichnet von Prof. J. M. Schmidt	492

## Karten.

	Seite		Seite
Überblickskarte des deutsch-französischen Kriegsschauplatzes	13	Die Bucht von Cattaro	227
Überblickskarte der deutsch-russischen Grenze	16	Der Kriegsschauplatz in Galizien und Rußisch-Polen	231
Die Festung Lüttich und ihre Forts	24	Die Stellungen der deutschen und französischen Truppen in der Schlacht bei Saarburg	258
Plan von Belfort und Umgebung	44	Die Festung Toul mit ihren Forts	264
Der österreichische Kriegsschauplatz	61	Wegelänge Wulken—Banneg—Sigmenau	274
Karte des österreichisch-russischen Kriegsschauplatzes	69	Der Kriegsschauplatz in Belgien und Nordwestfrankreich	282
Plan von Paris	72	Das Schlachtfeld von Novos	328
Karte vom westlichen Kriegsschauplatz. Nordh. Hälfte (zweifachig) nach 72	80	Karte des russisch-türkischen Kriegsschauplatzes	342
Der Kriegsschauplatz im Südwesten	84	Plan der Festung Warschau mit Umgebung	352
Karte vom westlichen Kriegsschauplatz. Süd. Hälfte (zweifachig) nach 104	104	Das Wirkungsfeld unserer Kreuzer im Stillen Ozean	355
Der nordwestliche Kriegsschauplatz	111	Bogelgeschwindigkeit zu den Kämpfen im Oberelb u. in den Bogenen	364
Karte vom serbisch-montenegrin. Kriegsschauplatz (zweifachig) nach 144	144	Wegelänge zum Vionieroberfall bei Brandeville	372
Manbeuge und Umgebung nach einer französischen Skizze	150	Die Festung Verdun und ihre Forts	382
Alingtau mit Umgebung	162	Karte des Kriegsschauplatzes: Toul—Verdun—Reims	389
Rancy und Umgebung	164	Karte des türkisch-ägyptischen Kriegsschauplatzes	420
Überblickskarte des österreichisch-serbischen Kriegsschauplatzes	178	Wegelänge zum Marschübergang der 26. Infanteriedivision	492
Schauplatz der Kämpfe im Osten an den mährischen Seen	200	Karte der Dardanellenfestungen	494
Der afrikanische Besitz der Großmächte	208		



Ein Blick auf Sarajevo, die Hauptstadt Bosniens, von Nordost.

Das große Gebäude im Vordergrund rechts vom Bild ist das Rathaus, dem der Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin einen Besuch abstatteten. Dem Rathaus liegt der Platz entlang der Kapele. Das Ritterhaus wurde zur letzten Brücke (im Hintergrund), wo die Franz-Joseph-Straße auf den Hauptplatz führt, ausgeführt. Das große weiße Gebäude im Mittelgrund links ist die Franz-Joseph-Kaserne, das von Vaparin umflossene Gebäude der Kaserne.

## Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

Auf, Deutschland, auf, und Gott mit dir!  
 Ins Feld! Der Würfel fällt!  
 Wohl schmeckt's die Brust uns, denken wir  
 Des Bluts, das fließen wird!  
 Dennoch das Auge lüch empot,  
 Dem Regen wird du ja:  
 Groß, herrlich, frei, wie nie zuvor!  
 Surra, Germania!  
 Surra, Victoria!  
 Surra, Germania!

Wir können die Geschichte des Weltkrieges 1914 nicht besser beginnen, als mit diesen Worten Freiligraths, die die Einleitung zu unserer „Multitrierten Geschichte des Krieges 1870–71“ abschlossen.

„Zum drittenmal seit hundert Jahren“, schreibt Theobald Ziegler, „stehen wir den Feinden gegenüber; es sind immer dieselben, im Westen die Franzosen; zu ihnen kommen aber diesmal noch die Russen im Osten und unsere germanischen Vettern in England. Unsere Begeisterung ist in allen diesen drei Kriegen gleich groß. Und doch sind unsere Gefühle jedesmal andere.“

Als 1813 der Sturm losbrach, da zogen wir aus zur Hermannschlacht und wollten Rache haben. Denn das deutsche Volk war gequält und misshandelt von dem großen Kriegen, der unseren Idealismus halb verachtete und halb fürchtete, und von seinen kleinen französischen Werkzeugen, denen Qualen eine Lust war. Für die Mißhandlungen wollten wir Rache nehmen und haben sie genommen, wie jene Schwaben, die in Frankreich „Abtader“ (ein bekannter Wirtstempel Wein) trinken wollten, weil die Franzosen in Altkasse Bordeaux begehrt hatten. Und trotz dieses Rachegefühls — es war der heiligste Krieg, den je ein Volk geführt hat, ein gerechter Krieg; denn um des Volkes Selbständigkeit und Freiheit ging es, um seine Existenz; darum war jedem als Pflicht aufgegeben der Kampf auf Leben und Tod.

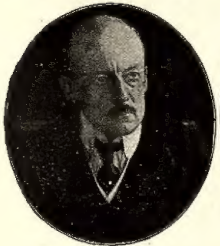
Umsicht. Copyright 1914 der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Und 1870 war es ein nationaler Krieg: nach einem blutigen Bürgerkrieg die Sühnetafel des gequälten deutschen Volkes und die Abwehr eines Gegners, der uns nicht zur nationalen Einheit, zur staatlichen Zusammenfassung kommen lassen wollte, weil er wußte, daß das gequälte Deutschland für alle Zeit stärker war als er. Daß wir damals das stattliche Haus des Deutschen Reiches gebaut und im Spiegelbild für alle Zeit stärker war als er. Daß wir damals das stattliche Haus des Deutschen Reiches gebaut und im Spiegelbild für alle Zeit stärker war als er. Daß wir damals das stattliche Haus des Deutschen Reiches gebaut und im Spiegelbild für alle Zeit stärker war als er. Daß wir damals das stattliche Haus des Deutschen Reiches gebaut und im Spiegelbild für alle Zeit stärker war als er.

Und jetzt wir — jetzt kämpfen wir um unsere Machtstellung gegen die Russen im Osten, gegen die Rehandlungslüste im Westen und gegen den Meid und die Eifersucht, die längst schon die britischen Herzen erfüllen und vergiften. Wir haben unsere Macht wahrlich nicht mißbraucht; wir waren friedlich — zuweilen nur zu friedlich und nur zu geduldig; wir wollten in Ruhe gelassen werden, um arbeiten zu können. Da fielen sie über uns her, Rußland voran, das in Serbien die Mörderbomben bereitgestellt und in Serbien das blutige Zeichen zum Losziehen gegeben hat, und wie die russischen Gewehre losgingen, da folgten, freilich zu einer ihnen nicht sonderlich genehmen Stunde, die französischen ganz von selber nach; und in dem edlen Bund zwischen Republik und Zarenreich durfte natürlich auch das parlamentarische England nicht fehlen: es ist das perfideste und schamloseste Glied in diesem edlen Dreierbunde, weil seine Verbindung mit den zwei anderen die unmöglichste ist.

Wollten wir den Krieg? Keiner von uns, obgleich wir seit Jahresfrist wissen, wie rasches Rußland rüstet, wie Frankreich gegen uns die dreißigjährige Dienstzeit einführt und wie England uns durch das auf leichtgläubige Gemüter berechnete Spielen mit dem Abrüstungsgebot und durch seine heimliche Freundschaft einzuklinken suchte. Und so er-

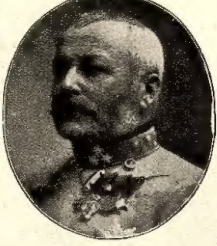




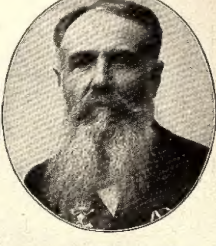
Graf Leopold d. Berchtold,  
österreichisch-ungarischer Minister  
des Äußern.



Kronprinz Alexander von Serbien,  
Oberbefehlshaber der serbischen  
Streitkräfte im Kampfe gegen  
Österreich-Ungarn.



Erzherzog Friedrich,  
der neue Generalinspekteur der öster-  
reichisch-ungarischen Armee.  
Nach einer Skizze von G. Hübner, Soldat in Wien.



Der serbische Ministerpräsident  
Pašić.

fällt uns diesen sauberen Verbündeten gegenüber der Furor Teutonius, der deutsche Jörn gegen die Mörderbande im Osten, Jörn gegen die alle ihre freiwilligen Ideale verleugnenden Franzosen und Jörn vor allem gegen die Niedertracht des englischen Volkes, das sich nicht schämt, da mitzutun. Jörn aber ist das aktivste Gefühl, das die Faust ballt, das Schwert kraftvoll faßt und den Gewehrholben auf die Schadel der Feinde niederhauen läßt. Jörn macht stark, und Jörn erfüllt heute die Herzen unserer tapferen Soldaten, die Lütlich gestürmt und die große Schlacht zwischen Meß und den Wogesen geschlagen, die den Feind aus dem Oberelsaß hinausgeworfen haben. Jörn erfüllt uns alle gegen die über uns herfallenden Gegner. Jörn ist etwas echt Menschliches und etwas ganz Männliches; er ist nichts Unheiliges; auch der Gott des Alten Testaments ergimmte über die Bosheit der Menschen, und die sanftmütige Jesus von Nazareth ergimmte über die scheinheiligen Pharisäer. Also seien wir zornig, also lassen wir dem Jörn Raum: er soll uns helfen, er soll uns zum Sieg führen! Und darum rufen wir unserem Heere zu:

Sei lüthlich heut, ein Schölgewetter,  
Und Hüßle laß den Äntlig spie'n!"

Mars schreitet durch die Welt! Ein europäischer Krieg, der durch das Vorgehen Japans auch nach Asien übergreift, ist entsetzt worden, wie ihn die Weltgeschichte noch nicht gesehen hat. Sechs Großmächte mobilisierten und so tut sich ein Schauspiel von erbobener Schaurigkeit vor unseren Augen auf. Heilig seien uns jene Helden, die für deutsche Kultur kämpfend, in diesem Kriege fallen. Und dreifach glücklich die Generation, die diesen Völkertampf erlebt und als Sieger daraus hervorgeht. Die Bluttat von Serajewo ist der Markstein, von welchem man ausgeht, wenn man dieses furchtbare Ringen beschreiben will. Wer sich aber auf einen höheren Standpunkt zu stellen vermag, wird erkennen müssen, daß auch ohne den zufälligen Anstoß, den jenes Verbrechen gab, die Welt mit Jüdisch gefüllt war, der sich endlich mit mächtiger Naturgewalt entladen mußte. Zur Zeit, da wir diese Zeilen schreiben, hat das Ringen erst begonnen, aber es kann nicht zweifelhaft sein, wer in diesem Kampfe Sieger bleiben wird. Die Welt geht nicht zurück, sie schreitet immer vorwärts, und nur der unbestrittene Sieg des Dreibundes, der mächtigen Schöpfung unseres großen Bismarck und seines hervorragenden Zeitgenossen Grafen Andrássy, kann einen Fortschritt unserer Kultur bedeuten.

Die Bluttat von Serajewo, der der österreichische Thronfolger und dessen Gemahlin zum Opfer fielen, bildete nur den äußeren Anlaß zu der begonnenen Abrechnung. Wie ein Alp lastete es seit langem auf der friedlichen Menschheit Deutschlands und Österreichs, als ringsum die verbündeten Feinde mit Truppenverlegungen, Probemobilisierungen, Verstärkung ihrer Streitkräfte durch Verlängerung der Dienstzeit ihre Absichten verrieten, obwohl sie den deutschen Mägel mit schönen Worten zu täuschen suchten. Mit Bangen haben sich Tausende in unserem Vaterlande in dieser Zeit oft die Frage vorgelegt: Werden wir den rechten Zeitpunkt nicht verpassen? Wird es nicht zu spät

sein, wenn wir unsere Gegner erst „ganz fertig“ werden lassen? Ein Zug der Befreiung ging durch die österreichischen und deutschen Lande, als der greise Kaiser Franz Joseph den Serben den Krieg erklärte, um die Monarchie freizumachen von den Übergriffen der serbischen Mörderbande. Das war eine Angelegenheit, die allein Österreich und Serbien betraf. Daß jetzt Rußland, ohne selbst bedroht zu sein, in die Fädel zwischen Österreich und Serbien eintritt, nötigte Deutschland, seinem Bundesgenossen zu Hilfe zu eilen. Auch auf Deutschland lastete ja schon seit Jahrzehnten der Druck der russischen Drohung. Rußlands Angriffslust war gestärkt worden durch das Drängen der kaiserlichen Medaillenscheiter, und von England wußte man im voraus, daß es darauf braunte, dem mächtigen Handelsland, dessen sich immer weiter ausdehnende Augen verfolgte, einen Schlag zu versetzen. Diese Länder wollten den Krieg, und die Bluttat von Serajewo, die man als Ursache des gegenwärtigen Völkertreffens ansieht, war nichts weiter als der Funke, der in das volle Pulverfaß europäischer Zorntracht fiel. Es konnte gar nicht anders kommen, als daß Deutschland und Österreich sich vor die Aufgabe gestellt haben, durch die Abwehr russischer Kolonialgegriffe, französischer Revanchegelüste und englischer Habgier das Gleichgewicht von Zuständen zu verbüßen, die gleichbedeutend gewesen wären mit dem Verlus ihrer politischen und kulturellen Existenz.

Bis zum 29. August lagen folgende Kriegserklärungen vor:

- Österreich-Ungarn an Serbien (28. Juli)
- Deutschland an Rußland (1. August)
- Deutschland an Frankreich (3. August)
- Deutschland an Belgien (4. August)
- England an Deutschland (4. August)
- Österreich-Ungarn an Rußland (6. August)
- Serbien an Deutschland (6. August)
- Montenegro an Österreich-Ungarn (7. August)
- Frankreich an Österreich-Ungarn (11. August)
- Montenegro an Deutschland (12. August)
- England an Österreich-Ungarn (13. August)
- Ägypten an Deutschland (13. August)
- Japan an Deutschland (23. August)
- Österreich-Ungarn an Japan (25. August)
- Österreich-Ungarn an Belgien (28. August).

Einige dieser Kriegserklärungen wirkten geradezu humoristisch, so zum Beispiel die Kriegserklärungen von Serbien und Montenegro an Deutschland. Daß Ägypten seine Neutralität aufgab, war kein Wunder, denn es steht unter dem Protektorat Englands, das dort das Zepher schwingt. Auf die Neutralität des Suezkanals brauchen Deutschland und Österreich daher keine Rücksicht mehr zu nehmen.

Gegen Deutschland kämpft im Osten Rußland, im Westen Frankreich, Belgien und England. Eine gewaltige Kriegsmacht zu Lande, nicht minder aber zur See, wenn auch die überlegene Flottenmacht Englands uns nicht bange zu machen braucht, denn sein Flottenbauplan ist noch nicht ganz durchgeführt und seine Schiffe sind in der ganzen Welt zum Schutze der englischen Kolonien streifend. Für den europäischen Kriegsausbruch, für eine Seeschlacht



v. Putsch,  
österreichischer Generalstabchef.



Freiherr v. Högenberg,  
österreichisch-ungarischer  
Generalstabchef.



v. Krobatin,  
österreichisch-ungarischer  
Kriegsminister.



Stefanowitsch,  
österreichischer Kriegsminister.

gegen uns kommt nur ein Teil der englischen Flottenmacht in Frage. Der Hauptübelstand der englischen Flotte ist aber der Mangel an Besatzung. In Friedenszeiten fehlt etwa ein Drittel der erforderlichen Mannschaften, und wenn auch im Kriege mehr Anstrengungen gemacht werden dürften, um den Bedarf an Mannschaften zusammenzubringen, so ist es bei dem Fehlen der allgemeinen Wehrpflicht sehr fraglich, ob die Bemühungen Erfolg haben werden. Auch die Kriegsbegeisterung und Disziplin der englischen Schiffsmannschaft steht weit hinter derjenigen unserer „blauen Jungen“ zurück, die für ihr Vaterland, nicht für den täglichen Sold fechten und daher im Seekrieg nicht geringere Kampfbegier und Stoßkraft betätigen werden als unsere unvergleichlich tüchtigen Landmacht.

Die russische Armee steht ihrer Zahl nach nur auf dem Papier. Die dort genannten Millionen können unmöglich aus dem gesamten russischen Reiche an unseren Grenzen zusammengezogen werden. Überall ist die Korruption in der russischen Beamtenschaft so ungeheuerlich, daß der Kriegsbedarf oft gänzlich fehlt und die Verpflegung der Truppen fast unmöglich gemacht ist.

Die Franzosen stehen in der Kultur höher als die Russen, ihr Heer ist deshalb auch höher einzuschätzen. Aber auch hier fehlt die Kriegsbereitschaft. Die Artillerie steht weit unter der untrigen; das Proviantwesen liegt im Argen. Dazu kommt noch, daß Rußland von aufrührerischen Umtrieben zerrüttet ist und das Volk vom Krieg nichts wissen will. Ebenso protestiert man in Frankreich gegen den Krieg, kurz, jede Einigkeit fehlt. Belgiens Kriegsmacht spielt für uns nur eine geringe Rolle. Die kriegsführenden Mächte Serbien und Montenegro sind zu unbedeutend, um einen großen Einfluß auf den Gang der Ereignisse auszuüben.

Demgegenüber stehen die Heere Deutschlands und Österreich-Ungarns geübt und gefestigt, da, eilig in dem Willen, die gemeinsamen Feinde niederzuwerfen. Sowohl unser Heer wie auch dasjenige Österreich-Ungarns ist in allen seinen Einzelheiten in strenger Disziplin ausgebildet, die einzelnen Waffengattungen und das Proviantwesen sind zur höchsten Stufe entwickelt. Es sind mehr Soldaten und mehr Schiffe vorhanden, als auf dem Papier stehen, und vom gelamten Kriegsbedarf fehlt kein Holentopf.

Schließlich sei noch eine Waffe erwähnt, mit der wir unseren Gegnern schwere Wunden schlagen können: unsere Luftflotte. Wenn auch die französisch-russische Luftflotte der Zahl nach größer zu sein scheint als die untrige, so steht sie ihr an Leistungsfähigkeit doch weit nach. Der Kriegsausbruch wird zeigen, welche überlegene Waffe die deutsche Luftflotte darstellt, wenn ihr erst einmal Gelegenheit geboten sein wird, ihre Wirksamkeit in vollem Umfange zu entfalten. Bei der Einnahme von Lüttich, also schon etwa am fünften Tage der deutschen Mobilisierung, ist bereits ein Zeppelin-Luftschiff erfolgreich in Tätigkeit getreten. Somit können wir getrost den Kampf gegen unsere Feinde aufnehmen. Die deutsche Nation wird dem greisen Grafen Zeppelin nie genug dafür danken können, daß er ihr eine so herrliche Waffe geschenkt hat.

Der 28. Juni 1914 war für die habsburgische Monarchie ein Schicksalstag, wie sie einen gleichen bis dahin nicht

erlebt hatte. Der Thronfolger des greisen Kaisers Franz Joseph, Erzherzog Franz Ferdinand, fiel einem Mordanschlag zum Opfer. Der erste Gedanke, der bei dieser Nachricht die ganze Kulturwelt durchdrang, war: Was wird dem greisen Herrscher Österreich-Ungarns noch beschieden sein? Kein Leid ist diesem Dulder auf dem Kaiserthron erpart geblieben. Kaum achtzehn Jahre alt, war er in dem weltbewegenden Jahre 1848 zur Regierung gelangt und mußte seine ganze Kraft aufwenden, um die in allen Teilen der Donaumonarchie züngelnden Flammen des Aufstandes zu ersticken. Seinen einzigen Sohn, den Kronprinzen Rudolf, raffte ein düstres Verhängnis in der Blüte seiner Jahre hinweg. Dann kam der Mordanschlag an der Kaiserin, und als schließlich auch dieser Schmerz überwunden war, mußte der greise Herrscher sein vierundachtzigstes Lebensjahr den Erben seines Thrones unter Würderrhand enden sehen.

Erzherzog Franz Ferdinand hatte an den großen Gebirgsmandern teilgenommen, die im Juni in Bosnien stattfanden. Der Aufenthalt in Serajewo, der bosnischen Hauptstadt, und die aus diesem Anlaß vorbereiteten Empfangsfestlichkeiten sollten die Manöver beschließen.

Am Sonntag früh traf der Erzherzog in Begleitung seiner Gemahlin aus dem Auzori Stütz in Serajewo ein und begab sich mit seinem Gefolge in mehreren Automobilen nach dem Rathaus. Gegen elf Uhr passierte der Zug die nach dem Rathaus führenden Straßen, in denen sich eine große Menge eingefunden hatte, die das erzherzogliche Paar ehrfurchtsvoll begrüßte. Plötzlich wurde gegen das Auto des Thronfolgers eine Bombe geworfen. Der Erzherzog erkannte rechtzeitig die Gefahr, sprang auf und schlug die Bombe zur Seite. Sie fiel hinter dem Kraftwagen zu Boden. Durch die Sprengflut wurden eine Reihe von Personen aus dem Publikum sowie einige in den folgenden Automobilen fahrende Serren aus dem Gefolge des Erzherzogs verletzt.

Der Täter, der von herbeieilenden Polizisten zu Boden geschlagen wurde, gab an, Cabrinovic zu heißen, Typograph von Beruf zu sein und aus Trebinje (Herzegowina) zu stammen. Die Bombe war eine Flächenbombe, mit Nägeln und gehacktem Blei gefüllt. Die Explosion war so heftig, daß in einem Geschäft der erste Kollaps durchschlagte wurde.

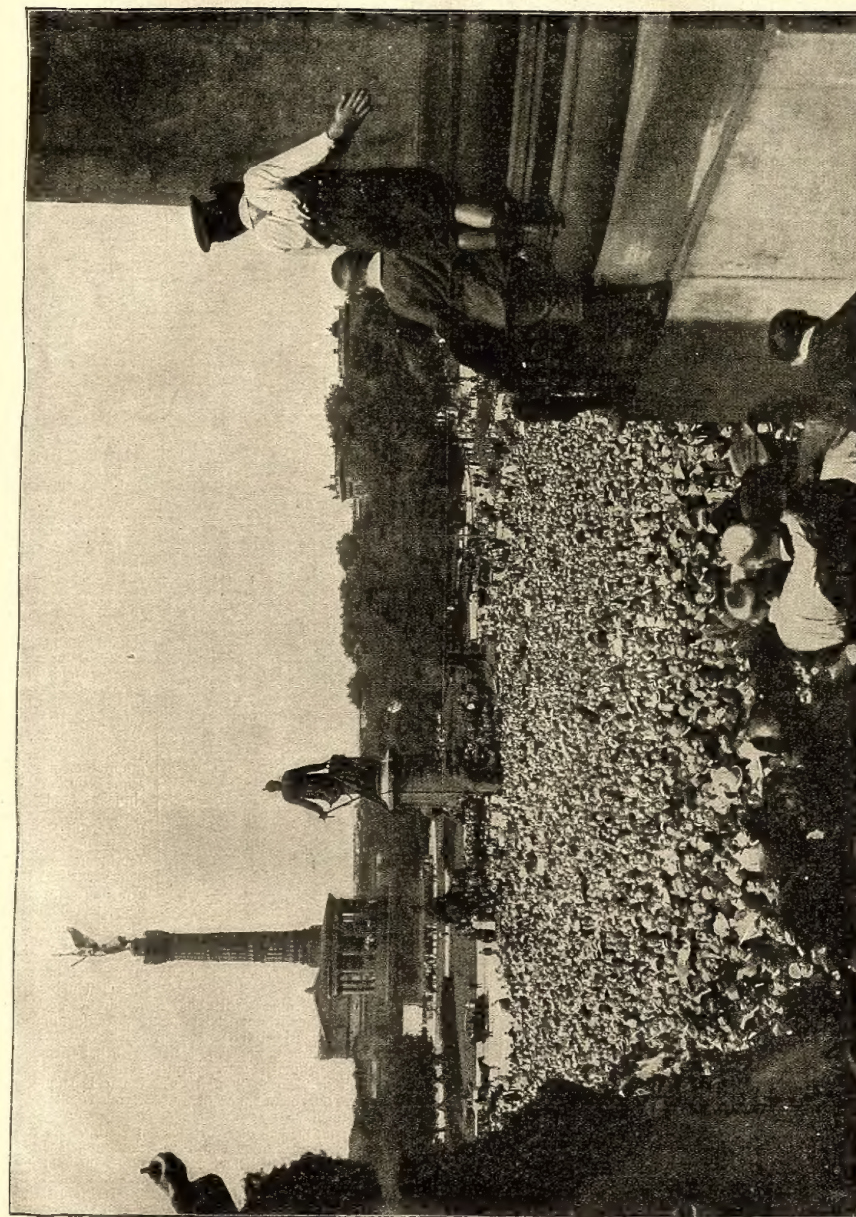
Nach dem Bombenattentat auf den Thronfolger, bei dem Erzherzog Franz Ferdinand unversehrt blieb, legte das erzherzogliche Paar seine Fahrt nach dem Rathaus fort, nach dessen Befestigung der Erzherzog ins Garnisonlazarett fahren wollte, um den bei dem Mordanschlag verwundeten Oberleutnant Merizzi zu besuchen. Als das Automobil an die Ecke des Appellais und der Franz-Joseph-Straße am Hauptplatz von Serajewo kam, erfolgte der zweite Anschlag. Aus der Menge sprang plötzlich ein gutgeteilter junger Mann hervor und gab auf das Erzherzogspaar aus einer Browningspistole zwei Schüsse ab. Die erste Kugel schlug durch den Wagenrand, traf die Herzogin von Hohenberg in den Unterleib und drang auf der anderen Seite des Wagens wieder heraus. Die zweite Kugel traf den Erzherzog in die Halsgegend. Die Herzogin war sofort demütiglos und sank dem Erzherzog in den Schöß.





Das Attentat auf den Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand von Österreich und seine Gemahlin  
in Serajevo am 28. Juni 1914.

Nach der Skizze eines Augenzeugen gezeichnet von Felix Schwarzmstadt.



Der Gottesdienst am Bismarckdenkmal in Berlin am 2. August 1914.

H. Meyer, Berlin 1914.



Der Erzherzog verlor nach einigen Sekunden das Bewußtsein. Das Thronfolgerpaar wurde sofort nach dem Konat gebracht, wo Regimentsarzt Dr. Payer feststellte, daß der Tod bereits eingetreten war.

Erzherzog Franz Ferdinand war ein großer Reorganisator der österreichischen Armee; sein Tod bedeutet einen unerklärlichen Verlust. Er wurde als ältester Sohn des Erzherzogs Karl Ludwig, eines Bruders des Kaisers Franz Joseph, aus seiner Ehe mit der Prinzessin Annunziata von Bourbon-Sizilien am 18. Dezember 1863 geboren.

Durch den tragischen Tod des Kronprinzen Rudolf im Jagdschloß Mayerling wurde er, kaum sechsundzwanzig Jahre alt, der nächste Thronanwärter. Franz Ferdinand hat wie kein anderer Kronprinz von jeher um seine Stellung kämpfen müssen. Nach Rudolfs Tode wurde in Wahrheit nicht ihm, sondern seinem jüngeren Bruder, dem lebensfrohen Otto, die Krone zugebach, da man bei Franz Ferdinand ein „unheilbares“ Lungeneiden konstatiert haben wollte. Indes kräftigte sich seine Gesundheit auf einer zweijährigen Weltreise 1893 bis 1895 derart, daß der physische Befähigungsnachweis für die Rolle eines Thronfolgers nunmehr als erbracht angesehen werden mußte. Die Eindrücke dieser Weltreise legte Franz Ferdinand in einem sorgsam geführten Tagebuch nieder. Er tat aktiven Dienst in der Armee und wurde gleichzeitig durch Einführung in Staatsrecht und Zivilverwaltung auf den Herrscherberuf vorbereitet. Da unterdrückt ein Ereignis die idyllische Stille des Thronfolgerdaseins.

Franz Ferdinand, den man damals mit der ältesten der sechs Töchter des Erzherzogs Friedrich, der Erzherzogin Christine, zu vermählen gedachte, übernahm seinen Titel und den ganzen Hof mit der Erklärung, daß er nicht die Erzherzogin, sondern die Hofdame ihrer Mutter, Gräfin Sophie Chotek, zu ehelichen wünsche, die am 1. März 1868 zu Stuttgart als vierte Tochter des damaligen österreichischen Gesandten am württembergischen Hofe, Grafen Boshuslaw Chotek von Chotkowa und Wognin geboren war.

Franz Ferdinand blieb damals allen offenen und geheimen Widerständen zum Trotz unbeugsam. Nach einjähriger Überlegungsfrist willigte der Kaiser endlich ein, und am 1. Juli 1900 wurde nach einem feierlichen Thronverzicht Franz Ferdinands für die Abstammung dieser Ehe

diemorganatische Ehe des Thronfolgers mit der Gräfin Chotek, die der Kaiser zur Fürstin, später Herzogin Hohenberg ernannte, zu Reichsstadt geschlossen.

Die Stellung des Thronfolgers wurde in den letzten Jahren, namentlich auf militärischem Gebiete, immer hervorragender. Im Jahre 1898 wurde er „zur Disposition des Allerhöchsten Oberbefehls“ gestellt, 1902 zum Admiral ernannt, mit einer eigenen Militärkanzlei ausgestattet und mit der Leitung der großen Manöver betraut. Am 17. August 1913 wurde er endlich zum Generalinspekteur der gesamten bewaffneten Macht mit dem Oberbefehl über Heer und Flotte ernannt, eine Stellung, die sogar die des letzten Generalinspektors Erzherzog Albrecht, des Siegers von Custoza, übertraf. Nun mußte diese Stütze der österreichischen Wehrmacht durch Mordhand fallen.

Der eine der beiden Mörder, Princip, war erst neunzehn Jahre alt. Er gab bei dem Verhör an, sich schon lange mit der Absicht getragen zu haben, irgend eine Person aus nationalistischen Motiven zu töten. Er habe einen Augenblick gezögert, da sich auch die Herzogin im Automobil befand. Dann aber habe er sich gefeiert. Er leugnete, Mitwisser zu haben. Der zweite, der einundzwanzigjährige Typograph Cabrinovic, zeigte beim Verhör ein sehr schamloses Wesen. Auch er erklärte, seine Komplizen zu haben. Cabrinovic war nach seiner Tat in den Fluß gesprungen, jedoch von nachspringenden Wachtleuten und von Personen aus dem Publikum aufgehalten und verhaftet worden.

Wenige Schritte vom Schauplatz der zweiten Tat wurde eine unwirksam gebliebene Bombe aufgefunden. Sie war höchstwahrscheinlich von einem dritten Verschwörer weggeworfen worden, nachdem dieser gesehen hatte, daß der Anschlag gelungen war. Princip erklärte, er habe längere Zeit in Belgrad studiert. Cabrinovic behauptete, die Bombe von einem Anarchisten in Belgrad erhalten zu haben, dessen Namen er nicht kenne.

Bezeichnend ist, daß das Attentat am Vortage des serbischen Nationalfestes Vidovdan, dem Erinnerungstage der Schlacht auf dem Amselfelde, verübt wurde, an dem gewöhnlich das serbische Nationalgefühl durch die chauvinistischen Blätter besonders aufgeflakelt wird. Die sofort eingeleitete Untersuchung ergab auch bald, daß die Fäden der Verschwörung nach Belgrad führten, wo ein weitverzweigtes



Wilhelm II., Deutscher Kaiser, König von Preußen.

Wir sind im tiefsten Frieden in des Wortes wahrster Bedeutung überfallen worden. ... Dem Gegner werden wir zeigen, was es heißt, Deutschland in so niederträchtiger Weise zu verletzen, und nun empfehle ich Euch Gott.

(Aus der Kaiserin Kaiser Wilhelm dem Kaiser, Schloß zu Berlin am Abend des 21. Juli.)

Komplot zur Ermordung des Thronfolgers bestanden hatte.

Mit einwandfreier Sicherheit wurde festgestellt, daß die Attentäter von der serbischen Regierung gebunden waren. Das Subapostel Blatt „Is Giti“ veröffentlichte die Aussage des einen der Attentäter, Cabrinovic, die beweist, daß der intellektuelle Urheber des Attentats der Souschef Major Milan Radicevic im serbischen Generalstab war.

Die weitere Untersuchung wurde in größter Heimlichkeit geführt, und nichts drang weiter in die Öffentlichkeit, als daß

man auf dem Umwege über Belgrad erfuhr, es seien etwa hundert Serben unter der Anklage des Hochverrats in Bosnien verhaftet worden. Diese zahlreichen, mit der Mordtat in Zusammenhang gebrachten Verhaftungen wollten Serbien nach der Mitteilung des Belgrader Regierungsorgans zum Gegenstand diplomatischer Verhandlungen in Wien machen. Die ungenehmigten Gerichte wurden laut über die Verbrechen, deren die verhafteten Serben beschuldigt waren. Besondere Sensation erregte aber die Veröffentlichung der englischen Wochenchrift „John Bull“, die behauptete, Serbien habe vor etwa acht Monaten ein Geheimbureau in seiner Londoner Gesandtschaft errichtet, um gegen Österreich zu agieren. Dieses Geheimbureau habe die Verschönerung gegen Erzherzog Franz Ferdinand ausgeübt. Das Blatt fügt jedoch hinzu, daß es das gegenwärtige Gesandtschaftspersonal nicht ohne Beweise misstrauen könne.

Es erzählt weiter, beim Anzug der Gesandtschaft von Belgrad nach Wien habe ein Mann namens „Mancos“ in der Queen's Gate im vergangenen April seine viele wichtigen Dokumente verbrannt. Ein Stück eines halboberbrennten Dokuments sei im Besitze der Redaktion. Ein photographisches Faksimile ist mit dem Artikel veröffentlicht. Von der gedruckten Welle ist darauf „Lion Royale de Serbie“ (Königlich serbische Gesandtschaft) zu sehen, ferner genug von dem Datum, um den 5. April zu erkennen. Der Inhalt ist, wie „John Bull“ behauptet, in der Briefform des Geheimbureaus geschrieben. Das Blatt gibt an, den Schlüssel dazu zu besitzen, und bringt folgendes als Übersetzung:

In dieser ersten Stunde bin ich mir der ganzen Tragweite meines Entschlusses und meiner Verantwortung vor dem Allmächtigen voll bewußt.

Ich habe alles geprüft und erwogen.

Ich vertraue auf meine Helfer, die ich in allen Ecken und Werten um meinen Thron geschart habe und für die Ehre, Größe und Wohl des Vaterlandes zu schweren Opfern immer bereit waren.

Ich vertraue auf Österreich-Ungarns tapfere und von hingebungsvoller Begeisterung erfüllte Wehrmacht. Und ich vertraue auf den Allmächtigen, daß er meinen Willen den Sieg verleihen werde.

(Aus dem Manuskript des Kaisers Franz Joseph, in Wiener Blättern.)

Monarchie benutzt werden. Am Nachmittag erhielt der Gesandte Baron Giesl die Nachricht, daß zweihundert Komitatssoldaten nach Belgrad gekommen seien, um die Gesandtschaft in die Luft zu sprengen und unter den österreichischen und ungarischen Unterleuten ein Pogrom anzuzünden. Giesl suchte sofort Vorfälle, den serbischen Ministerpräsidenten, auf und erklärte, daß er für alle Vorposten nicht nur Serbien, sondern Völkern persönlich verantwortlich mache. Diese energische Sprache verfehlte ihre Wirkung nicht. Vor die



Franz Joseph I., Kaiser von Österreich und König von Ungarn.

In dieser ersten Stunde bin ich mir der ganzen Tragweite meines Entschlusses und meiner Verantwortung vor dem Allmächtigen voll bewußt.

Ich habe alles geprüft und erwogen.

Ich vertraue auf meine Helfer, die ich in allen Ecken und Werten um meinen Thron geschart habe und für die Ehre, Größe und Wohl des Vaterlandes zu schweren Opfern immer bereit waren.

Ich vertraue auf Österreich-Ungarns tapfere und von hingebungsvoller Begeisterung erfüllte Wehrmacht. Und ich vertraue auf den Allmächtigen, daß er meinen Willen den Sieg verleihen werde.

(Aus dem Manuskript des Kaisers Franz Joseph, in Wiener Blättern.)

Monarchie benutzt werden. Am Nachmittag erhielt der Gesandte Baron Giesl die Nachricht, daß zweihundert Komitatssoldaten nach Belgrad gekommen seien, um die Gesandtschaft in die Luft zu sprengen und unter den österreichischen und ungarischen Unterleuten ein Pogrom anzuzünden. Giesl suchte sofort Vorfälle, den serbischen Ministerpräsidenten, auf und erklärte, daß er für alle Vorposten nicht nur Serbien, sondern Völkern persönlich verantwortlich mache. Diese energische Sprache verfehlte ihre Wirkung nicht. Vor die

„Für die gängliche Beseitigung (elimination) von F. F. die Summe von zweitausend Pfund Sterling, zahlbar wie folgt: Tausend Pfund bei ihrer Ankunft in Belgrad aus der Hand des Herrn G. und der Rest von tausend Pfund bei Beendigung der Aufgabe, zahlbar wie oben. Die Summe von zweihundert Pfund für Ausgaben und um Agenten zu bezahlen usw., ehe sie hier abreisen. Ihre Arrangements nicht.“ Hier ist das Blatt abgerissen. F. F. soll, wie das Wochenblatt behauptet, Franz Ferdinand heißen.

Ein schwerer Druck lastete auf der ganzen politischen Welt. Alles, was nicht zu den Freunden der serbischen Königs- und Kaiserfamilie zählte, fragte nach Österreich, ob dem nicht bald von dort aus etwas geschehen werde. Man fand die österreichische Ruhe unbegreiflich, und doch war es keine Ruhe, sondern es war die Stille, die dem Sturm vorauszu-gehen pflegt.

Ein besonderer Vorgang gab noch Österns Feuer. Der russische Gesandte in Belgrad, Sartorius, hatte beim Belgrader österreichischen Gesandten, Baron Giesl, einen Besuch gemacht, wurde während des Gesprächs vom Schloß getrieben und nach wenigen Minuten. Nun beschuldigte man in Belgrad den österreichischen Gesandten, er habe Sartorius vergiftet. Dadurch wurde die Situation für die Österreich in Serbien außerordentlich, zumal die Menge noch durch Behauptungen der Belgrader Presse aufgeregt wurde. Unter solchen Umständen kam es am 12. Juli (23. Juni) zur Feier des Namenstages des Königs Peter zu aufgeregten Szenen. Dieser Tag sollte zu Ausfällungen gegen die Gesandtschaft und die Unterleuten der

Monarchie benutzt werden. Am Nachmittag erhielt der Gesandte Baron Giesl die Nachricht, daß zweihundert Komitatssoldaten nach Belgrad gekommen seien, um die Gesandtschaft in die Luft zu sprengen und unter den österreichischen und ungarischen Unterleuten ein Pogrom anzuzünden. Giesl suchte sofort Vorfälle, den serbischen Ministerpräsidenten, auf und erklärte, daß er für alle Vorposten nicht nur Serbien, sondern Völkern persönlich verantwortlich mache. Diese energische Sprache verfehlte ihre Wirkung nicht. Vor die



Gefandtschaft wurde eine Kompanie Infanterie und ein starkes Polizeiaufgebot beordert, und die Polizei von Belgrad wurde die ganze Nacht in Bereitschaft gehalten. Infolge dieser Vorkehrungen waren die beabsichtigten Angriffe der Serben ausgeblieben, aber nichtbedeutend weniger mußten die Österreichern auf ihrer Hut sein und das Schlimmste befürchten.

Bald hieß es allgemein, die österreichische Regierung bereite einen besonderen Schritt vor. Eine „Demarche“ nannten es die einen, ein Ultimatum die anderen.

Am Donnerstag den 23. Juli überreichte der k. k. österreichisch-ungarische Gesandte Baron Giesl der serbischen Regierung die folgende Note mit den österreichischen Forderungen:

„Am 31. März 1909 hat der königlich serbische Gesandte im Wiener Hofe im Auftrage seiner Regierung der k. k. Regierung folgende Erklärung gegeben:

Serbien erkennt an, daß es durch die in Bosnien geschaffenen Zustände in seinen Rechten nicht berührt wurde und daß es sich demgemäß den Entschließungen anstellen wird, die die Mächte in Bezug auf Artikel 24 des Berliner Vertrags treffen werden. Indem Serbien den Vorschlägen der Großmächte Folge leistet, verpflichtet es sich, die Haltung des Praefices und des Widerstandes, die es hinsichtlich der Annexion seit vergangener Oktober eingenommen hat, aufzugeben, und es verpflichtet sich ferner, die Richtung seiner gegenwärtigen Politik gegenüber Österreich-Ungarn zu ändern und künftighin mit diesem letzteren auf dem Fuße freundschaftlicher Beziehungen zu leben.“

Die Geschichte der letzten Jahre nun und insbesondere die schmerzlichen Ereignisse des 28. Juni haben das Vorhandensein einer geheimen Bewegung in Serbien erwiesen, deren Ziel es ist, von der österreichisch-ungarischen Monarchie gewisse Teile ihres Gebietes loszutrennen. Diese Bewegung, die unter den Augen der serbischen Regierung entstanden, hat in der Folge jenseits des Gebietes des Königreichs durch zahlreiche Schreckensstaten, durch eine Reihe von Attentaten und durch Mord Ausbruch gefunden. Weit entfernt, die in der Erklärung vom 31. März 1909 enthaltenen formellen Verpflichtungen zu erfüllen, hat die königlich serbische Regierung nichts getan, um diese Bewegung zu unterdrücken. Sie duldet das verbrecherliche Treiben der versammelten gegen die Monarchie gerichteten Vereine und Vereinigungen, die zugunsten der Presse, die Verherrlichung der Urheber von Attentaten, die Teilnahme von Offizieren und Beamten an untergeordneten Untertanen, sie duldet eine ungesunde Verheerung im öffentlichen Unterricht und duldet schließlich alle Kundgebungen, die die serbische Bevölkerung zum Haß gegen die Monarchie und zur Verachtung ihrer Einrichtungen verleiten konnten.

Diese Duldung, deren sich die königlich serbische Regierung schuldig machte, hat noch in jenem Momente andauerte, in dem die Ereignisse des 28. Juni der ganzen Welt die grauenhaften Folgen solcher Bewegung zeigten. Es erhellt aus den Aussagen und Geständnissen der verbrecherischen Urheber des Attentats vom 28. Juni, daß der Mord von Sarajewo in Belgrad ausgeht und daß die Mörder die Waffen und Bomben, mit denen sie ausgestattet waren, von serbischen Offizieren und Beamten erhielten, die dem serbischen Geheimbund Narodna Odbrana angehörten, und daß schließlich die Beförderung der Verbrecher und deren Waffen nach Bosnien von leitenden serbischen Grenzorganen veranlaßt und durchgeführt wurde.

Die angeführten Ergebnisse der Untersuchung gestatten es der k. k. Regierung nicht, noch länger die Haltung zuwiderer Langmut zu beobachten, die sie durch Jahre jenen Treibern gegenüber eingenommen hatte, die ihren Mittelpunkt in Belgrad haben und von da auf die Gebiete der Monarchie übertragenden werden. Diese Ergebnisse legen der k. k. Regierung vielmehr die Pflicht auf, dem Treiben ein Ende zu bereiten, das eine beständige Bedrohung für die Monarchie bildet. Um diesen Zweck zu erreichen, sieht sich die k. k. Regierung gezwungen, von der serbischen Regierung eine öffentliche Versicherung zu verlangen, daß sie die gegen Österreich-Ungarn gerichtete Propaganda verurteilt, das heißt die Gesamtheit der Bestrebungen, deren Ziel es ist, von der Monarchie Gebiete loszutrennen, die ihr angehören, und daß sie sich verpflichtet, diese verbrecherische und terroristische Propaganda mit allen Mitteln zu unterdrücken.

Um diesen Verpflichtungen einen feierlichen Charakter

zu geben, wird die königlich serbische Regierung auf der ersten Seite ihres offiziellen Organs vom 26. (13.) Juli nachfolgende Erklärungen veröffentlichen:

„Die königlich serbische Regierung verurteilt die gegen Österreich-Ungarn gerichtete Propaganda, das heißt die Gesamtheit ihrer Bestrebungen, deren Ziel es ist, von der österreichisch-ungarischen Monarchie Gebiete loszutrennen, die ihr angehören, und sie beauftragt ausdrücklich die grauenhaften Folgen dieser verbrecherischen Handlungen.“

Die königlich serbische Regierung bedauert, daß serbische Offiziere und Beamte an der vorgenannten Propaganda teilgenommen und damit die freundschaftlichen Beziehungen gefährdet haben, die zu pflegen sich die königliche Regierung durch ihre Erklärung vom 31. März 1909 feierlich verpflichtet hatte. Die königliche Regierung, die jeden Gedanken oder jeden Versuch einer Einmischung in die Geschichte der Bewohner, was immer auch eines Teils, Österreich-Ungarns mißbilligt und zurückweist, erachtet es für ihre Pflicht, Offiziere und Beamte aus der gesamten Bevölkerung des Königreichs ausdrücklich darauf aufmerksam zu machen, daß sie künftighin mit äußerster Strenge gegen jene Personen vorgehen wird, die sich derartiger Handlungen schuldig machen sollten, Handlungen, denen vorzuziehen und die zu unterdrücken sie alle Anstrengungen machen wird.“

Diese Erklärung wird gleichzeitig der königlichen Armee durch einen Tagesbefehl Sr. Majestät zur Kenntnis gebracht und im offiziellen Organ der Armee veröffentlicht werden. Die königlich serbische Regierung verpflichtet sich überdies:

1. Jede Publikation zu unterdrücken, die zum Haß und zur Verachtung der Monarchie aufreizt und deren allgemeine Tendenz gegen den ungeschwächten Bestand der letzteren gerichtet ist.

2. Sofort mit der Auflösung des Vereins Narodna Odbrana vorzugehen, dessen gesamte Propagandamittel zu konfiszieren und in derselben Weise gegen die anderen Vereine und Vereinigungen in Serbien einzugreifen, die sich mit der Propaganda gegen Österreich-Ungarn beschäftigen. Die königliche Regierung wird die nötigen Maßnahmen treffen, damit die aufgelösten Vereine nicht etwa ihre Tätigkeit unter anderen Namen oder in anderer Form fortsetzen.

3. Digne Verzug aus dem öffentlichen Unterricht in Serbien sowohl aus dem Lehrkörper als aus den Lehrmitteln alles zu beseitigen, was dazu dient oder dienen könnte, die Propaganda gegen Österreich-Ungarn zu nähren.

4. Aus dem Militärdienst und der Verwaltung im allgemeinen alle Offiziere und Beamte zu entfernen, die der Propaganda gegen Österreich-Ungarn schuldig sind und deren Namen unter Bekanntmachung des gegen sie vorliegenden Materials der königlichen Regierung bekanntzugeben sich die k. u. i. Regierung vorbehält.

5. Einzuwilligen, daß in Serbien Organe der k. u. i. Regierung bei der Unterdrückung der gegen den ungeschwächten Bestand der Monarchie gerichteten umstürzlerischen Bewegung mitwirken.

6. Eine gerichtliche Untersuchung gegen jene Teilnehmer des Komplotts vom 28. Juni einzuleiten, die sich auf serbischen Gebiete befinden. Von der k. u. i. Regierung hierzu bestimmte Organe werden an den diesbezüglichen Erhebungen teilnehmen.

7. Mit aller Verschleunigung die Verhaftung des Boja Tankovic und eines gewissen Milan Gaganovic, serbische Staatsbeamte, vorzunehmen, die durch die Ergebnisse der Untersuchung kompromittiert sind.

8. Durch wirksame Maßnahmen die Teilnahme der serbischen Behörden an dem Schmuggel von Waffen und Explosivstoffen über die Grenze zu verhindern, jene Organe des Grenzdienstes von Sabotage und Lofrika, die den Urheber des Verbrechens von Sarajewo mit dem Wertitt über die Grenze beihilflich waren, aus dem Dienst zu entlassen und streng zu bestrafen.

9. Der k. u. i. Regierung Aufklärungen zu geben über die nicht zu rechtfertigenden Äußerungen höherer serbischer Funktionäre in Serbien und dem Auslande, die ihrer Offiziersstellung ungeachtet sich nicht gehescht haben, sich nach dem Attentat vom 28. Juni in Interviews in feindseliger Weise gegen Österreich-Ungarn auszusprechen.

10. Die k. u. i. Regierung ohne Verzug von der Durchführung der in den vorigen Punkten zusammengefaßten

Maßnahmen zu verständigen. Die k. u. i. Regierung erwartet die Antwort der königlichen Regierung spätestens am Sonnabend, 25. d. M., um sechs Uhr nachmittags.“

Ein Memoire über das Ergebnis der Untersuchung von Sarajewo, soweit es sich auf die in Punkt 7 und 8 genannten Funktionäre bezieht, war dieser Note beigegeben.

Der österreichisch-ungarische Gesandte Baron Giesl war von seiner Regierung zugleich beauftragt worden, die serbische Regierung davon zu verständigen, daß Österreich-Ungarn sofort den Krieg erklären werde, wenn Serbien nicht innerhalb der gestellten achtundvierzigstündigen Frist den Forderungen Österreich-Ungarns nachkomme. Es kann nicht wundernehmen, daß eine derartige Sprache das größte Aufsehen in der ganzen Welt erregte. So zum Beispiel schrieb die „Kölnische Zeitung“, die vom Auswärtigen Amte inspiriert ist:

„Die österreichische Note stellt eine Anklage gegen einen Mord und einem Ernst dar, wie sie zwischen Staat und Staat in der neuesten Geschichte nicht mehr gehört wurde. Die Bestrafung verläßt den Zug unbedingter Entschlossenheit. Mit Erstaunen wird Europa aus den Einzelheiten der Note entnehmen, bis wohin die Fäden der Verschwörung reichen, deren Ergebnis der Mord in Sarajewo ist. Man sieht in den Abgrund politischer Entartung und Unkultur, wenn man liest, wie das verbrecherische Treiben wahnwüthiger Mörder untersucht und gefördert wurde. Dies gibt der Angelegenheit eine allgemeine europäische Bedeutung. Ungelöstes das bedeutsamen Voteninhalts wird wohl niemand in Europa zweifelhaft sein, daß es das Friedensinteresse erfordert, daß durch die Sprache der europäischen Presse in Belgrad der Eindruck vertieft werde, Serbien müsse solchen gerechten Forderungen nachgeben, um einen Konflikt zu vermeiden. Aus den Tatsachen der Note ergibt sich, daß die politische Vernunft und die elementarste Gerechtigkeit es gebieten, in die Auseinandersetzung nicht einzugreifen und den möglichen Zusammenstoß zwischen zwei großen Nationen zu vermeiden.“

Die europäischen Friedens, demjenigen, der in dem Streit so schwer unrecht hat, nicht den Rücken zu stützen, sondern ihn mit Entgegenkommen zu mahnen, damit der Streit Sache der österreichisch-serbischen Beziehungen bleibe. Vom europäischen Standpunkte aus ist es wünschenswert, daß, nachdem Serbien die nötige Genehmigung gegeben hat, die Beziehungen sich doch wieder normal und ersprießlich gestalten.“

In Österreich selbst fand das Ultimatum zunächst keine ungeteilte günstige Aufnahme. Glaubten die grundsätzlichen Gegner der Regierung doch wieder einen Anlaß zu haben, um gegen den Krieg zu protestieren. Aber als sie merkten, daß es galt, die höchsten Ergründungen der Kultur gegen russische Willkür zu verteidigen, standen sie ebenso treu zu ihrem Herrscher wie die Regierungspartei. In Ungarn dagegen fand der österreichische Schritt sofort begeisterte Zustimmung. Hier hatte die Regierung des Ministerpräsidenten Graf Tisza seit Monaten in beständigem Kampfe mit der von Graf Andrássy geführten Gegenpartei gelegen. Bis zu Täuschlichkeiten und persönlichen Angriffen war die Gegnerschaft ausgeartet, wie sie in der Geschichte des Parlamentarismus einzig dastehen. Aber die gemeinsame Not des Vaterlandes hat die Gegensätze, wenn auch nicht vergessen, so doch schweigen gemacht. Andrássy stellte sich an Tiszas Seite, um gemeinsam mit ihm als ein leuchtendes Beispiel für das ganze Ungarn die schweren Tage durchzukämpfen. Bei Beginn der Sitzung des ungarischen Abgeordnetenhauses am 24. Juli sagte der Ministerpräsident: „Der Schritt Österreich-Ungarns bedarf keiner Rechtfertigung. Es müßte vielmehr erklärt werden, warum der Schritt erst jetzt erfolgte. Wir wollten abwarten, bis die Untersuchung in Sarajewo über gewisse Umstände vollständige Klarheit schafft. Auch wollten wir den Anschein vermeiden, als ob die Lebensnotwendigkeit der Entschlossenheit uns geleierte habe. Der Schritt ist vielmehr nach reiflicher Überlegung unternommen worden. Der Schritt ist keineswegs aggressiv, noch bedeutet er eine Herausforderung, da wir in der Note nichts anderes fordern als das, was Serbien aus natürlicher nachbarlicher Pflicht gewähren muß. Niemand kann uns vorwerfen, daß wir den Krieg suchen. Wir gingen vielmehr bis zur äußersten Geduldsgrenze. In der Überzeugung, daß der Schritt durch die Lebens-

interessen der Monarchie und der Nation gefordert wurde, werden wir die gesamten Folgen tragen.“

Hatten die österreichischen Schritte in der ganzen Welt das größte Aufsehen erregt, so sah man den Folgen des Ultimatus doch mit Ruhe entgegen. In Serbien war man geübter Stimmung und schon zum Nachgeben bereit — da trat der Zar, der sich zum Beschützer der Südslawen berufen fühlt, auf den Plan. Schon am 24. Juli wurde aus Petersburg gemeldet, daß der an diesem Tage abgehaltene Ministerrat fast vier Stunden gedauert habe, und man verstand, daß Russland unverzüglich eingreifen würde, von Österreich-Ungarn verlangen werde, die Frist des Ultimatus hinauszuverschieben, um der europäischen Diplomatie Zeit zu geben, ihren Einfluß geltend zu machen. Das amtliche Organ der russischen Regierung schrieb: „Die kaiserliche Regierung, lebhaft befohlen durch die überragenden Ereignisse und durch das an Serbien durch Österreich-Ungarn gerichtete Ultimatum, verfolgt mit Aufmerksamkeit die Entwicklung des österreichisch-serbischen Konfliktes, in dem Russland nicht gleichgültig bleiben kann.“ Am 25. Juli mittags erschien der russische Botschafter Prinz Rudolphe in Wien im Ministerium des Auswärtigen und überreichte das Schreiben Russlands, die an die serbische Regierung gestellte Frist zu verlängern. Das Schreiben wurde in höchster, aber entzifferter Weise abgelehnt. Überdies verbreitete die österreichische Regierung noch die Nachricht, daß sie jede fremde Einmischung ablehne und ihren eigenen Weg gehen wolle.

Daß diesen Weg auch zum Kriege führen könne, war nach Lage der Verhältnisse jedem klar. Im Laufe des 25. Juli wurden bereits an acht Armeekorps die Mobilisierungsbefehle abgeleitet, so daß die Monarchie schon in den nächsten Tagen über acht mobilisierte Armeekorps verfügte. Auch bei der Marine erfolgte sofort die Einberufung. In Wien waren umfassende Maßnahmen zu beobachten. Militärpatrouillen zogen durch die Stadt und wurden von der Bevölkerung lebhaft begrüßt. Die Donaubrücken standen unter militärischem Schutz, und alle Eisenbahnbrücken wurden von Soldaten bewacht. Alle österreichischen und ungarischen Familien verteilte eiligst die serbische Hauptstadt. In Serbien wurde ebenfalls schon am 25. Juli eine Teilmobilisierung eingeleitet, und zwei Divisionen folgten auf Kriegszugstand gestellt.

Die Entscheidungsfunde nahe heran. Mit Spannung erwartete die ganze Welt, was nun folgen werde. Auch in Deutschland war bereits in jede Brust die Meinung eingegeben, daß die Entscheidung in Belgrad zugleich die Entscheidung über Krieg und Frieden in Deutschland sei. Endlich in den späten Abendstunden des verhängnisvollen Tages erhoben sich in allen Großstädten der Kulturwelt die Stimmen der Straßenerkäufer, die ihre Extrablätter ausstießen. Erregt griff alles danach: die Büchel waren gefallen, wie sie fallen mußten. Die kurze amtliche Mitteilung lautete:

„Wien, 25. Juli. Ministerpräsident Boschitsch erschien wenige Minuten vor sechs Uhr in der k. u. i. Gesandtschaft in Belgrad und erteilte eine ungünstige Antwort auf die Note. Baron Giesl notifizierte ihm hierauf den Abbruch der diplomatischen Beziehungen und verließ mit dem Gesandtschaftspersonal um sechs Uhr dreißig Minuten Belgrad. Die serbische Regierung hatte schon früher, um drei Uhr nachmittags, die Mobilisierung der gesamten Armee angeordnet. Der Hof und die Regierung, sowie die Truppen räumen Belgrad. Die Regierung soll nach Kratujewatz verlegt werden.“

Die Haltung der österreichischen Regierung fand nicht nur in der ganzen österreichisch-ungarischen Monarchie, sondern auch im Deutschen Reich begeisterte Aufnahme. Schon am 25. Juli vormittags bildeten sich vor dem Kriegsmuseum in Wien wiederholt größere Menschenansammlungen. Als Erzherzog Friedrich, der Nachfolger des ermordeten Thronfolgers im Oberkommando der Armee, das Gebäude verließ, wurde er vom Publikum mit lebhaften Schreien begrüßt. Am folgenden Tage erneuerten sich die Kundgebungen der Bevölkerung. Bei stürmendem Regen sammelten sich Tausende vor dem Kriegsmuseum. Die Soldaten und Offiziere wurden mit begeisterten Zurufen begrüßt und die Truppen marschierten unter Voraustragung schwarzgelber Fahnen und unter dem Winken





Militäristen auf dem Marsche zum Bahnhof.

nationalistischer Völkern durch die Straßen. In Budapest durchzogen in der Nacht vom 25. zum 26. Juli begeisterte Gruppen die Stadt. Vor dem Nationalkafé sang die Menge patriotische Lieder. Ein deutscher Fabrikant feierte in einer Rede die deutsch-österreichische Bundesgenossenschaft. Graf Madin Jichy bestieg eine improvisierte Tribüne und rief: „Der treue Bundesgenosse unseres Königs, Kaiser Wilhelm, lebe hoch!“ Nicht minder groß war die Begeisterung in Agram, ebenso in Prag, wo die Nachricht von dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Serbien am 25. Juli gegen halb acht Uhr durch Extrablätter bekanntgegeben wurde. Vor den Redaktionen der Zeitungen hatten sich Tausende von Menschen angesammelt, die mit größter Spannung die Depeschen erwarteten. Als die entscheidende Meldung herausgegeben wurde, brach die Menge in begeisterte Hochrufe auf Österreich und den Kaiser sowie in Hufe auf Serbien aus.

Mit tief empfundener Genugtuung verzeichnete die österreichische Presse die Haltung Deutschlands. Nicht nur gaben die Blätter in allgemeinen Wendungen ihrem Dank dafür Ausdruck, sondern die „Wiener Mittagszeitung“ bezeugte ihm auch in einem offenen Brief an den deutschen Botschafter in Wien, Herrn v. Tschirschky. Sie sei überzeugt, damit im Sinne des gesamten österreichischen Volkes zu handeln. Die nachstehenden Meldungen befanden diese wohlwollende Dankbarkeit. Der offene Brief der „Wiener Mittagszeitung“ hat folgenden Wortlaut:

„Die österreichisch-ungarischen Vertreter haben das Bedürfnis, dem kaiserlichen Deutschland ein aufrichtig empfundenes Wort zu sagen. Wenn unsere Vorfahren dies- und jenseits der Südbenken eine harte Probe auf den dauernden Bestand des gigantischen Bündnisses anstehen, so wissen Sie, daß eine bessere Gewähr in den Herzen der Völker lebt. Wo. Erzellenz! Wir haben gestern und heute eine wundervoll tieferschütternde Manifestation der Nibelungentreue erlebt und sind offen genug, zu gestehen, daß wir zwar eine ähnliche Gesinnung erwartet hätten; aber wir schämen uns ebensowenig, zu bekennen, daß die Einmütigkeit, der Eifer und die heiße, vernehmende Teilnahme dieser grandiosen Kundgebung uns zu Tränen gerührt hat. Wir haben natürlich erfahren, daß diese Lebens- und Charakterverwandtschaft der Völker,

daß diese Heiligkeit der Tradition und Gefühle magischer und fester knüpfen als die Gehege des Moments. Empfangen Sie, Herr Botschafter, unserer Väter begeisterten Dank, empfangen Sie das Versprechen, daß wir solche ablicher Tat uns durch Handeln und Gedanken wert erzeigen werden. Empfangen Sie dieses fruchtbarer und schirmender Liebe in erster Stunde geweihte Unterpfand.“

Die „Reichspost“ schrieb: „Mit Dankbarkeit begrüßen wir die Einmütigkeit, mit der die Presse Deutschlands in diesen ersten Stunden, wo es auf mehr ankommt, als darauf, ob Österreich-Ungarn sich wird mit Serbien auseinandersetzen müssen, die Treue des Bundesgenossen ausdrückt. Es spricht daraus mehr als das Pflichtgefühl des durch Verträge Verbündeten; es sprechen daraus herzliche brüderliche Gefühle, welche in Zeiten der Gefahr doppelt erfreuen.“

Es ist selbstverständlich, daß nach Österreichs Kriegserklärung an Serbien schlimme Stunden für die österreichischen Staatsangehörigen in Belgrad heranrückten. Gleich am Abend nach der Kriegserklärung harrten fünfhundert Mitglieder der österreichisch-ungarischen Kolonie vor der ungarischen Agentur in Belgrad vergeblich auf ein Schiff, um nach Semlin zu gelangen. Es war eine wahre Schreckensnacht. Betrübte Soldaten heulten durch die Straßen, Freudenstücke trachten alle Augenblicke, wüßten Brüllen: „Nieder mit Österreich!“ ertönte. Am anderen Morgen erschien endlich ein Schlepper, um Schleppfähne abzuholen. Fünfzehn Personen gelang es, den Kapitän zu bewegen, sie mitzunehmen. In Semlin erlachten sie die Behörden, die nicht in Belgrad befindlichen Österreichern und Ungarn abzuholen. Das Schiff „Bessarab“, das dreihundert Serben nach Belgrad zurückbrachte, nahm die österreichisch-ungarische Kolonie nach Semlin mit. Hof und Regierung in Belgrad verließen schon am 25. Juli die Stadt, und am 27. Juli beschloßen auch die Bankhäuser, ihre Depots nach dem Inneren bringen zu lassen. Bald begann ein förmlicher Auszug von Familien, der vielfach auf hochbepackten Wagen erfolgte. Die Stadt bot ein Bild größter Verwirrung und Unruhe. Unter der Bevölkerung entstand eine Panik, die durch Gerüchte über einen bevorstehenden Einmarsch der Österreichern und ein Bombardement der Stadt noch erhöht wurde. In den



Bei der Abfahrt auf dem Bahnhof.

Photo-Haus Post, Wien.

Der Abmarsch von Hausgenossen.  
Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergen.



Abendstunden des 27. Juli versuchte der Mob aus den Vororten, darunter viele Zigeuner, Plünderungen, die das Militär nötigten, mit der Waffe vorzugehen.

Am gleichen Tage meldete die Wiener „Sonn- und Montagszeitung“, daß die Serben die Eisenbahnbrücke über die Donau zwischen Belgrad und Semlin in die Luft gesprengt hätten. Diese Eisenbahnbrücke führt über die Save südwestlich von Belgrad. Auf der Brücke überkreuzt die große Orientbahn Wien-Konstantinopel die Save, die dort eine Breite von vierhundert Meter hat, also schon ein bedeutendes Hindernis darstellt. Diese Brücke ist für das österreichische Heer von großer Bedeutung, weil die ganze österreichische, in Serbien einrückende Armee über sie geführt werden muß. Später stellte sich allerdings heraus, daß nur einige Teile und Pfeiler gesprengt waren, ein Schaden, der alsbald durch österreichische Pioniere einweisen wieder beseitigt wurde.

Am 27. Juli, an welchem Tage ein Teil der Pesther Garnison die Stadt in der Richtung nach Süden verließ, ereignete sich auch der erste Grenzwissenschaft. In der Nähe von Temesubin, bei Revenara auf ungarischem Boden an der Donau, wurden hundertzwanzig Mann ungarische Soldaten, die sich auf Schiffen der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft befanden, von serbischen Soldaten beschossen, worauf sich ein heftiges Gewehrfeuer entzündete, das zwanzig Minuten währte. Zwei serbische Schiffe wurden von den ungarischen Soldaten beschossen. — Der serbische Thronfolgerregent begab sich ins Hauptquartier in Valjevo, weil in militärischen Kreisen der erwähnte Grenzwissenschaft als Kriegsbeginn angesehen wurde. Die serbische Regierung begann nun, in Aschuprina, Semendria und Bogarevac große Truppenmassen zusammenzuziehen, die bestimmt waren, mit dem General Stefanowitsch an der Spitze bei Temesubin über die Donau zu gehen und in Ungarn einzufallen. Bereits am 25. Juli gegen zehn Uhr wurde der serbische Generalstabschef Putnik, der sich auf der Heimreise von einem Kurort nach Belgrad befand, auf einer kleinen Station, Kólentjöld bei Budapest, festgenommen. General Putnik war außerordentlich überfallen, da er nicht wußte, daß der Kriegszustand eingetreten war. Er versuchte Widerstand zu

leisten und weigerte sich, ein bereitstehendes Automobil zu besteigen. Putnik wurde zum Platzkommando gebracht.

Am Bahnhof wurde er von General Sorfich empfangen, der ihn für verhaftet erklärte. Vier Personen, wahrscheinlich serbische Generalstabsoffiziere, die den Generalstabschef auf seiner Reise begleiteten, und die Tochter Putniks wurden in einem Hotel untergebracht. Am nächsten Tage aber wurde der Generalstabschef wieder freigelassen infolge eines Telegramms von Kaiser Franz Joseph, worin wieder einmal die Ritterlichkeit des österreichischen Kaisers zum Ausdruck kam. General Putnik fuhr nach seiner Freilassung sofort in einem Extrazuge nach Belgrad.

Am 27. Juli überschritten die österreichischen Truppen die ungarisch-serbische Grenze und marschierten nach Mitrovitz, ihrem vorgedachten Ziel. Die Serben wurden überall zurückgeworfen und Mitrovitz besetzt. Mitrovitz ist ungarischer Grenzort an der Save mit etwa zwölftausend Einwohnern. Es liegt dem nördlichsten Zipfel Serbiens gegenüber und etwa hundert Kilometer von Valjevo, dem vorläufigen Hauptplatz der serbischen Armee. Dieser Vorstoß der Österreicher wurde nur mit einem kleinen Truppenteile vorgenommen, weil sich ja jener Teil der österreichischen Armee, der zur Aktion in Serbien bestimmt war, noch im Zustande der Mobilmachung befand.

Der Einmarsch der Österreicher in Serbien wurde in Wien mit stürmischem Jubel begrüßt. Der Jubel wurde noch größer, als bald darauf die Kunde kam, daß die ersten serbischen Gefangenen gemacht worden seien. Auf der Donau bei Rorewa wurden die serbischen Truppentransportdampfer „Baba“ und „Jar Nikolaus“ von den österreichischen Booten der Donauflotte aufgebracht und dabei die ersten serbischen Gefangenen gemacht.

Jetzt kamen aber auch zuverlässige Nachrichten, daß Rußland beginne, seine Truppen an der österreichisch-russischen Grenze zusammenzuziehen. Österreich-Ungarn war dadurch genötigt, für den Schutz seiner Grenzen auch die Mobilisierung gegen Rußland anzuordnen und schließlich den Krieg zu erklären. Damit war der Bündnisfall für Deutschland gegeben. (Fortsetzung folgt.)

## Illustrierte Kriegsberichte.

### Die patriotischen Kundgebungen in der Reichshauptstadt.

(Siehe das Bild auf Seite 8.)

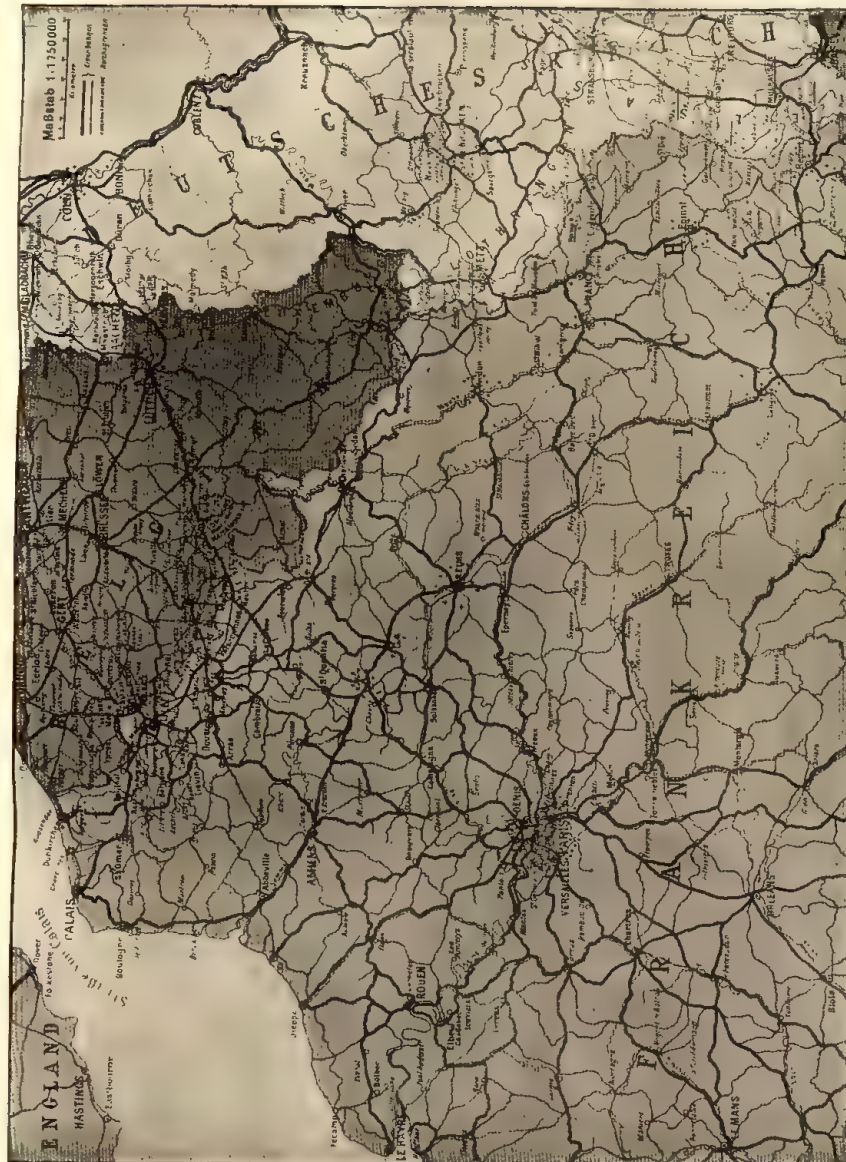
Wie in allen Städten des Deutschen Reiches und in Österreich-Ungarn, worüber später noch an besonderer Stelle berichtet wird, so zeugten von der wundervollen Stimmung, die unser Volk von Anfang an befeuerte, auch die Kundgebungen in der Reichshauptstadt. Aber es war keine übermäßige, leichtfertige Hurrastimmung, hier so wenig wie irgendwo im Reiche. Allenfalls zeigte sich der tiefe Ernst der Lage auf den Gesichtern ausgeprägt, nicht minder aber auch die unbedingte Zuversicht zum Erfolg der guten Sache, für die wir das Schwert ziehen sollten. Dann kamen Augenblicke, wo dieser zuverlässige Ernst in Ausbrüche glühender Begeisterung ausbrach. Schon der ganze 31. Juli, an dem der Kaiser und die Kaiserin nach Berlin zurückkehrten, stand im Zeichen dieser Begeisterung. Die Ankunft des Kaisers gab Anlaß zu einer großartigen Kundgebung der ganzen Berliner Bevölkerung. Mit stürmischen Hochrufen, in denen sich die Erregung der letzten Tage Luft machte, begrüßte die Menge den Monarchen, der, in der Uniform der Gardehussaree tiefenrot an der Seite der Kaiserin stehend, die Grüße erwiderte. Um dreizehn Uhr war der Kaiser im Schloß, auf dem sofort die Kaiserstange gehißt wurde. Wenige Minuten später, ehe die Erregung sich gelegt hatte, folgte das Automobil des Kronprinzen, der die Uniform der schwarzen Husaren trug und mit der Kronprinzessin und seinem ältesten Sohn ebenfalls mit begeisterten Huldigungen umgeben wurde. Ihren Höhepunkt erreichten die patriotischen Kundgebungen, als etwa um sechseinhalb Uhr der Kaiser, die Kaiserin und Prinz Walther an dem Fenster des Ritterhauses erschienen und der

Kaiser, oft von tosenden Zustimmungsrufen unterbrochen, an die vieltausendköpfige Menge die erste Ansprache richtete:

„Eine schwere Stunde ist heute über Deutschland hereingebrochen. Weder überall zwingen uns zu gerechter Verteidigung. Man drückt uns das Schwert in die Hand. Ich hoffe, daß, wenn es nicht in letzter Stunde meinen Bemühungen gelingt, die Gegner zum Einleben zu bringen und den Frieden zu erhalten, wir das Schwert mit Gottes Segen führen werden, bis wir es mit Ehren wieder in die Scheide stecken können. Enorme Opfer an Gut und Blut würde ein Krieg vom deutschen Volk erfordern. Den Gegnern aber werden wir zeigen, was es heißt, Deutschland anzugreifen. Und nun empfehle ich euch Gott. Jetzt geht in die Kirche und kniet nieder vor Gott und bittet ihn um Hilfe für unser braves Heer.“

Stürmische Hoch- und Hurraufe antworteten dem Kaiser, und dann fluteten noch Stundenlang die erregten Massen, nationalbische Lieder singend, durch die Hauptstraßen der Reichshauptstadt. Eine deutsche Fahne wird vorausgetragen. Jung und alt, Arm in Arm, marschieren wohlgeordnet im Gleichschritt heran. Und was sie singen, das drückt wirklich gleich einem Ruf wie Donnerhall.

In vorgerückter Nachmittagsstunde zieht man vor das Reichskanzlerpalais. Kurz vor Mitternacht sind die Massen ins ungeborene geschwollen; und sie harren, bis der Reichskanzler am Mittelfenster des Rongreßhauses erscheint, gleichfalls stürmisch begrüßt. Besser hätte Herr v. Bethmann Hollweg die Stimmung des Augenblicks nicht ausschöpfen können als durch den Hinweis darauf, daß man vor dem Hause Bismarcks stehe, der mit Kaiser Wilhelm dem Großen und Wolke das Reich geschmiedet hat. „Wir wollten“, so fuhr der Reichskanzler fort, „in dem Reich, das wir in vierundvierzigjähriger Friedensarbeit ausgebaut haben, auch ferner im Frieden leben. Das große Werk unseres Kaisers war der



Übersichtskarte des deutsch-französischen Krieges 1914.





Bewachung eines Tunnels durch Österreichisches Militär.

Erhaltung des Friedens gerichtet. Bis in die letzten Stunden hat er für den Frieden Europas gewirkt, und er wirkt noch für ihn. Sollte all sein Bemühen vergeblich sein, sollte uns das Schwert in die Hand gezwungen werden, so werden wir ins Feld ziehen mit gutem Gewissen und dem Bewußtsein, daß nicht wir den Krieg gewollt haben. Wir werden dann den Kampf um unsere Existenz und unsere nationale Ehre mit Einsetzung des letzten Blutstropfens führen. Im Ernst dieser Stunde erinnere ich Sie an das Wort, das einst Prinz Friedrich Karl den Brandenburgern zurief: „Lacht eure Herzen schlagen zu Gott und eure Kräfte auf den Feind!“

Unter erneuten stürmischen Hochrufen setzte der Zug seinen Weg durch die Wilhelmstraße fort. Auch vor das königliche Schloß zog man noch einmal. Aber dort bestieg ein Herr die Rampe des Schlosses und wies die huldigende Menge mit Nachdruck darauf hin, daß der Kaiser jetzt der Ruhe bedürfe.

Einen historischen Moment von tiefgreifender Weihestimmung brachte dann der Sonntag (2. August) in dem Feldgottesdienst beim Bismarckdenkmal vor dem Reichstagsgebäude. Unser Bild Seite 5 veranschaulicht ihn. Ein instinktives Gefühl hatte die gewaltigen Massen zu dieser bedeutsamen Stelle geleitet. Wohl dreihunderttausend Menschen füllten den weiten Platz, die Terrassen und Treppen und langen ergriffen das niederländische Dankgebet. Hofprediger

Döring fand die rechten Worte von der schweren Schidung, die Gott über die Völker verhängt habe, von der gerechten Sache Deutschlands und von der Hoffnung auf den Sieg. Entblöhten Hauptes hörten die Tausende die erschütternden und erhebenden Worte des Geistlichen angesichts des eernen Aien-senbildes unseres großen Staatsmannes, dessen Geist über der tief-ernsten Menge schwebt, die zum Schluß gemeinsam das Vaterland betet. Paul Enderling hat den Moment in einem packenden Gedicht festgehalten, in dem es zum Schluß heißt:

Das Vaterland. Und auf den Arden  
Liegen die Hunderttausend von Berlin.  
Und schweigend harret der große eiserne Mann.  
Erwacht er nicht eben?? Brüder, seht ihr  
nur an,  
Das Ballen der Fäuste, das Zucken seines  
Gesichts:  
„Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts...“  
„sonst nichts...“  
Jede Lippe spricht's nach und droht und  
versetzt.  
Über dem Königsplatz schwebt Bismarcks  
Geist...



Bewachung von Eisenbahnen und Brücken an der Österreichisch-italienischen Grenze.

Die kleinen Jungen auf unserm Bilde, die an die Säule der Reichstagsstreppe geschmiegt den Worten des Predigers lauschen, werden den großen historischen Augenblick wohl in ihrem Alter noch in unausslöschlicher Erinnerung bewahren.

## Kriegszustand und Mobil-machung.

(Hierzu die Bilder auf Seite 10 und 11.)

Eine ungeheure Spannung bemächtigte sich in den Tagen der Entscheldung der Gemüter. Am 31. Juli, um die Mittagsstunde, erschienen die ersten Extrablätter, welche die Ber-hängung des Kriegszustandes verkündeten, und schon am Tage darauf wurde der Befehl zur Mobilmachung gegeben.

Rain ging es an die Arbeit, und hierbei trat in hohem Maße die technische Kraft des deutschen Meßens hervor. In allen Städten und Gemeinden wurde der Mobilisierungsbefehl öffentlich angeschlagen, alsbald überall umlagert von den wackeren Streikern, die nun zu den Fahnen gerufen wurden, und fast plötzlich veränderte sich in den Garnisonstädten das alltägliche Straßenbild. Die Reibflame nagel-neue Felduniform tauchte auf, und Feldgrau wurde in den Stadtteilen, wo die Kasernen liegen, schnell vorherrschend. Schon am ersten Mobilmachungstage sah man ganze Kolonnen kältlicher Reservisten zu den Weidämtern ziehen, die sofort ärztlich untersucht, eingekleidet und mit Waffen und Munition versehen wurden. Alles ging wie bei einem Uhrwerk, glatt, wie am Schnürchen. Dann ein ununterbrochener Zustrom stammer, sonnenverbrannter Landleute, die ersichtlich hoben erst ihre Entearbeiten im Stiche gelassen hatten, um dem Rufe des Vaterlandes Folge zu leisten. Mächtig dröhnte ihr wuchtiger Schritt auf dem ungewohnten Straßenpflaster, kraftvoll ertlangen aus ihren frischen Reihlen patriotische Lieber. Ging es doch in den Kampf, in den Krieg, der den gewissenlosen, selbst vor dem Mordelmoord nicht zurückschreckenden Arbeiter endloser politischer Kämpfe galt; ging es doch gegen Heuchelei und Verlogenheit, gegen den ganzen sittlichen Tiefstand, der um eigenmüthiger Zwecke willen die Früchte deutscher Arbeit und die Größe des Vaterlandes anzustalten wagte.

Mittlerweile hatte man auch schon aus Stadt und Land eine große Zahl Pferde eingebracht, die in endlosen Reihen in den weniger verkehrsreichen Straßen fanden und so fort der Ausmusterung unterzogen wurden. Die Bahnhöfe

waren für den alltäglichen Personen- und Güterverkehr längst gesperrt, die Maschinen demnach unter Dampf. In aller Stille, teilweise sogar nächtlicherweile, wurden die ersten Frontregimenter einwaagiert. Oftmals wukte nur eine kleine Gemeinde davon; sie, die Väter, Frauen und Schweftern, ließen es sich nicht nehmen, den Scheidenben das Geleite zu geben. Schweren Herzens mögen sie den Weg zu den streng bewachten Bahnhöfen zurückgelegt haben. Aber in den letzten Augenblicken gab es doch noch da und dort eine ergreifende Szene, eine anfeuernde Rede, und als die Lokomotive zu schmauben begann, hüben wie drüben, solange man sich noch nahe wukte, begeisterte Hochrufe. Hoffen wir, daß sie alle, die da auszuziehen, den Sieg in West und Ost erstreiten und durch neue Heldentaten den Ruhm des deutschen Heeres mehren!

## Sicherung der Wege und Bahnen.

(Hierzu die Bilder auf Seite 14, 15, 17.)

Schon in den Tagen vor der Mobilmachung lag es auf uns allen wie eine dumpfe Ahnung: „Geht acht — seid auf der Hut!“ Satten doch erst kurz zuvor einige aufsehenerregende Spionageprozesse bewiesen, wie eifrig allerorten der Feind

den Ruhm des deutschen Heeres mehren! Schon in den Tagen vor der Mobilmachung lag es auf uns allen wie eine dumpfe Ahnung: „Geht acht — seid auf der Hut!“ Satten doch erst kurz zuvor einige aufsehenerregende Spionageprozesse bewiesen, wie eifrig allerorten der Feind den Ruhm des deutschen Heeres mehren! Schon in den Tagen vor der Mobilmachung lag es auf uns allen wie eine dumpfe Ahnung: „Geht acht — seid auf der Hut!“ Satten doch erst kurz zuvor einige aufsehenerregende Spionageprozesse bewiesen, wie eifrig allerorten der Feind den Ruhm des deutschen Heeres mehren!

waren für den alltäglichen Personen- und Güterverkehr längst gesperrt, die Maschinen demnach unter Dampf. In aller Stille, teilweise sogar nächtlicherweile, wurden die ersten Frontregimenter einwaagiert. Oftmals wukte nur eine kleine Gemeinde davon; sie, die Väter, Frauen und Schweftern, ließen es sich nicht nehmen, den Scheidenben das Geleite zu geben. Schweren Herzens mögen sie den Weg zu den streng bewachten Bahnhöfen zurückgelegt haben. Aber in den letzten Augenblicken gab es doch noch da und dort eine ergreifende Szene, eine anfeuernde Rede, und als die Lokomotive zu schmauben begann, hüben wie drüben, solange man sich noch nahe wukte, begeisterte Hochrufe. Hoffen wir, daß sie alle, die da auszuziehen, den Sieg in West und Ost erstreiten und durch neue Heldentaten den Ruhm des deutschen Heeres mehren!

waren für den alltäglichen Personen- und Güterverkehr längst gesperrt, die Maschinen demnach unter Dampf. In aller Stille, teilweise sogar nächtlicherweile, wurden die ersten Frontregimenter einwaagiert. Oftmals wukte nur eine kleine Gemeinde davon; sie, die Väter, Frauen und Schweftern, ließen es sich nicht nehmen, den Scheidenben das Geleite zu geben. Schweren Herzens mögen sie den Weg zu den streng bewachten Bahnhöfen zurückgelegt haben. Aber in den letzten Augenblicken gab es doch noch da und dort eine ergreifende Szene, eine anfeuernde Rede, und als die Lokomotive zu schmauben begann, hüben wie drüben, solange man sich noch nahe wukte, begeisterte Hochrufe. Hoffen wir, daß sie alle, die da auszuziehen, den Sieg in West und Ost erstreiten und durch neue Heldentaten den Ruhm des deutschen Heeres mehren!

waren für den alltäglichen Personen- und Güterverkehr längst gesperrt, die Maschinen demnach unter Dampf. In aller Stille, teilweise sogar nächtlicherweile, wurden die ersten Frontregimenter einwaagiert. Oftmals wukte nur eine kleine Gemeinde davon; sie, die Väter, Frauen und Schweftern, ließen es sich nicht nehmen, den Scheidenben das Geleite zu geben. Schweren Herzens mögen sie den Weg zu den streng bewachten Bahnhöfen zurückgelegt haben. Aber in den letzten Augenblicken gab es doch noch da und dort eine ergreifende Szene, eine anfeuernde Rede, und als die Lokomotive zu schmauben begann, hüben wie drüben, solange man sich noch nahe wukte, begeisterte Hochrufe. Hoffen wir, daß sie alle, die da auszuziehen, den Sieg in West und Ost erstreiten und durch neue Heldentaten den Ruhm des deutschen Heeres mehren!

## Unsere Gegner.

(Hierzu die Bilder auf Seite 18 und 19.)

Es es zum Schlagen kommt, ist es von allerhöchster Bedeutung, den Gegner, den es niederzurücken gilt, kennen zu lernen. Wir dürfen sicher sein, daß sowohl die deutsche Heeresleitung wie jene unserer Verbündeten jenseits der schwarzgelben Pfähle dabei von durchaus zutreffenden Anschauungen und Erfahrungen geleitet sind.

Wie groß ist die französische numerische Stärke? Die Armee der Franzosen gliedert sich in 20 Armeekorps, welche 20 Regionen des Mutterlandes entsprechen und die gleiche Nummer wie diese tragen. Die Sollfriedensstärke dieser 20 Armeekorps betrug im Jahre 1913 im Mutterlande 31 611 Offiziere und 613 717 Mann; sie wurde nach neueren zuverlässigen Berechnungen mittlerweile auf rund 760 000 Mann erhöht.

Zu der Sollfriedensstärke der Infanterie treten im



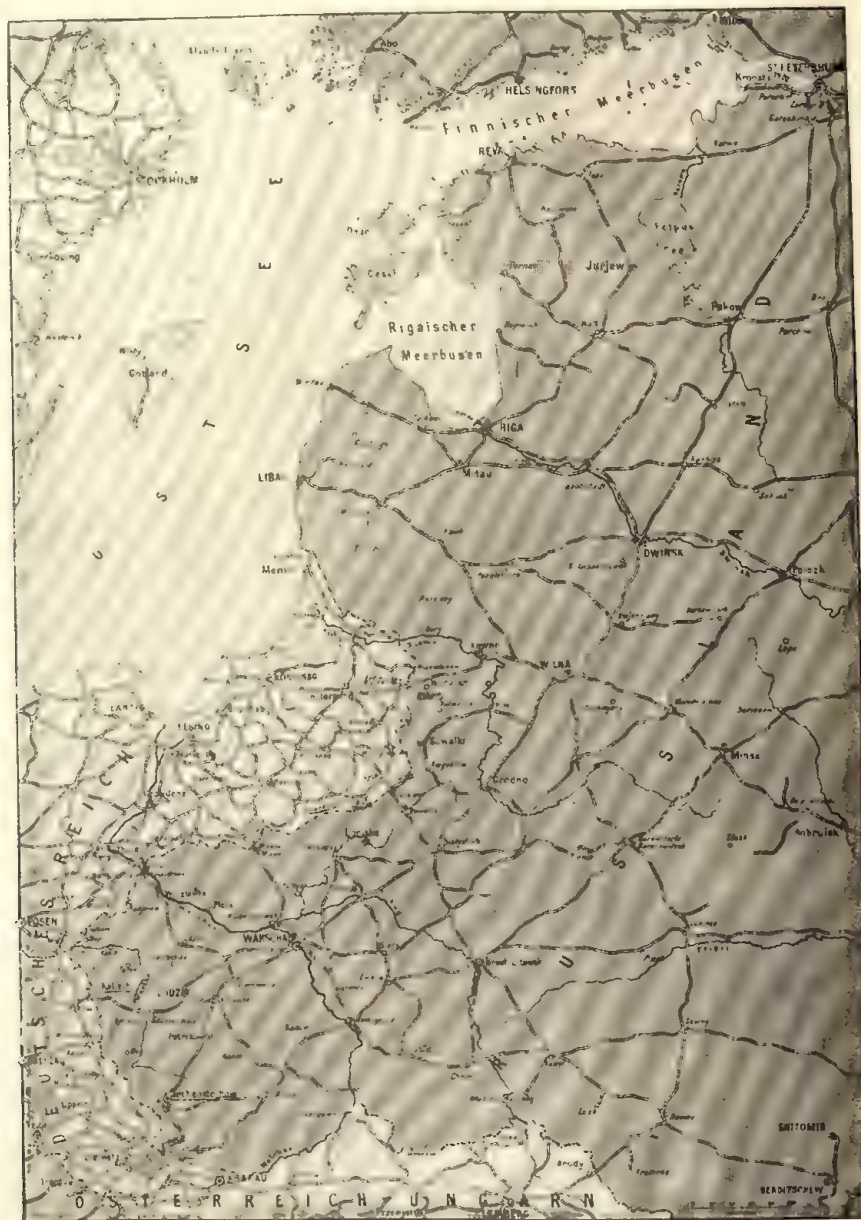
Französischer Wackelpfeil vor einem Signalfarnt auf dem Bahnhof St. Gervais.

Kriege Reservetruppen, und zwar zu den 173 aktiven Regimentern ebensoviele Reserveregimenter. Die Kavallerie stellt bei den Husaren, Dragonern und Jägern noch vier Reserveesadronen auf. Die Artillerie vermehrt ihre Geschütze für jedes Korps auf 144. Außerdem werden noch Territorialtruppen aufgestellt und Aufklärungsformationen gebildet.

Insgesamt dürfte sonach, ohne die letztgenannten Ergänzungstruppen zu berücksichtigen, die französische Feldarmee auf 1100 Bataillone, nahezu 600 Esadronen und 820 Batterien, oder rund 1 200 000 Mann Infanterie, 50 000 Kavalleristen und 3300 Geschütze einzuschlagen sein. Ein Armeekorps würde also die numerische Stärke von etwa 60 000 Mann darstellen.

Die französische Infanterie ist mit dem Gewehr System Reibel 1893 bewaffnet, dessen größte Schußweite 3400 Meter beträgt. Die französischen Maschinengewehre sollen imstande sein, 600 Schuß in der Minute abzugeben. Die Kavallerie führt mit Ausnahme der Kürassiere jetzt ebenfalls die gefürchtete Lanze, im übrigen den Säbel und Karabiner. Wir haben also im Westen einen numerisch sehr starken und anerkannt tapferen Gegner vor uns, was unsere Kriegsleitung naturgemäß veranlaßte, alle Energie walten zu lassen und alle Mittel moderner deutscher Kriegsmittel anzuwenden, wie die Schützen wüßten, nichts wäre verhängnisvoller gewesen, als in den französischen Feind zu verfallen, den Gegner zu unterschätzen. Der französische Elan ist fast sprichwörtlich geworden, aber wir haben jetzt wieder die Erfahrung gemacht, daß bei einem mißlungenen Vorstoß





Übersichtskarte der deutsch-russischen Grenze.



Das Aufhalten eines verbotenen Automobils an der oberbaltischen Grenze.  
Nach einer Originalaufnahme von Frau Birgen.





Eine russische Schützengrube.

auch Verwirrung und Panik gar zu leicht Platz greifen, und das scheint uns dem ruhigen und besonnenen deutschen Soldaten von vornherein ein ausschlaggebendes Übergewicht zu sichern. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Franzosen von jeher an einiger Überhebung tranken und den französischen Soldaten dem deutschen gegenüber, den sie tölpisch und läppisch nennen, zu einem Wundertier zu kempeln suchten. Nicht uninteressant ist es, daran zu erinnern, daß unlängst erst ein französischer Reserveoffizier dieser landläufig gewordenen französischen Anschauung energisch entgegentrat und seinen Landsleuten schlechtmäßig jagte, ihre Ansichten über den Wert deutscher Soldaten seien grundfalsch. „Ich kann auf das Bestimmteste versichern,“ so schrieb er, „weil ich mich mit eigenen Augen davon überzeugt habe: daß wir es mit einer ganz außerordentlich kraftvollen Truppe (Soldaten, Unteroffiziere und Subalternoffiziere) zu tun haben werden. Die Macht des Handelns ist bei allen bis zum Höchstmaße gesteigert. Man bläst sich freilich bei ihnen nicht so auf wie bei uns, sucht nicht aus jedem Soldaten einen Napoleon zu machen, der bei jedem Anlaß die Weltgeschehen leuchten läßt, mit denen er von der Natur so verschwenderisch ausgestattet ist. Der deutsche Soldat ist nicht sonderlich ansehnlich und finzig, aber man verlangt das wenigstens nicht von ihm. Stark soll er sein, kräftig und tüchtig — das genügt. Sie sind aus hartem Stahl, die auf Kommando loschnellen mit aller Kraft und Schnelligkeit, deren der Organismus nur eben fähig ist.“ Diese anerkennende Mahnung enthält zugleich ein ganz hübsches Bismarck von Selbsterkenntnis, und wir wollen ihr keine weitere Erläuterung anfügen.

Die belgische Armee ist numerisch schwach und reicht in militärischer Erziehung und Schulung nicht über den Wert des mittelmäßigen Milizerteilungssystems hinaus, das einem deutschen Ansturm gegenüber selbstverständlich nicht standzuhalten vermag. Ihre ziffermäßige Stärke wird, da in Belgien das neue Wehrgesetz noch nicht zu seiner vollen Wirkung gelangt ist, auf annähernd 70000 Mann einzuschätzen sein.

Und wie steht es mit Rußland?

Dieses belagert nach der Neuordnung seiner Armee, die nach dem japanischen Kriege angestrebt wurde, aber beziehungsweise heute noch nicht völlig durchgeführt ist, 37 Armeekorps, wovon sieben in Sibirien und drei im Kaukasus stehen. Von den für den europäischen Krieg verbleibenden 27 kommen zunächst die in den südlichen europäischen Bezirken stehenden neun Korps mit sieben Kavalleriedivisionen gegen Österreich-Ungarn in Betracht, wozu vielleicht noch zwei

Korps des Bezirkes Moskau stoßen. Verbleiben also noch 16 Korps mit acht bis zehn Kavalleriedivisionen, die gegen Deutschland zu Feld ziehen könnten. Aber das hat bei dem Mangel an Eisenbahnen in Rußland gute Weile; die Mobilmachung kann in diesem Riesenteilde naturgemäß nur langsam vor sich gehen. Rechnen wir hinzu, daß die polnische Revolution ihr Haupt zu erheben beginnt und daß man auch in der Ukraine dem militärischen Aufmarsch Widerstand entgegenstellt, so ist zu erwarten, daß die Lösung der verdammswerten Aufgabe, die sich das Moskowitertum gestellt hat, nicht nur verschleppt, sondern überhaupt in Frage gestellt wird.

Und der Gesichtswert der russischen Truppen? „Die Infanterie ist schwerfällig im Schützengraben und schießt höchst mittelmäßig,“ erklärt der deutsche General Reim auf Grund von zuverlässigen Mitteilungen und Erfahrungen eines höheren Offiziers, der an der Ostgrenze im Felde steht. „Das Dreiliniengewehr, mit dem sie bewaffnet ist, steht unseren Gewehren erheblich nach. Die Wehrzahl der Leute ist von kräftiger Gestalt, auch mit Kleidung und Schuhwerk gut versehen. Die Gefangenen, die wir bisher gemacht haben, sind reichlich stumpfsinnig und erzählen, man habe ihnen erst in Lwow, nicht an der deutschen Grenze, gesagt, daß Krieg sei. Jedenfalls sind unsere Leute ihnen an Kampfesfreude, Geschicklichkeit und Schußfertigkeit weit überlegen. Ihre feilbarte Schießart ist im allgemeinen nicht schlecht, aber die Granaten explodieren



Belgische Infanterie zum Angriff vorgehend.

Belgische Infanterie zum Angriff vorgehend.

meist nicht, so daß die Schrapnellwirkung ausbleibt und die Granaten nur als Bollerschöck wirken. Die russischen Kavalleriedivisionen reiten schneidig an, sowie sie jedoch in Artillerie- oder gar Infanteriefeuer kommen, machen sie kehrt.“

Ziehen wir mit aller Gelassenheit die Schlüsse aus diesen Betrachtungen und Erwägungen, dann steht unsere Sache, trotz der Zahl der Feinde, die uns umgeben, nicht schlecht. Darum nur das eine: „Auf Gott vertraut und nach Kräften dreingehaut!“

## Die Schlacht bei Mülhausen.

Schilderung eines Augenzeugen.

(Hierzu das Bild auf Seite 20.)

Wir haben große und furchtbare Dinge erlebt. Es hieß hier, das Oberesah solle preisgegeben werden, andere meinten aber auch, daß es sich nur um eine Falle für die Franzosen handle. Am Donnerstag (6. Aug.) rückten unsere

Berlin. Der Kaiser wird seine Koffer packen müssen.“ Es waren frische Jungen, hielten aber in miserablen Uniformen und hatten zerlumptes Sattelzeug, erlief teilweise durch Stride. Und der Tag ging weiter in unerhörter Schönheit, so still, unheimlich schön, man ahnte die Katastrophe. Zwischen vier und fünf Uhr sahen wir Truppen von den Bergen herbeiziehen, und schon kamen die ersten Kanonenschüsse im Norden Mülhausens bei Pfaffstätt (Borort). Das war deutsche Artillerie. Wir sahen, wie die ersten Schrapnelle in die Stadt einschlugen, wir sahen die französischen Artillerie feuern, die leuchtenden Ringe flogen, piffen und plagten. Und auf einmal kam uns die Erkenntnis, es geht auch um uns hier oben auf dem Rebberg. Wir flohen in den Keller, hatten gerade noch Zeit, den Kinderwagen, Sofa, Zwickbad und ein paar Stühle runter zu schaffen. Da kam's Schlag auf Schlag, immer stärker piffen die Bomben, immer sicherer plagten sie in unserer Nähe. Und dann kam ein Moment, dessen Schrecknis nicht zu sagen ist.



Belgarische.

Im Hintergrund: Infanterie (Belgarische), Kavallerie (Belgarische), General (Belgarische), Jäger zu Pferde (Belgarische), 2. Jäger-Regiment (Belgarische), Generalgruppe (Belgarische), Garabianer-Regiment (Belgarische), Train-Regiment (Belgarische).

Soldaten nach der Grenze ab. Am Freitag und Samstag gab es Gefechte bei Altkirch bis vor die Tore Mülhausens. Den ganzen Tag über erdröhnte Kanonendonner, gegen Abend hörte man Kleinf Feuer und Kampflärm. Unsere paar Regimenter leisteten erbitterten Widerstand, mußten aber vor der Übermacht zurück, und am Samstag Abend zogen die Franzosen mit klingendem Spiel in die Stadt ein. Schon am Freitag Abend hatten die ganze Pöhl, die Eisenbahn mit allen Lokomotiven, die Reichsbank die Stadt verlassen. Die Gleise waren gesprengt und die Stadt still wie ein Grab.

Der Sonntag kam herauf in strahlender Schönheit und beleuchtete die französischen Bivouacs gerade vor uns am Tammenwald und die Artillerie, die eine Viertelstunde von uns am Ramm nach der Ebene aufgezogen war. Ein ganzes französisches Armeekorps hatte die Stadt passiert. Eine Abteilung Husaren kam auch durch den Kronenweg. „Hier sind wir, hier bleiben wir,“ erklärten sie; „jetzt geht es nach

Unter Haus war getroffen, und wir sahen da im schwarzen Pulverdampf und wußten nicht: brennt es oder fängt alles zusammen? Und noch eine halbe Minute, und es schlug wieder ein, und zum drittenmal. Wir alle rangen die Hände in schweißendem Entsetzen und warteten auf das nächste Schrapnell, das uns zerschellen mußte. Unter kleiner Klaus war ganz still, nur seine Augen sahen groß und starr, und er verfluchte zu sagen: „Welt, es war schon ein bißchen weiter weg.“ Und es plagten noch viele Schüsse über uns. Wir dachten, wir müßten erlösen, bis wir endlich die Kellertür aufmachen konnten. Als die Detonation nicht mehr so ganz über uns war, hörten wir auf einmal unseren Gärtner und seine Frau rufen: „Kommen Sie raus, Ihr Haus fällt ein!“ Und ohne uns umzusehen, sind wir in wilder Flucht durch all den Granatenregen zu Nachbarns-leuten in den Keller gerannt. Später, als die Schüsse nicht mehr Schlag auf Schlag kamen, bin ich mit Ernst noch mal rüber, um Klaus' Matratze und Decken zu holen. Jetzt





Die Stadt Malhouse im Oberelsaß.  
Der Schauplatz des ersten deutsch-französischen Zusammenstoßes, durch den ein französisches Armeekorps und eine Division von ihrem Stützpunkt Helvet nach Süden abgedrängt wurden.

Phot. Dr. Ziemer & Co.

sah ich die Zerstörung. Im Nachbarhaus ist der halbe erste Stock zertrümmert, ein großes Loch, auch durchs Dach, zwei Zimmer und die Speichertreppe total zerstört. Bei uns keine Fensterscheibe mehr, die Zimmer voll Glassplitter, und sogar im Keller, wo wir saßen, Schrapnellstücke. Und es kam die Nacht, und ringsum entbrannte der furchterliche Nachtsturm. Wir saßen im Keller, zwölf Menschen in einem kleinen Mittelraum, der uns am höchsten schien. Es war eine furchtbare Schlacht, und sie wollte nicht enden. Da, gegen Mitternacht, hörten wir auf einmal die französische



Die Stadt Mactach in Elsass-Lothringen. Kreis Rappoltsweiler.

Phot. Dr. Ziemer & Co.

die noch vor der Kriegserklärung von den längst vorbereiteten französischen Truppen überfallen und nach den Ostschloß Gotschlag, Metzger, sowie dem Schloßpach vorübergehend besetzt wurde, obwohl die französische Regierung die Innehaltung einer unbefestigten Zone von 10 km zugesagt hatte.

einmal deutsche Kommandos, Signale: „Rartoffelsupp, Rartoffelsupp“ zum Angriff mit dem Bajonett. Die Kugeln flogen ums Haus und prasselten in die Bäume. Und drinnen aus der Stadt raste der Straßenkampf herauf, bis es dann gegen vier Uhr still wurde.

Wir gingen hinaus in die kalte Sternennacht und achteten gar nicht mehr darauf, daß immer noch einzelne Kugeln flogen. Die ersten Mähne schienen, der Mond stand fast und klar am Himmel. Und wieder schwall und raste eine wilde Schlacht im Lamm-

wald, dann wieder Totensille. Wir sahen das weite Schlachtfeld, wir sahen dunkle Körper, und als um halb fünf Uhr das erste Morgenrot über den Blauen (Schwarzwald) lag, rafften wir alles zusammen und flohen in rasendster Eile in die Stadt zu Bekannten. Raun waren wir dort, ging noch einmal eine schwere Kanonade über die Stadt, wir sahen wieder im Keller. Aber dann war der herrliche Sieg entschieden. Zwei Stunden später rasten die Autos, um die Verwundeten zu holen. Es lagen die Leichen in Haufen übereinander wie Kartoffelschäde.

Alle Spitäler sind voll von Verwundeten, ebenso die schnell errichteten Notlazarette und viele Häuser, die sich zur Aufnahme der Verletzten erboten hatten.

Es zogen nun unerhörte Mengen Soldaten in die Stadt ein. Ich sah die Feldpost, das Rote Kreuz. Der Stab ist da. Es war ein brausendes Jubeln bis abends neun Uhr. Da ging der Verrat an. Franzosen waren noch da, versteckt in den Häusern, und sie schossen, und wieder war's ein Straßenkampf und totes Maschinengewehrfeuer. Wir waren gerade wieder zu Haus angekommen, weil in der Stadt überall starke Einquartierung war. Und wieder sahen wir mit den Kindern beim Nachbar im Keller und legten uns um Mitternacht auf Matten. Es sind unzählige Verhaftungen vorgenommen worden. Ein Kloster in Niedersheim soll ausgehoben sein, weil hier eine ganze Kompanie Franzosen versteckt war. Andere Leute sind sofort erschossen worden, als man die Franzosen bei ihnen fand. Gestern den ganzen Tag gab's Hausdurchsuchungen mit aufgepflanztem Bajonett. Wir fürchten nur noch die Schrapnelle.

Und nun ist Ruhe eingetreten, heißer Sommer liegt über der Stadt und es zieht ein Brandgeruch durch die nun wieder stillen Straßen. Das Schlammfeld ist überwunden; die Nacht sind wir zum erstenmal wieder aus den Kellern gekommen und haben gut geschlafen. Wir haben Einquartierung und bewirten die Leute mit den besten Sachen. Es ist ein Wunder, daß wir noch leben und unversehrt sind.

(Frankfurter Zeitung.)

### Der Sturm auf Lüttich.

(Hierzu die Bilder auf Seite 21, 22 und die Kunststoffe.)

Lüttich gefallen! Wie ein Blitz durchzuckte diese Siegeskunde ganz Deutschland. Das Unglaubliche war Wirklichkeit, eine große, moderne Festung war ohne vorhergehende Belagerung im Sturm genommen worden. Lüttich, dessen Befestigungen von Brialmont in den

Jahren 1888 bis 1892 erbaut worden sind, belagert keine Auen- umwallung, sondern nur eine Zitadelle auf dem linken Maas- ufer, ist aber durch einen Kranz von zwölf Forts geschützt. Die Forts Barillon, Eoigne, Fléron, Chaudfontaine, Embourg und Boncelles liegen auf dem rechten, die Forts Pontisse, Piers, Lantin, Lanchin, Hollogne und Mennelle auf dem linken Maasufer. Der Fortgürtel ist in einem Kreise von acht Kilometern um Lüttich herum- geföhrt.



General der Infanterie v. Emmich, der den Sturm auf Lüttich persönlich leitete und für die glänzende Befreiung der Eroberung der Stellung von Rastat durch Serleung des Erdens pour le mérito and- gezeichnet wurde.

Das Fort Barillon beherrscht den Söderzug von Wandre und Gherat, gegenüber Herfial, während das Fort Eoigne die Hochfläche zwischen den Dörfern Eoigne und Pigne deckt. Das Fort Fléron sperrt die Hauptstraße Lüttich- Nachen. Das Fort Chaudfontaine deckt den Abchnitt auf dem rechten Ufer der Weste, eines Nebenflusses der Maas, während Fort Embourg den Abchnitt zwischen Weste und Durthe schützt. Den Anschluß an die Maas zwischen Durthe und Maas bildet dann das Fort Boncelles. Sämtliche Forts sind durch Beton- bauten und Panzertürmen besetzt und waren von je zweihundert bis vierhundert Mann besetzt.

Die deutschen Truppen wurden von dem General der Infanterie v. Emmich geführt. Sechs schwache Infanteriebrigaden mit Kavallerie und Artillerie vom 10. Armeekorps waren es, die am 4. August die belgische Grenze überschritten. Erst nach der Einnahme von Lüttich konnten sie als Verstärkung ihre Ergänzungsmannschaften einziehen und zwei weitere Regimenter nachziehen, die ihre Mobilisierung bereits beendet hatten. Auf feindlicher Seite schätzte man die Deutschen auf 120.000 Mann!

Der erste Vorstoß richtete sich gegen das Fort Barillon, das unter dem Feuer der Artillerie von der Infanterie angegriffen wurde. Dann wurde der Angriff auf die Nord- ostfront ausgebeugt, so daß außer auf das Fort Barillon gleichzeitig auch auf die Forts Chaudfontaine und Embourg vorgegangen wurde. Späterhin wurden alle Forts auf



Ansicht von Lüttich.

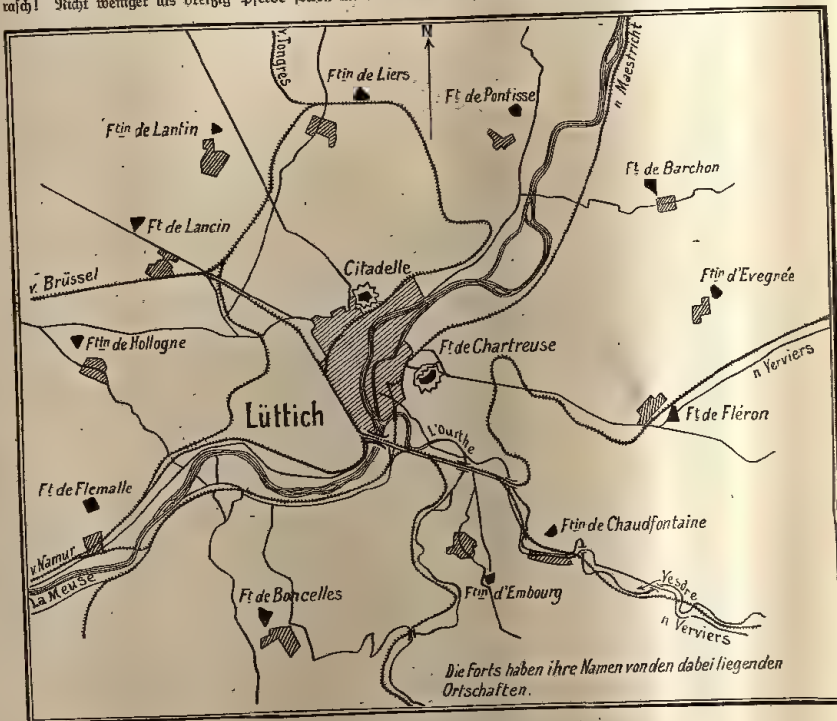






wußten, zur größten Ehre, daß auch nicht ein Mörserlein von diesen Vorbereitungen in die Öffentlichkeit gedrungen ist. Um so überraschender, niedererschmetternder war das Ergebnis für die Feinde. Der Generalstab hat einige photographische Aufnahmen aus den zusammengebrochenen Forts von Lüttich zur Verfügung gestellt, von denen auch hier eine zum Abdruck kommt (Seite 23). Wie man sieht, sind die meterhohen Betonmauern vollständig zermalmt, die schweren Panzertürme wie Riesenhöpfe zerrissen und aus ihren Fundamenten geschleudert. Es muß also eine Brüllangrante von geradezu fürchterlicher Wirkung sein, die aus einem solchen Mörser fliegt. Aber welche bewundernswerte Leistung auch, diese Mörser zu bewegen und obendrein so rasch! Nicht weniger als dreißig Pferde sollen an einem

einigen gezogen haben, meinet ein englischer Korrespondent. War aber der Koloss erst an Ort und Stelle, dann galt es, noch eine sichere Stellung herzustellen, ehe der erste Schuß abgefeuert werden konnte. Soweit es irgend angeht, hat man natürlich die Eisenbahn zur Beförderung benutzt. Doch auch da mag es genug Hindernisse gegeben haben. So hatten die Belgier einen wichtigen Tunnel gesperrt, indem sie, nach vergeblichen Sprengversuchen, in ihm ein Duzend oder mehr Schweißgaslokomotiven aufeinanderprallen ließen. Aber nicht lange dauerte es, da war der Tunnel wieder geräumt, und dann sind vielleicht als die ersten „Passagiere“ gerade diese 42-cm-Mörser ins belgische Land hineingedampft, um die Arbeit zu vollbringen, die man ihnen deutschseits zugedacht hatte.



Die Festung Lüttich und ihre Forts.

## Zwischen Meß und den Vogesen.

20. August 1914.

Wo ist es gewesen? Wer hat es gesehen?  
Zwischen Himmel und Erde die Fahne weht?  
Ein Fahnenweiser tiefenhaft.  
Im Hügel steil den Fahnenstang.  
Um den Leib die Schärpe schwarz-weiß-rot.  
In der Faust das Schwert, und das Schwert heißt Tod!  
Und der Fels? Gott rief in der Chörten Chor:  
Der deutsche Geizhals trete vor!  
Sankt Michel, heut sollst du im Glorienschein  
Des Herrgotts Fahnenjunker sein!  
Der sprach kein Wort. Er sprang in den St.  
Von Rossbach schob durch die Wolken ein Bliz —  
Wer hat es gesehen? Wo ist es gewesen...?  
Zwischen Meß und den Vogesen.

Da lachte der Bager Kronprinz hell:  
Gott's Gruß, mein deutscher Michael!  
Gott's Gruß! — das soll unser Feldschrei sein.  
Gott's Gruß! Und mitten in Feind hinein!  
Da ritten sie vor, zu Pferd und zu Fuß.  
Kanonen brüllten: Gott's Gruß! Gott's Gruß!  
Aus Schwerten sang es und Ruchenslauf.  
Aus Läng und Läng und Rauch und Ruch:  
Siegreich, siegreich der deutsche Gruß!  
Die Fahne flattert, die Sonne scheint —  
Kronprinz von Bager, wo ist der Feind?  
Der Feind? Gott's Gruß, der ist gewesen  
Zwischen Meß und den Vogesen.

Rudolf Herzog.





Der Zepplinkreuzer „Z VI“ bombardiert Lübeck in der Nacht vom 6. August.

Nach einer Zeichnung von H. Zier



## Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung)

Am 26. Juli am späten Abend in allen Hauptstädten Deutschlands Extrablätter verkündeten, die österreichische Regierung habe die diplomatischen Beziehungen zu Serbien abgebrochen und den Krieg erklärt, da ging eine gewaltige Begeisterung durch das ganze Reich. Große Scharen zogen vor die österreichischen Konsulate, um dort Kundgebungen darzubringen. „Hoch Österreich! Nieder mit Serbien!“ das waren die Rufe, die überall vernommen wurden, und die „Macht am Rhein“, „Sei dir im Siegerfranz“, „Deutschland, Deutschland über alles“ waren Lieder, die überall erschallten. Es herrschte eine Begeisterung, wie man sie seit 1870 nicht mehr erlebt hatte. Bis spät nach Mitternacht zog die singende Menge durch die Straßen, und in allen öffentlichen Konzertsälen mußten die deutsche und die österreichische Volkshymne gespielt werden, die stehend angehört wurden. Die Kundgebungen hatten einen durchaus ursprünglichen Charakter. Ein jeder fühlte sich von einem langen Alpdruck befreit, der auf seinem vaterländischen Gewissen gelastet hatte. Endlich, endlich hatte sich Österreich entschlossen, den serbischen Königsräubern mit der Waffe entgegenzutreten!

Wer diese Tage miterlebt hat, wird zu der Erkenntnis gekommen sein, daß das Bündnis zwischen Deutschland und Österreich nicht auf einem papierernen Vertrag beruht, sondern auf dem einmütigen Fühlen der Herzen beider Völker, und daß das Wort von der Rabelungentreue kein leerer Schall ist.

Daß diese innige Übereinstimmung Deutschlands und Österreichs gegen Serbien die entgegengesetzte Stimmung in Frankreich auslöste, darf nicht wundernehmen. Wird doch Frankreich als Hauptgläubiger Serbiens es am eigenen Leibe zu spüren bekommen, wenn Serbien eine schwere

Züchtigung erfährt, die seine Finanzlage erschüttert und dadurch Frankreich schädigt. Am Morgen des 26. Juli zogen in Paris etwa hundert junge Burken vor die österreichische Botschaft und brachen in die Rufe aus: „Nieder mit Österreich! Tod Österreich!“ Einer der Demonstranten zog eine schwarzgelbe Fahne aus der Tasche, setzte sie in Brand und trat sie mit Füßen. Der österreichische Botschafter erhob sofort beim auswärtigen Amt Einspruch gegen diese Kundgebungen und verlangte Maßnahmen, die ähnliche Ausbreitungen unmöglich machen würden. Der Direktor im auswärtigen Amt sprach sein Bedauern über das Vorkommnis aus und erklärte, die nötigen Vorsichtsmaßnahmen sofort treffen zu wollen. Von der österreichischen Botschaft hatten sich inzwischen die Aufwiegler zur russischen Begeben, um dort eine Sympathiekundgebung zu veranstalten, doch wurden sie von der Polizei an ihrem Vorhaben gehindert.

Diese französische Kundgebung war gewissermaßen die Antwort auf die Stimmungsaussparungen des deutschen Volkes, über welche die Pariser Blätter am 26. Juli berichtet hatten. Der erhabene, ernste Charakter der deutschen Volksbewegung sollte ihr gönglich. Unschwer war die Aufgabe zu erkennen, eine Anzahl junger Schreier für die Verleibung der französischen Geldsachinteressen auf die Beine zu bringen.

Am 26. Juli brachte das russische Regierungsblatt, die „Nowoje Wremja“, einen Leitartikel, der über die Haltung der russischen Regierung keinen Zweifel übrigließ. Da hieß es: „Österreich allein wagt keine Verletzung des internationalen Rechtes. Ein Wort des Deutschen Kaisers genügt,



Ankunft der ersten gefangenen Franzosen in Stuttgart.

Nach einer Originalzeichnung von E. Klein.

Amerikan Copyright 1914 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



daß Österreich seine Verbotsnote zurücknimmt. Der Deutsche Kaiser weiß, daß Rußland nicht gleichgültig bleiben kann, sondern gezwungen ist, Serbien mit dem vollen Gewicht seiner Mittelmacht zu unterstützen. Der österreichische Überfall Serbiens heißt Krieg mit Rußland. Ein österreichisch-russischer Krieg ruft die Mitwirkung Deutschlands hervor. Ein russisch-deutscher Zusammenstoß zieht Frankreich mit hinein, vielleicht auch England. Die moralische Verantwortung für den drohenden Zusammenbruch der europäischen Zivilisation fällt Deutschland und seinem Führer zu. In einem zweiten Artikel schreibt die „Nowoje Wremja“: „Ein friedlicher Ausgang ist nur möglich, wenn Deutschland fest entschlossen ist, jetzt einen Krieg gegen Frankreich und Rußland nicht zu führen. Rußland bleibt ruhig, fernst aber seine historische Pflicht und ist bereit, die entschlossensten Schritte zu tun.“

Trotz dieser ungewissen Stellungnahme Rußlands schlug am 27. Juli Sir Edward Grey im englischen Unterhaus Friedenspläne an. Diese Sitzung des englischen Unterhauses ist um so bemerkenswerter, als sie in schroffem Widerspruch zu dem späteren Verhalten Englands steht. Das englische Unterhaus war an dem genannten Tage nachmittags unter Anzeichen großer Erregung zusammengetreten, weil die europäischen Krißis und die innerpolitischen Verhältnisse die Mitglieder des Hauses mit größter Besorgnis erfüllten. Bonar Law stellte Fragen betreffend die europäische Lage.

Sir Edward Grey gab darauf folgende Erklärung ab: „Ich glaube dem Hause ausdrücklich die Stellung, die die britische Regierung bis jetzt eingenommen hat, darlegen zu müssen. Vorher Freitag morgen erhielt ich vom österreichisch-ungarischen Botschafter den Text der Mitteilungen der österreichisch-ungarischen Regierung an die Mächte, die in der Presse auch erschienen und die die Forderungen Österreich-Ungarns an Serbien enthalten. Nachmittags sah ich die übrigen Botschafter und drückte ihnen gegenüber die Ansicht aus, daß solange der Streit auf Österreich-Ungarn und Serbien beschränkt bleibt, kein Recht hätten, uns einzumischen; wenn aber die Beziehungen zwischen England, Deutschland, Frankreich und Rußland bedrohlich würden, sei es eine Sache des europäischen Friedens und gehe uns alle an. Ich wußte in jenem Augenblick nicht, welchen Standpunkt die russische Regierung eingenommen hatte, und ich konnte deswegen keine unmittelbaren Vorschläge machen; aber ich sagte: Wenn die Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Rußland einen bedrohlichen Charakter annehmen, so scheine mir die einzige Möglichkeit für den Frieden darin zu bestehen, daß die vier an der fernsten Frage nicht unmittelbar interessierten Mächte — nämlich Deutschland, Frankreich, Italien und Großbritannien — in Petersburg und Wien gleichzeitig und zusammen dahin wirken sollten, daß Österreich-Ungarn und Rußland die militärischen Operationen einstellen möchten, während sich die vier Mächte bemühen würden, eine Beilegung des Konfliktes zu erzielen. Nachdem ich gehört hatte, daß Österreich-Ungarn die Beziehungen zu Serbien abgebrochen hatte, machte ich folgenden Vorschlag:

Ich wies gestern nachmittag die britischen Botschafter in Paris, Berlin und Rom telegraphisch an, bei den Regierungen, bei denen sie beglaubigt sind, anzufragen, ob diese gewillt seien, ein Einverständnis dahin zu treffen, daß der französische, deutsche und italienische Botschafter in London mit mir zu einer Konferenz in London zusammenzutreten, um sich zu bemühen, Mittel zu einer Beilegung der gegenwärtigen Schwierigkeiten zu finden. Gleichzeitig beauftragte ich unsere Vertreter, jene Regierungen zu ersuchen, ihre Vertreter in Wien, Petersburg und Belgrad zu ermächtigen, die dortigen Regierungen von der vorgeschlagenen Konferenz zu unterstützen und zu ersuchen, alle anderen militärischen Maßnahmen bis zur Beilegung der Konferenz einzustellen. Darauf habe ich noch nicht alle Antworten erhalten.

Bei diesem Vorschlag ist natürlich ein Zusammengehen der vier Mächte das Wesentliche. In einer so schweren Krißis, wie diese, würden die Bemühungen einer einzelnen Macht, den Frieden zu erhalten, unzureichend sein. Die in dieser Angelegenheit zur Verfügung stehende Zeit war so kurz, daß ich die Gefahr auf mich nehmen mußte, einen Vorschlag zu machen, ohne die nötigen vorbereitenden Schritte zu unternehmen, um mich zu versichern, ob er gut aufgenommen werden würde. Aber wo die Dinge so ernst sind, wo die Zeit so kurz ist, läßt sich die Gefahr, etwas Unvollkommenes vorzuschlagen, nicht vermeiden. Ich bin trotzdem der Ansicht, daß angenommen, daß der in der Presse erschienene Text der fernsten Antwort richtig ist, wie ich es glaube, dieser Vorschlag wenigstens eine Grundlage bieten sollte, auf der eine freundschaftliche und unparteiliche Gruppe von Mächten, unter denen sich Mächte befinden, die bei Österreich-Ungarn und bei Rußland gleiches Vertrauen genießen, insande sein sollte, eine Lösung zu finden, die im allgemeinen annehmbar sein würde.“

Grey schloß: „Es muß jedem, der nachdenkt, klar sein, daß in dem Augenblick, wo der Streit aufhört, ein Streit zwischen Österreich-

Ungarn und Serbien zu sein, und ein Streit wird, in den eine andere Großmacht verwickelt wird, dies mit einer der größten Katastrophen enden kann, die jemals das Gesicht Europas heimgesucht haben. Niemand kann sagen, was das Ende der ausgebrochenen Streitigkeiten sein wird, und ihre mittelbaren und unmittelbaren Folgen werden unberechenbar sein.“

Nach der Erklärung Greys fragte Harry Lawton, ob es wahr sei, daß der Deutsche Kaiser heute morgen das Prinzip einer Vermittlung, das Grey vorgeschlagen habe, angenommen habe. Grey antwortete, er sei überzeugt, daß die deutsche Regierung dem Vermittlungsgebanten grundsätzlich günstig sei, aber auf den besonderen Vorschlag, daß man zu einer Vermittlung durch eine Konferenz kommen möge, habe er noch keine Antwort von der deutschen Regierung erhalten.

Diese Friedenskomödie, denn etwas anderes war es nicht, erhält die richtige Beleuchtung durch die nachstehend wiedergegebenen Depeschen, die erst einige Wochen nach der Mobilmachung bekannt geworden sind.

Telegramm des Prinzen Heinrich von Preußen an den König von England vom 30. Juli 1914:

„Bin seit gestern hier. Habe das, was Du mir so freundlich im Büdingenpalast am vorigen Sonntag gesagt, daß Wilhelm, der Geist, der Deine Vorfahrt darstellt, entgegenkommen. Wilhelm, der sehr besorgt ist, tut sein Bestes, um der Bitte Niklaus' nachzukommen, für die Erhaltung des Friedens zu arbeiten. Er steht in dauerndem telegraphischen Verkehr mit Niklaus, der heute die Nachricht bekräftigt, daß er militärische Maßnahmen angeordnet habe, welche einer Mobilisierung gleichkommen, und daß diese Maßnahmen schon vor fünf Tagen getroffen wurden. Außerdem erhalten wir Nachrichten, daß Frankreich militärische Vorbereitungen trifft, während wir keinerlei Maßnahmen verfügt haben, wozu wir indessen jeden Augenblick gezwungen sein können, wenn unsere Nachbarn damit fortfahren. Das würde dann einen europäischen Krieg bedeuten. Wenn Du wirklich und aufrichtig wünschst, dieses furchtbare Unglück zu verhindern, darf ich Dir dann vorschlagen, Deinen Einfluß auf Frankreich und auch auf Rußland dahin auszuüben, daß sie neutral bleiben? Das würde meiner Ansicht nach von größtem Nutzen sein. Ich hatte dies für eine sichere und vielleicht die einzige Möglichkeit, den Frieden zu wahren. Ich möchte hinzufügen, daß ich mich sehr sehr Deutschland und England für gegenseitig unterstützenden sollten, um ein furchtbares Unheil zu verhindern, das sonst unabwendbar wäre. Glaube mir, daß Wilhelm in seinen Bestrebungen um die Aufrechterhaltung des Friedens von größter Aufrichtigkeit ist, aber die militärischen Vorbereitungen seiner beiden Nachbarn können ihn schließlich zwingen, die Sicherheit seines eigenen Landes zu bedauern, das sonst wichtig bleiben würde, deren Beispiele zu folgen. Ich habe Wilhelm von meinem Telegramm an Dich unterrichtet, und ich hoffe, daß Du meine Mitteilungen in demselben freundschaftlichen Geiste entgegennimmst, der sie veranlaßt hat. Heinrich.“

Telegramm des Königs von England an den Prinzen Heinrich von Preußen vom 30. Juli 1914:

„Dank für Dein Telegramm. Sehr erfreut, von Wilhelms Bemühungen zu hören, mit Niklaus ich für die Erhaltung des Friedens zu einigen. Ich habe den ersten Wunsch, daß ein solches Unglück wie ein europäischer Krieg, das gar nicht wieder gutgemacht ist, verhindert werden möge. Meine Regierung tut ihr Möglichstes, um Rußland und Frankreich nahezuholen, weitere militärische Vorbereitungen aufzuheben, falls Österreich sich mit der Forderung von Belgrad und benachbarten serbischen Gebieten als Wend für eine befriedigende Regelung seine Forderungen aufsteht, während gleichzeitig die anderen Länder ihre Kriegsvorbereitungen einstellen. Ich vertraue darauf, daß Wilhelm seinen großen Einfluß anwendet, um Österreich zur Annahme dieses Vorschlages zu bewegen. Dadurch würde er bewiesen, daß Deutschland und England zusammenarbeiten, um zu verhindern, was eine internationale Katastrophe sein würde. Bitte, verleihe Wilhelm, daß ich alles tue und auch weiter alles tun werde, was in meiner Macht liegt, um den europäischen Frieden zu erhalten. Georg.“

Telegramm S. M. des Kaisers an den König von England vom 31. Juli 1914:

„Vielen Dank für Deine freundliche Mitteilung. Deine Vorschläge deuten sich mit meinen Ideen und mit den Mitteilungen, die ich heute nacht von Wien erhielt und die ich nach London weitergegeben habe. Ich habe gerade vom Kaiser die Mitteilung erhalten, daß ihm gestern die Nachricht zugegangen ist, daß Niklaus den nach der Mobilisierung seiner gesamten Armee und Flotte abgemeldet hat. Es hat mich einmal die Ergebnisse der Vermittlung abgemeldet, an der ich arbeite, und mich ganz ohne Nachricht gelassen. Ich fahre nach Berlin, um die Sicherheit meiner östlichen Grenzen, um schon starke russische Truppen aufstellung genommen haben, sicherzustellen. Wilhelm.“

Telegramm des Königs von England an den Kaiser vom 1. August 1914:



In Berlin vor dem künftigen Schicksal nach der Schlacht bei Metz.  
Nach einer Originalzeichnung von Hugo S. Braun.



„Vielen Dank für Dein Telegramm von gestern nacht. Ich habe ein dringendes Telegramm an Nikolaus geschickt, in dem ich ihm meine Bereitwilligkeit ausgesprochen habe, alles zu tun, was in meiner Macht steht, um die Wiederannahme der Verhandlungen zwischen den beteiligten Mächten zu fördern.“  
Georg.

Telegramm des deutschen Botschafters in London vom 1. August 1914:

„Geben hat mich Sir Edward Grey ans Telefon gerufen und mich gebeten, ob ich glaube, erklären zu können, daß für den Fall, daß Frankreich neutral bliebe in einem deutsch-russischen Kriege, wir die Franzosen nicht angreifen. Ich erklärte ihm, ich glaube die Verantwortung hierfür übernehmen zu können.“  
Nikolowsky.

Telegramm des Kaisers an den König von England vom 1. August 1914:

„Ich habe heute die Mitteilung Deiner Regierung erhalten, durch die sie die französische Neutralität unter der Garantie Großbritanniens anbietet. Dilemma! Annehmen war die Frage angeschlossen, ob unter diesen Bedingungen Deutschland darauf verzichten würde, Frankreich anzugreifen. Aus technischen Gründen muß man zwei Fronten, nach Osten und Westen angeordnete Mobilisierung vorbereitungsgemäß vor sich gehen. Gegenbefehl kann nicht mehr gegeben werden, weil Dein Telegramm leider zu spät kam. Aber wenn mir Frankreich seine Neutralität anbietet, die durch die englische Armee und Flotte garantiert werden muß, werde ich natürlich von einem Angriff auf Frankreich absehen und meine Truppen anderweitig verwenden. Ich hoffe, Frankreich wird nicht nervös werden. Die Truppen an meiner Grenze werden gerade telegraphisch und telephonisch abgeholt, die Franzosen aber zu überführen.“  
Wilhelm.

Telegramm des Reichskanzlers an den Kaiserlichen Botschafter in London vom 1. August 1914:

„Deutschland ist bereit, auf den englischen Vorschlag einzugehen, falls sich England mit seiner Streitmacht für die unbedingte Neutralität Frankreichs im Falle eines Krieges verbürgt. Die deutsche



Anrückende russische Kavallerie wird drei deutschen Infanteristen beschossen.  
Nach einer Darstellung von E. Zimmer.

Mobilisierung ist heute auf Grund der russischen Herausforderung erfolgt, bevor die englischen Vorschläge hier eintreffen; inselgeschießen ist unser Aufmarsch an der französischen Grenze nicht mehr zu ändern. — Wir verbürgen uns aber dafür, daß die französische Grenze bis Montag, 3. August, abends 7 Uhr durch unsere Truppen nicht überschritten wird, falls bis dahin die Zulage Englands erfolgt ist.“  
v. Bethmann-Hollweg.

Telegramm des Königs von England an den Kaiser vom 1. August 1914:

„In Beantwortung Deines Telegramms, das heute eingingen ist, glaube ich, daß ein Verständnis bezüglich einer Anregung vorliegen mag, die in einer freundschaftlichen Unterhaltung zwischen dem Kaiser Nikolaus und Sir Edward Grey erfolgt ist, als die Frage erörtert wurde, wie ein wirklicher Kampf zwischen der deutschen und französischen Armee vermieden werden könnte, solange noch die Möglichkeit besteht, daß ein Einverständnis zwischen Österreich und England zustande kommt. Sir Edward Grey wird den Kaiser Nikolaus morgen früh sehen, um festzustellen, ob ein Einverständnis auf seiner Seite vorliegt.“  
Georg.

Telegramm des Kaiserlichen Botschafters in London an den Reichskanzler vom 2. August 1914:

„Die Anregung des Sir Edward Grey, die auf dem Bündnis beruht, die Möglichkeit dauernder Neutralität Englands zu schaffen, ist ohne vorherige Stellungnahme gegenüber Frankreich und ohne Kenntnis der Mobilisierung erfolgt und insoweit als völlig ausstichlos aufgegeben.“  
Nikolowsky.

Statt dessen waren England, Rußland und Frankreich untereinander einig, über Deutschland und Österreich herzufallen, wobes besonders auf die Vernichtung der deutschen Macht abgesehen war. Das Intrigenstück, das jetzt vor aller Welt enthüllt ist, war damals noch zu wenig bekannt, und während etwa achtundvierzig Stunden hatte es fast den Anschein, als ob es noch möglich sei, den Krieg zu verhindern. Der Zweck des ganzen Manövers war einzig



v. Bethmann Hollweg."





Schmuck von Rosen Rosen beim Rosen von Rosenfeld.

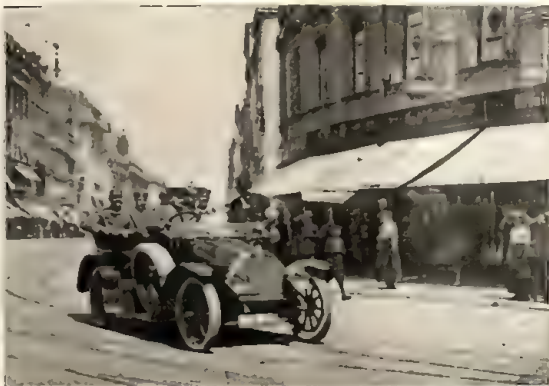
Gleichzeitig erschienen die Bekanntmachungen der Korpskommandanten der gesamten Armee und Marine, worin die näheren Bestimmungen über die Form der Mobilmachung nebst Bezeichnung der Kolate, in denen sich die Gefestigungspflichten zu melden hatten, mitgeteilt waren. Diese Einzelheiten waren natürlich bei den verschiedenen Armeekorps verschieden, nur die Mobilmachungstage waren im ganzen Reiche die gleichen. Es hieß da:

Der 2. August 1914 gilt als erster Mobilmachungstag				
" 3. "	" 1914 "	" "	" "	" "
" 4. "	" 1914 "	" "	" "	" "
" 5. "	" 1914 "	" "	" "	" "
" 6. "	" 1914 "	" "	" "	" "

Die Wogen der vaterländischen Begeisterung gingen hoch, und ebenso wie acht Tage vorher bei Bekanntwerden des Abbruchs der diplomatischen Beziehungen zwischen Österreich und Serbien, so zogen auch jetzt die Volksmassen durch die Straßen und langen patriotische Lieder. Der Aufmarsch in Berlin war am Nachmittag des 1. August von einer dichtgedrängten Menschenmenge besetzt. Etwa um fünfzehnhalb Uhr wurde dem Publikum durch Adjutanten, Offiziere und Schutzmanswadmeister die erfolgte Mobilmachung bekanntgegeben, worauf es zu großen Beifallsumgebungen kam. Um sechs Uhr war im Dom der angeordnete liturgische Gottesdienst, den Oberhofprediger D. Dr. Dryander abhielt. An dem Gottesdienst nahmen auch Damen und Herren aus der Umgebung des Kaiserpaars teil. Eine ungeheure Menschenmenge wälzte sich nach sieben Uhr die Treppe hinauf und flaute sich vor dem Kronprinzlichen Palais, wo berittene Schutzleute mit blankem Berke frei hielten. Die Schloßbrücke war abgesperrt. Mächtig zeigten sich der Kaiser und die Kaiserin auf dem Mittelbalkon des Schloßes. Sogleich wurde die Absperrung aufgehoben, und die Menge eilte im Laufschritt unter unaufhörlichen Hochrufen über die Brücke vor das Schloß, „Heil dir im Siegertranz“ und „Deutschland, Deutschland über alles“ singend. Dann hörte man den Ruf „Kaiser!“, und der Kaiser, dessen Stimme deutlich vernnehmbar über den Platz klang, hielt folgende kurze Ansprache: „Aus tiefem Herzen danke ich euch für den Ausbruch eurer Liebe, eurer Treue. In dem jetzt bevorstehenden Kampf kenne

ich in meinem Volke keine Feinde mehr. Es gibt unter uns nur noch Deutsche (braut und Jubel), und weil von der Nationen auch im Laufe des Kampfes sich gegen uns gewendet haben sollte, ich zeige ihnen allen von ganzem Herzen. Es handelt sich jetzt darum, daß alle wie Brüder zusammenstehen, und dann wird Gott dem deutschen Schwert zum Siege verhelfen.“ Diese Worte wurden mit stürmischen Hochrufen beantwortet. Während der Kaiser und die Kaiserin sich zurückzogen, erklang „Die Wacht am Rhein“. Der Strom flutete zu den Linden zurück, um sich vor dem Kronprinzenpalast abermals zu sammeln. Lebhaft begrüßt durch Handkätzchen und Hochrufe erschien das Kronprinzenpaar auf dem Balkon. Der Kronprinz hatte den dritten Prinzen auf dem Arm, die Kronprinzessin hielt die beiden ältesten Söhne an der Hand. Am selben Abend machte auch vor dem Reichstagsgebäude ein stattlicher Zug halt, der in ernster patriotischer Stimmung „Heil dir im Siegertranz“ und „Lobe den Herrn“ sang. Der Reichstagspräsident erschien an einem Fenster des ersten Stocks und richtete an die Menge folgende Worte: „In Ihrem Liebe haben Sie unserem Kaiser zugejubelt. Ja, für unseren Kaiser stehen wir alle ein, wer und welcher Gesinnung und welchen Glaubens wir auch sein mögen. Für ihn lassen wir Gut und Blut. Der Kaiser ist genötigt gewesen, die Söhne des Volkes zu den Waffen zu rufen. Wenn uns jetzt der Krieg beschieden sein sollte, so weiß ich, daß alle jungen deutschen Männer bereit sind, ihr Blut zu verströmen für den Ruhm und die Größe Deutschlands. Aber wir können nur liegen in dem festen Vertrauen auf den Gott, der die Heerscharen leitet und der uns bisher noch immer den Sieg gegeben hat. Und sollte Gott in letzter Stunde uns diesen Krieg ersparen, so wollen wir ihm danken. Wenn es aber anders wird, dann: Mit Gott, Kaiser und Vaterland!“ Ähnliche Umgebungen fanden auch in anderen Landeshauptstädten statt.

Es sei noch erwähnt, daß am 1. August nachmittags die volle Mobilmachung der französischen Streitkräfte geordnet worden war. Das Bekanntwerden dieser



Deutsche Bewunderte werden in Automobilen in Stuttgarter Regatta überführt.

sache konnte das Tempo der deutschen Mobilmachung nur beschleunigen.

Daß das deutsche Volk trotz der mancherlei innerpolitischen Differenzen während eines dreihundertjährigen Friedens an vaterländischem Geiste nichts eingebüßt hatte, bewies der Eindruck, den der Befehl zur Mobilmachung in allen Teilen unseres Vaterlandes hervorrief. Überall einhellige Begeisterung und starker Andrang freiwilliger Kämpfer. Jeder fühlte, daß es galt, nicht nur für das deutsche Vaterland, sondern auch für die deutsche Kultur zu kämpfen. Tiefer Ernst und unerschütterliche Ruhe prägte sich auf allen Gesichtern aus, aber keine Traurigkeit. Jeder wollte Gut und Blut dem Vaterlande opfern, und wie zur Zeit der Freiheitskriege werden von überallher rührende Beweise der Vaterlandsiebe gemeldet. Hier soll besonders eine Szene erzählt werden, die sich am 1. August abends elf Uhr in Berlin unter den Linden zugetragen hat. Ein kleines beherztes Pärchen stietzt irgendwo empor, an einem Bogen oder an einem Handgelenk. Man kann es im Gedränge nicht sehen. Keil! Beseitigt! Ist sie heißen. Zwanzig Jahre ungefähr ist sie alt. Und spricht: „Nun, da das entscheidende Wort gefallen ist, nun, da es uns endlich zur Gemütsruhe wurde, daß es für unsere deutschen Männer nur noch eine Pflicht gibt, die Pflicht, sich um die Ehre zu sorgen, will ich im Namen aller meiner Mitbewohner, die ein für ihr Vaterland schlagendes Herz in der Brust haben, die Worte aussprechen: Wir deutschen Frauen werden unserem geliebten Herrscher und aller Welt zeigen, daß wir würdig sind, tapfere Männer zu haben! Wie es auch kommen möge, wir werden alles geduldig und mit Würde ertragen, und das soll in dieser schweren Zeit das beste Zeugnis sein für die Größe der deutschen Frau. Stolz sind wir, daß wir deutsche Frauen sind! Das Vaterland ruft, und jeder deutsche Mann wird kommen! Wir aber, die wir zurückbleiben müssen, werden unseren Männern, unseren Söhnen, Vätern, Brüdern und Freunden nicht nachsehen, wir werden unsere Herzen in Derrut auf den Altar des Vaterlandes legen für eine gerechte Sache! Aus

meinem und aus aller deutschen Frauen tiefstem Innern steigt der Wunsch empor: „Schenke unseren deutschen Streitern, vereint mit unseren Verbündeten, den Sieg und unsern Herrscherhaile die Krone des Ruhmes!“ — Und unwillkürlich hingelassen, brennend und draußend, antwortet die tausendköpfige Menge mit dem Vers des Liedes der Deutschen: „Deutsche Frauen, deutsche Treue ...“

Mit kaiserlicher Verordnung vom 2. August wurde der Deutsche Reichstag auf den 4. August einberufen.

Noch nie war das Parlament in so bedeutungsvoller Stunde zusammengetreten, und man kann nur wünschen, daß ihm künftig derartige schwerwiegende Beschlüsse, in denen es sich um Weltentschiede, um Sein oder Nichtsein handelt, erpart werden. Der Deutsche Reichstag zeigte sich der Schicksalsstunde gewachsen. Ein ergreifendes Stimmungsbild von der Eröffnung dieser Sitzung, die einen Markstein in der Geschichte des Deutschen Reiches bedeutet, gab „Der Tag“ in seiner Abendausgabe vom 4. August. Es heißt da:

Eine beispiellose große Stunde liegt hinter uns. Im Wesen Saal des altersguten königlichen Schloßes an der Spree hat der Kaiser zu den Vertretern des gesamten deutschen Volkes, zu den Mitgliedern des Reiches und zu den Mitgliedern des Bundesrats gesprochen: ein weltgeschichtlicher Augenblick, der den, der ihm bewußt, für alle Zeiten unvergesslich bleiben wird.

Der langgeheißene Schrein der Dedebelachtung warf seine Strahlen nieder auf die Statuen aller preussischen Könige, die an den Wänden stehen. Wie wurden in diesem Saale Worte von so ergreifender Bedeutung gesprochen, als in der heutigen Mittagsstunde. Quers herrschte dieses Schweigen, nur zwei rotgekleidete Pagen hielten zu den Seiten des Thrones Wache. Ganz allmählich trafen die zu der Rundgebung, auf die die Welt lauschte, Berechtigten ein. Als ich die Treppen emporstieg, begegnete mir der Reichstagspräsident in der großen Uniform der Gardebrigade, gefolgt von seinem Adjutanten, der bereits die Helminform trug. Der Reichstagspräsident sah frisch und wohlgeruhet aus und erwiderte freundlich den Gruß. Als einer der ersten trat Unterstaatssekretär Wagners in der



Abbild der Königin Elisabeth von Württemberg von einem Kapazitätszug des Württembergischen Landesvereins vom Rosen Kreuz.



Uniform der Schweizer Dragoner ein, er trug die violette Kappe, in der sich das Wappentier der Thronrede befand.

Da klangen dumpf und einmal drei Schläge. Unter Vorantritt des Reichskanzlers, des Reichspräsidenten v. Papst und des bayerischen Generalen Grafen v. Bergensfeld kommt der Kaiser langsam die Treppe herabgefahren. Auf seinem Antlitz sieht man keine Spur von Erregung, er verneigt sich, als der Reichspräsident ein begeistertes dreimaliges Hoch auf ihn ausstößt, und schreiet dann erst, den Helm des Bundespräsidenten in der Hand, die Stufen des Thrones empor. Als ihm die Thronrede überreicht ist, bedeckt er sein Haupt mit dem Helm.

Und laut und vernünftig tönt seine Stimme durch den Saal. Vor Beginn der Rede hat sich die Kaiserin von ihrem Sitz erhoben, sie hört diese mächtige Kundgebung lebend an.

Alle Augen hatten an unseren Kaiser. Hoch aufgerichtet, das Haupt in der Rechten, die Linke auf den Degenhilt gelehrt, spricht er, und nur ein einziger Wunsch besetzt den Zuhörer, daß alle Deutschen, von der Weisel bis zur Maas, das hören möchten, was der Kaiser sagt und wie er es sagt. Man wird von derselben mächtigen inneren Erregung erfasst, die ihn selbst besetzt, man fühlt, was es ihn kostete, diesen weitschweren Entschluß zu fassen, der viel Unglück, aber, so Gott will, auch unendlich Gutes im Gefolge haben wird. Immer mehr und tonvoller wurde seine Stimme, und es schien, als ob ein verhallender Zug von Nebel sein Herz bewegte, da er von der alten, traditionellen und historischen Freundschaft mit dem Zarenreich sprach. Aber dann wurde er drohend und immer drohender, und der begeisterte Beifall aller Zuhörer bewies, daß es immer mehr mit der beifälligen Besoldung zu Ende sei.

Und als der Kaiser dem Schluß seiner Rede nahe war, als er den Appell an alle Völker und Stämme des Deutschen Reichs ertönen ließ, da warf er mit energischem Schwung das Manuskript auf den Thronstuhl und sprach den Schluß seiner Rede frei. Wer immer diese Worte hörte, hat unmerklich tiefer in das Herz eines deutschen Mannes geschaut, weil er selbst dieselben Empfindungen hatte.

Niemand kann die Begeisterung erfassen, die alle ergriß, nie war etwas Erregenderes, als wie die Parteien des Reichstages dem Kaiser das Gelübnis der Treue ablegten, niemals ist das „Heil dir im Siegerkronen“ inniger gelungen, als in der heutigen Mittagsstunde, und niemals wurde höherheriger in ein Kaiserhoch eingestimmt, als in das, das der bayerische General ausstrahlte.

Der Kaiser verabschiedete sich mit Handdruck von dem Chef des Generalstabes und vom Reichskanzler. Ein weltgeschichtlicher Augenblick gehörte der Vergangenheit, aber dem immerwährenden Bewußtsein des deutschen Volkes an.

Die Thronrede selbst lautete:

Geehrte Herren! In schicksalsschwerer Stunde habe ich die gewählten Vertreter des deutschen Volkes um mich versammelt. Fast ein halbes Jahrhundert lang konnten wir auf dem Wege des Friedens verfahren. Versuche, Deutschland kriegerische Neigungen anzuhängen und seine Stellung in der Welt einzuengen, haben unser Volk Gebuld oft auf harte Proben gestellt. In unbeirrbarer Festigkeit hat meine Regierung auch unter herausfordernden Umständen die Entwicklung aller sittlich-geistigen und wirtschaftlichen Kräfte als höchstes Ziel verfolgt. Die Welt ist Zeuge gewesen, wie unermüdlich wir in dem Drange und den Wirren der letzten Jahre in erster Reihe standen, um den Völkern Europas einen Krieg zu ersparen. — Die schwersten Gefahren, die durch die Ereignisse am Balkan heraufbeschworen waren, schienen überwunden.

Da tat sich mit der Ermordung meines Freundes, des Erzherzogs Franz Ferdinand, ein Wagnis auf. Mein hoher Verbündeter, der Kaiser und König Franz Joseph, war gezwungen, zu den Waffen zu greifen, um die Sicherheit seines Reiches gegen gefährliche Umtriebe aus einem Nachbarstaat zu verteidigen. Bei der Verfolgung ihrer berechtigten Interessen ist der verbündeten Monarchie

das russische Reich in den Weg getreten. An die Seite Österreich-Ungarns ruft uns nicht nur unsere Verpflichtung, uns fällt zugleich die gewaltige Aufgabe zu, vor der alten Kulturgesellschaft der beiden Reiche unsere neue Stellung gegen den Ansturm feindlicher Kräfte zu sichern.

Mit schwerem Herzen habe ich meine Arme gegen einen Nachbar mobilisieren müssen, mit dem sie auf so vielen Schlachtfeldern gemeinsam gekämpft hat. Mit aufschuldigem Leid sah ich eine von Deutschland treu bewachte Freundschaft zerbrechen. Die kaiserlich russische Regierung hat sich, dem Drängen eines unerfährlichen Nationalismus nachgebend, für einen Staat eingelegt, der durch Begünstigung verbrecherischer Anschläge das Unheil dieses Krieges veranlaßt. Daß auch Frankreich sich auf die Seite unserer Gegner gestellt hat, konnte uns nicht überraschen. Zu oft sind unsere Bemühungen, mit der französischen Republik zu freundlicheren Beziehungen zu gelangen, auf alle Hoffnungen und alten Groll geloschen.

Geehrte Herren! Was menschliche Engherzigkeit und Kraft vermag, um ein Volk für die letzten Entscheidungen zu wappnen, das ist mit Ihrer patriotischen Hilfe geschehen. Die Feindseligkeit, die im Osten und im Westen seit langer Zeit um sich gegriffen hat, ist nun zu hellen Flammen aufgeleitet. Die gegenwärtige Lage ging nicht aus vorübergehenden Interessenskonflikten oder diplomatischen Komplikationen hervor, sie ist das Ergebnis eines seit langen Jahren tätigen Abwühlens gegen Macht und Gedeihen des Deutschen Reiches.

Uns treibt nicht Eroberungslust, uns besetzt der unbegrenzte Wille, den Platz zu bewahren, auf den Gott uns gestellt hat, für uns und alle kommenden Geschlechter.

Aus den Schriftstücken, die Ihnen zugegangen sind, werden Sie erfahren, wie meine Regierung und vor allem mein Kanzler bis zum letzten Augenblick bemüht waren, das Äußerste abzuwenden. In aufgedrungener Notwehr, mit reinem Gewissen und reiner Hand ergreifen wir das Schwert. An die Völker und Stämme des Deutschen Reiches ergeht mein Ruf, mit gesamtcr Kraft, in brüderlichem Zusammenstehen mit unseren Bundesgenossen zu verteidigen, was wir in friedlicher Arbeit geschaffen haben. Nach dem Beispiel unserer Väter fest und getreu, ernst und ritterlich, demütig vor Gott und kampfesfroh vor dem Feind, so vertrauen wir der ewigen Allmacht, die unsere Nothwehr stärken und zu gutem Ende lenken wolle!

Auf Sie, geehrte Herren, blickt heute, um seine Rüssten und Führer geschart, das ganze deutsche Volk. Fassen Sie Ihre Entschlüsse einmütig und schnell — das ist mein innigster Wunsch.

Sie haben gelesen, meine Herren, was ich zu meinem Vorse vom Balkon des Schlosses aus gesagt habe. Ich wiederhole, ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche und zum Zeugen dessen, daß Sie fest entschlossen sind, ohne Parteiunterschiede, ohne Standes- und Konfessionsunterschiede zusammenzuhalten, mit mir durch dick und dünn, durch Not und Tod zu gehen, fordere ich die Vorstände der Parteien auf, vorzutreten und mir in die Hand zu geloben.

Diese Worte rissen diese ergrauten Männer hin. Die Hurras und Hods endeten nicht. Das Zeremonielle war vergessen, man war nicht mehr im Weißen Saal, und während die Führer der Parteien vortraten und ohne tiefe Hofverbeugung dem Kaiser die Hand reichten, war mit einem Male das Symbol für den hohen Sinn dieser Stunde gefunden.

(Fortsetzung folgt.)

## Illustrierte Kriegsberichte.

### Das Gefecht bei Lagarde.

(Sergent des Willa Weiss 10.)

Am 11. August trafen die in Dohringen im Aufmarsche befindlichen Streitkräfte den Feind bei Lagarde. einem ansehnlichen, dicht an der französischen Grenze gelegenen Dorfe. Das gab einem verhältnismäßig kleinen Teil unserer nordwestlich von Straßburg aufmarschierten Truppen zum erstenmal Gelegenheit, die aufopferungsvolle Hingabe an das Vaterland und die Todesverachtung zu erweisen, die in einem Siegeszuge, wie ihn die Welt-

geschichte bisher nicht kennt, jetzt so macht- und kraftvoll zum Ausdruck gelangt.

Bei glühender Sonnenhitze wurde das Gefecht gegen einen gut verhangenen und weit überlegenen Gegner eingeleitet und in siebenstündigem Kampfe siegreich durchgeführt. Als unsere Infanterie von einem Höhenrande das erste Feuer empfing, nahm sie es sofort auf und ging, unterstützt von mittlerweile eingreifender Artillerie, unaufhaltsam vor, bis dicht an die feindlichen Feldbefestigungen. Hier entspann sich ein heißes Feuergefecht, bis endlich der linke feindliche Flügel ins Wanken geriet. Mit



Erobertung der ersten französischen Festung und der ersten Gefechte bei Lagarde.  
Nach einer Originalzeichnung von Hans W. Gumbel.



aller Nacht drängten unsere waderen Streiter nach, und bald konnten die Franzosen in ihren geböckten Stellungen sich nicht mehr halten; sie wurden auf der ganzen Linie auf das Dorf zurückgeworfen.

Dort gab es erneut einen erbitterten Kampf, bis endlich ein Plankenangriff unserer Kavallerie auch hier die Entscheidung brachte. Um eine Attäde zu behindern, hatten die Franzosen den Wiesengrund vor dem Dorfe mit ausgehobenen Erdböhlen durchzogen, die sie mit Heu und Gras überbedeckten. Aber unsere umflüchtigen Reiter merkten zur rechten Zeit noch die gelegten Fallen und wühlten ihnen in ihrem Ansturm auszuweichen. „Es war ein großer Tag für mein Regiment“, berichtet ein an dieser Attäde beteiligter verwundeter Kavallerieoffizier seiner Gattin. „Er wird eink in der Geschichte genau so verzeichnet werden wie die Tage von Gravelotte und Mars-la-Tour im Jahre 1870. Es war ein Todesritt im wahren Sinne des Wortes, gegen die feuerpeinenden Schläge der Artillerie, gegen Maschinengewehre und intakte Infanterie. Wir haben die Franzosen

die zum Teil schwer verwundet um uns herumfallen. Es waren Burschen von 16, 17 Jahren dabei. Ich sah ihnen, was ich noch an Verbandspäckchen und Schotolade bei mir hatte, und ließ Wasser für sie holen. So viel Rüsse auf Stiefel und Hände habe ich in meinem Leben noch nicht bekommen. „Nous ne voulons pas la guerre!“ haben sie die ganze Zeit geschrien und: „Vive l'Allemagne!“ Als rückwärts eine unserer Bataillonsfähnen sichtbar wurde, riefen sie alle durcheinander: „Oh! le drapeau allemand! Vive l'Allemagne! Vive le drapeau allemand!“

Siebenhundert Gefangene, zwei erlöschte Batterien, vier Maschinengewehre und die erste eroberte französische Fahne waren der Preis des heißen Tages.

### Drei gegen fünfzig.

(Hierzu das Bild Seite 2-29.)

An der Bahn, die von Lgd im Regierungsbezirk Gumbinnen in südöstlicher Richtung nach Rußisch-Polen führt,



Die Beschießung von Liban durch den kleinen Kreuzer „Moguta“ am 2. August.  
Nach einer Originalzeichnung von G. Martin.

in die Pfanne gehauen, aber schwer hat unsere Brigade gelitten. Von den 142 Mann meiner Eskadron waren gestern beim Apell 58! Ich der einzige Offizier. Alle anderen tot oder verwundet. Der Brigadecommandeur durch Brust und Hand geschossen...“

Als das Dorf und die Stellungen in seiner Umgebung unter der Wucht dieser Kavallerieattacke vollends genommen waren, gab es noch eine schneidige Verfolgung des Feindes. Bemerkenswerte Einzelheiten über den abschließenden Teil des heftigen Kampfes entnehmen wir dem schon oben angeführten Brief eines Teilnehmers: „Nun kommen schon in Scharen die ersten sich ergebenden Franzosen. Wir mußten sehr vorsichtig sein, denn die Burschen schossen noch, wenn sie verwundet am Boden lagen, aus dem Hinterhalt. Ein Infanterist reichte mir seine Feldflasche; im selben Augenblick, als ich zugreifen will, fährt ihm eine Kugel durch die Finger! Wir ließen nun die Gefangenen alles von sich werfen, bis auf ihre roten Hosen und Hemd, und hatten so schließlich bei unserer Kompanie 150 Stück beisammen. Alle kamen sie mit aufgehobenen Händen auf uns zu. Schließlich dauerten mich auch die armen Burschen,

liegt dicht an der Grenze das Dorf Proßken. Die zweieinhalbtausend Einwohner standen, wie alle Grenzsaßen dort, stündlich in der Gefahr, von den russischen Horden überfallen und grausam mißhandelt zu werden. In der Tat erscholl eines Morgens der Ruf: „Alles flüchten — der Feind kommt!“, und stärkste Erregung bemächtigte sich der Bevölkerung. Ein beherzter Mann aber wollte sich den Feind zuvor doch mal ansehen und lief zur Grenze. Wirtlich kamen an die fünfzig russische Kavalleristen im rasendem Galopp angestürmt, voran der Offizier mit geschwungenem Säbel. Als sie nun auf etwa achthundert Meter heran waren, trachte leichlich von dem unbegreiflichen Zuschauer ein Schuß, dem alsbald mehrere folgten. Beim vierten Sant der Offizier, beim fünften ein Gefreiter tot in den Sand. Jetzt bekam es die ganze Heidenicha mit der Angst; sie rissen die Säule herum und verschwanden noch schneller, als sie gekommen waren. Nunmehr erhoben sich aus einem Felde drei — sage drei — deutsche Infanteristen und warfen lachend ihr Gewehr über die Achsel; ihr Feuer hatte genügt, ein halbes Hundert der vielgerühmten russischen Kavallerie ins Bodshorn zu jagen.



Zerbrechung zerstörterer Deutscher durch belgische Besatzung.  
Nach einer Originalzeichnung von H. Krammer.





Admiral Alfred von Tirpitz, Chef der deutschen Marine.



Admiral Franz von Holtzendorff, Chef des Admiralstabs der Marine.



Admiral Heinrich von Köchert, Vizechef des Admiralstabs der Marine.



Admiral Otto von Diederichs, Vizechef des Admiralstabs der Marine.

### Minenperrung in der Themse.

(S. 38 bis 39)

Der Geist der rücksichtslosen Selbstaufopferung, der der deutschen Flotte eigen ist, hat sich durch die Minenperrung in der Themse im glänzendsten Lichte gezeigt. Der kleine Baderdampfer „Königin Luise“, der als Minenleger ausgerüstet war, erhielt unter dem Befehl des Korvettenkapitäns Biermann den gefährlichen Auftrag, die Themse- mündung durch Minen zu sperren. Leider wurde der Dampfer kurz nach vollzogener Auslegung der Minen von dem englischen geschützten Kreuzer „Amphion“ gefolgt, der die dritte am nördlichen Themseufer in Harwich stationierte Torpedobootzerflörerflotille der sogenannten L-Klasse führte. Mehrere Torpedobootzerflörer gaben auf die „Königin Luise“ Feuer, die, um bedeckt zu bleiben, auf die Minenexplosionen wurde sehr vorteilhaft aufgerissen, so daß er nach zwanzig Minuten in der Tiefe verschwand. An eine Gegenwehr des deutschen Minenschiffs gegen eine aus nicht weniger als zwanzig Fahrzeugen bestehende Übermacht war nicht zu denken. So schmerzhaft der Untergang der „Königin Luise“ ist, so wird doch der Verlust aufgewogen durch die Vernichtung des englischen Kreuzers und den tiefen Eindruck, den der unvergleichliche Mutesmut der deutschen Seeleute in England hervorgerufen hat. Von der tapferen Belagerung wurden dreißig Matrosen getötet.

### Die Beschließung von Libau.

(S. 38 bis 39)

Auch in der Ostsee hat sich kurz nach der Kriegserklärung an Rußland die deutsche Flotte erfolgreich betätigt. Ein schwedischer Augenzeugen des Bombardements von Libau schildert dieses in englischer Weise: Bereits am Nachmittag des 2. August gingen in diesem russischen Hafen Gerüchte herum, die deutschen Kriegsschiffe seien in so unmittelbarer Nähe, daß ihr Angriff erwartet werden könne.



Admiral Alfred von Tirpitz, Chef der deutschen Marine.



Admiral Franz von Holtzendorff, Chef des Admiralstabs der Marine.



Admiral Heinrich von Köchert, Vizechef des Admiralstabs der Marine.



Admiral Otto von Diederichs, Vizechef des Admiralstabs der Marine.

Im Hafen versammelten sich drückerweise bald große Menschenmassen, um sich „den Krieg“ anzusehen. Am Abend um 10<sup>1/2</sup> Uhr fiel der erste Schuß. Andere folgten in kurzer Zeit. Die Erde erdröhnte unter der beständigen Kanonade. Die Granaten fielen massenweise in die Stadt. Eine Panik ergriff die Bevölkerung. Überall sah man Menschen schreiend und planlos umherlaufen. Viele Granaten richteten eine furchtbare Zerstörung an. Ein Petroleumbehälter wurde von einer Bombe getroffen und explodierte. Die Kanonade wurde immer furchtbarer. Man hörte wiederholt gewaltiges Geknallen. Es hieß, daß die Russen den Kriegshafen und die öffentlichen Gebäude zerstörten. In mehreren Stellen der Stadt brach ein Brand aus; niemand dachte daran, zu löschen. Der Schrecken hatte jede Willensäußerung gelähmt. Erst gegen Morgen hörte die Beschließung auf. Die Stadt sah, namentlich am Hafen, schrecklich aus. Alle Häuser waren zerstört, die großen Warenlager waren in rauchende Schutthaufen verwandelt.

### Auf dem Weg zur Grenze.

Ein paar Augenblicksbilder aus den ersten Mobilisationstagen vor einem, der dabei war.

(S. 38 bis 39)

Die Festung R. wimmelt von Militär, und jeder Zug, der antwortet, entläßt Scharen von Einberufenen, die teils hier ihre Einberufung erhalten, teils die nächste Fortgelegenheit abwarten, um möglichst rasch zu ihrem Wehrort zu gelangen. Man sieht nur frohe, labernde Mienen, Entschlossenheit und Siegesgewissheit überall. Die öffentlichen Gebäude und Siegesdenkmäler sind in den angrenzenden Straßen lange Reihen von Mannschaften damit beschäftigt, die Umwandlung vom Zivilisten in den Streiter fürs Vaterland zu vollziehen. In der Nähe des Bahnhofes aber hatten die schon Marschbereiten der Stunde



Generalleutnant v. Falkenberg, Artillerie.



Generalleutnant v. Falkenberg, Artillerie.



Generalleutnant v. Falkenberg, Artillerie.



Generalleutnant v. Falkenberg, Artillerie.

der Abfahrt. Noch dürfen sie sich bequem machen. Die Gewehre stehen in Pyramiden beisammen; Tornister, Feldflasche und Brotbeutel liegen daneben. Man redet und streckt die Glieder noch einmal, ehe man zum viertausendlangen Stillsitzen im dichtbesetzten Wagen gezwungen ist. Auch Frauen und Kinder sind zahlreich herbeigeleitet, Verwandte und Bekannte, noch ein letztes Wort mit den Tapferen zu wechseln, die vielleicht in wenigen Tagen schon aus dem grünen Walden verbluten, kostbare Opfer für des Vaterlandes Ehre und Freiheit.

Halb zwölf Uhr nachts. Dichtes Gewölz hat sich über der Festung gebildet und erfüllt die Straßen, die Plätze mit feinem, nebelhaftem Regen, der trotzdem sehr rasch bis auf die Haut dringt. Auf dem weitläufigen Bahnhof brennen nur die notwendigen Lichter, um den besuchtesten Gefährten feindlicher Flieger, Bomben abzuwerfen, seine Geistesgegenwart zum Ziel zu geben. Auf dem Bahnhof stehen marschbereit zwei kriegstüchtige Bataillone, grau im Grau der nebligen Finsternis, daß man schon die achte, zehnte Reihe nicht mehr unterscheiden kann. Eben fährt ein Zug ein; einige mit viel Grün verzierte Wagen verraten, daß sie Referatisten bringen. Richtig, da werden sie sich schon in langer Doppelreihe durch das Gedränge der übrigen Anstömmlinge dem Ausgang zu, jeder ein Paket oder Stoffsack mit dem Notwendigsten tragend. „Wo müßt ihr euch stellen?“ ruft der vorberstehende Leutnant des einen Bataillons. Ein Wirrwarr von Stimmen erdöst als Antwort, darunter zum Teil: „Wien — Prag — Galtzien“, und ein besonders lauter Schrei mit kräftiger Stimme: „In St. Petersburg — beim Wladimir!“ „Aha — Österreich!“ Ein Lächeln zeigt sich für einige Minuten auf den eburnen Gesichtern der Feldgrauen, und immer wieder dringt: „Was ist eine Sache gut!“ — „Für die Angst!“ Und während ein Herr vom Quartierausschuß die Angehörigen der verbannten Armee zu Zahlung und kurzer Nachtruhe in eine Kaserne geleitet, straffen sich wieder die 2400 Mann in Ernst und Entschlossenheit. Inzwischen ist vom eben eingelaufenen Zug die Maschine abgehoben; zwei starke Schnellzugslokomotiven legen sich ans andere Ende. Dann tönen kurz und scharf einige Kommandoworte, und wenige Minuten später sind die beiden Bataillone in der endlos scheinenden Wagenreihe

verschwinden. Alle Lampen im Zug werden verdimmt, die Vorhänge heruntergelassen, denn die Lichterschlange könnte unversehens feindlichen Fliegern ein willkommenes Ziel bieten. Noch einmal tönt brausend „Die Macht am Rhein“, und darauf begeistertes Hurra der Tausende, die trotz Nacht und Nebel jenseits der Bahnperre barren, um den Scheidenden noch ein Lebenswort zuzurufen. Dann einige Pfiffe, und langsam verschlingt die Finsternis den langen, langen Zug. Wohin? Niemand weiß es, nicht einmal die Fahrenden selber.

Unterwegs, jenseits des Rheins! Schon hat man in der Ferne Kanonendonner gehört. Am hält der Zug auf einem Nebengleis, weil ein anderer mit Feldartillerie vorher durchfahren soll. Alles entleert den dämpften Abteilen. Wie wohl tut die frische Luft, das unbehinderte Atmen und Regen den heißen Gliedern! Auch der Wagen verlangt wieder einmal sein Recht. Man holt heraus, was man gerade zur Hand hat, und wachhaft brüderlich wird geteilt. Plötzlich lebhaftes Umrufen und Kommandos in einiger Entfernung: „Feindliche Flieger!“ Jeder langt nach seinem Gewehr, „haben und sichern!“ Da harrt es schon jenseits des Bahnhofs, jenes nervengerüttelten Geräusch, das man nie vergißt, wenn man es einmal gehört hat: Maschinengewehr! Und von den zwei graugelben Wägen, die man zwischen dem leichten Gewölz über der Stadt entdeckt, kann sich nur einer heimwärts retten; mit gebrochenen Schwingen stirzt der andere nieder. Mägellos.

Und nun am Feind! Je näher das Strahlen der Geschütze tönt, um so glühender werden die Gesichter, um so fester schließen sich die Fäuste um die Waffe. Plötzlich hält der Zug auf offener Strecke, und in das Anstern der Gewehre, das jetzt auch deutlich jenseits eines Dorfes zu hören ist, klingen helle Befehle. Offiziere eilen hin und her, Radfahrer und Motorfahrer. Die lange Reihe derer entlang, die häufig dem Zug entstritten, läuft das Anstern der Gewehrflügel. Wieder Kommandos — und wieder — und mit Hurra geht's querfeldein, durch die dichte, was die Beine leiten können — immer ran an den Feind — den Brüdern zu Hilfe, die sich schon seit Stunden mit ihm herumbeissen — ran an die Franzosen — für König und Vaterland!



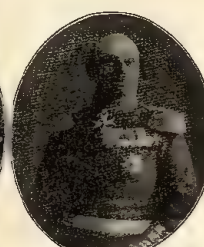
Generalleutnant v. Falkenberg, Artillerie.



Generalleutnant v. Falkenberg, Artillerie.



Generalleutnant v. Falkenberg, Artillerie.



Generalleutnant v. Falkenberg, Artillerie.





An Erwartung der Abfahrt.

Wiel. Hebrich, Berlin.

### Zur Schlacht bei Metz.

(Sitzung des Bildes Seite 27.)

Durch den am 20. August von deutscher Seite zwischen Metz und den Vogesen geführten Hauptschlag sind acht französische Armeekorps zurückgeworfen und in unermüdlicher Verfolgung gezwungen worden, auf ihre Hauptstützpunkte zurückzuströmen.

Ein in der Schlacht verwundeter Offizier berichtet darüber u. a. folgende Einzelheiten: „Schon bei der Einnahme der französischen Vorstellung hatten wir Maulesel gefunden, die noch mit Maschinengewehren und anderem Material besetzt waren, und auch in der Hauptstellung des Feindes fielen uns Batterien, darunter solche allerhöchster Kalibers, in die Hände, deren Pferde noch nicht einmal ausgespannt waren, sondern erschossen im Geschütz an der Erde lagen. Auch der ganze Weg von Vergaville bis Gebling war mit Rotholzen bedeckt, ein Zeichen, daß dem Gegner auch auf seinem Rückzuge mörderische Verluste beigebracht worden sind. Ein französischer Major, der sein Bataillon davonlaufen sah, stellte sich auf die Böschung eines Grabens und gab sich selbst den Tod. Zu Hunderten ließen sich die Franzosen gefangen nehmen und daten stehend um ihr Leben. Wenig Widerstandskraft der Feind trotz seines viel gerühmten Elans besaß, kann mit mancher Episode bewiesen werden. Aus einem Bahnhofsgelände z. B. haben drei Gruppen unserer Leute eine französische Belagerung von etwa hundert Mann herausgeholt. Diese eröffneten zwar auf die wenigen anrückenden Deutschen das Feuer, stellten aber, als unsere Leute sich dadurch nicht abschrecken ließen und bis auf hundert Meter herangerückt waren, eine weiße Fahne heraus, um Leben und Gesundheit in Sicherheit zu bringen. Demgegenüber waren die deutschen Truppen von einem Selbennutze befeuert, der die glänzendsten Leistungen erzeugte.“

Mächtig wie der Kampf, groß wie der Erfolg war auch der Jubel, als die ersten Nachrichten kamen. Alles drängte sich um die angeschlagenen Extrablätter, deren glänzender Inhalt überall heile Begeisterung weckte. In Berlin fand

die Siegesstimmung in einer Huldigung vor Kaiserin und Kronprinzessin erhebenden Ausdruck. Es war eine gewaltige Menge, die sich in Bewegung setzte, erst zum königlichen Schloß, dann zum Kronprinzlichen Palais, wo sich jedesmal stürmische Rundgebungen abspielten. Und je weiter der Tag schritt, desto größer wurde der Jubel, bis es gegen zehn Uhr abends unter den Linden plötzlich hieß: „Die Kaiserin kommt!“ Man gab's kein Halten mehr. Alles ballte sich zu einer unläßbaren Masse zusammen, und ein einziger Schrei stürmischer Freude löste sich aus den Tausenden von Kehlen. Man umginge das Automobil, das nur schrittweise fahren konnte, flatterte auf die Trittbretter, warf Blumensträuße, schwenkte Hüte, wehte mit Tüchern, so allgemein war der Jubel über den großen Erfolg.

### Belgische Ausschreitungen gegen die Deutschen.

(Sitzung des Bildes Seite 27.)

Die verabscheuungswürdigen Ausschreitungen, die sich die Belgier gegen die Deutschen haben zuschulden kommen lassen, sprechen aller Gerechtigkeit Hohn und werden für alle Zeiten ein schändendes Brandmal für das belgische Volk bleiben. In ihrem blindwütigen Haß fehlte den Belgiern jedes Urteil, welchen Schaden sie sich selbst durch die unmenschliche Austreibung der Deutschen zufügten. Denn unter den 532 454 anlässigen Fremden waren 57 010 deutscher Abstammung. In dem Welthandelshafen Antwerpen sprach man in allen besseren Gasthöfen und Geschäften Deutsch, es gab dort mehr als ein Duzend deutscher Vereine, und die deutsche Kolonie zählte gegen 9000 meist sehr wohlhabende Mitglieder.

In Brüssel wurden schon am Sonntag vor der Kriegserklärung an Frankreich Deutsche aus ihren Autos gerissen und aufs schwerste mißhandelt. Der Böbel verwüßte alle deutschen Geschäfte, zertrümmerte die Schaufenster, riß die Waren heraus und plünderte die Läden. Zahlreiche Deutsche wurden verhaftet, man legte ihnen Handschellen an und führte sie unter den Verwünschungen der Menge nach der





Die Heldentat des deutschen Minenlegers „Hela“ vor der Themsemündung am 8. August.  
 Nach einer Originalzeichnung von Hans Borchers.



Hauptpolizeiwache. Dort erhob man gegen sie die Beschuldigung der Spionage. Zwecks gründlicher Durchsuchung mußten sie ihre Kleidungsstücke ablegen, und dann stellte man die Verdächtigen, denen die Hände auf dem Rücken zusammengebunden wurden, mit dem Gesicht gegen die Wand. — Wo Deutsche auf den Straßen erblickt wurden, fiel der Mob über sie her. Selbst Kinder verschonte man nicht.

Unglaublich gefühllos verfuhr man gegen die Deutschen in Brügge. Wir folgen bei dieser Schilderung den Mitteilungen eines mitverhafteten Deutschen: „Ungefähr fünfzig Flüchtlinge, Männer, Frauen und Kinder, die Holland erreichen wollten, wurden nach der Kaserne verbracht und unter strenger Bewachung zehn Tage in Haft gehalten. Die Befestigung bestand nur in Brot und Wasser; an zwei Tagen ließ man die Gefangenen sogar ganz fasten.

Am zehnten Tag wurden von einer Militärkommission die Personalien aufgenommen, woran sich die Erklärung schloß, daß sämtliche Männer erschossen werden würden. Unter den Verzweiflungsrufen der Frauen und Kinder verurteilte einer der Gefangenen in seiner furchtbaren Erregung auf einen der Bedeckungsposten zu schießen, der ihm das aufgesteckte Seitengewehr entgegenstreckte.

Nachdem man den Männern schwarze Binden um die Augen gelegt hatte, wurden sie von einer Soldateneinheit auf einen Platz geführt. Hier wurde der Befehl zum Feuer gegeben, aber die gefürchtete Salve erfolgte nicht. Vielmehr wurden den auf den Tod Gefakten die Binden abgenommen und ihnen mitgeteilt, daß es sich nur um ein Scheinmanöver gehandelt habe! Nach der Zurückführung in die Kaserne wurde dann die Freilassung verfügt. Das Gepäck der deutschen Familien wurde eingezogen, dagegen durften sie ihre Geldmittel behalten, so daß sie wenigstens die Weiterfahrt nach Holland fortsetzen konnten.“

Am schlimmsten aber hauste der Pöbel in Antwerpen. Man zertrümmerte nicht nur die deutschen Geschäfte, Gasthäuser, Schulen und das Seemannshaus, sondern drang auch in die Privatwohnungen ein. Die Möbel wurden auf

die Straße geworfen, zerstört oder weggeschleppt. Die Willen in den Baracken wurden eingekerkert.

Die Frauen zerrte man an den Haaren auf die Straße, spie sie an, hieb auf sie mit Messern ein und trat sie mit Füßen. Vor den im Hafen liegenden Schiffen schrie die zusammengepöbelte Menge, wie ein Augenzeuge berichtet: „Werft die Deutschen ins Wasser oder schneidet ihnen die Kehlen ab!“ Zahlreiche Männer wurden niedergemetzelt. Von dem bekannten Hotel Weber am Boulevard stieß man Frauen und Kinder herunter. Der Besitzer des Gasthofs, der sich im Zimmer verborgen hatte, wurde durch Schwefeldämpfe aus seinem Versteck herausgetrieben und sodann ermordet. Und alle diese Greuel geschahen, ohne daß die Gendarmrie und Bürgergarde die Unglücklichen schützte, ja, es ist sogar erwiesen, daß der frankophilenfreundliche Bürgermeister durch verheerende Falschmeldungen den barbarischen Aufruhr begünstigt hat.

### Vom Roten Kreuz.

(Siehe die Bilder Seite 35, 37 und 38.)

Man lohnt sich auch die langjährige treue Friedensarbeit derer, die berufen sind, die vom Krieg geschlagenen Wunden zu heilen. Schon haben sie schwere, schwere Arbeit, die Männer vom Roten Kreuz, die Angehörigen der freiwilligen Sanitätskolonnen. Und was sogar der Feind an unterem Heere anerkennen muß, die strenge Ordnung, die unbedingte Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit des Aufmarsches und des Eingreifens — das trifft in vollem Umfang auch auf unsere Sanitätskolonnen zu. Man muß sie gesehen haben, diese Streiter der Barmherzigkeit und der Nächstenliebe, wenn ein Eisenbahnzug mit Verwundeten im Bahnhof einläuft. Den ganzen Bahnsteig entlang, in langer Reihe, militärisch ausgerichtet, stehen die Tragedahren da, ihnen zur Seite die aus vier Mann bestehende „Gruppe“ mit ihrem Gruppenführer. Fast lautlos vollzieht sich die Entladung der Wagen; mit ruhender Sorgfalt werden die Verwundeten auf die Bahren geladen; nur dann und wann ein halblautes Kommandowort, nach dem



Eine auf der Fahrt zum Kriegsschauplatz belgische Truppe hält auf freier Straße.

Wien, Österreich.



die „Gruppe“ wie ein gut geregeltes Uhrwerk arbeitet. Und lautlos eilen die „Helferinnen“ dazu, aus deren milder Hand der Verwundete die auf den Bahnhöfen bereitgestellte Leinwand erhält.

Wintergütig wie bei unserem Heer ist auch bei den Sanitätskolonnen die Ausrüstung. Sie sind in völlig neuer, ebenso schmale wie zweckmäßige Uniformen gekleidet. Die norddeutschen Mannschaften sind mit Kuchäcken ausgerüstet, während die württembergischen Sanitätskolonnen Tornister tragen. Zur Ausrüstung gehören ferner Verbandskäse, Brotbeutel, Zabelschäcke, und je ein Mann der Gruppe ist mit Weiß oder Säge oder Rettungsgelb ausgerüstet. Tornister oder Kuchäcke enthalten Kochgeschirr. Außer Wiewala, Luchhole und Mantel hat jeder Mann noch einen Drillichanzug, neben der Schirmmütze noch eine Feldmütze. Zur Ausrüstung gehört endlich ein „eiserner“ Verpflegungsbedarf für drei Tage.

Selbstverständlich kommen die Sanitätskolonnen nicht nur für den Dienst in der Heimat, sondern auch für den Augenblick in Betracht. Es war ein weißer Tag im August, als am Mittwoch den 19. August die erste Kasaretturuppe des württembergischen Landesvereins vom Roten Kreuz durch die Königin von Württemberg in Gegenwart von Direktor Dr. v. Geyer und Geheimrat Herrmann, den beiden obersten Leitern des württembergischen freiwilligen Sanitätsdienstes, im Hof der Schwabshule verabschiedet wurde. Es waren 41 Mann und 41 Pflegeknechte, die für das Etappengebiet bestimmt sind. Lebhaftes Interesse widmete unser Königspaar auch dem vom württembergischen Landesverein vom Roten Kreuz ausgerüsteten Kasarettzug, der nun wohl auch schon seit mehreren Tagen seinen Dienst verleiht. Er ist dazu bestimmt, nämlich dem Verwundetenantransport zwischen der Grenze und den heimischen Kasarettären zu dienen. Er besteht aus 30 Eisenbahnwagen. Die große Mehrzahl von ihnen ist zur Aufnahme von Verwundeten eingerichtet, jeder Wagen zu 16 Betten, die in zwei Stockwerken übereinander an den Längswänden angebracht sind. Genau in der Mitte des Zuges befindet sich der Wagen des Chefarztes mit Operationsraum, links und rechts davon die Wagen der Verwaltung, der assistierenden Ärzte und des Pflegepersonals. Je am Ende des Zuges befinden sich die Küchenwagen. Was an weißer Borausicht aller möglichen Fälle geleistet werden kann, ist gegeben; allenfalls herrscht der Grundplatz höchster Zweckmäßigkeit; und doch liegt über dem Ganzen ein Hauch von Behaglichkeit. Jeder Wagen trägt das Zeichen des Roten Kreuzes, nicht nur an den Seitenwänden, sondern auch in größter Form auf dem Dach zur Abwehr von Fliegerbomben. Die Erfahrungen der letzten Zeit haben allerdings dazu geführt, daß die Kasarettzüge und ihre Begleitmannschaften auch mit minder friedlichen Abwehrmitteln ausgerüstet sind.

Ein lebendiges Bild von der Arbeit im Feld gibt schließlich noch die Darstellung einer von Helferinnen des Roten Kreuzes geleiteten Feldküche. Vor dem Feind geht es freilich vielleicht etwas weniger „geleitet“ zu.

Sieinen in fünfzigjährigem Wirken betätigten Grundrissen getreu wendet das Rote Kreuz seine Hilfe auch diesmal Freunden wie Feinden ohne Unterschied zu. Die Gelegenheit dazu bot sich sehr bald: es waren erst wenige Tage seit Eröffnung der Feindseligkeiten vergangen, als schon die ersten deutschen und französischen Verwundeten und Gefangenen vom westlichen Kriegsschauplatz in Stuttgart eintrafen.

### Der Sturm auf Schabach.

(Hergn. Bild Seite 43.)

Die tapferen österreichisch-ungarischen Truppen haben vom 23. bis 25. August auf russischen Gebieten bei Strasnil eine dreitägige siegreiche Schlacht geschlagen, die für die Entwicklung der Dinge auf den östlichen Kriegsschauplätzen von größter Bedeutung ist. In Voraussicht der auch in Galizien, nördlich und östlich von Lemberg, folgenden gewaltigen Kämpfe hatte die Kriegseileitung kurz zuvor noch erklärt, daß sie angesehts der Aufgabe, die ihr gestellt werden wird, die Festigung der Grenzen vorläufig nur als eine Nebenaktion in Rechnung stellen und sich daher eine durch die Umstände gebotene Zurückhaltung aufzulegen werde. Es entscheidet dies, sobald sich die Notwendigkeit ergibt, nach

zwei Fronten zu kämpfen, dem militärisch als richtig anerkannten Satz, zuerst den stärkeren Gegner niederzuringen und dann erst dem schwächeren mit voller Kraft auf den Leib zu rücken. Nachbeseinender erachtete man einen Vorstoß gegen die serbischen Stellungen als geboten und hat diesen auch aus Nord und West mit großer Energie durchgeführt. Unter den künftigen Zusammenstößen, die dadurch herbeigeführt wurden, spielte der Übergang über die Save und der Sturm auf Schabach eine wichtige Rolle, weil letzteres eine strategisch bedeutsame Eingangsporte darstellt. Man wußte, daß das serbische Ufergebiet von sehr starken feindlichen Streitkräften besetzt war, die durch Infanterie- und Artilleriefeuer den Übergang der Truppen verhindern sollten, entschloß sich daher, trotz der Scheinwerfer den Übergang nächstherbeigeführt zu werden, wozu zur bestimmten Stunde mehrere große Boote, Fährten und eine Anzahl Schiffbrücken bereitlagen. In aller Stille wurden die Mannschaften, die übergeleitet werden sollten, gewartet. „Wir erkannten sofort“, so berichtet ein österreichischer, „Infanterist, der wacker mitgekämpft hat, daß es jetzt galt, über den Fluß zu gehen, und eilten flut aus Ufer zu den verlasteten Booten, die bereits mit Pionieren besetzt waren. Ich befand mich mit etwa fünfzig Kameraden rasch in einem dieser Fahrzeuge. Während der Überfahrt wunderten wir uns alle, vom feindlichen Ufer keine Schüsse zu bekommen. Kaum wollten wir indessen jenseits anlegen, so begann es aus den Schützengraben der Serben zu trachen, und gleich bei der ersten Salve brachen in unserem Kahn der Zugführer und sieben Soldaten zusammen. Wir anderen sprangen ans Ufer und stürzten uns auf die serbischen Feldbefestigungen, die durch einen Bajonettangriff genommen wurden. Wir haben reguläres Munitie und Kommandos (Freischärler) vor uns her stehen und eilten ihnen durch die und blüht bis nach Schabach nach. Dort kam es zu einem verzweifelten blutigen Straßenkampf, bei dem auch aus den versammelten Feinden und von den Kirchtürmen auf uns geschossen wurde. Da kamen wir rückwärts nach und nach Verletzungen an, und nach einstündigem Kampfe hatten wir den Ort vollends genommen.“

Nach diesem Siege zeigte sich auch in Schabach wie in Belgien und Frankreich das Kränkereuweisen in seiner ganzen Scheußlichkeit und Verwerflichkeit. Auch hier wurde teils von serbischen Soldaten, die sich in Keller und auf Dachböden gesammelt hatten, teils von der Einwohner-schaft hinterrücks auf die braven Trupps geschossen. Selbstverständlich wurden nicht viele Umstände gemacht und alles, was auf der Tat erriep wurde, auf der Stelle niedergemacht. Die serbische Regierung, die ihre Pappenhimer eigentlich kennen sollte, hatte die Dreistigkeit, sich auf dem Wege über eine neutrale Macht darüber zu beschweren. Das österreichisch-ungarische Armeekommando ordnete Erhebungen an, und es ergab sich über den nächsten Tatbestand hinaus, daß sich die Serben sogar die scheußlichsten Massakerierungen hatten aufhalten lassen lassen. Wiederholt wurden Leichen verstümelter Soldaten gefunden, so ein Mann mit ausgestochenen Augen, in deren Höhlen Uniformknöpfe eingesteckt waren; an einem Baume hängend ein Infanterist, dem Kopf und Arme fehlten. Ein Leutnant, dem die Gefangenen vorgeführt wurden, verfügte aus Menschlichkeit die Freilassung einer schwangeren Frau. Kaum freigegeben, zog das Weib einen Revolver und erschloß den Leutnant von hinten. Selbst serbische Arbeiter beteiligten sich an diesen Unmenslichkeiten.

### Belfort.

(Hergn. Bild und Plan Seite 44.)

Die französische Festung Belfort hat uns 1870/71 erfolgreich Widerstand geleistet — allerdings weniger energischen Belagerungsmitteln gegenüber, als wir heute haben — und ist seither durch Erweiterung der Stadtumwallung, Umbau der alten Forts und Bau von neun vorgezogenen großen Forts mit Anschlußbatterien und fünfzehn selbständigen Batterien ein starker Waffenplatz geworden, mit einem Umfang von etwa 40 Kilometern.

Der Überlichkeit wegen sind weder die Anschlußbatterien noch die Redouten und Infanteriewerke, die zum Beispiel das Fort Salbert (XV) verhaften, in unsere Skizze aufgenommen. Auch die Geländeunterstände, die zum



Streifenkampf in Schabach.  
Nach einer Zeichnung von Frau Hermann





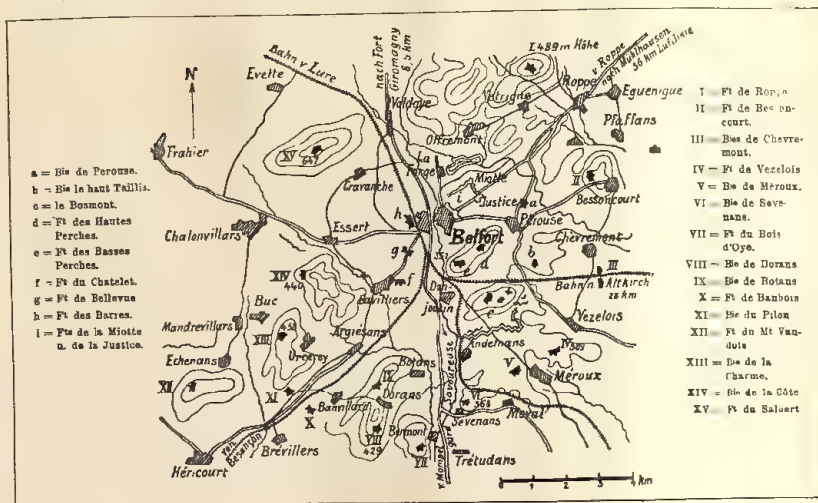
Blick auf die Festung Belfort.

Bild: Croyer, Bielefeld, Leipzig.

Teil recht erheblich sind und die Bedeutung der Werke erhöhen, konnten nur durch einige Höhenlagen angedeutet werden. Unterhalb Belfort zum Beispiel fließt die Saône in 351 Meter über Meereshöhe, das Fort Roppe (I) liegt in 489 Meter, das Fort Mezelois (IV) in 389 Meter, die Batterie Sevenans (VI) in 368, die Batterie Dorans (VIII) in 429 Meter Höhe. Südlich von dieser ist aber der Wasserspiegel der Saône nur auf 341 Meter,

also auf wenig mehr als 4 Kilometer Luftlinie um 10 Meter gesunken.

Ungefähr die gleiche Höhe hat der Rhein-Rhône-Ronal, wo die Straße Mittich Belfort, halbwegs zwischen beiden, ihn kreuzt und in südwestlicher Richtung, von der Stadt Belfort 10 Kilometer entfernt, weiterführt. Wir haben es hier mit den südlichsten Ausläufern der Vogesen zu tun.



Plan von Belfort und Umgebung.

## Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung)

Die Sitzung des Reichstags, die sich an die Verlesung der Thronrede durch den Kaiser angeschlossen, wurde vom Präsidenten Dr. Kauffmann am 4. August um drei Uhr fünfzehn Minuten nachmittags eröffnet. Zur Beratung stand die erste, zweite und dritte Lesung einer Reihe durch die politische Lage notwendig gewordenen Gesetzesentwürfe, deren wichtigster die Bewilligung eines Kredits von fünf Milliarden Mark betraf.

Der Präsident teilt mit, daß er dem Kaiser Mitteilung von der Konstituierung des Hauses machen werde. Der Kaiser habe sich bereit erklärt, das Präsidium heute abend sieben Uhr zu empfangen. Er hoffe, dem Kaiser alsbald Mitteilung machen zu können, daß die eingegangenen Vorschläge Annahme gefunden haben.

Schriftführer Abg. Fischer verliest das Verzeichnis der vorgelegten Gesetzesentwürfe.

Sodann ergreift Reichstagskanzler Dr. v. Bethmann Hollweg das Wort. Unter anfänglichem tiefem Schweigen aller Anwesenden, das aber bald und oft von lebhaften Zwischenrufen und stürmischen Beifall unterbrochen wurde, führt er aus:

Ein gewaltiges Schicksal bricht über Europa herein. Seit wir uns das Deutsche Reich und Insekten in der Welt erkämpft, haben wir vierundzwanzig Jahre lang in Frieden gelebt und den Frieden Europas gesichert. In friedlicher Arbeit sind wir stark und mächtig geworden und darum beneidet. Mit zäher Geduld haben wir es ertragen, wie unter dem Vorwande, daß

Deutschland Kriegslüsten sei, in Ost und West Feindschaften genährt und Fesseln gegen uns geschmiedet wurden. Der Wind, der hegelet wurde, geht jetzt als Sturm auf. Wir wollten in friedlicher Arbeit weiterleben, und wie ein unausgesprochenes Gelübde ging es vom Kaiser bis zum jüngsten Soldaten: nur zur Verteidigung einer gerechten Sache soll unser Schwert aus der Scheide fliegen. Der Tag, da wir es ziehen müssen, ist erschienen — gegen unseren Willen, gegen unser lebliches Bemühen. Rußland hat die Brandfackel an das Haus gelegt. Wir stehen in einem erzwungenen Kriege mit Rußland und Frankreich.

Meine Herren, eine Reihe von Schriftstücken, zusammengefaßt in dem Drang der sich überschlagenden Ereignisse, ist Ihnen zugegangen. Lassen Sie mich die Tatsachen herausheben, die unsere Haltung kennzeichnen.

Vom ersten Augenblick des österreichisch-ungarischen Konfliktes an erklären und wirken wir dahin, daß dieser Handel auf Österreich-Ungarn und Serbien beschränkt bleiben müsse. Alle Rabinette, insbesondere auch England, vertreten denselben Standpunkt. Nur Rußland erklärt, daß es bei der Austragung dieses Konfliktes mitreden müsse. Damit erhebt die Gefahr europäischer Verwicklung ihr drohendes Haupt. Sobald die ersten bestimmten Nachrichten über militärische Rüstungen in Rußland vorliegen, lassen wir in Petersburg freundschaftlich, aber nachdrücklich erklären, daß kriegerische Maßnahmen gegen Österreich uns an der Seite unseres

Bundesgenossen finden würden und daß militärische Vorbereitungen gegen uns selbst uns zu Gegenmaßnahmen zwingen würden. Mobilmachung aber sei nahe dem Kriege. Rußland beteuert uns in feierlicher Weise seinen Friedenswunsches, und daß es keine militärischen Vorbereitungen gegen uns treffe. Inzwischen sucht England zwischen Wien und Petersburg zu vermitteln, wobei es von uns warm unterstützt wird. Am 28. Juli bittet der Kaiser telegraphisch den Zaren, er möge bedenken, daß Österreich-Ungarn das Recht und die Pflicht habe, sich gegen die großrussischen Umtriebe zu wehren, die seine Existenz zu untergraben drohten. Der Kaiser weist den Zaren auf die gemeinsamen moralischen Interessen gegenüber der Freveltat von Serajewo hin. Er bittet ihn, ihn persönlich zu unterstützen, um den Gegensatz zwischen Wien und Petersburg auszugleichen. Ungefähr zu derselben Stunde und vor Empfang dieses Telegramms bittet der Zar seinerseits den Kaiser um seine Hilfe, er möge doch in Wien zur Mäßigung raten. Der Kaiser übernimmt die Vermittlerrolle. Aber kaum ist die von ihm angeordnete Mission im Gange, so mobilisiert Rußland alle seine gegen Österreich-Ungarn gerichteten Streitkräfte. Österreich-Ungarn selbst aber hatte nur seine Armeekorps, die unmittelbar gegen Serbien gerichtet sind, mobilisiert. Gegen Norden zu nur zwei Armeekorps und fern von der russischen Grenze.

Der Kaiser weist sofort den Zaren darauf hin, daß durch diese Mobilmachung der russischen Streitkräfte gegen Österreich-Ungarn die Vermittlerrolle, die er auf Bitten des Zaren übernommen hatte, erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht würde. Trotzdem legen wir in Wien unsere Vermittlungsaktion fort, und zwar in Formen, welche bis in das Äußerste dessen gehen, was mit unserem Bundesverhältnis noch verträglich war. Während der Zeit erneuert Rußland seine Versicherungen, daß es gegen uns keine militärischen Vorbereitungen treffe.

Es kommt der 31. Juli. In Wien fällt die Entscheidung fallen. Wir haben es bereits durch unsere Vorstellungen erreicht, daß Wien in dem eine Zeitlang nicht mehr im Gange befindlichen direkten Verkehr die Aussprache mit Petersburg wieder aufgenommen hat. Aber noch bevor die letzte Entscheidung

in Wien fällt, kommt die Nachricht, daß Rußland seine gesamte Wehrmacht, also auch gegen uns, mobil gemacht hat. Die russische Regierung, die aus unseren wiederholten Vorstellungen wußte, was Mobilmachung an unserer Grenze bedeutet, teilt uns diese Mobilmachung nicht mit, gibt uns zu ihr auch keinerlei erklärenden Aufschluß. Erst am Nachmittag des 31. trifft ein Telegramm des Zaren beim Kaiser ein, in dem er sich dafür verbürgt, daß seine Armee keine herausfordernde Haltung gegen uns einnehmen werde. Aber die Mobilmachung an unserer Grenze ist schon seit der Nacht vom 30. zum 31. Juli in vollem Gange. Während wir auf russisches Bitten in Wien vermitteln, erhebt sich die russische Wehrmacht an unserer langen, fast ganz offenen Grenze, und Frankreich mobilisiert zwar noch



Generaloberst von Benedek, der Feld von Gloggnitz.

Bild: Croyer, Bielefeld, Leipzig.



nicht, aber trifft doch, wie es zugeht, militärische Vorbereitungen.

Und wir? — Wir hatten (in Erregung auf den Tisch schlagend und mit starker Betonung) absichtlich bis dahin keinen Reservemann einberufen, dem europäischen Frieden zuliebe! Sollten wir jetzt weiter geduldig warten, bis etwa die Mächte, zwischen denen wir eingeteilt sind, den Zeitpunkt zum Vorschlagen wählen? Dieser Gefahr Deutschland auszuliefern, wäre ein Verbrechen gewesen! Darum fordern wir noch am 31. Juli von Russland die Demobilisierung als einzige Maßregel, welche noch den europäischen Frieden retten könnte. Der Kaiserliche Botschafter in Petersburg erhält ferner den Auftrag, der russischen Regierung zu erklären, daß wir im Falle der Ablehnung unserer Forderung den Kriegszustand als eingetreten betrachten müßten.

Der Kaiserliche Botschafter hat diesen Auftrag ausgeführt. Wie Russland auf unsere Forderung der Demobilisierung geantwortet hat, wissen wir heute noch nicht. Telegraphische Meldungen darüber sind nicht bis an uns gelangt, obwohl der Telegraph weit unwichtigere Meldungen noch übermittelt.

So sah sich, als die gefestigte Frist längst verstrichen war, der Kaiser am 1. August, nachmittags fünf Uhr, genötigt, unsere Wehrmacht mobil zu machen.

Zugleich mußten wir uns verschern, wie sich Frankreich stellen würde. Auf unsere bestimmte Frage, ob es sich im Falle eines deutsch-russischen Krieges neutral halten würde, hat uns Frankreich geantwortet, es werde tun, was ihm seine Interessen geböten. Das war eine ausweichende Antwort auf unsere Frage, wenn nicht eine Verneinung unserer Frage.

Zugleich gab der Kaiser den Befehl, daß die französische Grenze unbedingt zu respektieren sei. Dieser Befehl wurde strengstens befolgt, bis auf eine einzige Ausnahme. Frankreich, das zu derselben Stunde wie wir mobil machte, erklärte uns, es werde eine Zone von zehn Kilometern an der Grenze respektieren. Und was geschah in Wirklichkeit? Bombenwerfende Flieger, Kavalleriepatrouillen, auf reichsländisches Gebiet eingebrochene französische Kompanien! Damit hat Frankreich, obwohl der Kriegszustand noch nicht erklärt war, den Frieden gebrochen und uns tödlich angegriffen.

Was jene Ausnahme betrifft, so habe ich vom Chef des Generalstabs folgende Meldung erhalten: Von den französischen Beschwerden über Grenzverletzungen unsererseits ist nur eine einzige zuzugeben. Gegen den ausdrücklichen Befehl hat eine, anscheinend von einem Offizier geführte Patrouille des XIV. Armeekorps am 2. August die Grenze überschritten. Sie ist scheinbar abgeschossen, nur ein Mann ist zurückgekehrt. Aber lange bevor diese einzige Grenzverletzung erfolgte, haben französische Flieger bis nach Süddeutschland hinein auf unsere Bahnhöfen Bomben abgeworfen, haben am Schlachtpfad französische Truppen unsere Grenzschutztruppen angegriffen. Unsere Truppen haben sich dem Befehle gemäß zunächst gänzlich auf die Abwehr beschränkt. Soweit die Meldung des Generalstabs.

Meine Herren! Wir sind jetzt in der Notwehr; und Not kennt kein Gebot! Unsere Truppen haben Luxemburg besetzt, vielleicht schon belgisches Gebiet betreten. Meine Herren, das widerspricht den Geboten des Völkerrechts. Die französische Regierung hat zwar in Brüssel erklärt, die Neutralität Belgiens respektieren zu wollen, solange der Gegner sie respektiere. Wir wußten aber, daß Frankreich zum Einfall bereitstand. Frankreich konnte warten, wir aber nicht! Ein französischer Einfall in unsere Platte am unteren Rhein hätte verhängnisvoll werden können. So waren wir gezwungen, uns über den berechtigten Protest der luxemburgischen und der belgischen Regierung hinwegzusetzen. Das Unrecht ist freigegeben — das Unrecht, das wir damit tun, werden wir wieder gutzumachen suchen, sobald unser militärisches Ziel erreicht ist. Wer so bedroht ist wie wir und um sein Höchstes kämpft, der darf nur daran denken, wie er sich durchhau!

Meine Herren, wir stehen Schulter an Schulter mit Österreich-Ungarn.

Was die Haltung Englands betrifft, so haben die Erklärungen, die Sir Edward Grey gestern im englischen Unterhaus abgegeben hat, den Standpunkt klargestellt, den

die englische Regierung einnimmt. Wir haben der englischen Regierung die Erklärung abgegeben, daß, solange sich England neutral verhält, unsere Flotte die territoriale Integrität und die Unabhängigkeit Belgiens nicht antasten werden. Diese Erklärung wiederhole ich hiermit vor aller Welt, und ich kann hinzufügen, daß, solange England neutral bleibt, wir auch bereit wären, im Falle der Gegenseitigkeit keine feindlichen Operationen gegen die französische Handelschiffahrt vorzunehmen.

Meine Herren! Soweit die Vorgänge. Ich wiederhole das Wort des Kaisers: „Mit reinem Gewissen sieht Deutschland in den Kampf!“ Wir kämpfen um die Früchte unserer friedlichen Arbeit, um das Erbe einer großen Vergangenheit und um unsere Zukunft. Die fünfzig Jahre sind noch nicht vergangen, von denen Moltke sprach, daß wir gerüstet dastehen müßten, um das Erbe, um die Errungenschaften von 1870 zu verteidigen. Jetzt hat die große Stunde der Prüfung für unser Volk geschlagen. Aber mit heller Zuversicht sehen wir ihr entgegen. Unsere Armee steht im Felde, unsere Flotte ist kampfbereit, hinter ihr das ganze deutsche Volk! — Das ganze deutsche Volk einigt sich auf den letzten Mann! —

Sie, meine Herren, kennen Ihre Pflicht in ihrer ganzen Größe. Die Vorlagen bedürfen keiner Begründung mehr. Ich bitte um ihre schnelle Erledigung.

Hierauf antwortete der Präsident des Reichstages und schlug dann vor, die Sitzung zu schließen und die nächste Sitzung nachmittags um fünf Uhr abzuhalten mit der Tagesordnung: Erste und zweite Beratung der dem Reichstages vorgelegten Vorlagen.

Die neue Sitzung wurde um fünf Uhr einundzwanzig Minuten durch den Präsidenten Dr. Rumpf eröffnet. Nach Erledigung verschiedener Formalitäten machte der Präsident den Vorschlag, die erste Beratung der sämtlichen vorliegenden Gesetzentwürfe zu verhandeln. Dieser Vorschlag wurde mit einem einstimmigen Bravo angenommen.

Als einziger Redner sprach der Vertreter der Sozialdemokratie, um zu erklären, daß seine Partei in der Stunde der Gefahr ihr Versprechen, das Vaterland nicht im Stich zu lassen, wahr mache.

Hierauf wurden alle Geleße in zusammenfassender Abstimmung unter stürmischen Beifall einstimmig angenommen.

Die Schlussrede des Präsidenten Dr. Rumpf lautete: Meine Herren! Wir haben mit der Schnelligkeit, die der Ernst der Lage erfordert, die Gesetzentwürfe bewilligt, die dazu bestimmt sind, für den Krieg und für das wirtschaftliche Leben während des Krieges die notwendige Sicherheit zu schaffen.

Viele von unseren Herren Kollegen ziehen hinaus in den Kampf um die Ehre des Vaterlandes. Unter uns ist keiner, der nicht von einem oder mehreren Söhnen und sonstigen Familienmitgliedern Abschied nehmen müßte. Unsere wärmsten und innigsten Segenswünsche begleiten sie alle auf dem schweren, aber ehrenvollen Gange in den heiligen Kampf. Unsere Segenswünsche begleiten unter ganzem Herz unsere ganze Marine. Wir sind des festesten Vertrauens, daß die Schlachtkreuzer, die das Blut unserer Helden trinkt, eine Saat hervorbringen werden, die dazu berufen ist, eine Frucht zu tragen so schön, wie wir sie nur denken können: die Frucht neuer Blüte, neuer Wohlfahrt, neuer Macht des deutschen Vaterlandes.

Das Wort hat der Herr Reichstagskanzler. v. Bethmann-Hollweg: Meine Herren! Am Schlusse dieser kurzen, aber ernsten Tagung ein kurzes Wort. Nicht nur das Gewicht Ihrer Beschlüsse gibt dieser Tagung ihre Bedeutung, sondern der Geist, aus dem heraus diese Beschlüsse gefaßt sind: der Geist der Einheit Deutschlands, des unbedingten rücksichtslosen gegenseitigen Vertrauens auf Leben und Tod. Was uns auch beschieden sein mag: der 4. August 1914 wird bis in alle Ewigkeit hinein einer der größten Tage Deutschlands sein. Seine Majestät der Kaiser und Seine hohen Verbündeten haben mit dem Auftrag gegeben, dem Reichstage zu danken.

Ich habe eine Allerhöchste Verordnung dem Hause mitzuteilen. Der Reichstag erhebt sich und der Reichstagskanzler verkündet die Verordnung, welche den Reichstag auf den 24. November vertagt.)



Das Einbringen der ersten französischen Geschütze in Straßburg.  
Nach einer Originalzeichnung von Fritz Reumann.





Vernichtung einer russischen Kavalleriebrigade durch deutsche Inf. Nach einer Originalzeichnung von G. Zimmer.

Präsident: Meine Herren! Nach diesen Worten des Herrn Reichstanzlers bleibt uns nur übrig, nochmals zu beteuern, daß das deutsche Volk einig ist bis auf den letzten Mann, zu siegen oder zu sterben auf dem Schlachtfelde für die deutsche Ehre und für die deutsche Einheit.

Wir trennen uns mit dem Rufe: Seine Majestät der Deutsche Kaiser, Gott und Vaterland, hoch! — hoch! — hoch!

Die Bedeutung dieser Sitzung des Deutschen Reichstages, deren Beratungen einschließlich aller geschäftlichen Formalitäten nur vierundzwanzig Minuten gedauert hat, liegt in erster Linie in der noch nie da-gewesenen Einigkeit. Es gab nicht mehr Sozialdemokraten, Arbeiter, Polen, Protestanten, Dänen, Zentrum, Konervative, Nationalliberalen, Deutschfreisinnige, Bauernbund, Deutschnationale und wie die zahllosen Fraktionen und Fraktionen noch heißen mögen, es gab nur ein einziges deutsches Volk, einig in dem Willen, Gut und Blut einzusetzen für das gemeinsame Vaterland. Innere Feinde gab es nicht mehr. Das mag eine schwere Enttäuschung für unsere äußeren Gegner gewesen sein.

Wo hat es jemals ein Parlament gegeben, das ohne jedes Wenn und Aber, ohne zu fragen: wozu, warum? der Regierung fünftausenddreihundert Millionen Mark bewilligt hätte? Es ist dies die größte Summe, über welche überhaupt jemals ein Parlament zu beschließen hatte. Angst und Schrecken mag unsere Gegner ergriffen haben, als sie erfuhr, daß das angeblich so arme Deutschland die Milliarden so leicht zur Verfügung hatte.

Die Reichstagsabgeordneten hatten auch ein Weisbuch erhalten: „Vorläufige Denkschrift und Aktenstücke zum Kriegsbeginn“, dessen Inhalt in der Rede des Reichstanzlers wiedergeben ist. Das Weisbuch enthält alle hier in Frage kommenden Dokumente, auch die Ansichten der Regierung soweit sie in Artikeln der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ niedergelegt waren. Zum Beweise für die Ablichtung Russlands, mit allerlei Vorpiegelungen die deutsche Mobilisierung aufzuhalten und damit für die eigene Zeit zu gewinnen,



sein hier aus dem Weißbuche die Telegramme wiedergegeben, die zwischen dem Petersburger und dem Berliner Hofe gewechselt wurden.

Der Kaiser an den Jaren:

Rom 28. Juli, 10 Uhr 45 nachm.

Mit der größten Beunruhigung höre ich von dem Einbruch des Österreich-Ungarischen Vorgehens gegen Serbien in Deinem Reiche hervorzuheben. Die skrupellose Agitation, die seit Jahren in Serbien getrieben worden ist, hat zu dem empfindlichen Verbrechen geführt, dessen Opfer Erzherzog Franz Ferdinand geworden ist. Der Geist, der die Serben ihren eigenen König und seine Gemahlin mordeten ließ, herrscht heute noch in jenem Lande. Zweifellos wirst Du mit mir darin übereinstimmen, daß wir beide, Du und ich, sowohl als alle Souveräne ein gemeinsames Interesse daran haben, darauf zu bestehen, daß alle diejenigen, die für den schändlichen Mord verantwortlich sind, ihre verdiente Strafe erleiden.

Andersherüber ist keineswegs, wie schwierig es für Dich und Deine Regierung ist, den Strömungen der öffentlichen Meinung entgegenzutreten. Eingedenk der heiligen Freundschaft, die uns beide seit langer Zeit mit festem Band verbindet, sehe ich daher meinen ganzen Einfluß ein, um Österreich-Ungarn dazu zu bestimmen, eine offene und befriedigende Verständigung mit Rußland anzuknüpfen. Ich hoffe zuversichtlich, daß Du mich in meinen Bemühungen, alle Schwierigkeiten, die noch entstehen können, zu beseitigen, unterstützen wirst.

Dein sehr aufrichtiger und ergebener Freund und Bester  
gez. Wilhelm.

Der Zar an den Kaiser:

Peterhof, Palais, 29. Juli, 1 Uhr nachm.

Ich bin erfreut, daß Du zurück in Deutschland bist. In diesem so ersten Augenblick bitte ich Dich inständig, mir zu helfen. Ein schmählicher Krieg ist an ein schwaches Land erklärt worden. Die Entfaltung hierüber, die ich völlig teile, ist in Rußland ganz ungeheuer. Ich sehe voraus, daß ich sehr bald dem Druck, der auf mich ausgeübt wird, nicht mehr werde widerstehen können und gezwungen sein werde, Maßregeln zu ergreifen, die zum Krieg führen werden. Um einem Unglück, wie es ein europäischer Krieg sein würde, vorzubeugen, bitte ich Dich im Namen unserer alten Freundschaft, alles Dir Mögliche zu tun, um Deinen Bundesgenossen davon zurückzubalten, zu weit zu gehen.  
gez. Nikolaus.

Der Kaiser an den Jaren:

Rom 29. Juli, 6 Uhr 30 nachm.

Ich habe Dein Telegramm erhalten und teile Deinen Wunsch nach Erhaltung des Friedens. Jedoch kann ich wie ich Dir in meinem ersten Telegramm sagte — Österreich-Ungarischen Vorgehen nicht als „schmählichen Krieg“ betrachten. Österreich-Ungarn weiß aus Erfahrung, daß Serbiens Herpesreaktionen, wenn sie nur auf dem Papier stehen, gänzlich unzuverlässig sind. Meiner Ansicht nach ist Österreich-Ungarischen Vorgehen als ein Versuch zu betrachten, volle Garantie dafür zu erhalten, daß Serbiens Herpesreaktionen auch wirklich in die Tat umgesetzt werden. In dieser Ansicht werde ich bestärkt durch die Erklärungen des österreichischen Kabinetts, daß Österreich-Ungarn seine territorialen Forderungen auf Rußlands Serbiens Beabsichtigung. Ich meine daher, daß es für Rußland durchaus möglich ist, bei dem österreichisch-serbischen Krieg in der Rolle des Zuschauer zu verharren, ohne Europa in den schrecklichsten Krieg hineinzuziehen, den es jemals erlebt hat. Ich glaube, daß eine direkte Verständigung zwischen Deiner Regierung und Wien möglich und wünschenswert ist, eine Verständigung, die — wie ich Dir schon telegraphierte — meine Regierung mit allen Kräften zu fördern bemüht ist. Natürlich würden militärische Maßnahmen Rußlands, welche Österreich-Ungarn als Drohung auffassen könnte, ein Unglück bedeuten, das wir beide zu vermeiden wünschen, und würden auch meine Stellung als Vermittler, die ich — auf Deinen Appell an meine Freundschaft und Hilfe — bereitwillig angenommen habe, untergraben.

gez. Wilhelm.

Der Kaiser an den Jaren:

Rom 30. Juli, 1 Uhr vorm.

Mein Botschafter ist angewiesen, Deine Regierung auf die Gefahren und schweren Konsequenzen einer Mobilisation hinzuweisen; das gleiche habe ich Dir in meinem letzten Telegramm gesagt. Österreich-Ungarn hat nur gegen Serbien mobilisiert, und zwar nur einen Teil seiner Armee. Wenn Rußland, wie es jetzt nach Deiner und Deiner Regierung Mitteilung der Fall ist, gegen Österreich-Ungarn mobil macht, so wird die Vermittlerrolle, mit der Du mich in freundschaftlicher Weise betrautet und die ich auf Deine ausdrückliche Bitte angenommen habe, gefährdet, wenn nicht unmöglich gemacht. Die ganze Schwere der Entscheidung liegt jetzt auf Deinen Schultern, sie haben die Verantwortung für Krieg oder Frieden zu tragen.

gez. Wilhelm.

Der Zar an den Kaiser:

Peterhof, 30. Juli, 1 Uhr 20 nachm.

Ich danke Dir von Herzen für Deine rasche Antwort. Ich entsinne heute abend Leidenschaft mit Intuitionen. Die jetzt in Kraft tretenden militärischen Maßnahmen sind schon vor fünf Tagen beschlossen worden, und zwar aus Gründen der Verteidigung gegen Österreich. Ich hoffe aber von Herzen, daß diese Maßnahmen in keiner Weise Deine Stellung als Vermittler beeinträchtigen werden, die ich sehr hoch ansehe. Wir brauchen Deinen starken Druck auf Österreich, damit es zu einer Verständigung mit uns kommt.  
gez. Nikolaus.

Am 31. Juli nachmittags zwei Uhr richtete der Zar an den Deutschen Kaiser nach folgende Depesche:

Ich danke Dir von Herzen für Deine Vermittlung, die eine Hoffnung aufleuchten läßt, daß schließlich doch noch alles friedlich enden könnte. Es ist technisch unmöglich, unsere militärischen Vorbereitungen einzustellen, die durch Österreichs Mobilisierung notwendig geworden sind. Wir sind weit davon entfernt, einen Krieg zu wünschen. Solange wie die Verhandlungen mit Österreich über Serbien andauern, werden meine Truppen keine herausfordernde Aktion unternehmen. Ich gebe Dir mein feierliches Wort darauf, und ich vertraue mit aller Kraft auf Gottes Gnade und hoffe auf den Erfolg Deiner Vermittlung in Wien für die Wohlfahrt unserer Völker und den Frieden Europas. Dein Dir herzlich ergebener  
gez. Nikolaus.

Gibt es eine größere Niedertracht, als sie sich in den Telegrammen des Jaren äußert? Aber wir dürfen dem wortbrüchigen Beherrscher Rußlands dankbar sein, denn er machte unser Volk wirklich einig in der Abwehr des Feindes.

Der Krieg vom 1. bis 3. August.

Die erste feindliche Waffentatung, denn ein Gefecht kann man es nicht nennen, fand bereits am 1. August an der russischen Grenze statt. Um Nachmittag dieses Tages wurde eine deutsche Patrouille bei Proßten, etwa dreihundert Meter nördlich der Grenze, von einer russischen Patrouille beschossen. Die Deutschen erwiderten das Feuer, doch waren auf keiner Seite Verluste zu verzeichnen.

Eine solche Schießerei der Patrouillen zweier aneinander grenzenden Länder braucht man nicht immer als einen Kriegsbeginn zu betrachten. Es kam schon in Friedenszeiten vor, daß über die Grenze geschossen wurde, und dann entschuldigte man sich stets mit einem Mißverständnis, womit die Sache beigelegt war. Wäre es also bei dem Schießen der russischen Patrouille bei Proßten geblieben, so bestand noch kein Grund für die Annahme, daß Deutschland überfallen worden sei. Aber die Sache nahm bald ein anderes Gesicht an, als an demselben Tage schon die Kunde von den ersten Grenzfeinden kam. Das amtliche Moskauer Telegrammenbüro meldete bereits am 2. August:

Nachdem die Kunde von der allgemeinen russischen Mobilisation hierher gelangt war, ist der deutsche Botschafter in Petersburg beauftragt worden, die russische Regierung aufzufordern, die Mobilisation gegen uns und unseren österreichischen Bundesgenossen einzustellen und hierüber eine bündige Erklärung binnen zwölf Stunden abzugeben. Dieser Auftrag ist nach Meldung des Grafen

Pourtales in der Nacht vom 31. Juli zum 1. August um Mitternacht ausgeführt worden. Falls die Antwort der russischen Regierung eine ungenügende sein sollte, war der deutsche Botschafter ferner beauftragt, der russischen Regierung zu erklären, daß wir uns als mit Rußland im Kriegszustand befindlich betrachteten. Die Meldung des Botschafters über die Antwort der russischen Regierung auf unsere befristete Anfrage ist hier nicht eingelaufen, ebenso wenig eine Nachricht über die Ausföhrung des zweiten Auftrages, obwohl wir konstatieren haben, daß der russische Telegrammenverkehr noch funktioniert.

Dagegen sind in dieser Nacht bis vier Uhr früh beim Großen Generalstabe folgende Meldungen eingegangen:

1. Heute nacht hat Angriff russischer Patrouillen (an die Eisenbahnbrücke über die Barthe bei Eigentied (an Straße Jarotschin — Wreschen) stattgefunden. Der Angriff ist abgewiesen. Deutscherseits zwei Leichtverwundete. Verluste der Russen nicht festzustellen.

Eine von den Russen gegen den Bahnhofs-Posten eingeleitete Unternehmung ist verhindert worden.

2. Der Stationsvorstand Johannsburg und die Fortbewachung Walla melden, daß heute nacht (1. zum 2.) eine stärkere russische Kolonne mit Geschützen die Grenze bei Schwabden (südlich Walla) überschritten hat und daß zwei Schwabronen Rasaken Richtung Johannsburg zogen. Die Fernsprechanleitung End Walla ist unterbrochen.

Hiernach hat Rußland deutsches Reichsgebiet angegriffen und den Krieg eröffnet.

Aus Allenstein wird von sechs Uhr nachmittags gemeldet: Bisher im allgemeinen an der Grenze nur kleinere Kavalleriegefechte. Johannsburg, das von einer Eskadron des Dragonerregiments 11 besetzt ist, wird augenblicklich angegriffen. Die Bahn Johannsburg — End ist bei Gatten unterbrochen, ebenso die Stichbahn nach Dolsowen. Verluste bisher auf russischer Seite etwa zwanzig Mann, auf deutscher Seite nur mehrere Leichtverwundete.

In Endtühlen sind russische Patrouillen eingeritten. Das Postamt Biderweitschen ist nach starker Meldung zerstört. Der Feind überschreitet die Grenze an vielen Stellen.

Auf die Damer Eisenbahnbrücke versuchte ein Mann vom Zuge aus eine Bombe zu werfen. Er wurde aber vorher dingfest gemacht.

Wie man sieht, hatten die Russen an mehreren Stellen gleichzeitig angegriffen, die Nachschankt unserer Truppen verhinberte aber ein weiteres Vordringen über die Grenze. Im Bahnhof Mioslaw, auf den sie es abgesehen hatten, konnten sie nichts ausrichten, weil er gut bewacht war. Mioslaw ist ein Ort von etwa dreihundert Einwohnern mit Zigarrenfabrik und Bierbrauerei. In seiner Nähe fand am 30. April 1848 ein Gefecht zwischen polnischen Insurgenten unter Mikolajewski und preussischen Truppen statt.

Befonders bedeutungsvoll an obiger Meldung war die Tatsache, daß bereits russische Geschütze über die Grenze gebracht worden waren. Es handelte sich demnach um einen wohl vorbereiteten Plan Rußlands, die Grenze an mehreren Stellen gleichzeitig zu überschreiten; wohlgeordnet, bereits vor der deutschen Mobilisation beziehungsweise vor Wöhrung der diplomatischen Beziehungen beider Länder.

Die Russen hatten es zweifellos bei all diesen ersten Angriffen auf unsere Eisenbahn abgesehen, denn Eisenbahnbrücken und Bahnhöfe sind zunächst die Angriffsziele. Johannsburg, eine Stadt von etwa 3500 meist evangelischen Einwohnern, liegt nahe der wichtigen Eisenbahnlinie Allenstein — Insterburg. Von Johannsburg führt

der Johannsburg Kanal nach dem Spirdingsee, und es wäre uns gewiß ein unangenehmer Verlust gewesen, wenn die Stadt, die eine evangelische Kirche, eine Präzedenzanstalt, landwirtschaftliche Wirtshäuser, ein Amtsgericht, Hauptzollamt, zwei Oberförstereien, Sägemühlen, Holzschleierien und Fischereibetriebe besitzt, in russische Hände gefallen wäre. Aber unsere Grenzwehr in ihrer Friedensstärke genügt, um den wohl vorbereiteten und mit Artillerie unterstützten russischen Einfall abzuwehren.

Die russischen Patrouillen, die in Endtühlen eingeritten waren, sind, wie wir später sehen werden, bald wieder vertreiben worden. Endtühlen ist als Grenzort wohl jedem bekannt, der einmal nach Rußland gefahren ist. Es ist ein Flecken von fast 4000 Einwohnern und der Handelswelt durch den dort betriebenen großen Gütertausch bekannt.



Der ostpreussische Kriegsschauplatz.

Der Ort ist Knotenpunkt der preussischen Staatsbahnlinie Königsberg — Endtühlen und der russischen Staatsbahnlinie Landwardow — Endtühlen (Grenzstation Wirballen).

Der 1. August verlief also bereits im Kriegszustand mit Rußland, obgleich eine Kriegserklärung noch von keiner Seite abgegeben worden war. Anstatt einer solchen erfolgten Überfälle auf deutsches Gebiet, ein offensichtlicher Bruch des Völkerrechts. Die deutsche Regierung hatte ein Ultimatum an Rußland gerichtet, aber noch keine Antwort darauf erhalten. So blieb nichts weiter übrig, als daß sie, nachdem die völkerrrechtswidrige Gröfnung der Feindseligkeiten offensichtlich geworden war, selbst den Krieg erklärte.

Am 3. August traf endlich vom deutschen Botschafter in St. Petersburg, Grafen Pourtales, die Meldung ein, daß er sich mit einer großen Anzahl deutscher Reichsangehöriger über Rußland nach Schweden eingeschifft habe. Die Kriegserklärung war also überreicht und die diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland abgebrochen.

Nachdem der Krieg nunmehr in aller Form erklärt war, gingen die deutschen Truppen, die sich bisher nur bescheiden verhalten hatten, zur Offensive über. Sie suchten sich in erster Linie in den Besitz wichtiger russischer Eisenbahnlinien zu setzen, um feste Stützpunkte für ihre Operationen und die größtmögliche Sicherung der rückwärtigen Verbindungen zu gewinnen. Als erster Grenzort ist Ralsch besetzt worden. Das erste Bataillon des Infanterieregiments Nr. 155 mit einer Maschinengewehrabteilung und das Ulanenregiment Nr. 1 sind am Morgen des 3. August in Ralsch eingezogen und haben die Stadt besetzt. Die Stadt Ralsch ist die erste russische Station an der Linie Ostrowo —



Lobz, Warschau; es ist eine Feststadt von etwa 20 000 Einwohnern. Aufschneidend ist es vor der Besetzung der Stadt durch unsere Truppen zu Straßenmorden gekommen.

Als die Deutschen in Warschau einogen, stand die Stadt in Flammen und der Haß war dabei, die Häuser zu plündern. Es ist eine schon von Napoleons Zeiten her bekannte Eigentümlichkeit der russischen Kriegsführung, die Städte anzuzünden, die von den Soldaten verlassen werden. Ist doch sogar Moskau einem solchen Vandalismus zum Opfer gefallen, so daß damals im Winter 1812 Napoleon mit seiner großen Armee vor den Flammen das Feld räumen mußte. Die deutschen Truppen wurden aber jetzt des Feuers bald Herr, so daß eine vollständige Zerstörung der Stadt verhütet wurde. Das nächste Ziel der deutschen Offensive war die vielgenannte russische Stadt Czestochau, etwa 15 Kilometer jenseits der schlesischen Grenze gelegen und die erste größere russische Station an der Bahnlinie Breslau-Döbeln-Warschau. Am 3. August wurde Czestochau von unseren Truppen nach einem kurzen Gefecht besetzt. Dieser glückliche Vorstoß unserer Armee auf Czestochau war in strategischer Hinsicht von größter Bedeutung. Denn diese russisch-polnische Kreisstadt ist an der sogenannten Dreikaiserstraße der Knotenpunkt der Bahnlinien Wien-Warschau und Breslau-Döbeln-Warschau, Linien, die vom Kahlenberge aus, der das berühmte Kloster der Schwarzen Madonna trägt, leicht zu beherrschen sind. Durch diese Besetzung wurden außerdem die großen Sprengstoff- und Dynamitfabriken in Kruppmühle und Kienwald gegen einen plötzlichen Angriff gedeckt. Zugleich bedeutete diese Offensivbewegung eine Bedrohung der gegen die Linie Warschau-Jarosschin operierenden Russen in der linken Flanke.

Das Stadtblatt von Czestochau, „Gonice Czestochow“, vom 3. August brachte über die Einnahme der Stadt durch deutsche Truppen folgende Schilderung: „Die Nacht vom 2. auf den 3. August war für die Bewohner fürchterlich. Von weitem dröhnte Geschütz- und Gewehrfeuer. Um zwei Uhr nachts kam der Kriegslärm näher. Gegen vier Uhr begann der Rückzug der russischen Truppen. Die Stadt wurde nacheinander von einem Trupp von Soldaten verschiedener Waffengattungen besetzt. Gleichzeitig wurden die Straßen und Plätze gesäubert. Um fünf Uhr früh war der letzte Abzug mit russischen Behörden und Militärs nach Warschau abgegangen. Die Bürgerwehr hielt in der Nacht Ruhe und Ordnung in der Stadt. Um sieben Uhr früh zog unter dem Kommando eines Oberleutnants die Vorhut der deutschen Truppen in die Stadt ein. Der Kommandant der Bürgerwehr erstattete Rapport, worauf ihm unter persönlicher Verantwortung die Sorge für Ruhe und Ordnung der Stadt anvertraut wurde. In Czestochau ließ der Kommandant der jetzt eingerückten Truppen der Bevölkerung mitteilen, daß in der Stadt alles in der bisherigen Form unter voller Sicherung der Rechte der Einwohnerschaft belassen werde. Bei feindlichem Verhalten werde jedoch die ganze Stadt die Verantwortung zu tragen haben. Um zehn Uhr vormittags erschien ein Infanteriehauptmann in der Stadtmagistratur, wo er beim Präsidenten des Gemeinderats und bei dem Vertreter der Bürgerwehr diese Verfügung mit dem Bemerkens wiederholte, daß russisches Papiergeld noch normalen Wert als Zahlung bei Strafe angenommen werden müsse.“ — Der „Glas“ meldet nach einem Bericht eines aus Czestochau angekommenen Reisenden: „Mit einem Altruismus der Gleichgültigkeit wurde die preussische Kavallerie in Czestochau begrüßt. Die preussischen Mannen, unter denen ein großer Prozentsatz Polen war, wurden mit Zigaretten und Erfrischungen versorgt. Es wurden ihnen auch Mitteilungen über die Richtung gemacht, in der sich die russische Kette entfernt hatte. Manen nahmen dann auch die Verfolgung auf.“

Untern 3. August wurde aus Petersburg gemeldet, daß Großfürst Nikolai Nikolajewitsch zum Generalissimus der russischen Streitkräfte ernannt worden sei. In einer Reihe von Gouvernements wurde der Kriegszustand erklärt. Der Kriegsminister brachte zur öffentlichen Kenntnis, daß es dringend erforderlich sei, alle militärischen Maßnahmen geheimzuhalten. Jeder müsse an der Erreichung dieses Zieles mitwirken. Der Minister empfiehlt die größte Zurückhaltung und Vorsicht bei Unterhaltungen, in Briefen und Telegrammen, die irgendwelche Bewegungen und Dispositionen der Truppen enthüllen könnten, weil sonst die Armee gegebenenfalls überflüssige Opfer bringen müßte.

Es ist begreiflich, daß im Deutschen Reich nach dem Kriegsausbruch den Russen nicht gerade Sympathien entgegengebracht wurden, aber obwohl die ganze Art der Russen Veranlassung genug dazu gegeben hätte, die Grenzen internationaler Höflichkeit außer acht zu lassen, so verhielt man sich zu beherrschen. Selbst in den heftigsten Tagen hatten zwei Schritte genügt, um vor der russischen Botschaft in Berlin die Ordnung aufrecht zu erhalten. In welchem Gegenlage hierzu stehen die Schandtat der Russen an der deutschen Botschaft in Petersburg, von denen später erzählt werden soll!

An der Westgrenze des Reiches erfolgte in den ersten drei Tagen des August als erste Tat die Besetzung der dem Reiches gehörenden luxemburgischen Eisenbahnen. Sie wurde am 2. August von Truppenteilen des VIII. Armee-Korps ausgeführt. Durch diese deutsche Besetzung Luxemburgs wurden unsere Aufmarschlinien, welche durch die Rheinprovinz, Lothringen und den Sundstuf führen, einer direkten französischen Gefährdung entzogen. Wenn wir damit geizig hätten, wären höchstwahrscheinlich französische Divisionen bald zur Stelle gewesen, um unseren Aufmarsch zu stören.

Während wir durch die Besetzung Luxemburgs dem französischen linken Aufmarschflügel näher kamen, ist nach amtlichen Nachrichten französische Infanterie vor der Kriegserklärung über die deutsche Grenze gegangen.

Ähnlich wie die Russen sind also auch die Franzosen noch vor der Kriegserklärung in deutsches Gebiet eingedrungen, wobei sie natürlich, da sich noch kein deutscher Soldat auf französischem Boden befand, kleine Erfolge zu verzeichnen hatten, indem sie die Dörfchen Göttesfeld, Megeral und Martich (siehe das Bild auf Seite 20) so wie den Schluchtpfad besetzten. Ferner ist ein Neutralitätsverstoß dadurch begangen worden, daß französische Flieger in großer Zahl über Belgien und Holland nach Deutschland geflogen sind.

Der Schluchtpfad spielte von jeher eine große Rolle bei allen französischen Kriegsplanen gegen uns. Um über ihn in das Oberelsaß eintreten zu können, hatten die Franzosen schon seit langem die hinter diesem, über die Hochmoorens führenden Pfad liegende Garnison Gerardmer stark besetzt; nun haben sie mit diesen Truppen auch den Einbruch vollzogen und dabei den kleinen Ort Megeral, den Endpunkt der Bahnlinie nach Kolmar, besetzt.

Der von den Franzosen anfänglich besetzte Schluchtpfad liegt etwa 1200 Meter hoch, unmittelbar unter dem zweithöchsten Vogesen Gipfel, dem „Honed“. Der Weg zu ihm (neuerdings Zahnradbahn) führt durch die „Schlucht“, die sich von Müstern aus als ein herrliches Waldtal in die Vogesen hinein erstreckt. Aber den Schluchtpfad und das „Honed“ führt die deutsch-französische Grenze. Der französische Aufstieg zur Höhe geht an dem stehlichen See Gerardmer vorbei. Die Franzosen hatten mit der Besetzung dieses PASSES also keineswegs irgendeine deutsche Stellung gewonnen, sondern, da ihre Grenze auf der Höhe liegt, hatten sie die nicht besetzte deutsche Seite mit ihren Truppen überquert.

(Fortsetzung folgt)

## Illustrierte Kriegsberichte.

### Die Schlacht bei Artelsburg und Gilsenbürg.

(Hierzu das Bild auf Seite 4849.)

Während auf belgischem und französischem Boden unsere unermüdet tapferen Truppen die wichtigsten Hebe-Schlagen auf Schlagen ausstießen, große Armeen überannten

und starke moderne Festungen vom Erdboden wegesiegt, kam es auch im äußersten nördlichen Zipfel des Deutschen Reiches, in Ostpreußen, am 17. August bei Stallupönen und am 20. August bei Gumbinnen zum Schlagen. „Der Tag“, so erzählt ein Bewohner dieser Stadt in der „Kreuzzeitung“, „brach schwül und dünnig an. Schon in früher Morgenstunde



Flüchtende englische Kavallerie bei St. Quentin.  
Nach einer Originalzeichnung von G. Zimmer.



fiel sich alt und jung in erregten Gesprächen auf den Straßen in Gruppen zusammen. Auf allen Lippen lag es und in aller Munde war es zu lesen: Ein Gefecht ist im Gange! Sehr weit konnte es nicht sein, denn unablässig dröhnte dumpfes Rollen aus der Ferne. Die Lage soll für uns schlecht sein, so lag die Nachricht von Mund zu Mund. Die Ankunft von Flüchtlingen aus den östlich benachbarten Dörfern trug nicht gerade zur Beruhigung bei. Auf Bitterwagen kamen sie dahergezogen; nur gering war die Habe, die sie bei dem eiligen Ausbruch zu retten vermochten. Überall Wehklagen und vergrämte Gesichter. So schlich der Tag dahin. Der Abend brach herein, der Mondenmond wurde häßlich. Aufhorchend trachte es, Schlag auf Schlag. Der Himmel flammte im Feuer, der niedergehenden Sonne, und stärker wurde die Hitze, die die brennenden Gefechte ausstrahlten. Endlich, um ein Uhr nachts, wurde es still. Unheimlich still. Was war geschehen? Bedeutete die Stille Sieg oder Verderben?

Schon um halb vier Uhr sah ich aus unruhigem Schlofe auf. Ganz nahe erdröhnten Kanonenschläge, die die Fenster erzittern machten. Ich schlüpfte in die Kleider und eile auf die Straße; ganz Gumbinnen ist schon auf den Beinen. Die Russen müssen während der Nacht gewaltig an Raum gewonnen haben. Offiziere reiten im Galopp durch die Stadt. Munitionskolonnen kommen im Schritt angefahren. Dem führenden Offizier wird eine Meldung erteilt. Frächtig greift seine Hand an den Helm; ein kurzer Gruß. Dann richtet er sich hoch auf im Sattel, und schallt sticht sein Befehl: „Trab!“ An mir vorüber rollen die schweren Wagen; es ist, als ob die Erde unter den Ärmern bersten möchte.

Die Erregung wächst. Ach, wenn man nur da draußen mitan dürfte; hier unten ist, wird beinahe unerträglich! Stunde um Stunde verrinnt, und endlich um elf Uhr schweigen die Geschütze. Nur ganz vereinzelt tracht noch ein Schuß. Ein mir bekannter Offizier kommt langsam vorüber; sein Pferd ährt an allen Gliedern, der Reiter ist offenbar todmüde. Ich rufe ihn an: „Wie sieht's?" Ein mattes Lächeln fliegt über seine Züge. Ausgezeichnet! Es war hart, aber wir haben es geschafft. Die Russen reißen aus wie Schafwolle!

Wenige Stunden später trotzen gefangene Russen durch die Stadt. Sie sehen wenig anmutig aus in ihren losen Leinwandhemden und schlappen Gehrocken; sie laufen klumpfüßig und mühsam auf uns zu. Wo nach Schallböden auch bei Gumbinnen ein wenn auch hart erkämpfter Sieg, der, obwohl das allgemeine Interesse überflutet den fabelhaften Erfolgen im Westen sich zuwendete, überall jubelnd begrüßt wurde. Aber dieser Jubel sollte nach wenigen Tagen schon, zum mindesten in den Teilen der Provinz, die von den Vorgängen unmittelbar in Mitleidenschaft gezogen wurden, einer recht gebrochenen Stimmung Platz machen, als nach und nach immer bestimmter verlautete, daß trotz der erlittenen Niederlagen sehr starke, überlegene russische Truppenmassen im Anmarsch seien. Schon forderte die militärische Leitung die Verstärkung der Grenzgebiete bis hinein über Jauerburg auf, die heimliche Scholle im eigenen wie im vaterländischen Interesse zu verlassen; doch wurde die durch die Umstände gebotene Räumung eine nur vorübergehende sein. Und das Armeekommando hatte wohl getan: die Rufenhorden, die nun in Massen über die Grenze hereinstürzten, würden der ländlichen wie der städtischen Bevölkerung ohne Zweifel nicht übel mitgeteilt haben.

Im Süden der Provinz war um den 27. August herum im Bereiche der majestätischen Seen und Sümpfe — ein Gelände, durch das nur schmale Wege führen und das vielfach mit dichten Wäldern besetzt ist — eine zweite russische Armee eingebracht, die offenbar mit der nördlichen russischen Truppenmacht zusammen operieren sollte. Diese zweite Armee begab sich die Russen auf dem anwesenden Gebiete logisch zu fallen, und das ist auch unter der entscheidenden und genialen Führung des Generalobersten v. Benedendorff und Hindenburg, über dessen Persönlichkeit wir auf Seite 63 berichten, in glänzender Weise gelungen.

Eine gemischte deutsche Landwehrdivision, gestützt auf schwere Artillerie, legte sich den Russen bei Osterode quer vor die Marschrichtung und stemmte sich ihrem Vorbringen mit aller Tapferkeit entgegen. Sie durften sich dem Sumpf- und Seengebiet nicht entwinden. Gleichzeitig wurden sie

von Südwesten her durch eine zweite deutsche Division angegriffen, die den Feind durch Bomben aus der rechten Flanke bei Weidenburg zu umfassen suchte. Auch sie gelang. Aber auch von Norden her rüdte in Gumbinnen die starke deutsche Streitmacht aus der Richtung Mittenstein-Wartenburg-Bischofsburg, die es erzwang, ihren linken Flügel bis über Posenheim hinaus vorzuziehen. Nun war der Ring geschlossen und die Schlacht und das Schlachten im Gange. Die Russen versuchten sich gewaltig zu wehren, weil sie einsehen mußten, daß auch ein besiegelter Auszug so gut wie ausichtslos erschien, denn sobald sie zerstreut gaben, hatten sie nur Sumpfe und Seen vor sich, hinter sich aber die trefflichen Kanonenpfeile und die scharfen Säbel der Verfolger. So gab es — wie unser Bild Seite 48 und 49 in einer nur kleinen Episode aus der dreitägigen Schlacht zeigt — auf russischer Seite ein verzweifeltes Ringen, das damit endete, daß, was sich nicht gefangen wurde, es war eine Massenflucht, die in ihrer Eigenart ein unergänztliches Ruinesbild glänzender Führung und deutscher Tapferkeit für alle Zeiten bilden wird. Zu Haufen lagen, wie die Behälter der Wälder medien konnten, auf den Kampfplätzen die Toten und Verwundeten. Die ganze Wucht des deutschen Jammers war über die russischen Krieger hereingebrochen. Nicht weniger als 90 000 wurden gefangen, 5 Armeekorps vollständig aufgerieben und ihre gesamten Geschütze, 516 an der Zahl, vernichtet. Unter den Gefangenen befanden sich drei kommandierende Generale; der Armeeführer ist nach russischen Nachrichten gefallen.

### Die ersten eroberten Geschütze in Straßburg.

(Siehe das Bild auf Seite 47.)

Wohl nirgendes in der ganzen Westhälfte des Reiches hat die Kriegserklärung die Gemüter so tief getroffen wie in Straßburg; wußten doch alle, mit welcher begierigen Augen die Franzosen seit Jahrzehnten nach ihrer stolzen Stadt ausblühten. „Wie salziniert!“ schrie ein militärischer Sachverständiger noch in den letzten Wochen, „hätten sie nach dem berühmten ‚Loch in den Rücken‘ von wo her der erste Vorstoß gegen das südl. Glas gerichtet, und wenn er gelang, die Stellung in wenig Tagen schon von den französischen Soldaten umrandet sein. Und es lebten noch viele dort, die jene Schreckensstage der Belagerung von 1870 durch die Deutschen aus eigener Anschauung kannten.“

Aber wer verlor den Platz? Niemand — nicht einen Augenblick! Sofort rührte sich, was Hände hatte, bei den Schanzarbeiten, um die Stadt für den schlimmsten Fall zu rüsten; alt und jung, arm und reich — ohne Rücksicht des Standes griff jeder zu Hade, Grabstich oder Schaufel. Und was mußte sonst noch geordert werden, wenn Viebes und Altvertrautes! Denn um freies Schußfeld zu gewinnen, besonders nach Westen, mußte alles verdrängt, was stehend mitter: Gebäude, Bäume, Gärten — alles. Dann kam der Tag, an dem die Franzosen zum erstenmal bis Mühlbach vorbrachen und mit echt welscher Frechheit sich abgaben, als sei nunmehr das ganze Glas unwiderstlich wieder französisch. Aber nur einen Tag und eine Nacht dauerte die Herrschaft, da war sie, von unseren tapferen Truppen zusammengeschossen, auf der Flucht nach Belfort. Und wenn auch die Feinde, stürmisch verblieben in ihren Plan des Vormarsches durch das südl. Glas, immer neue lebensgefährliche Vorstöße unternahmen: in Straßburg wachte man nun, daß draußen eine treue, zuverlässige Wacht an der Grenze hielt.

Und nun kam auch die erste große Freude! Hier Geschütze hatten unsere sehrbaren Schützen den Feind bei Mühlbach abgenommen; die sollten in Straßburg vor dem Kaiserpalast Aufstellung finden, als Zeichen des ersten schänen Erfolges und des festen Glaubens an den endgültigen Sieg über alle Feinde angum. Man kam es den Straßburgern leicht nachzusehen, mit welchem Jubel, welcher Begeisterung sie dem erbebenben Schauspiel der Einbringung, das unser Bildwiedergibt, beiwohnten. Nun wußten sie es sicher: Die mehr wurde ein Feind das schwarzweiße Banner von altherwürdigen Dom herunterholen, nie mehr welscher Übermut in der deutschen Stadt gebieten; nun blieb die deutsch — durch deutsche Tapferkeit!

### Bei St. Quentin.

(Siehe das Bild auf Seite 52.)

Wir alle kennen das berühmte Wort Bismarcks in bezug auf die Möglichkeit, daß die französische Armee bei einem Krieg gegen Deutschland durch ein englisches Landungs- korps gestoppt werden könnte: „Dann wird es einfach ver- hessen!“ Nun sind sie herübergekommen, 160 000 Mann der besten englischen Truppen, und wie war das Ende?

Am 27. August schon konnte der Generalquartiermeister melden: „Die Armee des Generalobersten v. Klud hat die englische Armee bei Maubeuge geworfen und heute südwestlich von Maubeuge unter Umfassung erneut an- gegriffen“, und zwölf Stunden später: „Die englische Armee, der sich drei französische Territorialdivisionen angeschlossen hatten, ist nördlich St. Quentin vollständig geschlagen und befindet sich in vollem Rückzug über St. Quentin. Mehrere Tausend Gefangene, sieben Feldbatterien und eine schwere Batterie sind in unsere Hände gefallen.“ Der eiserne Kanker hat also recht behalten: beim ersten Zusammentreffen be- zeugt er, daß die englische Herrlichkeit einen erschütternden Stoß, und was der ruhige Lord Rüdiger an Soldaten zum Herüberziehen noch aufstellt, wird die Lage nicht verbessern. Darüber brauchen wir uns keine Sorge mehr zu machen.

Wie den englischen Soldaten die deutschen Stie- bekommen sind, das lassen wir am besten einem aus Frankreich nach London zurückge- kehrten Berur- deuten selber schil- dern: „Glauben Sie mir, es war wie die Hölle! Ich habe den Bozer- feldzug und den Burenfeldzug von Anfang bis Ende mitgemacht, aber ich habe nirgendes etwas so Schred- liches gesehen. Mir glaubte die Deut- schen nach fünf- zehn Meilen ent- fernt, und auf ein- mal eröffneten sie ihr Feuer mit ihren großen Ge- schützen. Als nach der Schlacht die



König Wilhelm II. von Deutschland besichtigt einen der bei Langry erbeuteten französischen Feldgeschütze.

Beute aufgerissen wurden, antworteten von meiner Kom- panie nur drei Mann, ich und zwei andere. So schred- lich war der Angriff der Feinde und so überwältigend ihre Zahl, daß es keinen Widerstand gab. Ehe das Feuer begann, flog ein deutsches Flugzeug über die englischen Truppen. Die Deutschen mußten dieses Schicksalfeld sehr genau studiert haben, so wirkungsvoll war ihr Feuer. Schützengräben, die unsere Leute gegraben hatten, bildeten gar keinen Schutz. Kein Mensch hätte einem solchen niederdrückenden Angriff widerstehen können. Es war ein Regen, nein, eine Überschwemmung von Blei, und ich kann es noch immer nicht glauben, was geschahen ist!“

Doch ist die Schlacht nicht ganz so, wie sie von unserer Seite geplant war, verlaufen. Unfre Heeresleitung stand nämlich, wie der „Täglichen Rundschau“ geschrieben wird, auf dem schon oben angedeuteten Standpunkt Bismarcks, daß wir Deutsche ein englisches Söldnerheer, wenn es die Dreifachheit hat, auf dem Festland gegen uns aufzutreten, unter allen Umständen „verhaften“ sollten. Um sie prompt einzuschließen, hatte der General v. Klud, einer der schättesten Heerführer unserer Zeit, auch alles kräftig vorbereitet. Es hielt auf seinem rechten Flügel einen starken Truppenverband, der im Normalfall waren, in der Platte, sobald sie im Normalfall waren, in der Platte umfassen und eintreiben sollte. Außerdem hatte er noch auf dem äußersten rechten Flügel starke Kavalleriemassen

bereit, die die lieben Bettlern von hinten fassen und ganz an unsere Brust drücken sollten. Der ausgezeichnete Plan wäre auch unter allen Umständen glücklich, wenn die Engländer nur ein weiches Stand gehalten hätten. Aber wider alle menschliche Berechnung nahmen sie schon beim ersten Anprall mit einer Heftigkeit, die als Sportleistung höchste Bewunderung verdient. Als Waffenerford in Schnellen steht die englische Flucht bei St. Quentin einzig da. Niemals hat man ein Heer mit so verblüffender Geschwindigkeit sich ent- fernern sehen. Die Engländer hatten die weitaus längeren Beine, und die Energie, mit der sie hieran Gebrauch mach- ten, hat jeder Beschreibung. Selbst unsere Kavallerie auf der rechten Flanke hatte Mühe, in schneller Gänge den da- von wirbelnden Langbeinen wenigstens soweit an die Fersen zu kommen, daß sie sie von ihrer Rückzugslinie nach dem Meere absprenge. Nur so versteht man die Bedeutung des Wagnis- schen Wortes, das er mit stolzer Freude vor dem Parlament sprach: „Es gelang unserem Heer, sich vom Feind zu lösen.“

### Die Bewaffnung der französischen Feldartillerie.

(Siehe das Bild auf Seite 55.)

Jetzt, da immer mehr eroberte Geschütze ins Land kommen, ist es gewiß auch interessant, über diese Waffe, das Rück- grad des Heeres, etwas Näheres zu hören. Im französi- schen bilden Ge- schütz- und Munitionswagen stets ein zusammenge- höriges Ganzes, die „Bece“, die auch im Kampfe beieinanderbleiben.

Das Geschütz ist abgeprobt bis zum Ende des mit einem starken Sport versehenen Lafettenschwanzes 4 Meter lang, das Rohr allein 2,25 Meter, bei einem Kaliber von 7,5 Zentimetern. Der Schrauben- verschluß am Ende ist nicht zum Zurückziehen ein- gerichtet, sondern wird um 180 Grad gedreht, um die Seele freizugeben. Das Rohr gleitet beim Schuß mittels drei Paar Laufrollen auf der Gleitbahn nach hinten; die dadurch stark zusammengepreßte Luft der Luft-Druckbremse brüht es dann wieder nach vorn in die Schlepplinie zurück. Die hoch- und Querverstellung erfolgt durch leicht angebrachte Wellenräder. Die Schützfelds rechts und links sind oberhalb des Rohres miteinander verbunden; unterhalb fällt im Bedarfsfall eine Klappe den Raum zwischen ihnen aus. Die Räder werden beim Schießen herunter- geklappt und dienen dann als Hemmschube. Der Munitionswagen wird bei Gebrauch nach hinten geschleppt, worauf man den Dedel wie eine Klappe öffnet und die im Innern aufbewahrten 72 Geschosse leicht herausnehmen kann; in der Probe sind noch weitere 24 untergebracht. Ein einzelnes Schrapnell wiegt 7,24 Kilogramm und enthält 292 Kugeln; die mit Melinit geladene Granate wiegt 5,3 Kilogramm. Abgeprobt wiegt das Geschütz 1140 Kilo- gramm, aufgezogen 1950 Kilogramm — also erheblich mehr als das deutsche —, der Munitionswagen mit Granaten gefüllt 1160 Kilogramm, mit Schrapnells 1310 Kilogramm. Die Mannschaften werden nicht auf Achterfüßen, sondern auf Probe und Munitionswagen befördert. — Das Bergen dieser Kriegsgüter ist eine mühselige Aufgabe, denn die Geschütze müssen vom Schützfeld, wo der feindliche Feind sie im Stich ließ, durch unsere Mannschaften oft viele Kilometer weit bis zur nächsten Bahnlinie gezogen werden.





Ungarischer Bajonettangriff auf russische Infanterie in der Schlacht bei Krasnik.  
 Nach einer Originalzeichnung von E. Zimmer.





Albert I., König von Belgien.

### Poincaré.

(Bild auf Seite 58.)

In dem derzeitigen Präsidenten der Französischen Republik begannen wir einen typischen Vertreter jener Art von Politik, die nichts mit dem echten, reinen Drang zu tun hat, das Vaterland stark und groß zu machen, sondern die in der politischen Betätigung nur ein Mittel sieht, möglichst schnell zu Reichtum und Ehre zu gelangen. Am 20. August 1860 zu Barle Duc in Frankreich geboren, erlangte er nach dem Besuch der Universität rasch ein Anwaltspatent und durch den Erwerb eines kleinen Gutes, wozu die Familie die Mittel hergab, zugleich die Möglichkeit, Mitglied



George V., König von Großbritannien und Irland.

als sich schon eine deutsch-französische Annäherung anzubahnen schien, die Beziehungen zwischen beiden Staaten wieder verschlechterten. Er vereinigte die Gruppe um Poincaré, die diese Annäherung bekämpfte, mit allen jenen, die gegen die neuen Steuerpläne des in der letzten Zeit vor dem Krieg viel genannten Finanzministers Caillaux sich sträubten, und brachte so den letzteren, in dem man einen Freund der Annäherung sah, zu Fall. Sogleich benutzte Poincaré den Sieg zu seinem persönlichen Vorteil. Er redete dem Volk ein, Deutschland, schon zum Krieg entschlossen, habe aus Angst vor Frankreichs Stärke doch wieder eingelenkt, und seine Landsleute glaubten ihm natürlich. Die Kriegsstimmung heizte er dann aus, um unter offenem Bruch mit den Radikalen den Präsidentenstuhl zu erobern, und als er ihn hatte, suchte ihn der Sturz, womöglich Vorfälle der Gewalt Europas zu werden. Er fuhr nach Rußland und setzte nach seiner Rückkehr von dort die dreißigjährige Dienstzeit durch, obwohl Minister und oberster Kriegsrat die schwersten Bedenken dagegen hegten. Er gab der „Entenne“ in stillen ein neues, festeres Gefüge und trägt so zum Ansehen mit Gregor Nikolaus usw. die ungeheure Blutschuld am gegenwärtigen Weltkrieg. Aber er ist der Staatsmann nicht, der den Ereignissen gebieten könnte, und so hat er schließlich ohne Sang und Klang die Hauptstadt verlassen, um fern im Süden sein Volk weiter mit schönen Reden und Lügen zu betören!

### Albert

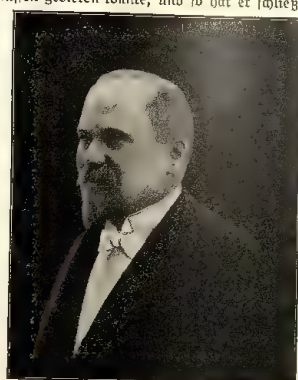
Leopold Klemens Maria Meinrad, König von Belgien, Herzog von Sachsen-Koburg und Gotha

(Bild auf Seite 58.)

ist geboren am 8. April 1875 zu Brüssel als Sohn des Prinzen Philipp, Grafen von Flandern, heißt somit jetzt im vierzigsten Lebensjahr. Er folgte seinem Oheim, dem bekannten König Leopold II., am 17. Dezember 1909, regiert somit jetzt nach keine fünf Jahre, um nun dank einer verbliebenen Politik schon im Begriff zu stehen, seine Krone zu verlieren. Seine Hauptstadt mußte auch er eilen ver-



Nikolaus II., Kaiser von Rußland.



Raymond Poincaré, Präsident der französischen Republik.



Großfürst Nikolai Nikolaewitsch, Generalissimus der russischen Armee.

lassen, um sich durch die Flucht vor der deutschen Gefangenschaft zu retten. Seine Gemahlin, die Königin Elisabeth, ist die Tochter des bekannten verstorbenen Ingenieurs Karl Theodor, Herzog in Bayern, also eine Nichte der verstorbenen Kaiserin Elisabeth von Österreich, ferner Schwägerin des Kronprinzen von Bayern und des Herzogs Wilhelm von Ansbach. Ihre drei Kinder sind der dreizehnjährige Kronprinz Leopold, Herzog von Brabant, der elfjährige Prinz Karl Theodor, Graf von Flandern, und die achtjährige Prinzessin Marie.

König Albert war, bei Ausbruch des Kriegs Chef des preussischen 2. handover-

schen Dragonerregiments Nr. 16 und Oberführer des österreichischen Infanterieregiments Nr. 27. Sämtliche Prinzen und Prinzessinnen von Belgien führen, ähnlich den großbritannischen, auch die Titel „Herzoge und Herzoginnen von Sachsen“ und „Prinzen und Prinzessinnen von Sachsen-Koburg und Gotha“, ohne daß jedoch diese Titel irgendwo ein engeres Verhältnis zu Deutschland in sich schließen.

### George V.

(Bild auf Seite 58.)

„des Vereinigten Königreichs Großbritannien und Irland und der überseeischen britischen Besitzungen König, Verfechter des Glaubens, Kaiser von Indien“, ist geboren zu London am 3. Juli 1855 als zweiter Sohn des damaligen Prinzen von Wales, nachmaligen Königs Edward VII., dem er, da sein älterer Bruder vorher gestorben war, im Jahre 1910 auf dem Thron folgte. Verheiratet ist er mit Viktoria Maria, geborenen Fürstin von Teck. Das englische Königspaar hat fünf Söhne und eine Tochter. Der Kronprinz oder



General Joffre, Oberbefehlshaber der französischen Armee.

Prinz von Wales, Edward Albert, Graf von Chester, Herzog von Cornwall usw., Lord der Inseln und Great Stewart von Scotland, ist jetzt zwanzig Jahre alt. Dem württembergischen Königshaus durch seine Mutter weilläufer verwandt, ist er zumal den Schwaben kein Fremder, und außerdem hat ihn sein Vater auch schon zweimal zum Besuch nach Württemberg geschickt.

Seine Mutter, geboren am 26. Mai 1867, ist nämlich die Tochter des Herzogs Franz von Teck und seiner Gemahlin Mary, geborenen Prinzessin von Großbritannien und Irland. Der Herzog Franz von Teck (1837–1900) selbst war ein Sohn des Herzogs Alexander von Württemberg (1804 bis 1885) aus seinermorganatischen Ehe mit einer Gräfin Solmsstein (gestorben 1841) und erhielt als solcher zuerst den Titel und Rang eines Fürsten von Teck und nachher den eines Herzogs von Teck, während seine Nachgeborenen den Titel Fürst oder Fürstin von Teck mit dem Prädikat Durchlaucht führen. Demgemäß war die jetzige Königin von England bis zu ihrer Verheiratung Fürstin von Teck.

Der König George V. selbst ist in der englischen Armee Admiral der Flotte und Feldmarschall, daneben Oberbefehlshaber einer langen Reihe englischer Regimenter. Bei Ausbruch des Kriegs war er außerdem preussischer Generalfeldmarschall, fand à la suite der Kaiserlich Deutschen Marine und war Chefinshaber zweier preussischer Kavallerieregimenter und eines österreichischen Feldhaubitzenregiments, welche Ehrenstellungen er jetzt abgegeben haben dürfte, nachdem ihm der Deutsche Kaiser seinerseits die Niederlegung seiner Stellungen in der englischen Armee und Flotte hat anzeigen lassen.

Dagegen wird der König seine Stellung



Vizefeldmarschall Sir John Kitchener, Oberbefehlshaber der englischen Expeditionsarmee, die zur Verpflegung des französischen und belgischen Heeres nach dem Festland entsandt wurden.



Lord Kitchener, der neue englische Kriegsminister, der die Aufgabe hat, das englische Heer zu reorganisieren.



als Admiral der russischen Flotte auch weiterhin befehlen. Daß „King George V.“ ein leidlicher Vetter des Deutschen Kaisers ist, dürfte bekannt sein. Sein Vater, Eduard VII., war der Bruder der Kaiserin Friedrich, der Mutter Wilhelms II. Doch hat ihn, so wenig wie seinen Vater, diese nahe Verwandtschaft mit dem gegenwärtigen Träger der deutschen Kaiserkrone daran verhindert, uns feindselig entgegenzutreten. Jedenfalls ist nichts davon bekannt geworden, daß er sich bei seinem Premierminister und Ersten Lord des Schatzes Asquith oder bei seinem Staatssekretär des Auswärtigen Sir Grey irgendwie nach der Richtung hin hätte durchsetzen können, daß sie ihre deutschfeindliche Politik nochmals gründlich nachprüfend und Bernunft angenommen hätten. Er befand und befindet sich in dieser Beziehung vielmehr in ganz der gleichen Lage wie sein anderer leidlicher Vetter, dem er auch äußerlich so ähnlich sieht, Zar Nikolaus II. von Rußland. Beide sind Vettern, denn ihre Mütter sind Schwestern. Die Mutter des Königs von England, die noch lebende Königinmutter Alexandra von Großbritannien und Irland, ist die Schwester der Kaiserinmutter Maria Feodorowna von Rußland, geborenen Prinzessin Dagmar von Dänemark.

### Nikolaus II. Alexandrowitsch

(Walt auf Seite 55)

Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen, Zar zu Moskau, Nowgorod usw., Herr von Turkestan, Erbe zu Norwegen, Herzog zu Schleswig-Holstein, Dithmarschen und Oldenburg usw., ist geboren am 6. (19.) Mai 1868 zu St. Petersburg (Petragrad) als ältester Sohn des Kaisers Alexander III. von Rußland und seiner Gemahlin, geborenen Prinzessin Dagmar von Dänemark, und folgte seinem Vater auf dem Thron am 20. Oktober (2. November) 1894. Er steht somit im neunundvierzigsten Lebensjahr und im zwanzigsten in der Regierung. Seine Gemahlin ist eine geborene Prinzessin Witt von Hessen und bei Rhein, eine leidliche Waise des Deutschen Kaisers; denn ihre Mutter war eine Schwester der Kaiserin Friedrich. Als Kaiserin führt sie den Namen Alexandra Feodorowna. Der Zar ist Chef einer langen Reihe von russischen Regimentern und war beim Ausbruch des Kriegs auch Inhaber von preussischen, österreichischen, sächsischen, bayerischen und hessischen Regimentern, Ehrenstellungen mit Zustimmung auf Gegenseitigkeit. Seine zweideutige Haltung und Sprache dem ihm bisher scheinbar aufs engste befreundeten Kaiser Wilhelm II. gegenüber hat ihn auch in Deutschland vollends alle Sympathien geraubt, deren letzte das Gefühl des Mitleids mit einem Herrscher gewesen war, der selbst im eigenen Lande sein Leben stets bedroht sah.

Von den vier Staatsoberhäuptern, die wir im Bilde vor uns haben, und mit deren Vändern wir im Kriege liegen, um unsere Ehre und unsere Existenz gegen ihren menschenfeindlichen Überfall zu verteidigen, spielt er mit Bismarck zusammen die widerwärtigste Rolle.

Man kann nicht sagen, Georg V. von England oder Albert von Belgien hätten selber ihr Volk beschwindelt, aber von Nikolaus II. und Bismarck wird die Weltgeschichte dies einst bezeugen müssen, und von Nikolaus II. wird sie außerdem noch feststellen können, daß er sich nicht scheute, sogar den ihm befreundeten Herrscher der deutschen Nation persönlich anzulügen, ein Maß von Niedertracht, das kaum noch überboten werden kann, das aber ein neuer Beleg ist für den alten Spruch: Wie der Herr, so der Knecht.

Im Kampf der Wahrheit gegen die Lüge wird und muß aber der endliche Sieg auf Seiten der Wahrheit sein, nach dem alten Wort: Die Wahrheit siegt. Deutsche Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit wird alle diese Väter der Lüge und ihre Heerschaaren niederringen.

### Die gegnerischen führenden Generale.

(Gleitz auf Seite 58)

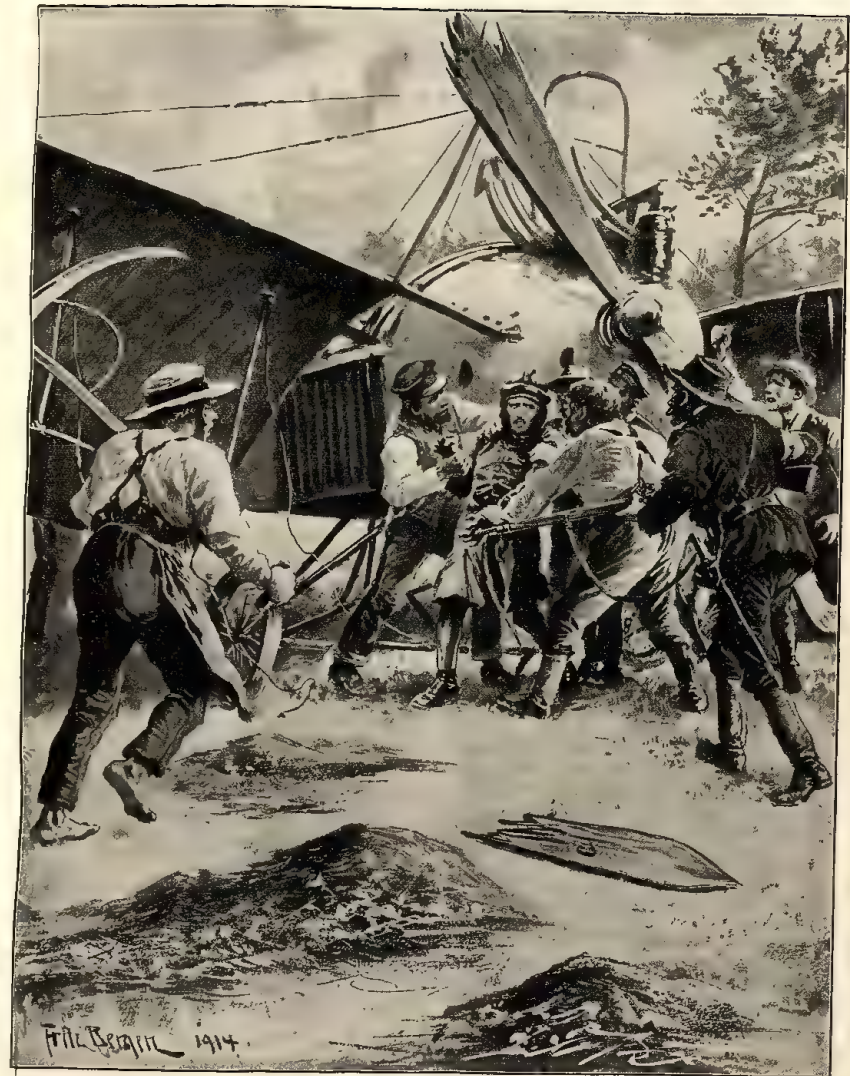
Der Chef des Allgemeinen französischen Generalstabes, General Joffre, ist zweieinzig Jahre alt. Er begann seine militärische Laufbahn mit dem freiwilligen Eintritt in die französische Armee während des Krieges 1870/71, erlangte sich binnen kurzer Zeit das Patent eines Capitains und kommandierte während der Belagerung von Paris bereits eine Batterie. Er wurde später der afrikanischen Kolonialarmee zugeteilt, wo er, als die Streitmacht des

Obersten Banner durch die Tzarens vernichtet worden war, mit Auszeichnung die Kolonne führte, die Limburi am Südrand der Sahara besetzte. Er war dann später drei Jahre Kommandant von Antananarivo, der Hauptstadt von Madagaskar, um die Organisation der französischen Vorkolonisation auf dieser Insel auszubauen. Ins Mutterland zurückgekehrt, wurde er zum Divisionsgeneral befördert. Er stand als solcher zunächst im Gefestungsstab zu Lille, dann als Kommandeur der 6. Infanteriedivision, später des 2. Armeekorps in Amiens Verwendung. Im Jahre 1910 wurde er Mitglied des „Oberkriegsrates“ und als solches zum Chef des Generalstabes ernannt, wofür ihn wohl seine hervorragenden Kenntnisse in den mathematischen Fächern als besonders befähigt erscheinen ließen. Gleichwohl enthielt der ohne Zweifel unter seinem Einfluß und seiner Leitung ausgearbeitete Plan für den französischen Offensivstoß einige verhängnisvolle Mängel, denn er schenkte, wie wir in den Tagen um den 20. August zu unserer Benützung erfahren durften, gar nichts.

Über die militärischen Eigenschaften und die bisherigen Leistungen des Generalissimus der russischen Armee, Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, ist Näheres nicht bekannt. Er wurde am 6. November 1858 geboren, ist also achtundfünfzig Jahre alt; seine Gemahlin ist die Prinzessin Petrowitsch Njegosh von Montenegro. Die Großväter des Großfürsten und des jetzt regierenden Zaren waren Brüder. Man sagt vom russischen Seeführer, er sei ein gewaltiger Elfenbein- und Steine in der Erde der panlawawischen Bestrebungen. Allgemein erblickt man in ihm neben den englischen Staatsmännern mit ihren heuchlerischen und verwerflichen Maschinen den Hauptankker des Krieges.

Lord Horatio Herbert Kitchener wurde vor kurzem erst, mit Beginn des Krieges, zum Kriegsminister ernannt und zugleich mit der Neubildung des englischen Landheeres betraut. Er ist fünfundsiebzig Jahre alt und einer der berühmtesten englischen Generale, der in der Tat sowohl in Ägypten wie in Indien und Südafrika kriegerisch und organisatorisch sehr energisch eingegriffen und sich damit große Verdienste um sein Vaterland erworben hat. Weniger bekannt dürfte sein, daß er im Jahre 1870 als Kriegsfreiwilliger in den Reihen des französischen Heeres gegen Deutschland im Feld stand. Nach dem Friedensschluß zu Frankfurt a. M. trat er als Leutnant in das englische Ingenieurstorps ein und im Jahre 1882 als Major in ägyptische Dienste. Dort brachte er es binnen zehn Jahren bis zum Oberbefehlshaber; er führte in den Jahren 1897 und 1898 die ägyptischen Truppen in dem Feldzug gegen den Mahdi, den er in der Schlacht von Omdurman als Haupt schlug. Die englische Regierung hat ihm damals in Anerkennung seiner Verdienste die Würde eines Beers als Lord of Warburton and of Uxall verliehen. Ein Jahr später leitete er als englischer Generalstabschef den zweiten Abschnitt des Burenkrieges, durch den die tapferen Mannen Ohm Pauls nach schweren Kämpfen endgültig niedergeworfen wurden. Er dankt es besonders diesem Kriege, daß sein Name in aller Welt Mund kam, und trägt heute die Würde eines Feldmarschalls. Die Erfolge der vor wenigen Wochen über den Kanal nach Frankreich entlandenen englischen Armee werden ihm wohl kaum in gleicher Weise den Dank der Söhne Albions eintragen.

Der englische General J. D. E. French begann seine militärische Laufbahn bei der englischen Marine und ist dann erst zur Kavallerie übergetreten. Er nahm mit seinem Regiment, den 19. Hussaren, an der ägyptischen Expedition von 1884/85 teil und war dann einige Zeit Kommandeur der Kavalleriebrigade zu Aldershot. Bekannt wurde sein Name durch seine Teilnahme am Burenkrieg, in dem er ebenfalls die Kavallerie führte. Man behauptet von French, daß er bedeutende strategische und taktische Kenntnisse besäße; doch stellt der Ausfall der letzten englischen Wandrover, die von ihm geleitet wurden, aber, wie erinnerlich, abgebrochen werden mußten, weil in ihrem Verlauf ein recht peinlicher Wirrwarr entstand, diese militärischen Eigenschaften in ein etwas eigentümliches Licht. Jedenfalls wird er seine Fähigkeiten, zumal deutschen Heerführern gegenüber, erst zu beweisen haben. Man vertraute ihm mit dem Kommando der nach Frankreich entlandenen Expeditionen, aber nur, weil man in England einen besseren General nicht hatte.



Festnahme eines zur Notlandung gezwungenen feindlichen Fliegers.  
Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergen



## Von unseren kühnen Fliegern.

(Siehe das Bild auf Seite 61.)

Auch in den Lufte kann man das Eisenerz Kreuz verdienen, wie bereits mehrfach Beweiskräfte dieses stolzen Grenzzeichens an besonders leidenschaftlichen Fliegern bewiesen. In der Tat entspringen ihre Leistungen im Grunde den gegenseitigen Erwartungen im vollen Maße. Wir haben uns von Anfang an gegütet, so Unmögliches zu erhoffen wie die Franzosen, die noch vor dem Krieg mit großem Geschrei behaupteten, ihre Flugzeugflotte würde allein genügen, die gegenseitigen Deutschen bis hinter die Elbe zu jagen. Wir erwarteten von den unsrigen nur rasche und zuverlässige Aufklärung über die Bewegungen des Feindes, und in dieser Hinsicht verdient sie alles Lob.

Die Aufgabe der Flieger ist im höchsten Grade gefährlich. Nach vielfachen Berichten brauchen sie übrigens das Feuer aus Gewehren und Kanonen weniger zu fürchten als das aus Maschinengewehren. Hören sie deren abwechselndes Rauschen, dann geben sie so hoch als möglich, um sich dem Bereich der Geschosse zu entziehen. Trotzdem trifft manche Kugel und fordert ihr Opfer. Besonders verhängnisvoll ist eine solche Todesfahrt in dem Briebe eines verwundeten Offiziers gescheitert, der mit einem vortrefflichen Flieger, Leutnant J., gegen Sedan aufgeflogen war. Sie stellten den Vormarsch feindlicher Truppen nach Norden fest, kamen dann aber in schwere Regenwolken und mußten auf 1000 Meter heruntersinken. Als bald hörten sie feindliche Artillerie unter sich, und eine französische Division erschien in Bereitschaft. Der Leutnant erhielt eine Kugel in den Leib. Der Motor blieb stehen; die Maschine sank mitten auf die feindlichen Truppen zu. Nochmals gelang es dem Überlebenden, den Doppelschlag in Gleitflug zu bringen. In 200 Meter Höhe glitt er kurze Zeit dahin — bei dem Jagd der Geschosse eine Ewigkeit. Plötzlich erhielt auch er einen heftigen Schlag an die Stirn und fühlte das Blut über die Augen laufen. Der Wind warf die Maschine herum, und da der tote Leutnant auf dem Seitenflügel lag, blieb nichts übrig, als mitten unter den Feinden zu landen. Sofort stiegen sie herbei, und schon sah er Salomone zum Stolz gegen seine Brust erhoben, als ein höherer Offizier ihn noch rettete. Er wurde für gefangen erklärt, aber so leicht bemerkt, daß es ihm gelang, in ein Gebüsch zu flüchten; während die deutschen Kameraden unauffällig heranrückten. So wurde er schließlich befreit.

Schlimmer ist das Los solcher Bedauernswerten, die durch einen Unfall unter eine feindliche Wolkenscheide geraten. Da gibt es kein Erbarmen, wie die furchtbaren Greueln der Belgier, Russen und Franzosen an unseren Gefangenen genugsam beweisen. Manchmal freilich gelingt es einem Schläupke, sich auch aus solch gefährlicher Schlinge noch zu ziehen. So mußte ein österreichischer Flieger, dem der Benzinspeicher durchgeschossen war, auf russischem Boden eine Notlandung vornehmen. Da verfiel er rasch entschlossen seine Uniform, befestigte inmitten des Feindes den Schwanz aus und machte sich dann begünstigt durch die Luft wieder zum dannen.

## Die Riesenschlachten der österreichisch-ungarischen Armee.

(Siehe das Bild auf Seite 63/64.)

„Vieder Vater! Schrecklich nicht. Ich bin hier in Leinberg im Spital. Am 15. wurde ich verwundet. An der russischen Grenze wurde unsere Reiterbrigade von den Russen angegriffen, wir aber gingen zu einer Attacke über, wie es in der Geschichte wohl nur wenige gegeben hat. Von unserem Regiment haben anderthalb Eskadronen im modernen Schrapnell- und Maschinengewehrfeuer die Attacke durchzuführen. Es gelang uns, den Russen vier Kanonen und zwei Maschinengewehre wegzunehmen und drei russische Eskadronen zu vernichten. Jeder einzelne Soldat hat getötet wie ein Löwe. Dein Sohn Wita.“ „Ich muß gehen“, so berichtet ein anderer, ein kraschender Gefrier Schar an seine Mutter, anfangs konnten wir gegen die Russen nichts anfangen. Sie brachten uns mit ihren langen Kanonen in Verwirrung. Als uns zum erstenmal eine Abteilung entgegenkam, hielten wir die bewimpelten langen Stangen für eine Art Aufzug. Die

Rosolen greifen immer in zwei Reihen an, und wie sie in die Nähe kommen, streckt auch die hintere Reihe die Hände. Die Rinde der ersten die Kanonen und stürzt auf ein. Die ersten Angriff konnten wir anfangs nicht widerstehen, aber jetzt haben wir die Russen ausfindig. Sie zu sammenstoß schwanken wir in der Mitte auseinander und packen sie in der Flanke. Sei, das steht dann! ... Die berichten die tapferen Söhne Ungarns an ihre Mütter zu Hause von ihren ersten Blanteilen an der bedrohten Grenze, und sie sagen dann wieder nicht zuviel, denn der vordere Schrei und der Wagnis der österreichisch-ungarischen Soldaten wie aller übrigen Völkergattungen ist bei der europäischen Kriegsgeschichte längst ruhmlich anerkannt. Aber auch die moderne strategische und taktische Schulung und Leistungsfähigkeit des österreichisch-ungarischen Heeres hat sich in diesem Feldzug bewährt; die siegreichen drei- und sechs- bis achtstündigen Kesselschlachten auf russischem Boden haben das erwiesen.

Gleichzeitig mit dem Einbruch der Russen in die preussische Ostprovinz wälzten sich auch gegen die polnischen Grenzen gewaltige russische Armeen, doch unsere Verbündeten standen auf der 400 Kilometer langen Front von der Weichsel bis zum Dniestr mittlerweile kampfbereit, ja zwei ihrer Armeen hatten rechts und links der Weichsel bereits die Offensive ergriffen. Der rechte Flügel verwehrt dem über den Brück anmarschierten Feinde das Eindringen in die Bukowina, weit im Süden, nahe der rumänischen Grenze. Das Zentrum auf der Linie Kaniow — Jozow drängte anfänglich den Feind bei Jolkiew siegreich zurück, mußte aber den Vorstoß aufgeben, denn hierher hatten die Russen ohne Zweifel ihre Hauptmacht geworfen. Der linke Flügel, im Westen zwischen Bug und Weichsel, war von Anfang an in voller tieferer Offensive. Hier ließ die Armee Daul, nachdem sie aus den Wäldern herangestiegen war und die mannigfachen Verkehrshindernisse unter großen Mühen überwunden hatte, auf zwei russische Korps, und sofort begann eine heftige Begegnungsschlacht. Zwei weitere russische Korps rückten nach, und nun kam es zur umfassenden Kesselschlacht großen Stiles. Fast 400 000 Mann prallten aufeinander, fast so viel, als Napoleon I. einst im russischen Feldzug mit sich führte. Drei Tage lang wurde erbittert gekämpft, bis die Russen endlich unter schweren Verlusten auf Lublin zurückgeworfen wurden. Noch bedeutender ist der Erfolg der Armee Russen, deren Stoßkraft sich gegen Jankow richtete. Hier entwickelte sich eine Schlacht, in die auch Erzherzog Joseph Ferdinand mit seinen braunen Tirolern, Salzburgern und Oberösterreichern entscheidend eingriff. Die Niederlage der Russen war verhängnisvoll; dafür spricht allein schon, daß 50 000 Gefangene gemacht und 200 Geschütze erbeutet wurden.

Der Löwenanteil an diesen Siegen wird der Artillerie zugeschrieben, die mit wunderbarer Präzision schoss. „Ich selbst habe es mitangesehen“, so berichtet ein Verwundeter, „wie unsere Artilleristen mit Granaten und Schrapnells ein russisches Infanterieregiment unter Feuer nahmen. Die Geschütze waren so ausgezeichnet eingestellt, daß die Geschosse genau über dem Regiment plagten. Bis auf wenige Mann blieb, wie wir uns nachher überzeugen konnten, keiner unverwundet. Bei den Russen freizien die Schrapnells selten, vielleicht nur jedes fünfte oder sechste.“

Aber die russischen Infanteristen wurde nach den Erfahrungen, die man in diesen Schlachten machte, allgemein ein weitaus anerkanntes Urteil gefällt. Die Leute seien ungeachtet, sie blieben oftmals selbst in der Feuerlinie einfach ferntragende stehen, ohne Deckung zu suchen; es fehlte ihnen offenbar an geistiger Regsamkeit, um im entscheidenden Augenblick aus eigenem Antrieb zu handeln. Hören sie aber erst das brausende Surren der kanonenstürmenden österreichisch-ungarischen Fußtruppen, dann gibt es kein Halten mehr; sie machen kehrt und fliehen davon. Im Verlaufe der von General Danil bei Krasnik geführten Schlacht mußten viele Stellungen stürmend genommen werden.

Unser Bild auf Seite 63/64 gibt eine Episode nach den Angaben eines Augenzeugen wieder. Mit Lobesverachtung nimmt ein ungarisches Bataillon die Laufgräben auf einem verschauelten Hügel und schlägt die russische Infanterie in die Flucht.

## Generaloberst von Benedekdorff und Hindenburg

(Siehe das Bild auf Seite 65.)

der in den dunklen Wäldern und den Sumpfwiesen an den masurenischen Seen die russischen Eindringlinge so vernichtend aus Haupt schlug, ist zum Volkshelden geworden, dessen Namen man auch nach dem furchtbaren Kriege noch oftmals feiern wird. Nicht, daß man für alle unsere anderen Heerführer, die an der Spitze unserer tapferen Truppen überall so siegreich vordringen, weniger Dank und Anerkennung empfindet und ihre Namen mit mindestens Solche nenne. Aber der gewaltige Schlag, den der Generaloberst mit vernichtender Wucht führte, hat ein so eigenartiges, ans fabelhafte grenzendes Gepräge, daß die Volksseele diese Ruhmestat mit ganz besonderen Empfindungen in sich

möglich, die Kanonen zurückzuschaffen; man mußte sie stehen lassen.“ Er erhielt damals für diese tapfere Tat den Orden des Roten Adlerordens vierter Klasse mit Schwertern. An dem Kriege im Jahre 1870/71 nahm er als Regimentsadjutant teil und erwarb sich das Eisenerz Kreuz zweiter Klasse. Von den Schlachtfeldern zurückgeführt, besuchte der junge Offizier als Oberleutnant die Kriegsakademie und wurde 1878 als Hauptmann in den Großen Generalstab berufen. 1884 zum Generalleutnant befördert, führte er eine Kompanie des 3. polnischen Infanterieregiments. Zum Major befördert, trat er in den Generalstab des 3. Armeekorps in Berlin über, worauf er 1889 Abteilungschef im Kriegsministerium wurde. Später kommandierte er das 91. Infanterieregiment und wurde dann Chef des Generalstabes des 8. Armeekorps in Rostock. Im Jahr 1897 erfolgte seine Beförderung zum Generalmajor, 1900 zum Generalleutnant und Kommandeur der 28. Division in Karlsruhe, und 1903 erhielt er die



Karte des österreichisch-russischen Krieges (Hauptkämpfe).

aufnehmen mußte, die heute, im Sturme der Zeit, noch gar nicht völlig abgeklärt sind.

Paul von Benedekdorff und Hindenburg wurde am 2. Oktober 1847 als der älteste Sohn eines Majors in Posen geboren. Er begann seine militärische Laufbahn im Jahre 1866 im 3. Garderegiment zu Fuß und machte als Leutnant den Feldzug in Böhmen mit. Aber seine schon damals betätigte Tapferkeit in der Schlacht von Königgrätz berichtigte die Regimentsgeschichte: „Plötzlich erhielten die Schützen des Leutnants von Hindenburg Kartatallsfeuer. Von Kosberg aus war eine Batterie herbeigeeilt und hatte auf nächste Entfernung das Feuer gegen diese Abteilungen eröffnet. Nach kurzem Schnellfeuer warf sich Leutnant von Hindenburg im Marsch-Marsch auf die Geschütze ... Von einer Kartatallgeschütze am Kopf getroffen, stürzte er einen Augenblick betäubt zu Boden. Als er schnell wieder aufsprang, sieht er bereits drei Geschütze in Händen seiner Leute, während zwei andere Geschütze, das eine von drei, das zweite nur von einem Pferde gezogen, zu entkommen lagen. Auch diese beiden Geschütze wurden von der fünften Kompanie erobert, als sie in einem Sattelweg zwischen Kosberg und Szwet stehen blieben. Es war aber leider nicht

Führung des 4. Armeekorps. Ein Jahr später wurde er zum General der Infanterie ernannt und im Jahre 1911 zur Disposition gestellt. Sein ruhmvoller Sieg an den masurenischen Seen hat den Kaiser veranlaßt, ihn mit dem Eisenerz Kreuz erster Klasse sowie mit dem Orden Pour le mérite auszuzeichnen und ihm den Rang eines Generalobersten zu verleihen.

## Landung englischer Truppen auf dem Kontinent.

(Siehe die Illustration.)

Es ist seit hundert Jahren wieder das erste Mal, daß sich England mit eigenen Truppen an einem festländischen Krieg beteiligt und demzufolge Landungstruppen über den Kanal herüberführt; denn der Krimkrieg (1853—1856) war mehr Seekrieg und spielte sich als solcher für die verbündeten Engländer und Franzosen teils in der Ostsee, teils in den Dardanellen und im Schwarzen Meere ab. Er galt England, dem heutigen Verbündeten der beiden. Vor hundert Jahren dagegen, in der napoleonischen Zeit, landete England zu wiederholten Malen Truppen



auf dem Festland. Damals kämpfte England gegen Frankreich. Diesmal, wo es wieder wie im Krimkrieg mit Frankreich zusammengeht, ist der Glanz seiner Heerführer und Mietsoldaten fast verblaßt. England hat längst aufgehört, für das stehende Heer einer kontinentalen Großmacht ein gleich- und vollwertiger Verbündeter oder ein ebenbürtiger Gegner zu sein.

Aber die Uerrumpelung eines englischen Bataillons durch Generaloberst v. Bülow wurde dem „Wiesbadener Tageblatt“ als guter Quelle folgendes bekannt: „Das betreffende englische Bataillon wurde in einem Militärzug an die Front geleistet. Als es an der vorgesehnen Ausladestelle ankam, war dieselbe schon von deutschen Truppen, deren Vorrückung inzwischen fortgeschritten war, besetzt. Der Zug wurde umstellt. Mit den Worten: 'Warte, meine Herren, steigen Sie aus!' wurden die Engländer empfangen. Das ganze Bataillon war also sozusagen 'perchtert'.“

Weniger glimpflich erging es den englischen Soldaten, wenn sie wirklich in den Kampf kamen. Wir berichten darüber an anderer Stelle (Seite 55). Hier möge noch eine kurze Beschreibung ihrer äußeren Erscheinung folgen.

Offiziere und Mannschaften tragen eine und dieselbe Uniform von bledern gelbbraunen Wollstoff mit breiten gelben Füßen haben sie feste gelbe Schuhe. Die Unteroffiziere und Mannschaften binden aus demselben Wollstoff wie die Röcke und daran anschließend möglichst weite Hosen. Der Rock hat auf der Brust und an den Seiten je zwei Taschen. Auf einem breiten gelben Lederriemen vom rechten Schulter nach der linken Hüfte find fünf Taschen von je zehn Patronen besetzt, ebenfalls Patronen werden an der Koppel in Taschen mitgeführt. Auf dem Kopf wird eine vollständige Wollstoff überzogene Mütze getragen, selbst der Schirm ist überzogen. Die Uniformzeichen zwischen Offizieren und Mannschaften bestehen aus einem goldenen Kragen und Mannschaften diesen aus Silberblech, gemalt. Treffer oder Bistiel aus Gold- oder Silberblech, gemalt mit Wollfäden, die erst auf etwa zehn Meter sich erkennen lassen. Selbst die Schotten, deren unbezugsbare Portieße für ihre überfeste Tracht man kennt, tragen sie so, daß man sie nicht zu unterscheiden vermag. Ihr Ätzt mit Akkathoff verkleidet, und der gelbbraune Feldrock wird gleichmäßig von den spottischen Reitern, Füsilieren und der sogenannten Schwarzen Bader getragen. Nur ihre Kopfbedeckung ist verschieden, die von den übrigen englischen Truppen. Sie haben ihre Mütze von der überbrennenden Düstel als Agraffe gehalten, die zwei in Abbildung 100. Bänder hat, und deren Einfassung ein Band mit fester Biederden nach den Regimentsfarben bildet. Die Seine find entweder badnadt und mit schwarzen Strümpfen bedekt oder mit Socken, die wiederde Mütter zeigen.

Welchen Eindruck das Auftreten der englischen Gäste auf einen Mann wecken mag, laßt sich er mit folgenden Worten sagen: „Die Soldaten sind tapfer und unbegierig, als ginge es um ein Spornfest. Aufsehen erregte Deshayes durch eine höfliche, manchmal lärmende Unterredung. „Nun, wieder ist man ein Lieb, in das alle lachend einklinken: „Are you downhearted?“ (Seid ihr niedergelassen?) Und die Antwort ist ein zweifelhaftes Nein!“ Vor dem Marsch nehmen sie ihr Frühstück mit Bischofs und Marmelade. Lachend ziehen sie aus ihren Säcken eine Sorte von Blechbüchsen nach der anderen hervor. Auf drei Hügeln um Boulogne ist ein prunkvolles Zeltlager aufgeschlagen, das so vollkommen ausgestattet ist, daß nicht einmal ein Platz zum Fußballspiel fehlt. . .“

Etwas „downhearted“ werden sie inzwischen nun wohl geworden sein. Haben sie doch sogar Boulogne und Ostende schon im Stich gelassen.

## Die Befestigungen von Paris.

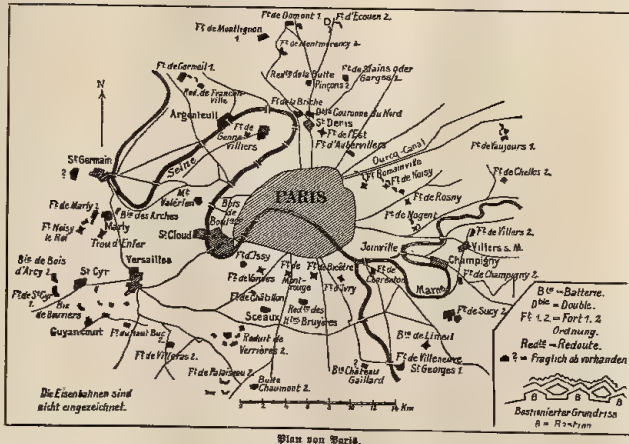
(Hierzu der untenstehende Plan.)

Das befestigte Paris bildet gewissermaßen das „Reduit“, die letzte Kampfstellung für Frankreichs See- und Luftarmee, wenn die Festungen und Sperrforts erster und zweiter Linie der Ost- und Nordostfront überwunden oder durch Einschließung unschädlich gemacht sind. Es lohnt sich deshalb wohl, diese Nietenfestung etwas näher zu betrachten.

Die Mithrasstadt wurde wieder zur Festung. Die baltischen Stadtmauern und die 1870 zum größten Teil zerstörten Forts kamen aus den Jahren 1840 bis 1843. Die Festung nach dem Kriege wieder aufzubauen und es ist eine weitere, die 14 Kilometer vor die Stadtmauer vorgeschoben wurde, um Forts, Batterien, Redouten usw. hinzugefügt worden. Die Gebäude der Stadtmauer sollte um 100 Millionen Franken an die Stadterhaltung behufs Erneuerung und Befestigung von Parks und dergleichen übergeben und jene Summe für Befestigungszwecke verwendet werden. Der inzwischen ausgebrochene Krieg verhinderte den Abschluss dieses Geschäfts.

Der neue, etwa 130 Kilometer weite Stranz von Außenforts umfaßt einen Kostenanwands von 80 Millionen Gulden verurtheilt. Die sieben Forts erster Ordnung haben, nach älteren Nachrichten, je eine Besatzung von 1200 Mann und eine Armierung von 60 schweren Geschützen, die dreizehn Forts zweiter Ordnung je eine solche von 600 Mann und 24 Geschützen, die etwa 40 Redouten und Batterien je eine solche von 200 Mann und 6 Geschützen.

Eine Einschließung von Paris hat heute mit ganz anderen Schwierigkeiten zu rechnen als 1870. Der von



### Plan von Paris





Landung englischer Truppen in Nordfrankreich.  
Nach einer Originalzeichnung von Billy Züwer.



## Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung)

Ebenso wie Deutschland nach Verletzung seiner Grenzen Rußland den Krieg erklärte, erfolgte nunmehr die Kriegserklärung an Frankreich, nachdem die Grenzüberschreitungen der Franzosen unzweifelhaft festgestellt worden waren. Am 3. August veröffentlichte die deutsche Regierung folgende Mitteilung:

Bisher hatten deutsche Truppen, den erteilten Befehlen gemäß, die französische Grenze nicht überschritten. Dagegen greifen seit gestern französische Truppen ohne Kriegserklärung unsere Grenzposten an. Sie haben, obwohl uns die französische Regierung noch vor wenigen Tagen die Innehaltung einer unbefestigten Zone von 10 Kilometern zugesagt hatte, an verschiedenen Punkten die deutsche Grenze überschritten. Französische Kompanien hatten seit gestern deutsche Ortschaften besetzt. Bombenwerfende Flieger kommen seit gestern nach Baden, Bayern und, unter Verletzung der belgischen Neutralität, über belgisches Gebiet in die Rheinprovinz und versuchen, unsere Bahnen zu zerstören. Frankreich hat damit den Angriff gegen uns eröffnet und den Kriegszustand herbeigeführt. Des Reiches Eidverheit zwingt uns zur Gegenwehr. Seine Majestät der Kaiser hat die erforderlichen Befehle erteilt. Der deutsche Botschafter in Paris ist angewiesen, seine Pässe zu fordern.

Die ersten drei Tage des deutschen Krieges nach zwei Fronten hatten noch keine Gelegenheit zu wichtigen Entscheidungen gegeben. Das lag aber in der Natur der Sache; denn unsere Armee war noch im Aufmarsch begriffen. Am 3. August hatten wir erst den zweiten Mobilmachungstag. Unser Generalstab konnte nur nach wohlüberlegten Grundrissen handeln, und vorzeitig loszulegen zu lassen, würde nur unersetzliche Verluste an Menschenleben gebracht haben. Erst wägen, dann wagen. Man konnte demnach mit Vertrauen auf unsere Führerleitung blicken, die die Bewegungen unserer Armee mit jener Sicherheit und Ruhe lenkte, wie wir sie von den Führern in unseren letzten siegreichen Feldzügen gewohnt waren.

Wie wir gesehen haben, ist Österreich früher als Deutschland zum Kriege gedrängt worden. Eine Woche später war auch im Deutschen Reich der Kriegszustand da, und es zeigten sich alle die wirtschaftlichen Folgen, die ein Vorfingang der Völker mit sich bringt. Gleich am ersten Tag nach der Mobilmachung, die in Österreich am 28. Juli, in Deutschland am 2. August erfolgte, traten sämtliche Eisenbahnfahrpläne außer Kraft; der Bahnverkehr hatte mit geringen Ausnahmen nur noch dem Truppenaufmarsch zu dienen. Ausnahmegeetze schufen in Deutschland erst die Reichstagsitzung vom 4. August und die in den folgenden Tagen erlassenen Bekanntmachungen des Bundesrates. In Österreich traten ähnliche Ausnahmebestimmungen und Ausnahmegeetze schon am 25. Juli abends in Kraft, und die Tätigkeit der Parlamente wurde dort sofort eingestellt, während in Deutschland gerade umgekehrt der Reichstag nach dem Kriegsausbruch einberufen wurde.

Wie weit die Verkehrsbeschränkungen in Österreich hinsichtlich der Mobilmachung gingen, und zwar schon, als es sich zunächst nur um den Krieg gegen Serbien handelte, mögen einige Angaben veranschaulichen.

Folgende Korps sind mobil gemacht worden: Grog, Prag, Leitmeritz, Bosnien, Herzegowina, Dalmatien, Temeswar, Budapest und Agrar. Als erster Mobilmachungstag war der 28. Juli festgelegt. Infolge der Teilmobilisierung wurde auf den in Betracht kommenden Bahnstrecken der Zivilpersonen- und Frachverkehr mit dem 28. Juli eingeschränkt. Vom dritten Mobilmachungstage an war der Zivilpersonenverkehr gänzlich eingestellt.

Bald erfuhr man, daß Rußland an der österreichischen Grenze 80 000 Mann zusammengezogen habe. Auch weitere Rüstungsmaßnahmen Rußlands wurden bekannt. Aus Petersburg kam die Nachricht, daß Zar Nikolas sich nach Finnland begeben wolle. Nach erteilter Ermächtigung sollten 14 Armeekorps mobilisiert und im Falle der Mobilmachung des deutschen Heeres die gesamte Wehrkraft auf Kriegsfuß gestellt werden. Ähnliche Meldungen brachten



Das erste Gefecht der Einundachtzig.

Nach einer Originalzeichnung von Viktor Hoffmann.

Amerikan Copyright 1914 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



auch Londoner Blätter. Wenigstens diese Nachrichten dem Wiener Vertreter des Wolffschen Telegraphenbüros gegenüber von seinen Auslands amtlich in Abrede gestellt wurden, so hat die spätere Erfahrung doch gezeigt, daß dieses Dementi nichts war, als ein Glied in der Kette von Lügen, durch welche die deutsche Kriegsbereitschaft verzögert werden sollte. Denn die Mobilisierung der russischen Armee war bereits im Gange und die Wälfst des gemeinsamen Kampfers von Rußland und Frankreich schon so gut wie erfüllt.

Am 28. Juli, dem ersten Mobilisierungstage Österreichs, wurde bekannt, daß in Serbien alle Wehrfähigen vom 18. bis zum 50. Lebensjahre einberufen wurden seien. Das war gleichbedeutend mit der allgemeinen Mobilisierung. Das Hauptquartier befand sich in Nißa, wo die Stabsstimmung zusammenzutreten sollte. König Peter traf am Montag, den 27. Juli, in Belgrad ein und begab sich nach dem Konat, wo die Königsstandarte gehst wurde, aber keine Wache aufzog. Nach anderthalbstündigem Aufenthalt reiste der König im Automobil nach dem Hauptquartier ab. Die Mobilisierung schritt angeblich rasch vorwärts; doch herrschte bei den Bauern Unzufriedenheit, weil sie ihre Ernte im Stich lassen mußten.

Auch die Nachrichten über die heimliche russische Mobilisierung mehren sich. Österreich, das gegen Serbien nur 8 Armeekorps aufgestellt hatte, sah sich veranlaßt, am 31. Juli die gesamte Armee zu mobilisieren; denn die Wahrscheinlichkeit wuchs, daß der Krieg auch gegen Rußland geführt werden müsse.

Auf österreichischer Seite lag die Leitung sowohl der Kriegsvorbereitungen als auch der Operationen im Felde in den Händen des Generalstabschefs General der Infanterie Freiherrn Konrad v. Söhndorf (s. Bild S. 3). Er ist eine der hervorragendsten Persönlichkeiten des österreichischen Heeres und genießt das größte Ansehen. Er gilt als das Haupt der zu energischen Maßnahmen treibenden Partei. Generalstabschef ist er jetzt zum zweiten Male.

Neben dem Generalstabschef war der aus der Artillerie hervorgegangene Kriegsminister, Feldzeugmeister Ritter v. Krobatin (s. Bild S. 3), an den Kriegsvorbereitungen am meisten beteiligt. Nach längerer Tätigkeit im Ministerium wurde er im Dezember 1912 zum Kriegsminister ernannt, die Jugend irregulären und zu freudhaften Taten des Wahmüses und des Hochmuts zu erziehen.

Eine Reihe von Vorberäthungen eine planmäßig vorbereitete und durchgeführte Reichsreform, ein kühles Gefühn mich und meine treuen Bürger ins Herz getroffen hat, bildet die weichen sichtbare einzige Spur seiner geheimen Maßnahmen, die von Seiten aus ins Wert geleitet wurden.

Diesem unerträglichen Treiben muß Ernst mit geboten, dem unaufhörlichen Herausdrängen Serbiens ein Ende bereitet werden, soll die Ehre und Würde meine Monarchie unerlekt erhalten und ihre politische, wirtschaftliche und militärische Entwicklung vor der bitteren Erfahrung bewahrt bleiben. Vergebens hat meine Regierung noch einen letzten Versuch unternommen, dieses Ziel mit friedlichen Mitteln zu erreichen, Serbien durch eine ernsthafte Mahnung zur Umkehr zu bewegen.

Serbien hat die maßvolle und gerechte Forderung meiner Regierung zurückgewiesen und es abgelehnt, seinen Pflichten nachzukommen, deren Erfüllung im Leben der Völker eine natürliche und notwendige Selbstverständlichkeit bildet.

So muß ich denn daran schreiten, mit Waffengewalt die unerlässliche Bürgerpflicht zu schaffen, die meinem Staate die Ruhe im Innern und den dauernden Frieden nach außen sichern soll.

In dieser ersten Stunde bin ich mit der ganzen Tragweite meines Entschlusses und meiner Verantwortung vor dem Allmächtigen voll bewußt. Ich habe alles geprüft und erwogen. Mit ruhigem Gemüthe betrete ich den Weg, den die Pflicht mir weist. Ich vertraue auf meine Völker, die sich in allen Stürmen stets in Einheit und Treue um meinen Thron geschart haben und bei Ehre, Größe und Wohl des Vaterlandes zu den schwersten Opfern immer bereit waren. Ich vertraue auf die tapferen und von hingebender Begeisterung erfüllte Wehrmacht und ich vertraue auf den Allmächtigen, der meinen Waffen den Sieg verleiht wird.

Bab Jsch, 28. Juli 1914.

Franz Joseph m. p.

In meine Völker! Es war mein heiligster Wunsch, die Jahre, die mir durch Gottes Gnade noch beschieden sind, Werken des Friedens zu weihen und meine Völker vor den schweren Opfern des Krieges zu bewahren. In Rat und Beresung war es anders beschloßen. Die Völker eines habsburglichen Gegners zwingen mich, zur Rettung der Ehre meiner Monarchie, zum Schutz ihres Lebens und ihrer Nachstellung, zur Sicherung ihres Wohlstandes nach langen Jahren des Friedens zum Kriege zu greifen.

Mit schmerzhaftem Schmerz hat das Königreich Serbien, das von den ersten Tagen des Lebens selbst fest in die neueste Zeit von mir geliebt und gefördert worden war, schon vor Jahren den Weg offener Feindseligkeit gegen Österreich-Ungarn betreten. Als ich nach drei Jahrzehnten legenswerter Friedensarbeit in Bosnien und Herzegowina meine Herrscherrechte auf diese Länder erstreckte, hat diese meine Verfügung im Königreich Serbien, dessen Rechte in keiner Weise verletzt wurden, zügellose Leidenschaft und bittersten Haß hervorgerufen.

Meine Regierung hat damals von dem höchsten Rechte des Stärkeren Gebrauch gemacht und in äußerster Noth und Wille von Serbien nur die Verabreichung seines Heeres auf den Friedensstand und das Verprechen verlangt, in Einklang die Wachen des Friedens und der Freundschaft zu gehen. Von diesem Geiste der Mäßigkeit geleitet, hat sich meine Regierung, als Serbien vor zwei Jahren im Kampfe mit dem türkischen Reiche begriffen war, auf die Wahrung der wichtigsten Lebensbedingungen der Monarchie beschränkt. Dieser Haltung hatte Serbien in erster Linie die Erringung seines damaligen Kriegszweckes zu verdanken.

Die Hoffnung, daß das serbische Königreich die Langmut und Friedensliebe in meiner Regierung würdigen und sein Wort einlösen würde, hat sich nicht erfüllt. Immer höher loberte der Haß gegen mich und mein Haus empor, immer unerträglicher trat das Ziel zutage, unentbehrbare Gebiete von Österreich-Ungarn gewaltam loszureißen. Ein verbrecherisches Treiben griff über die Grenzen, um im Südwesten der Monarchie die Grundlagen staatlicher Ordnung zu untergraben, das Volk, dem ich in landesväterlicher Liebe meine volle Fürsorge zuwandte, in seiner Treue zum Herrscherhaus und zum Vaterlande wankend zu machen, die Jugend irregulären und zu freudhaften Taten des Wahmüses und des Hochmuts zu erziehen.

Eine Reihe von Vorberäthungen eine planmäßig vorbereitete und durchgeführte Reichsreform, ein kühles Gefühn mich und meine treuen Bürger ins Herz getroffen hat, bildet die weichen sichtbare einzige Spur seiner geheimen Maßnahmen, die von Seiten aus ins Wert geleitet wurden.

Diesem unerträglichen Treiben muß Ernst mit geboten, dem unaufhörlichen Herausdrängen Serbiens ein Ende bereitet werden, soll die Ehre und Würde meine Monarchie unerlekt erhalten und ihre politische, wirtschaftliche und militärische Entwicklung vor der bitteren Erfahrung bewahrt bleiben. Vergebens hat meine Regierung noch einen letzten Versuch unternommen, dieses Ziel mit friedlichen Mitteln zu erreichen, Serbien durch eine ernsthafte Mahnung zur Umkehr zu bewegen.

Serbien hat die maßvolle und gerechte Forderung meiner Regierung zurückgewiesen und es abgelehnt, seinen Pflichten nachzukommen, deren Erfüllung im Leben der Völker eine natürliche und notwendige Selbstverständlichkeit bildet.

So muß ich denn daran schreiten, mit Waffengewalt die unerlässliche Bürgerpflicht zu schaffen, die meinem Staate die Ruhe im Innern und den dauernden Frieden nach außen sichern soll.

In dieser ersten Stunde bin ich mit der ganzen Tragweite meines Entschlusses und meiner Verantwortung vor dem Allmächtigen voll bewußt. Ich habe alles geprüft und erwogen. Mit ruhigem Gemüthe betrete ich den Weg, den die Pflicht mir weist. Ich vertraue auf meine Völker, die sich in allen Stürmen stets in Einheit und Treue um meinen Thron geschart haben und bei Ehre, Größe und Wohl des Vaterlandes zu den schwersten Opfern immer bereit waren. Ich vertraue auf die tapferen und von hingebender Begeisterung erfüllte Wehrmacht und ich vertraue auf den Allmächtigen, der meinen Waffen den Sieg verleiht wird.

Franz Joseph m. p.

Stürgis m. p.

Der Krieg mit Serbien allein wäre für Österreich-Ungarn keine besondere Kraftanstrengung gewesen. Die ganzen Kräfte der Monarchie wurden erst durch die Einmischung Rußlands in Anspruch genommen. Schon von Anfang an war es sicher, daß für Serbien ein Krieg mit Österreich eine wirtschaftliche Unmöglichkeit bedeuten würde. Freilich wollte man, daß es im Falle eine halbe Million Soldaten ins Feld stellen konnte. Für die Verpflegung dieser halben Million war Serbien nicht die Mittel. Die letzten Balkankriege hatten seinem wirtschaftlichen Leben tiefe Wunden geschlagen, die beim Ausbruch des Krieges mit Österreich noch lange nicht geheilt waren. Das Bild der Staatsverhältnisse wurde sich zwar nicht ungünstig darstellen, wenn man dabei normale und friedliche Zeiten ins Auge faßte könnte. In denselben Augenblick aber, wo der Krieg mit Österreich in Rechnung gezogen werden mußte, verschob sich dieses Bild. Serbiens Finanzwirtschaft gründet sich nicht zuletzt auf die Einnahmen der Monopolverwaltung, die für den Auslandsanleiheendienst verpfändet sind und in Kriegszeiten außerordentlich rasch sinken. Auf finanzielle Hilfe bei dem Auslande kam dieser Staat kaum rechnen, weil niemand einem Volke, für das der Krieg den wirtschaftlichen Zusammenbruch bedeutet, eine Anleihe gewähren wird. So fehlt der notwendige Kriegsbedarf, das Geld, den Serben an allen Ecken und Enden. Dies zeigte sich schon bei der Mobilisierung und noch mehr im Kriege bei der Verpflegung des Heeres. Mangelhafte Uniformierung und Ausrüstung, Notwendigkeit der Selbstbeschaffung: dies und andere Mängel veranlaßten viele Soldaten, schleichend zu desertieren. Doch der Krieg unter solchen Verhältnissen für die Serben ein kühnes Unterfangen ist, bedarf keiner weiteren Ausführung, aber noch unnötiger erscheint es, daß Rußland sich für ein nicht nur wirtschaftlich schlecht gerüstetes, sondern auch durch seine Verbrechen ehrol geworden Volk einsetzte.

Der Mangel an Uniformen in der serbischen Armee war noch größer geworden, als eine in Deutschland aufgegeben Bestellung auf 182 000 Uniformen infolge des Krieges nicht ausgeführt wurde.

Gleich nach Ausbruch des Krieges hatte sich Montenegro, wie schon erwähnt, auf die Seite Serbiens gestellt. Die militärische Rundschau wußte schon am 28. Juli über die militärischen Maßnahmen Montenegros folgendes zu berichten: Die Mobilisierungsmaßnahmen sind in vollem Gange. Die Einberufungen erfolgen durch Boten von Ort zu Ort. Die Besammlung der montenegrinischen Streitkräfte erfolgt längs der Westgrenze des Königreichs Serbien in mehreren Gruppen. In Nißa sind die harte Truppeneinrichtungen festgestellt worden. Bei Nißa steht eine Abteilung mit Artillerie. Im Westen von Grahovo, bei Negus, westlich Cetinje, sollen sich je eine bis zwei Brigaden versammelt haben. In den montenegrinischen Befestigungen auf dem Lwowen herrscht schiefer Tätigkeit. Aus den weiter landeinwärts gelegenen Munitionslagern gehen große Transporttransporte an die Westgrenze ab. König Nikolaus und die Regierung sollen beide nach Bobogoriza überföhren.

Sofort nach Ausbruch der diplomatischen Beziehungen zu Serbien erhielten die österreichischen Konsulate im Auslande Anweisung zur Einberufung der dort weilenden österreichischen Wehrpflichtigen.

Der Gelegenheit hatte, zu beobachten, in welchen Scharen die einberufenen Österreichern dem Rufe ihres obersten Kriegsherrn Folge leisteten, ward überallt gewesen sein von der großen Zahl in Deutschland anfassiger Angehöriger der Donaumonarchie. Begeistert folgte Österreichs Jugend dem Rufe des Vaterlandes, und wie es bei den Konsulaten zuging, möge eine kurze Nachricht aus dem Berliner T. Generalkonsulat zeigen.

Vor dem österreichischen Generalkonsulat drängt es sich. Hunderte von jungen Leuten stehen vor den kleinen Tischen des Hauses in der Reihstrecke und warten auf Einlass. Die Sache geht nicht schnell vonstatten. Die Leute sind ungeduldig; wenn sich die Haustür öffnet, stürmen sie hinein.

Am 28. Juli hat die österreichisch-ungarische Regierung Serbien die Kriegserklärung gesandt, von der sie auch die übrigen Mächte benachrichtigte.

Kaiser Franz Joseph befand sich zur Zeit, als der Konflikt mit Serbien ausbrach, in seinem gewohnten Sommeraufenthalte im Badeorte Jsch. Am 30. Juli nachmittags

trat er mit dem Thronfolger Karl Franz Joseph in Wien ein, von wo aus sie sich sofort nach Schönbrunn begaben. Die Begrüßung des greisen Monarchen durch die seit dem frühen Morgen des Kaisers harrende Wiener Bevölkerung, von der sich Hunderttausende in der Einfahrtstraße eingefunden hatten, gestaltete sich zu einer einzigartigen, überwältigenden Rundgebung. Zum zweiten Male unterbrach der Kaiser in diesem Jahre seinen Aufenthalt in Jsch, um in die Hauptstadt zurückzukehren. Der Empfang war ein glänzender Zeugnis für die Vaterlandsliebe und die begeisterte Stimmung der Wiener Bevölkerung. Das gleiche Bild in den übrigen Städten des Landes. Der Krieg hatte mit einem Schlage die Völkergesinnung der Donaumonarchie geehrt und allen heimischen Federstümmen lassen. Kaufleute melbten sich täglich als Freiwillige zum Kriegsdienst, darunter auch zahlreiche hochgestellte Persönlichkeiten und Hochadmiralen, wie der Präsident des österreichischen Herrenhauses Fürst Alfred Windischgraz, Fürst Otto Windischgraz, Prinz Ludwig Windischgraz, Fürst Franz Joseph Auersperg und der Landmarschall von Niederösterreich, Prinz Alois Liechtenstein.

Als Kaiser Franz Joseph nach der Ankunft im Schönbrunner Schloß dem Wagen entstieg, hielt Bürgermeister Dr. Weiskirchner eine Ansprache, in der er den Schwur der Treue zu Kaiser und Reich im Namen der Wiener Bürger erneuerte und dabei sagte: „Die Österreicher wollen für die Ehre und den Ruhm ihres Vaterlandes alles daransetzen“, worauf der Kaiser mit den dankwüthigen Worten erwiderte: „Ich glaube in meinem Alter, nun Jahre des Friedens erleben zu sollen. Die Entschlieung ist mir gewiß schwer gefallen, aber aus den allseitigen Rundgebungen gewinne ich die Überzeugung, daß mein Entschluß der richtige war.“ Bürgermeister Dr. Weiskirchner antwortete: „Gott möge Eure Majestät schützen und unsere Völker segnen.“

Die österreichische Gesellschaft vom Roten Kreuz erteilte einen Aufruf, in dem es heißt: „Es ist heilige Pflicht, unserer ruhmreichen Armee zu gedenken, welche ins Feld zieht, mit Gottes Hilfe zum Sieg. Bürger, helfet unseren Soldaten! Sendet Geldspenden, Verbandzeug, Genuss- und Lebensmittel, deren Sammlung und Verteilung in einheitlicher und großzügiger Aktion das unter dem Protektorat des Kaisers stehende österreichische Rote Kreuz beorgt.“

Durch Allerhöchste Sandtschreiben wurde der Protokollsekretär des Rotes Kreuzes in der Monarchie, Erzherzog Franz Saluator, zum Generalinspektor der freiwilligen Sanitätspflege ernannt. Erzherzogin Maria Theresia hatte den Kaiser um die Genehmigung gebeten, als Rote-Kreuz-Schwester dienen zu dürfen.

Die Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien rief in Petersburg leidenschaftliche Rundgebungen hervor. Ungeheure Menschenmengen durchzogen die Straßen der Stadt, fortwährend rufend: „Sich Serbien! Sich Frankreich! Nieder mit Österreich! Nieder mit Deutschland!“ Die Schreier begaben sich vor das französische Gesandtschaftsgebäude und die serbische Gesandtschaft, wo sie erneut Hochrufe auf die beiden Mächte ausbrachten. Das österreichische und das deutsche Gesandtschaftsgebäude wurden militärisch bewacht. Serbische Offiziere und Soldaten wurden bei ihrer Durchsicht auf den Bahnhöfen von der Menge härmlich begrüßt. Nach verschiedenen Meldungen sollten sämtliche Streiks beigelegt sein. Auch aus Moskau trafen Meldungen ein, wonach dort deutsch- und österreichfeindliche Rundgebungen stattgefunden hätten.

Die serbische Stabsstimmung war am 31. Juli in Nißa mit einer Thronrede eröffnet worden. Sie betonte, daß Serbien auf die Hilfe Rußlands und auf die Sympathien Frankreichs und Englands rechnen könne, und wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Auch wurde alsbald ein Aufruf an das serbische Volk erlassen.

Von den serbischen Zuständen, die gleich nach Ausbruch des Konfliktes mit Österreich eintreten, gibt ein deutscher Kriegserichterlatter in den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ folgende anschauliche Schilderung:

„Seit der Hof, die Regierung und das diplomatische Korps mit der Armee geschildet sind, beginnt Serbien, sich für den österreichisch-ungarischen Einfall vorzubereiten. Anfangs gebärdete es sich dabei grimmig, jetzt aber scheint es sich schon zu beruhigen. Die Mobilisierung geht sehr schlicht vonstatten, es fehlt an dem Eifer der Einberufenen sowie





Найъ охотнѣйшее внимае

an Beförderungsmaterial. Bis jetzt sind nach Schätzungen von Anterspersonen nicht mehr als acht bis zehnmal ein Mann aus dem Gebiete der Provinz nach Nish abgegangen. Abgesehen von dem Gebiete einiger kleiner Freiwilliger verbleibt sich die Bevölkerung angeschlossen der Fremdmachung ziemlich feindlich. Sobald die fremden Gutsbesitzer Belgrad verlassen und die Leute niemand mehr zu verführen hatten, hielt überhaupt völlige Ruhe Einkehr. Montag Mittag mußte sogar ausgetrommelt werden, daß sich alle Leute von abgehenden bis sechzig Jahren bei ihren Kommandos zu melden haben. Die bisher eingerückten Leute mußten eine Stundenlang auf dem Bahnhof auf den Zug warten. Eine Beförderung, die für ein Uhr nachmittags nach Belgrad abgehen sollte, kam erst um fünf Uhr bewerkstelligt werden; die ersten fünfzig bis sechzig Personen, die der Lokomotivführer in der ersten und größten Ordnung ab, wo er halt zu machen habe. Die Güter, die nach Belgrad zurückkommen, erzählen, daß die Züge, die nach der Strecke Stundenlang stehen bleiben. Auch bei der Ausrüstung herrscht ein wahres Durcheinander, so daß die meisten Eisenbahnen in Baurechtsfragen nach Nish fahren müssen, um erst dort ausgerüstet zu werden. Auf der Strecke Belgrad—Nish steht man nachts an den Stationen

konnten die Pferde nicht annehmen, weil sie zu alt und schwach waren. Man setzte sie ins Meer und ließ sie ertrinken, aber da einige davon schwammen, so wurde ihnen die Freiheit gegeben. Die Serben hatten sich nicht zu ergeben, sondern wollten kämpfen, bis sie alle in den Fällen geblieben, da sie die Serben nicht der Geldgier nicht gerade ruhmvoll zugrunde zu gehen pflegen. Man erinnere sich nur an die Gräber der Serben, die in der Dynastie (1813), gegen die die Kaiserin mit dem selbst-türkischen und dem selbst-bulgarischen Kriege (1876 und 1885). Die Leute, die man in den Wüstentafeln gewohnt, sind übrigens nicht aus:

Printed by the Government Printer, Kōbe.

schlagen stehen sie da, unbeweglich, kalten Blids. — Lust und Sorglosigkeit heucheln nur die Abenteuerer. Der Belgrad'sche Polizeichef sagte lustig zu den Journalisten: „Belgrad ist ein Ort, der sich gerade so ganz wie Sie nur ein überhöfliches ruhiges Vorkehrungen, um die Straßen, und die österreichischen in Belgrad einzeln fänden, zu reinigen, damit sie keine schlechte Meinung von Belgrad bekommen.“ Und er, der Polizeichef, ließ als Serbien das Land des Goldenen Horns, das nausie Anereien mit grausamster Willkür regern.“



Erziehung ostpreussischer Flüchtlinge durch den Hofr. v. ...



Unnütze Stofen plündern und brennen ein Dorf nieder.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO



bis Pribor vor, um mit den montenegrinischen Truppen bei Plewle Fühlung zu nehmen. König Nikola siebte mit der montenegrinischen Regierung von Cetinje nach Podgorica über. Gleichfalls am 28. Juli gelang es einer kleinen Abteilung Pioniere im Verein mit Mannschaften der Finanzjäger, zwei ferbische Dampfer, mit Munition und Waren beladen, wegzunehmen. Die Pioniere und Finanzjäger übermühten nach kurzer, aber heftigem Kampfe die an Zahl überlegene ferbische Schiffabteilung, legten sich in den Besitz der beiden ferbischen Dampfer, setzten Ladung und ließen sie von zwei österreichischen Donaudampfern fortgleiten. Aber die Vorwärtsbewegung der Serben wurde bekannt, daß im Moracinal eine Zusammenziehung der Truppen bei Ulice und Bojowoda stattfindet. Die „Morodna Dobrava“ bilde ein Freiwilligenkorps. Die Verpflegung und Munition der Serben seien sehr mangelhaft. Die Serben wollten ihren Hauptstolz nach Bosnien richten, weil sie hofften, bei dem selbst zahlreich anstößigen ferbischen Bevölkerung Unterstützung zu finden, eine Hoffnung, die durch das österreichische Verhalten der bosnischen Bevölkerung gründlich getäuscht wurde.

Gleich nach Beginn der Kriegsexpansionen kam die Nachricht, daß Belgrad von den Österreichern besetzt worden sei. Es hieß sogar, die Österreichern hätten die serbische Hauptstadt bombardiert. Alle diese Nachrichten entsprachen nicht den Tatsachen. Am 30. Juli brachten aber verschiedene deutsche Blätter eine Depesche folgenden Inhalts:

„Bien, 30. Juli. Nach einer in den Straßen angelegenen Rundbogen sind bei der Einnahme von Belgrad durch die Österreichern zwei Oberleutnants leicht verletzt worden. Als erste bekränzte die Infanterieregimenter Nr. 68 und 44 serbischen Boden. Die Mittag waren alle wichtigen Punkte der Stadt von den Österreichern besetzt, worauf die Waffensmacht der österreichisch-ungarischen Kriegsgesetze für Belgrad in Geltung trat.“

Trotz dieser Einzelheiten schien die Einnahme Belgrads doch noch auf sich warten zu lassen, denn die weiterhin gemeldeten Kämpfe an der Grenze dieser Stadt ließen darauf schließen, daß man zunächst seinen Wert auf die Eroberung dieses nur unbedeutend besetzten Platzes legte. Vielmehr spielten sich alle wichtigeren militärischen Operationen an der bosnischen Grenze ab, an der Drina und der Save.

Die Sicherungslinie der österreichischen Truppen an der Drina wurde unter kleineren Kämpfen bis an den Hauptarm dieses Flusses vorgeschoben. Auf österreichischer Seite wurde ein Mann getötet, auf serbischer Seite zehn Mann. Serbische Banden versuchten vergebens, Bijelina zu beunruhigen.

Am 30. Juli wurde ein großer ungarischer Schleppe, „Alotom“ mit einem großen Boot im Schlepptau von serbischer Seite mit Feuer überschüttet. Das Schiff geriet in Brand, der aber bald gelöscht wurde, worauf der Schleppe nach drei österreichischen Ufern zurückkehrte. Von den fünf Mann der Besatzung wurden zwei getötet und einer verwundet. Das Manöver des Dampfers hatte seinen Zweck erreicht, nämlich festgestellt, daß die Belgrader Festung nicht geräumt, sondern von zahlreichen Verteidigern noch besetzt war.

Am 30. Juli wies ein Zug Grenzgänger einen überlegenen serbischen Angriff bei Kofjovac zurück, ohne selbst Verluste zu erleiden. Die Serben küßten dabei einen Offizier und zwei ungarische Mann ein. Am nächsten Tage kam es zu einem heftigen Vorpostengefecht an der Save, bei dem von österreichischer Seite auch Artillerie und Flugzeuge eingriffen. Am 30. Juli bezogen serbische Vortruppen südlich von Belgrad bei Wla die erste Verteidigungsstellung. Die Hauptkräfte wurden jedoch zwischen Krangolowatz und Ulice konzentriert. Ein kaisliches Jagdgeschwader unternahm zwei Grenzjäger aus Mähren-Schönberg. Sie durchschwammen die mittlere, stark angeschwollene Drina unter feindlichem Feuer und zerstörten die am feindlichen Ufer befindliche ferbische Telephonleitung.

Große Massen serbischer Deserteure überschritten bei Peterwarden die österreichische Grenze. Am 3. August hatten sich bereits achttausend Deserteure gemeldet, darunter ein Oberst, der zwei Tage vor Kriegsausbruch seinen Urlaub angetreten hatte. Die Deserteure wurden nach Romm und Arab befördert.

Im großen und ganzen waren es innerhalb des Zeitraumes nur unbedeutende Gefechte und Kämpfe, die sich zwischen den Österreichern und Serben abspielten. Nur viele Ungeübte waren die Frontkräfte, welche die Serben in Serbien machten, viel zu langsam. Man schätzte dabei, daß erst die Armeen mobilisiert und der Kampf vollendet sein mußte, ehe es zu größeren Schlägen kommen konnte. Während die Österreichern den meisten Vorfällen, die sie in aller Eile an die Grenze geworfen hatten, in Serbien einmündig, so waren sie doch den trüben Zuständen der serbischen Armee nicht überlegen worden. Die serbischen Militärs hatten nur den Zweck, Stand und Stärke des Feindes zu ermitteln, um hierauf die Kriegsplan zu entwickeln und zu größeren Schlägen auszuholen. Daß die Österreichern gute Strategen sind und nicht eher loschlagen, als bis sie auf Erfolg rechnen konnten, hat die Folge gezeigt.

Der österreichische Thronfolger, Erzherzog Karl Franz Joseph, war am 2. August in Budapest eingetroffen und wurde von der Bevölkerung begeistert begrüßt.

Anfang August begann es sich an der österreichisch-russischen Grenze zu regen. Ausland betrachtete sich bereits als im Kriegszustand mit Österreich und hatte deshalb die Depesche des deutschen Botschafters nicht durchgesehen. Die österreichische Grenzgarde wurde von den Russen lebhaft beschossen, womit die Feindseligkeiten von seiten Russlands eröffnet waren. Am 2. August wurde an der österreichisch-russischen Grenze, nördlich von Lemberg, ein Flugzeug, Sankt Petersburg, mit einem russischen Piloten, einem Begleitoffizier und einer Anzahl von österreichischen Truppen heruntergeschossen. Die beiden russischen Offiziere, die verletzt waren, wurden gefangen genommen.

Die russischen Feindseligkeiten begannen unter einem günstigen Vorzeichen für Österreich. Die Polen waren sehr in der Stunde der Gefahr die treuesten Anhänger der österreichischen Regierung. Es hatte sich in Österreich bei allen Parteien dieselbe Wundlung vollzogen wie in Deutschland. Überall waren die Widersprüche und Gegensätze verflümmet, alles hatte nur den einen Gedanken, dem Vaterlande in der Not mit Gut und Blut beizustehen. Das Zentrum im Reich verlor seine Verankerung in der Mitte, die polnische Bevölkerung aufgeföhrt wurde, sie müßten in der schweren Angelegenheit teilhaben. Die Vertreibung der polnischen Bevölkerung dieses Landes bringe dem Vaterland ihre Huldigung dar und helfe vor der Welt, daß die Polen das Vertrauen des Landes nicht entzogen würden. Die Polen dieses Landes schanden und schrien es, daß in diesem Augenblick das Reich Europa verlassen werden solle und daß die Polen gegenwärtig Monarchen und die Fürstoge für die Monarchie nach den Interessen ihres Volkes übereinkommen.

Das Schlagwort von der Hinterhältigkeit unserer Zeit seitens des Kanals („perfidus Albion“) ist in der russischen Literatur. Warlame, die Schatzkammer des Kanals, hatte oft genug Gelegenheit, sich über die Treue des Albions zu beschweren. 1781, während der russischen Revolution, kam bereits die Redeart vom perfidus Albion auf, und unterm 27. Juli 1840 schrieb Heinrich Heine: „Der Krieg mit dem perfidus Albion ist die Parole aller Franzosen mit Ausnahme der Legation, die ihr Heil nur vom Ausland erwarten.“ Wie ist es nun heute? Sicherlich nicht anders; denn die Geschichte lehrt deutlich, daß die Erwartung des Heils vom Ausland, besonders aber von England, die Gefahr bitterer Enttäuschung in sich birgt. Englands Politik bestand ja von jeher darin, aus fremdem Munde die eigenen Weisen zu schneiden. Die Franzosen aber machten Chauvinismus und Revanchegedanke für eine solche Erkenntnis. Schon Heinrich Heine hat im dritten Teil der „Französischen Zustände“ die Engländer haben sehr viel von jener brutalen Energie, womit die Römer die Welt unterdrückten, aber sie vereinigten mit der römischen Weltmacht auch die Schlangengift Karthagos. Gegen erstere haben wir gute und sogar erprobte Waffen, aber gegen die merkwürdigen Ränke jener Panier der Nordsee sind wir wehrlos. Und jetzt ist England gefährlicher als je, jetzt, wo seine merkwürdigen Interessen unterliegen — es gibt in der ganzen Schöpfung

kein so hartnäckiges Geschöpf wie einen Krümer, dessen Handel ins Großen geraten, dem seine Ränke abträglich werden und dessen Vorratslager seinen Vorrat mehr findet.“

Vorläufig hatte sich unter Beiter jenseits des Kanals einen seiner gewohnten Treibdrübe geleistet und damit seinem Beinamen „perfidus Albion“ alle Ehre gemacht. Es war am 4. August, an jenem großen Tage, an dem der Kaiser und der Reichstag in Reichstage die herrlichen Worte (Seite 34 u. 45) gesprochen hatten, die alle Deutschen unter ein Banner vereinigten. Der Parteihaber war verschwunden, und alle Deutsche, ohne Unterschied, erfüllte höchste Kriegsgeliebtheit. Alle, die zu Hause geblieben waren oder noch zu Hause bleiben mußten, denn es war ja erst am dritten Tag der Mobilmachung, saßen mit Genugtuung in den Stadtküchen die Beben des Kampfes und des lebenden Staatsmannes. Groß befehl waren alle Hoffnungen, die größte hatten sich gegen unsere Feinde, und jeder rief stolz aus: „Wir müssen siegen und wir werden siegen!“ Eine solche Einigkeit und einmütige Begeisterung festigte in allen Volksgenossen die Überzeugung, daß es unter diesen Umständen unmöglich sei, zu unterliegen, auch wenn sich halb Europa im Überfall auf uns vereinigte. Überall wo Menschen zusammenkamen, bildete die große Reichstagsfeier den einzigen Gesprächsstoff. „Wir müssen siegen, wie wir uns durchsetzen“, hatte der Reichstagsler gesagt; das war das richtige Wort. Die Soldaten brannten darauf, an den Feind zu kommen, die Frauen feuerten die Männer zum Kampfe an, die Zurückgebliebenen und Zurückbleibenden überließen sich an Opferwilligkeit zur Wüderung der Schrecken des Krieges.

Doch was war das? Wieder liefen die Zeitungsverkäufer mit Extrablättern die Straßen entlang. Alles führte sich darauf, Start vor Stainen und bald mit innerer Mut las man folgendes:

„Heute, Dienstag nachmittag, kurz nach der Rede des Reichstagslers, in der bereits der durch das Betreten des Reichs Gebiets begangene Verstoß gegen das Völkerrecht freimütig anerkannt und der Wille des Deutschen Reiches, die Folgen wieder gutzumachen, erklärt war, erschien der großbritannische Botschafter Sir Edward Golden im Reichstag, um dem Staatssekretär v. Jagow eine Mitteilung seiner Regierung zu machen. In dieser wurde die deutsche Regierung um abschließende Antwort auf die Frage ersucht, ob sie die Verpflichtung abgeben könne, daß keine Verletzung der belgischen Neutralität stattfinden werde. Der Staatssekretär v. Jagow erwiderte sofort, daß dies nicht möglich sei, und setzte nochmals die Gründe auseinander, die Deutschland zwingen, sich gegen den Einfall einer französischen Armee durch Betreten belgischen Bodens zu sichern. Kurz nach sieben Uhr erschien der großbritannische Botschafter im Auswärtigen Amt, um den Krieg zu erklären und seine Forderungen zu stellen. Wie wir hören, hat die deutsche Regierung die Rückficht auf die militärischen Erfordernisse allen anderen Bedenken vorangestellt, obgleich damit gerechnet werden mußte, daß dadurch für die englische Regierung Grund oder Vorwand zur Einmischung gegeben sein würde.“

Man kann sich denken, daß diese Nachricht eine ungeheure Erregung im ganzen deutschen Volke hervorrief. Eine Überraschung freilich war sie nicht für jene, welche die Zeichen der Zeit zu deuten wußten. Schon einige Tage vorher hatte England ebenso wie Frankreich und Rußland den Schatz seiner Unterthanen Amerika übertragen; was konnte das anders zu bedeuten haben, als die Parteinahme gegen uns von seiten Englands. Daß die britische Politik nicht für uns eintreten würde, konnten wir auf Grund langer Erfahrungen als sicher voraussehen. In Regierungskreisen war man auf den Krieg Englands vorbereitet. Aber die deutsche Regierung wollte ihr möglichstes tun, diesen äußersten Fall zu verhindern. Deshalb erklärte der Reichstagsler im Reichstage, die ungeschätzte Nordflotte Frankreichs werde nicht angegriffen werden, wenn England neutral bleibe. Daß auch diese Zusage der Kriegsentscheidung Englands nicht ausreichte, wurde, konnte man aus der englischen Unterhändlerung sehen, die am 3. August stattfand und über die die deutsche Tagespresse bereits am 4. August morgens berichtete. In dieser Unterhändlerung war eigentlich schon die Kriegserklärung Englands ausgesprochen worden, so daß die Erklärung am Abend des 4. August eben nur eine Formalität war. Sir Edward Gren

lagte in der erwähnten Sitzung des englischen Unterhauses vom 3. August, er habe sein Versprechen gegeben, habe aber sowohl dem französischen wie dem deutschen Botschafter erklärt, daß, wenn Frankreich ein Krieg ausgedehnt würde, die österreichische Meinung auf Frankreichs Seite treten würde. Er habe in der französischen Vorlesung, eine Botscheidung militärischer und menschlicher Sachverständiger Englands und Frankreichs beizubringen, eingewilligt, da England sonst nicht in der Lage sein werde, im Falle einer plötzlich eintretenden Krise Frankreichs Beistand zu gewähren, wenn es ihn gewähren wollte. Er habe seine Ermächtigung zu jenen Botscheidungen gegeben, jedoch unter der ausdrücklichen Voraussetzung, daß seine der beiden Regierungen durch das, was zwischen den militärischen und seemannischen Sachverständigen vor sich gehe, gebunden oder in ihrer Entscheidungsfreiheit beschränkt werde. Seine persönliche Ansicht sei folgende: Die französische Flotte ist im Mittelmeer, und die Nordflotte ist ungeschlagen. Wenn eine Feinde, im Krieg mit Frankreich befindliche Flotte komme und die unperpetuelle Küste angreife, so könne England nicht ruhig zusehen.

Nach seiner starken Empfindung lag Frankreich berechtigt, sofort zu wissen, ob es im Falle eines Angriffs auf seine ungeschützte Küste auf englischen Beistand rechnen könne. Gren erklärte, daß er am Sonntag aber dem französischen Botschafter die Versicherung gegeben habe, daß, wenn die deutsche Flotte in den Kanal und in die Nordsee gebe, um die französische Schifffahrt oder Küste anzugreifen, die britische Flotte jeden in ihrer Macht liegenden Schutz gewähren werde. Diese Erklärung bedurfte der Genehmigung des Parlaments. Sie sei keine Kriegserklärung. Er habe erfahren, daß die deutsche Regierung bereit sein werde, wenn England sich zur Neutralität verpflichte, zuzustimmen, daß die deutsche Flotte die Nordküste Frankreichs nicht angreifen werde. Dies sei eine viel zu schmale Basis für Verpflichtungen englischerseits.

Hierauf verbreitete sich Gren über die Frage der belgischen Neutralität und fuhr dann fort: „Ich fürchte, wir werden in dieser Frage fürchterlich zu leiden haben, gleichviel, ob wir teilnehmen oder nicht. Der Außenhandel wird aufhören. Am Ende des Krieges werden wir, selbst wenn wir nicht teilnehmen, sicherlich nicht in einer materiellen Lage sein, unsere Macht ausdehnen dazu zu gebrauchen, umzugehen zu machen, was im Laufe des Krieges geschehen ist, d. h. die Vereinigung ganz Belgiens aus gegenüber einer einzigen Macht zu verhindern, wenn dies das Ergebnis des Krieges sein sollte. Man sollte nicht glauben, daß, wenn eine Großmacht in einem solchen Kriege sich passiv verhielte, sie am Schluß in der Lage sein würde, ihre Interessen durchzusetzen. Er sei nicht ganz sicher über die Tatsachen betreffs Belgien; aber wenn sie sich so erwiesen, wie sie der Regierung augenblicklich mitgeteilt worden seien, so sei die Verpflichtung für England vorhanden, sein Äußerstes zu tun, um die Folgen zu verhindern, die jene Tatsachen herbeiführen würden, wenn kein Widerstand stattfände.“ Gren schloß: „Wir sind bisher keine Verpflichtungen über die Entsendung eines Expeditionskorps außer Landes eingegangen. Wir haben die Flotte mobilisiert und sind im Begriff, die Armee zu mobilisieren. Wir müssen bereit sein und wir sind bereit. Wenn die Lage sich so entwickelt, wie es wahrscheinlich erscheint, so werden wir ihr ins Auge sehen. Ich glaube, daß, wenn das Land sich verweigert, was auf dem Spiel steht, es die Regierung mit Entschlossenheit und Ausdauer unterstützen wird.“

In dieser Auseinandersetzung des ehrenwerten Sir Edward Gren liegt man auch etwas von der „Ehre Englands“, die es erfordert, die Neutralität Belgiens zu schützen. Die Verletzung der belgischen Neutralität durch Frankreich hätte „die Ehre der englischen Nation“ schwerlich herausgefordert, wenn aber Deutschland in der Notwehr als Überfallener eine solche Handlung begeht, dann ist die englische Ehre in Gefahr und man hat einen solchen Anlaß, dem gefährlichen Konflikt aus dem Weltmarkt und in der Weltpolitik auszuweichen. Freilich verleiht sich in dieser Verteidigungsrede Gren für die nationale Ehre auch der englische Krümergeist nicht. Gren meint, der Krieg schlage England schwere Wunden (der Export ruht), einerlei ob England daran teilnehme oder nicht. Also war es schon besser, man nimmt daran



teill, um dem bösen Deutschen die Flügel zu beschneiden. Greys amtliche Äußerungen rücken erst in die richtige Beziehung, wenn man die auf Seite 26 u. folgend mitgeteilten Depeschen zwischen Kaiser Wilhelm, Prinz Heinrich, König Georg und Zar Nikolaus zum Vergleich heranzieht.

Eine interessante Ergänzung hierzu bildet das nachstehend wiedergegebene Telegramm, das der König von England dem Zaren am 1. August durch den englischen Gesandten in Petersburg zukommen ließ. König Georg sagte darin: „Meine Regierung hat von der deutschen Regierung folgende Mitteilung empfangen: Am 29. Juli hat der Zar telegraphisch den Deutschen Kaiser, zwischen Österreich-Ungarn und Russland zu vermitteln. Der Kaiser folgte dem sofort und tat Schritte in Wien. Ohne die Ergebnisse hieron abzuwarten, mobilisierte Russland gegen Österreich. Der Kaiser benachrichtigte den Zaren telegraphisch, daß diese Schritte seine Anstrengungen zunichte mache. Der Kaiser hat ihn außerdem, jedes militärische Vorgehen gegen Österreich-Ungarn zu unterlassen. Der Zar erfüllte die Bitte nicht. Trotzdem sollte der Kaiser seine Unterhandlungen in Wien fort, wobei er so weit ging, wie ihm gegenüber seinem Verbündeten möglich war, und sich auf der Linie hielt, die von England angezeigt war. Während dieser Zeit ordnete Petersburg die allgemeine Mobilisierung des Heeres und der Flotte an. Österreich-Ungarn antwortete daher nichts mehr auf die Schritte des Deutschen Kaisers. Diese Mobilisierung war offensichtlich gegen die Deutschen gerichtet. Daher forderte der Kaiser ein Ultimatum an Russland. Er fragte auf der anderen Seite bei Frankreich an, ob es im Falle eines Konflikts neutral bleiben würde. — Ich glaube, daß wir uns einem Mißverständnis gegenüber befinden. Mein heißer Wunsch ist, kein Mittel unversucht zu lassen, um die furchtbare Katastrophe zu vermeiden, welche die ganze Welt bedroht. Ich rufe Dich daher inständig auf, dieses Mißverständnis zu zerstreuen, das nach meiner Überzeugung plötzlich eingetreten ist und noch gefahrte, die Friedensverhandlungen fortzusetzen. Wenn Du glaubst, daß es in meiner Macht steht, in diesem Sinne zu vermitteln, so werde ich alles in der Welt tun, um die Verhandlungen durch die beiden fraglichen Staaten wieder aufnehmen zu lassen.“

Die Depesche des Zaren an den König von England zeichnet sich durch die gleiche Unaufrichtigkeit aus, wie seine Telegramme an unseren Kaiser. Jetzt, nachdem es aller Welt kund geworden war, daß Russland gerade in den letzten Tagen vor Ausbruch des Krieges das verwerfliche Spiel der Doppelzüngigkeit spielte, erschien der Versuch Nikolaus II., Deutschland und Österreich-Ungarn für den Krieg verantwortlich zu machen, geradezu lächerlich. Charakteristisch ist es, daß im Zarentelegramm des Nordes von Serajewo mit keinem Wort Erwähnung getan wird, obwohl doch gerade diese Bluttat der Ausgangspunkt des österreichischen Vorgehens war. Desto mehr ist natürlich von der Beschädigung Belgrads und anderen Dingen die Rede. Eine bewusste Unwahrheit angesichts der von Wien mehrfach abgegebenen gegenteiligen Erklärungen ist auch die Behauptung des Zaren, Österreich wolle Serbien zermalmen. Mit diesen plumpen Verlusten, die öffentliche Meinung Englands gegen uns und unsere Bundesgenossen einzunehmen, wußte der Zar Nikolaus wenig Erfolg gehabt haben. Die ankündigenden deutschen Briten haben ja wohl schon längst erkannt, wo die gefährlichen Drahtseile lagen, die Europa diesen mörderischen Krieg aufgeschwungen haben. Und trotzdem stellte sich die englische Regierung an die Seite der russischen Barbarei, die sich angriff, ihre Machtgier auf den Westen Europas auszuüben. Wo war der Schutz geblieben, den sich die Kultur des europäischen Westens gegenseitig schuldig war? England setzte sich darüber hinweg. Die Rücksicht auf den geschäftlichen Nutzen und die Absicht, im ruhen zu sitzen, behielten die Oberhand.

Schließlich sei noch von dem Telegramm Kenntnis gegeben, das der König von Belgien an den König von England gerichtet hat und das von Sir Edward Grey in der Unterhausung vom 3. August verlesen worden ist. Es lautet: „In Erinnerung an die zahlreichen Beweise von der Freundschaft eurer Majestät und Ihres Vorgängers, an die freundschaftliche Haltung Englands im Jahre 1870 und an die Freundschaft, die Sie uns erst kürzlich

erwiesen haben, möchte ich mir ein letztes Ersuchen um diplomatische Vermittlung eurer Majestät zur Wahrung des Bestandes Belgiens erlauben.“

Daß im englischen Volk wenig Neigung für den Krieg mit Deutschland vorhanden war, dafür liegen zahlreiche Beweise vor. Die fadenstehigen Gründe, die England zum Beschützer der fernöstlichen deutschen und russischen Wortbrecher machten, haben an vielen Stellen nicht versagen. Schon die oben wiedergegebene Rede Sir Edward Greys für den Krieg hatte lebhaften Widerspruch hervorgerufen, sowohl auf liberaler wie auf sozialistischer Seite.

Der mit zwei anderen Kollegen aus dem „Arbeitskabinett“ Asquith-Grey ausgesagene frühere englische Minister Burns hat am 14. August d. J. in einem Hall in London eine bedeutsame Rede gehalten, in der er die Gründe seiner Ablehnung der englischen Kriegspolitik auseinandersetzte. Nach der „Morning Post“ von 1914, die den Wert dieser Rede sehr lobend, äußerte sich Burns unter anderem folgendermaßen:

„Meinen Wählern und meinen rechtlichen Freunden will ich Rechenschaft geben über meine Stellung zur Politik Sir Edward Greys und seiner auswärtigen Politik, die in der Aufgabe der Neutralität zumutigen Deutschlands ihren Ausdruck fand. Ich sah mich gezwungen, aus einem Kabinett auszutreten, das meiner Ansicht nach, weit entfernt, der Kultur zu dienen, sich in ein Abenteuer begibt, das zur Stärkung unserer natürlichen Feinde und zur Zerschlagung unserer inneren wirtschaftlichen und politischen Beziehungen führen kann und führen muß. Unsere natürlichen Feinde führen keine Zerschlagung einer neutralen Neutralität gewinnend — macht uns unserer Kulturverwandtschaft mit Frankreich willen, nicht weniger der freundschaftlichen Beziehungen, die wir uns verdienen, mit dem fleißigen deutschen Volk zu pflegen und zu stärken, rein, um unserer selbst willen, die wir mit allen unseren Lebensinteressen an einem friedlichen Europa hängen.“

Englands Große offenbar sich im Arzte, Englands Schwäche zeigt sich im Kriege. Wir werden niemals in der Lage sein, ohne fremde Hilfe irgendwelchen Einfluss in der europäischen und außereuropäischen Politik durchzusetzen; wir sind es auch früher nie gewesen. Wir vernichteten Napoleons Flotte bei Trafalgar, wenige Tage darauf schickte Napoleon seinen kaiserlichen Bruder ins Exil und warf ganz Europa auf die Knie. Was bedeutete die Niederlage Napoleons zur See gegen seine unbesiegbaren Flotten auf dem Kontinent? Er verlor unsere Freundschaft mit der Verletzung der Kontinentalpolitik, die Englands Handel damals in die besten Abwege führte.

In dem Kriege 1814/15 bewies sich die englische Taktik zur Befestigung des damaligen Erbfeindes Frankreich auf die Entlassung eines Erbschlossers, und diese Truppen waren es, die die preussische Armee bei Waterloo dem Verderben geweiht gewesen. Wir sind kein Kriegsvolk, wir haben in der Welt keine Aufgaben. Wir sind dazu berufen gewesen, den Kontinent die Wege zu weisen, und wenn wir nicht in der Lage sind, dies zu tun, so bedeutet das die Verneinung unserer natürlichen Aufgabe.

Im Kriege 1870/71 blieben wir neutral, und welche ungeheuren Vorteile hatten wir von der Neutralität! Wir erhielten uns den Handel mit Deutschland und mit Frankreich. Beide Staaten waren während der Kriegszeit gut zahlende Abnehmer. Die französische Entwicklung der Industrie und des Handels hatte ihren Höhepunkt zur Zeit der Pariser Weltausstellung im Jahre 1867 erreicht. Damals drohte ein Konkurrenzkampf zwischen Frankreich und England auf Leben und Tod, ja, der Markt der Welt schien damals Paris zu werden. Das änderte sich mit 1870/71. Frankreichs Kräfte wurden während des Krieges gebunden, und in dieser Zeit konnte England seinen Konkurrenten so weit überflügeln, daß es auf viele Jahre hinaus die französische Konkurrenz überhaupt nicht mehr zu fürchten brauchte. Ebenso war es mit Deutschland. Nicht nur, daß die deutsche Entwicklung während des Krieges stilllag und so an einen Konkurrenzkampf mit England nicht gedacht werden konnte, Deutschland war auch jahrelang auf englische Erzeugnisse angewiesen, die es früher zum großen Teile aus Frankreich bezog.

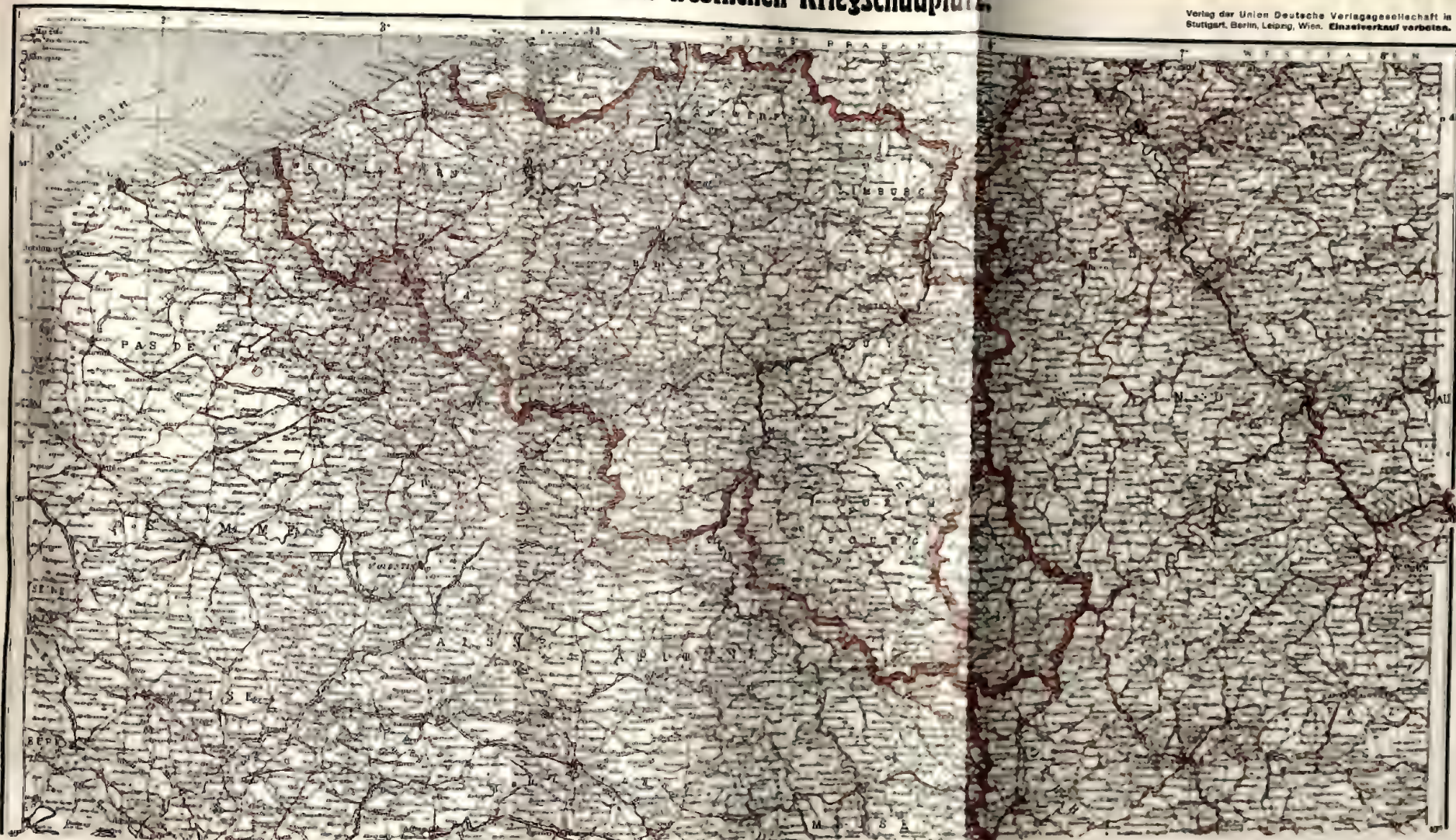
Wir hätten uns also im Falle der Neutralität beide Staaten als Abnehmer unserer Erzeugnisse erhalten. Der





# Karte vom westlichen Kriegsschauplatz.

Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in  
Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien. Einzelverkauf verboten.



Nördliche Hälfte, die südliche folgt in einem der nächsten Hefte

Geogr. Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig.





Im Kampf gegen französische Gebirgstruppen bei Epinal.  
Aus einer Zeichnung von A. Schell.



Krieg mit Kontinentalstaaten ist für England ein ganz unmögliches Ding. Die englische Industrie ist auf den Kontinentalexport angewiesen, da England selbst nicht ein Viertel von den industriellen Erzeugnissen abnehmen kann, die es produziert.

England hat keine Karte auf den französisch-russischen Sieg gesetzt. — Wie aber, wenn Englands Truppen mit den Franzosen gemeinsam geschlagen werden? — Wenn die Ründe von Englands Niederlage und Schwäche hinkandiert in die Kolonien, die fast nichts mehr gemeinsam haben mit dem Mutterlande? Ungeheure Werte gehen dann verloren, und der Verlust an Einfluß auf die kontinentale Politik ist nie mehr — auch in Jahrhunderten nicht — wieder einzuholen.

Deutschlands Industrie ist stark und wird sich auch durch einen verlorenen Krieg nicht schwächen lassen. Ein so kräftiges, seines Wertes vollbewußtes Volk wie das deutsche ist nicht in die Fesseln zu legen, die man ihm schmieden will. Mit beispiellosem Opfermut wird man, wenn wir Deutschlands Flotte zerstören, eine Flotte doppelt und dreifach so groß wieder errichten; so wie im Jahre 1908 Fischer von Seldn das Postfach zur Verbringung seines kranken Bruders nach London aus dem Boden stand, wie man sich damals den letzten Wiesen vom Grunde abbaute fürs Vaterland, für die große Idee der Befreiung, so wird dieses Volk, durch eine Niederlage zur äußersten Kraftanstrengung aufgerüttelt, nicht eher ruhen und rasten, als bis es in einem Vernichtungskampf gegen England geliegt hat. Wo die nationale Einheit so gewaltig und so unzertrennlich da steht, da bietet die Vollenbung auch der wagetmütigsten Ideen keine Schwierigkeiten.

Was erreichen wir nun durch eine deutsche Niederlage? Im gleichen Augenblick würde die russische Macht größer und Frankreich — nachdem seinem Kachempfinden gegen Deutschland Genüge geschehen — auch in England den Mützen ziehen, der seine Schuldigkeit getan hat und nun gehen kann. Frankreich hat sich mit uns verbunden um Deutschland zu vernichten. Es wird sich seinen Augenblick scheuen, mit uns einen harten wirtschaftlichen Kampf aufzunehmen, und wir sehen uns vielleicht in einigen Jahren gezwungen, gegen Frankreich aus denselben Gründen vorzugehen, wie jetzt gegen Deutschland: aus brutalen Kontinentalkampf.

Vergeßten wir auch folgendes nicht: Kaiser Wilhelm verkündete bei seinem Einzuge in Tanger, er komme als Freund der Mohammedaner zweihundertfünftausend Millionen Mohammedaner in allen Gebieten des Islams haben an diese Freundschaft geglaubt. Die jetzige Kriegslage aber drängt die Türken an die Seite Deutschlands. Zweihundertfünftausend Millionen Mohammedaner zittern für deutsche Siege und werden ihre Ketten der Kinderpiege abhauen, wenn Deutschland siegt. Unter englischer Herrschaft leben über hundert Millionen Mohammedaner. Die Fahne Mohammeds wird vorangetragen werden, wenn die Flammen des Aufstandes in Indien hochschlagen. Man wird den heiligen Topf aus der Kaaba holen und ihn vorantreiben, wenn ein zweiter Mahdi erscheint und über die Leichen der in Abertum stehenden englischen Truppen

die Idee der Erweckung des Volkes Mohammeds nach Ägypten trägt!

England spielt mit seiner Existenz, und diese Spiel ruhig anzusehen, ohne auf die möglichen Folgen hinzu denken, hieße zum Betrüder an der englischen Nation sein.

Der Krieg gegen Deutschland ist gewiss nicht von einem kleinen Ausfall der Regimentspartei in Szene gesetzt, und selbst diese Kriegsgötter waren nicht zu über, wenn sie nicht wider ihren Willen in den Krieg hineingeworfen worden wären. Der Überfall auf Deutschland von Seiten Russlands, Frankreichs und Englands war geplant, sollte aber erst im Frühjahr oder Sommer 1915 erfolgen. England sollte bis dahin seinen 1912 aufgestellten Flottenplan durchgeführt haben, Frankreich wollte dann mit der Neugestaltung seiner Armee und Flotte fertig sein. Auch in Russland bereitete man sich auf den Weltkrieg vor. Waren unsere Gegner früher fertig gewesen, schon die Einkerbung von Bosnien und der Herzegovina durch Österreich-Ungarn hätte genügen Anlaß gegeben, daß unsere heutigen Feinde schon 1908 über uns hergefallen wären. 1911 hätten wir den Marokkhandel mit Frankreich und die westliche Kriegslage war bereits verhängnisvoll und hatte nur des Befehls, aber uns herauszulassen. Aber noch fühlten sich die Entente-Mächte zu schwach, so daß die Nacht auf spätere Zeit verschoben wurde. Zu ihrem Veldwesen sprang der Punkt früher in das Pulverfaß, als ihnen lieb war. Das Attentat von Sarajewo ludte gegen den Willen Frankreichs und Englands Russland auf den Plan, und notwendigerweise mußte dann Frankreich für seinen Bundesgenossen eintreten. Nun glaubte England ebenfalls seine Zeit gekommen. Wenn auf einmal auf Deutschland von zwei Seiten losgeschlagen wurde, dann durfte England als der Dritte im Bunde nicht fehlen. Der deutsche Mahd hat nicht geschlagen, wie vielleicht seine Nebenbuhler und Feinde glaubten. Einmal hatte er in legensreichen, wirtschaftlich fruchtbaren Friedensjahren an seiner Rüstung zu Lande und zu Wasser gearbeitet, gründlich, wie es seine Art ist. Jetzt durfte er sich sagen, daß er mit seinem Lande eine Welt von Feinden die Spitze bieten und einen Gegner zur See, wenn nicht zu Boden zwingen, so doch empfindlich schwächen konnte. Nicht Übermut sollte ihm das Schwert in die Hand drücken. Er wußte, daß er sich eines Tages zu wehren haben würde. Er hatte die Wehrpflicht zu Wasser und zu Lande und konnte sich auf den Geist seiner Soldaten verlassen, die durchdrungen waren von dem einen Gedanken der Rache des Vaterlandes, um dessen Sein oder Nichtsein es handelte. Wie anders die Verhältnisse in England, wo ein gesellschaftlich verachtetes Soldatenheer die Landmacht und ebenfalls ein Soldatenelement die Seemacht darstellten. Wie es mit dieser Beschaffenheit, so stehen wir aus folgender Stelle in dem Brief eines deutschen Matrosen: „Vor den Briten ist an der Meeresfront nichts zu machen. Sie haben ja anscheinend nicht einmal gegen Leute für ihre Schiffe. Unsere Flotten haben sie noch kürzlich in Aberdeen abgehauen. Wir haben ihnen aber sofort in englische Dienste treten. Wir haben ihnen aber etwas gestiftet.“

(Zusammenfassung folgt.)

## Illustrierte Kriegsberichte.

### Die Landwehr in den Vogesen.

Bericht eines Augenzeugen.  
(Erscheint das Bild Seite 75.)

St. Die, 31. August 1914.

Harde Kämpfe waren es, die in den letzten Augustwochen unsere braven Truppen in den Pässen der Vogesen zu bestehen hatten.

Man hatte sich dabei vor Augen, daß es fast ausschließlich Reservisten und ältere Landwehrmänner waren, denen die bitterste Aufgabe zufiel, in einem ungewohnten Gebirgskrieg einen überlegenen Feind zu überwinden. Auf feindlicher Seite an Zahl weit überlegene aktive Truppen, unter denen sich die Kerntruppen Frankreichs und die Alpenjäger befanden — letztere eine für das Gebirge gewohnte, mit äußerster Umsicht und Sorgfalt für den Gebirgskampf ausgebildete erfahrene Truppe von tormalen Menschen.

Dazu kommt noch, daß unserem Gegner vermög seiner ausgeübten Spionage zu Friedenszeiten der deutsche Teil der Vogesen sowieso besser bekannt ist als uns selbst. Über dieses Thema möchte ich einiges besonders bemerken. In Renningen in Baden lagen wir in einem Haus im Quartier, das einer französischen Jagdgesellschaft von Wildhühnern und Pariser Herren gehört, die in der dortigen Gegend ein Jagdgebiet für 4000 Mark gepachtet und zweifelslos als Jagdgebiet haben. Die ganze Einrichtung und Ausstattung des Hauses ist in französischem Stil gehalten, alles Schränkchen und Stuhlchen, sogar ein Tisch auf dem Aisset (1) ist nur in französischer Sprache abgefaßt. In den Vogesen erzählte mir ein deutscher Förster, daß dort ein Pariser Herr zusammen mit einem Herrn aus Straßburg eine größere Jagd auf deutschem Boden besitzt. Ersterer ist französischer Reservist und kennt, wie der Förster mir berichtete, das dortige deutsche Terrain besser als selbst der

Förster. Diese wenigen Tatsachen zeigen zur Genüge, wie sehr die Gegner jederzeit bestrebt waren, in anscheinend harmloser Weise sich eine gründliche Kenntnis strategisch wichtiger Gebenden in Deutschland zu sichern. Was ich von zwei Fällen erzählte, trifft sicherlich in anderen ungenannten Fällen in gleicher Weise zu. Die internationalen Hilfsleistungen, die Deutschland als Kulturträger anderen Völkern zufließen lassen, dürfen nach Schluß unseres Krieges wohl aufhören und einem rein deutschen Standpunkt im eigenen Vaterlande Platz machen. Anderen Völkern waren wir Zebrmeister und Freunde — a. B. Japan! — der Dank ist nur Feindschaft und Gemeinheit gewesen. Neue Zeiten werden neue Gesichtspunkte und neue Ziele bringen.

Mit jenem aktiven Heer mußten sich vornehmlich unsere Württemberger, und zwar solche, die den Waffendienst zum großen Teil gar nicht mehr gewohnt sind, in wochenlangem Ringen herumhangeln. Wer die alten Leute und bätigen Familienherren gesehen hat, der konnte sich das Eindringen nicht erwehren, daß hier deutsche Volkstakt entschlossen war, die Friedenshüter mit Germanenhänden aus dem Lande zu schlagen; so stark und unbeugsam dieser Wille auch war, so hat es doch ungeheures Opfer bedurft,

drängen über die Grenzen zu bewerkstelligen. Und an diesen Opfern wird die Heimat erst ermessen, daß hier Ungeheures geleistet wurde. Nicht eine offene siegreiche Feldschlacht, die freilich mehr Eindring macht, ist allein von ausschlaggebender Bedeutung; ein unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen geführter, langwieriger, von Erfolg gekönter Gebirgskrieg verdient gleiche Würdigung, gleiches Lob. Eine unserer tapferen schwächlichen Landwehrmännern in den Vogesen! Und wie haben sie sich geschlagen! Es war oft nicht ein Kampf Mann gegen Mann — bei Artilleriekampf ist das ja überhaupt seltener der Fall — es war ein Ringen mit stützen Bestien. Im Walde lagen die Feinde auf Bäumen hoch droben und trallerten auf die nichtschneidenden Anstimmungen tödbringende Schüsse herunter. Wie oft kam es vor, daß jene beim Unterliegen weise und gelbe Tücher schwenkten, als Zeichen, daß sie sich ergeben wollten, und dann, sobald unsere Leute das Feuer einstellten und sorglos zur Gefangennahme sich näherten, von neuem ein mörderisches Schnellfeuer eröffneten. Man wird sich denken können, daß solche Vorfälle und menschenrechtswidrige Kampfesweise, wie das häufig vorgekommene Schießen von Verwundeten auf Kranienträger und andere, unsere Leute Mann für Mann in erbitterte Kampfesmänner gemacht hat, denen zwar Unmenschlichkeiten nicht geläufig sind, deren Stolz aber ein ohne Begeisterung kämpfender Feind nicht abzuwehren vermag. Mit den Unseren Seite an Seite schlug sich tapfer ganz Süddeutschland. Wenn man bedenkt, daß hier von allen Leuten Aufgaben hatten gelöst werden müssen, für die sie von vornherein als ältere Reservisten und Landwehrleute nicht bestimmt und denen sie aus Mangel an Übung anfänglich wohl auch nicht gewachsen waren, so wird man über die gewaltigen Taten staunen, die auf diesem Kampfesfeld geleistet worden sind. Wahrschlag: furchlos und treu hat jeder Schwabe sich geschlagen und mitgeholfen, das Land vom Feinde zu reinigen und der Welt die deutsche Art zu

beweisen! Die Heimat kann stolz sein auf ihre ruhmvollen Söhne.

„Wo solche Streiter ringen,  
Sie werden  
Lebend oder tot  
Der Heimat Segen bringen.“

### Prinz Friedrich Karl von Hessen und die „81er“.

(Erscheint das Bild Seite 76.)

Wie immer, so ist es auch in diesen blutigen Tagen den deutschen Bürgern heilige Pflicht gewesen, mit den Truppen in den Kampf zu ziehen und ihr Leben einzusetzen. Prinz Friedrich Wilhelm zur Lippe-Deimold, der Rhein des regierenden Fürsten zur Lippe in den Tod, Prinz Friedrich von Sachsen-Meinungen, ein jüngerer Bruder des Herzogs Bernhard, wurde bei Namur von einer Granate tödlich getroffen, und dessen Sohn, Prinz Ernst, Bruder der Großherzogin von Sachsen-Weimar, fiel ebenfalls.

Unser reichlich würdig an Prinz Friedrich Karl von Hessen, ein Vetter des Großherzogs Ernst Ludwig. An der Spitze des Infanterieregiments Nr. 81, dessen Kommandeur er ist, hat er sich besonders in dem Gefecht bei Abtamt in Belgien, wo ein deutsches Armeekorps drei französischen überwand, hervorgetan.

Aber den Verlauf des Treffens berichten zwei verwundete Reservierte von den Stern: „Samstag den 22. August hatten wir unser erstes Gefecht. Gegen uns Ihr nachmittags bekamen wir den Befehl, zur Unterstützung anderer Truppen den von den Franzosen besetzten Ort Merfalle, 10 Kilometer südwestlich von Abtamt, anzugreifen. Mit aufgespanntem Seitengewehr ging es durch den Wald. Da begegnete uns schon Fernbede von zwei anderen Infanterieregimenten. Bald waren wir vorn und wurden vom Feind mit Granaten und Schrapnell beschossen. Rechts und links leuchteten sich unsere Reihen, aber es ging raslos vorwärts. Als wir den Wald verlassen hatten, lagen wir in einer Entfernung von etwa 150 Metern eine Anhöhe, die von feindlicher Infanterie und Artillerie besetzt war. In Deckung war nicht viel vorhanden. Wir standen mitten im Gese, und schossen auf den Feind, dann ging es im Laufschritt zum Sturm auf die Anhöhe und Merfalle. Dabei erglitz unser Oberst, Prinz Friedrich Karl von Hessen, eine Fahne und trug sie uns voran. Daß nicht alle fielen, liegt an dem schlechten Schießen der Franzosen, die wohl heftig drauflos hallen, aber nicht dabei zielen. Bald war die Stellung in unserem Besitz und der Feind in voller Flucht. Wir verfolgten ihn 10 Kilometer weit. In einem Schützengraben fanden wir etwa ein Dutzend Franzosen, die keinen Lauf von sich gaben und tote markierten. Wir merkten aber bald die Härte und machten sie zu Gefangenen. Der Feind erlitt hier Verluste, aber auch wir hatten viele Leichtverwundete.“

Dieser Bericht sei durch einen Feldpostbrief ergänzt, den der Großherzog Ernst Ludwig an seine Gemahlin gerichtet hat. Der darin erwähnte Friedrich ist der Prinz Friedrich Karl von Hessen. „Die Hauptfrage ist, heißt es in dem Schreiben, daß wir den Sieg haben. Bei uns ringt die Schlacht in dichtem Waldgebüsch an. Es war ein



Schützen des höheren Völkers in den Vogesen. (Erscheint das Bild Seite 75.)



furchtbarer Kampf. Ich erinnere mich auch, daß mein Vater sagte, das schlimmste sei ein Waldgefecht, wobei keiner den anderen sieht. Die folgende Nacht schliefen wir alle in einem Haus auf Strohhäufen auf den nächsten Tag. Dieser brachte uns eine furchtbare Verfolgung. Gestern stand uns der Feind mit neuen Kräften gegenüber. Unsere Leute mußten nach der am vorherigen Tage geschlagenen Schlacht Tag und Nacht laufen, um zur Stelle zu kommen. Unsere Regimenter haben sich so großartig geschlagen, daß alles davon sprach. Friedrich ist ein Held, seine Leute begeistern immer voran. Man erlebt zuviel. Der Tod wird Nebenache. Man liegt zwischen Toten, Verwundeten und Pferden. Es ist alles, als ob es so sein müßte."

### Sanitätshunde.

Von Rittmeister v. Stephański.  
(Fortsetzung des Heftes 75.)

Aus früheren Feldzügen ist bekannt, daß Verwundete, die nicht selbst die Truppenverbandplätze aufsuchen oder dorthin verbracht werden können, oft mit Ausbieten ihrer letzten Kräfte nach Deckungen im Gelände streben, um sich dort gegen weitere Verwundungen und die Gefahr, überritten oder überfahren zu werden, zu sichern. Eine weitere Anzahl Schwerverwundeter werden an dem Fied liegen bleiben, an dem der Schuß sie traf. Das werden sehr oft Stellen sein, die wenig Überlebende bieten; namentlich bei einsetzender Dunkelheit, erst recht bei Nacht. Denn wenn auch die Verwundeten während des Kampfes nach Möglichkeit vom Sanitätspersonal der Truppe versorgt worden sind, so wird das Fundament aus dem von Geschossen bedrückten Raum nach den Verbandplätzen zum Teil doch erst nach dem Ausbruch des feindlichen Feuers möglich werden; ebenso die geordnete Nachsorge des Kampfes.

In der Mehrzahl der Fälle wird mit dieser Nachsorge durch die Mannschaften der Sanitätskompanien aber erst gegen Abend oder schon bei völliger Dunkelheit begonnen werden können. Das namentlich nach größeren Kämpfen, die ohnehin, durch Ausbeutung des Schlachtfeldes nach Breite und Tiefe und durch die Zahl der Opfer, in bezug auf das Auffinden der Verwundeten schon besondere Schwierigkeiten bieten. Und doch sollen alle Verwundeten gefunden und möglichst bald ärztlicher Behandlung zugeführt werden!

Wenn auch die Sanitätsmannschaften und ihre Helfer ihr Bestes anstreben werden, um dieser Aufgabe nachzukommen, wenn auch technische Hilfsmittel in höchster Vollendung bereitgehalten werden, um die Suche für das Auge der Mannschaften zu erleichtern, so wird jedes Gelände Stellen bieten, in denen Verwundete übersehen werden können und leider auch übersehen worden sind; das beweisen die Zahlenangaben über "Vermisste" in den Verlustberichten. In den eingangs erwähnten "Verwundetenlisten" wird ja wohl immer einer oder der andere so weit bei Bewußtsein sein, um sich den nachsuchenden Mannschaften durch die Stimme bemerkbar machen zu können. Einzelne liegende Schwerverwundete aber, die nicht mehr rufen können, die von Ohnmacht umfassen sind — die mühen gefunden werden. Auch wenn sie in höher bedenklichem Grade liegen, in Gräben und hinter Hecken oder Buschwerk, an Stellen, wo das Licht des Scheinwerfers nicht hindringt oder dunkle Schatten wirkt; und erst recht in durchwachsenen Waldgebieten.

Die Gefahr, daß Schwerverwundete an solchen Stellen übersehen werden und dann einsam ein qualvolles Ende finden, ist zu groß, um nicht nach weiteren Mitteln zu suchen, die möglichst vollen Erfolg, das heißt, das Auffinden aller Verwundeten zu verbürgen scheinen. Wir haben, daß das Finden seine Grenzen hat in der Beschränkung menschlichen Wahrnehmungswertens, an erster Stelle des Auges, unter Umständen auch des Ohres. Zu berücksichtigen wird ferner sein, daß die vorangegangenen Kämpfe und die Aufregungen des Kampfes auf die Nerven der nachsuchenden Mannschaften auch nicht ohne Einwirkung geblieben sein werden.

Nun haben wir einen schaffsinigen, willigen Gehilfen, dessen Eigenschaften und seine Sinne sich zumachen der Mensch schon seit Jahrtausenden verstanden hat: den Hund. Die Betätigung des Hundes im Dienste der Nächsterliebe ist nichts Neues; ich erinnere nur an die allgemein

bekannte der Hunde des Sankt-Bernhard-Hospizes. Aber auch die im Polizeidienst verwendeten Diensthunde haben oft genug Gelegenheit, auf nächtlichen Dienstgängen an abgelegenen Stellen, außerhalb der Wege, hilflose Hunde oder Betrunkene aufzusuchen. Oder sie werden zur Nachsuche auf die Spur verlassener Kinder oder in Wald und Feld umherirrender Geistesgestörter gelenkt.

Für die Verwendungszwecke ist die Verwendung von Hunden, Sanitätshunden, aber ganz besonders heute an seine Hauptsinne, Nase und Ohr, ergänzen und vervollständigen die der nachsuchenden Mannschaften; die Suche liegt einzelnen Rassen im Blut, kann anderen nach sachgemäßer Abichtung beigebracht werden. Sein Gehör befähigt ihn, flüchtiger vorzugehen als die suchenden Mannschaften, und das besonders an Stellen (Didich), wo eine kaum vorankommen. Dabei hört sein feines Ohr die Bewegungen des am Boden liegenden Verwundeten; ein Windhauch trägt ihm die Witterung eines in einem Schlupfwinkel Verborgenen zu.

Die Vorteile, die sich aus der Verwendung von Sanitätshunden ergeben würden, sind natürlich leicht erkannt worden. In Deutschland wurde zu ihrer Verwendung schon 1893 ein eigener Verein gegründet, der "Deutscher Verein für Sanitätshunde"; in Belgien, Dänemark, Frankreich, England und Italien, in den Niederlanden und in Schweden entstanden nach deutschem Vorbild ähnliche Vereine, zum Teil wurde dort auch das Sanitätshundewesen Gegenstand amtlicher Tätigkeit. Alle diese Bestrebungen kamen aber mehr oder weniger über den guten Willen und einige schwache Anfänge nicht hinaus, weil der Sanitätshund für den Kriegsfall zwar ein unbedingtes Erfordernis ist, im Frieden aber zwecklos. Mit anderen Worten: er läßt sich ohne einen unverhältnismäßigen Aufwand an Arbeit und Haltungskosten nicht in solcher Zahl bereithalten, wie das für eine erfolgreiche Verwendung im Felde unbedingt wäre. Denn die von einzelnen der vorerwähnten Vereine gehaltenen Hunde kommen im Mobilisationsfall dem Tropfen auf dem heißen Stein gleich. Dabei erschnitten selbst diese wenigen Hunde die Kräfte der Vereine vollkommen, denn ein Hund, der nicht dauernd gearbeitet wird, verbummelt binnen kurzem. Daß Mißgelingen aller später Anfang ist, kommt nirgends deutlicher als bei der Hundehaltung zum Ausdruck.

Nun hat der Verein für deutsche Schäferhunde (SBH), Sitz München, der mitgliederstärkste und die am meisten verbreitete Rasse vertretende Viehhütervereine Deutschlands, der vor dreizehn Jahren auch die ersten Anregungen zum Einsetzen von Polizeidiensthunden gab, seit Entstehen dieser Hundebewegung, das heißt seit rund zehn Jahren, dauernd darauf hingewiesen, daß mit dem Bestehen von Polizeidiensthunden auch die Frage nach der Bereithaltung eines ausreichenden Stammes von im Kriegsfall zum Sanitätsdienst geeigneten Hunden gelöst sei. In Betracht kommen zunächst die Diensthunde der Gendarmen, der Beamten des Grenzpolizeidienstes und des Land- und Forstschutzes, also Hunde, die an Wind und Wetter, an längere Märsche und an dienstliche Tätigkeit im Gelände (höhernde Suche) gewöhnt sind. Außer diesen noch die zahlreichen, als Diensthunde abgesetzten Hunde im Bereich von Viehhütervereinen der Jagdvereine für Dörfer, Hundrassen. Nachdem man Veruche im Sinne dieser Annahmen angestellt hatte, hat auch der oben schon erwähnte Deutsche Verein für Sanitätshunde, dessen Schirmherr Herrschert der Großherzog von Oldenburg übernahm, beschlossen, im gleichen Sinne zu wirken und seine Kräfte für das Bereithalten von Sanitätshunden auf diesem Wege, ferner auch für die Ausbildung von Kriegsführern für diese Hunde einzusetzen. Die letzten Entscheidungen in dieser Frage wird nunmehr die zuständige Behörde treffen.

Wer für die Sanitätshundesache tätig sein will, sei es durch freiwillige Mitarbeit, sei es durch Geldspenden zur Förderung der Ausbildung von Hunden und Führern, wende sich an einen der nachbenannten Vereine: Verein für deutsche Schäferhunde (SBH); Hauptgeschäftsstelle Greiz, Neuh. Mittelstraße 6 (Werbeschriften, Ausbildungs- und Prüfungsvorschriften für Sanitätshunde zur Verfügung). — Deutscher Verein für Sanitätshunde; Geschäftsstelle Oldenburg i. Br.

Daß zum Sanitätshunddienst nicht jeder Hund und alle Rassen brauchbar sind, ist selbstverständlich. Geeignet



Von den Kämpfen der österreichischen Gebirgsbrigaden auf dem montenegrinischen Kriegsschauplatz.  
Nach einer Skizze von K. Reichl, gezeichnet von K. Hölzl.



find nur harte und hartgewohnte Hunde von ausdauerndem, leistungsfähigem Gebilde und weiterer Behaarung. Das beschränkt die Auswahl schon auf die sogenannten Gebirgshundrassen, unter denen wieder die Jagdhunde wegen ihrer einseitigen Beanspruchung auszuheben sind. Es bleiben somit die Angehörigen der vier Rassen, die im Postdienst verwendet werden: deutsche Schäferhunde, Dobermannpinner, Vizealabrier und Votweiler, von denen die ersteren in weit überwiegender Zahl vorhanden sind.

Die Verwendung der Sanitätshunde ist so gedacht, daß sie den in breiter geöffneter Linie zum Suchen vorgehenden Mannschaften beigegeben werden, und zwar je nach dem Gelände an bestimmten, für ihre Nachsuche besonders in Betracht kommenden Stellen gesammelt angelegt oder in gleichmäßigen Abständen verteilt. Je nach dem Gelände werden die Hunde dann in Seitwärts-Vorwärts-Suche auf Strecken von 50 bis 250 Meter das Gelände abspüren und das Auffinden eines Verwundeten ihrem Führer anzeigen. Das geschieht entweder durch „vermündet verweilen“, das heißt: der Hund bleibt bei dem gefundenen Verwundeten und gibt dort dauernd Laut, bis sein Führer herangekommen und der Verwundete von den nachfolgenden Kranenträgern übernommen ist; oder aber durch „vermündet verweilen“, das heißt: der Hund kehrt, nachdem er einen Verwundeten gefunden hat, in schnellster Gangart auf seiner Spur zum langsam nachfolgenden Führer zurück und führt diesen und die Kranenträger an der Leine zum Verwundeten hin. Das Verweilen schiene ja am schnellsten zum Ziele zu führen; aber nicht jeder Hund verweilt. Bei der Verwendung einer größeren Zahl von Sanitätshunden — und das ist ja die Vorbedingung zum Erfolge — würde das gleichzeitige Vorangehen mehrerer Hunde auch störend und verwirrend wirken. Beim Verweilen war angegeben, daß der zurückkehrende Hund ein Ausschlußsignal des Gefundenen überbringen sollte, das Zeichen, daß er gefunden habe. Wie vorauszusetzen, hat dieser Vorstoß sich bei praktischen Versuchen als bedeutend und wenig geeignet erwiesen. Der Hund hat andere Ausdrucksmittel, um seinem Führer anzuzeigen, daß er gefunden hat.

Selbstverständlich müssen die Hunde bei der Suche vollständig blind sein; jedes Ausschlußsignal, selbst ein Halsband, würde sie, die sich durchs dichteste Gestrüpp winden sollen, nur der Gefahr aussetzen, sich dort festzuhängen. Die Vorhänge, die Sanitätshunde mit Genser Kreuz, Vizealabrier, Verbandpäckchen, Wollbüschel, Glöckchen oder gar Laternen auszustatten, wie es unser Bild zeigt, sind für den Gebrauch wertlos, wenn nicht gefährlich. Der Sanitätshund soll nichts tun als finden, finden, so schnell wie möglich finden, damit der Gefundene bald menschlicher Hilfe und Pflege teilhaftig wird! Aus der „Anschauung“ Wochenschrift über die Fortschritt in Wissenschaft und Technik. Frankfurt a. M.

### Deutsche Flieger über Paris.

(Gleits das Bild Seite 81.)

Die Taten unserer Luftkrieger über Bütlich und Antwerpen haben dafür gezeigt, daß in den Städten Frankreichs wie Englands eine unbeschreibliche Angst vor den „Zeppelinen“ herrscht. Die französische Regierung aber hatte ihre fortgeschrittenen Flieger mit ja schönen Worten versichert, daß die Bevölkerung von Paris den gefährlichen Besuch nach an der belgischen Grenze glaubte, als die blutigen Schlachten von St. Quentin schon geschlagen waren und die Inzuren mit aller Wucht gegen Paris vorrückten. In der Tat hielten denn auch die Pariser unseren ersten Flieger, der über ihrer „Lichtstadt“ aufschaute, für einen der Ihren, bis er die erste Bombe warf, die nach Zeitungsberichten auf eine Druckerlei fiel; eine zweite plagte vor einer Bäckerei, eine dritte in der Rue Nicolette. Die Leute glaubten anfangs, es liege eine Gasexplosion vor, und strömten von allen Seiten zusammen; als bald aber eilten Feuerwehre und Polizei herbei und sperrten den Platz ab, wohl in der Hoffnung, das Ereignis der großen Menge noch verbieten zu können. Inzwischen hatte aber der Flieger an anderer Stelle einige Sandbälle fallen lassen, mit zweieinhalb Meter langen Bannern in den deutschen Farben und mit der

Aufschrift: „Das deutsche Heer steht vor den Toren von Paris; es bleibt euch nichts übrig, als euch zu ergeben.“ Nun war die böse Stunde nicht mehr aufzuhalten, sie grub sich tief in alle Gemüter ein, und mit diesem Schreden hatte man auf das Schicksal weiterer deutscher Flieger. Die Flieger nicht lange auf sich warten und sie wiederum mehrere Bomben, die zum Teil nicht nur erheblichen Schaden stifteten, so dem Bahnhof St. Lazare, dem Nordbahnhof und bei der elektrischen Centralstation, wo sie abgegebenen zahlreichen Schiffe verblühten ihren Weg. Daraufhin befahl der Kriegsminister, daß sich auf den Flugplätzen Buc und Villacoublay ein Geschwader geparkt, mit Mitrailleuren ausgerüsteter Aeroplane bereit zu halten habe, um auf die deutschen Flieger Jagd zu machen. Von einem Erfolg hat man indes bis jetzt nichts gehört. Die französische Zivilbehörde ließ — angeblich um ihre Unerschrockenheit zu beweisen — ein Protokoll darüber aufnehmen, daß ein fremder Flieger „Unflätigkeiten“ über Paris ausgeworfen habe, und wies jedermann strengstens darauf hin, daß das Überfliegen der französischen Hauptstadt verboten sei.

Der erste kühne Flieger, der den Pariserischen Schreden einjagte, ist der durch seine Flüge von früher her wohlbekannte Leutnant von Hiddessen vom Leibregiment Nr. 24. Im Jahre 1908 trat er ins Meer ein und wandte sich schon frühzeitig der Fliegerei zu, in Habsheim unter August Euler, zu dessen besten Schülern er alsbald zählte. Bei Euler wurde auch Fritz Seimich, als er dort das Fliegen lernte, auf ihn aufmerksam. Beim Wandern 1911 leistete von Hiddessen zum erstenmal Dienste als Pilot im Flugzeug, und zwar mit so glänzendem Erfolg, daß man nunmehr zum nachdrücklichen Ausbau des militärischen Flugwesens schritt. Am bekanntesten wurde von Hiddessen dann im folgenden Jahre, als er mit seinem Flugzeug „Gelber Hund“ einen Flugpostdienst zwischen Frankfurt a. M. und Darmstadt einrichtete und dabei gegen zwarzeitigen Postkarten beförderte. 1913 gewann er beim Prinz-Heinrich-Flug den ersten Preis für die schnellste Reise. Heute ist er einer unserer schnellsten und wagemutigsten Flieger. Auf der Unterseite tragen unsere Flugzeuge als Erkennungszeichen ein großes, schwarzes Kreuz, etwa von der Form des Eisernen Kreuzes. Auch sie gehen also nach alter deutscher Art mit offenem Visier in den Kampf.

Den Eindruck, den das Erscheinen des ersten deutschen Fliegers auf die Pariser Bevölkerung machte, schildert anschaulich ein Bericht von P. Croci an die Mailänder Zeitung „Corriere della Sera“ vom 2. September: „Es war ein theatralisches Schauspiel, das eine halb- Stunde lang in der Bevölkerung das lebhafteste Interesse erweckte. Ich war in meinem Bureau, als ich um led. um 1. Uhr plötzlich ein lebhaftes Gewehrfeuer hörte. Ich trat hinaus auf den Balkon und sah, wie alle sich aus den Fenstern herausbengten oder von der Straße heraufkamen. Der Himmel war von wunderbarer Klarheit. In der Höhe schwebte wie ein falken, von Norden kommend, ein deutscher Flugzeug, eine „Taube“. Die Maschine trägt zwar den Namen einer Taube, aber in Wirklichkeit bietet sie mit den gekrümmten Flügeln und dem fächerförmigen Schwanz von fern eine höchst seltsame Ähnlichkeit mit einem Riesenvogel. Langsam kreist die Maschine über der Stadt, die sie Wege der Flugkunst war, langsam, als wollte sie Paris herausfordern. Mit einem Fernglas kann man leicht alle Bewegungen der Flügel und des Schwanzes unterheben. Voran aufsteigt Ende eines Flügels hängt eine Flagge herab. Im dem Augenblick, in dem die „Taube“ über dem Neugierigen gefüllten Dörmplatz fährt, ist sie vielleicht 1000 Meter hoch. Sie wendet sich gegen die Seine, aber plötzlich, als ob sie eine Gefahr bemerkt hätte, ändert sie den Kurs, um sich nach Nordwesten zu wenden und auf 2000 Meter zu steigen. So kommt sie über das Vorposten und gegen den Nordbahnhof, die Rinte der Boulevard überschnellend. Jetzt sehen wir sie senkrecht über unseren Köpfen. Inzwischen prasselt von allen Seiten das Gewehrfeuer; alle Schützengarnungen auf den Dächern geben Feuer, und man glaubt auch das bezeichnende Knattern der Maschinengewehre zu unterheben. Selbst von der Straße her feuert man. Zwei englische Soldaten, die ruhig einhergehen, fallen das Gewehr und schieben gegen das feindliche Flugzeug. Die Menge schallt ihnen Beifall, als ob sie ins Schwarze getroffen hätten, und sie

lächeln selig. Es sind gewiß Hunderte von Schüssen, die in die Luft abgefeuert werden. Die Leute auf der Straße stehen in Gruppen beisammen, unter denen eine Bombe ein Mordbrot herzuwerfen könnte; sie bleiben eine halbe Stunde, die Kule in die Luft gerät, stehen und warten auf den Anblick eines französischen Flugzeugs, das den Feind verfolgen soll.“

### Die Kämpfe auf dem montenegrinischen Kriegsschauplatz.

(Gleits das Bild Seite 77.)

Wer nicht Gelegenheit hatte, im Augustsonnenbrande das südliche, unter dem gleichen Breitgrad wie Montenegro liegende Dalmatien zu bereisen, und von einem Küstenpunkte einen Ausflug in das Steine Meer des Karstgebietes zu machen, ist unfähig, zu beurteilen, welche Strapazen zurzeit die dort kämpfenden Truppen durchzumachen haben. Der Besuch der Bocche di Cattaro ist ja längst schon in die Touristenreiselpläne der Leventenbeisucher eingereicht. Aber der Reiseplan erstreckt sich gewöhnlich nur auf den Besuch von Ragusa und Cattaro. Um einen richtigen Einblick in die Bodenbeschaffenheit zu bekommen, mag man, ehe man Cattaro erreicht, beispielsweise in Risano anlegen und von dort einen Ausflug nach Vedine, Rinegal oder Dragafsi wagen; man wird dann eine ungefähre Vorstellung von dem gewinnen, was ein Soldat dort im Felde zu leisten hat. Wohl das Auge täuscht, nichts als Felsen, Felsen, Felsen und Felsen, durch die nur schmale, nach unten leeren Gefirren kaum gangbare, an jäh abfallenden Abgründen sich hingehende Saumpfade führen. Ein Meer von Stein, ein Wirbel von messerscharf ausgewaschenen Felsen, selten am Wege ein Rosmarinstrauch, oft hunderteit kein Grashalm. Der gebildete österreichische Offizier oder Beamte, der die Pflicht hierzu verlegt, ist in den ersten Tagen gewöhnlich wie trunken von dem seltsam materiellen, großartigen Landschaftsbild; aber nur zu bald tritt eine tiefe Verstimmung, dann Verzweiflung und schließlich dumpfe Ergebung ein.

Und in diesem öden Lande, an den Schroffen und Schründen der schauerlich-schönen montenegrinischen Gebirgsmater kämpft jetzt ein wenn auch kleiner Teil der österreichisch-ungarischen Truppen. Ein geschlossener Aufmarsch ist hier fast niemals möglich. Einer hinter dem anderen trichter die Mannschaften der Gebirgsbrigaden auf schmalen Wänden die Felsenwände entlang. Wird aber doch einmal eine Front gebildet, welche mühseligen Anstrengungen und wackeligen Gefährdung durch feindlichen Artillerie, beim Aufsteigen! Die Unwegbarkeit dieser wildzerklüfteten Bergwelt bringt es auch mit sich, daß der Gel oder vielleicht das Maultier zur Fortbewegung der zerlegbaren Gebirgsgepäckstücke verwendet werden kann. Oft vermag auch das leuchtende Tier nicht mehr vorwärts zu kommen, und dann müssen die Artilleristen, die selber oft schon erschöpft genug sind, mit Striden und Ketten nachhelfen. Es herrscht da unten eine durch die Dürftigkeit gebotene Kriegsführung, die von den Offizieren und Mannschaften die größten, oft unmöglich erscheinenden Anspannungen erfordert.

Gleichwohl haben die österreichischen Gebirgsbrigaden das südliche, unter dem gleichen Breitgrad wie Montenegro liegende Dalmatien zu bereisen, und von einem Küstenpunkte einen Ausflug in das Steine Meer des Karstgebietes zu machen, ist unfähig, zu beurteilen, welche Strapazen zurzeit die dort kämpfenden Truppen durchzumachen haben. Der Besuch der Bocche di Cattaro ist ja längst schon in die Touristenreiselpläne der Leventenbeisucher eingereicht. Aber der Reiseplan erstreckt sich gewöhnlich nur auf den Besuch von Ragusa und Cattaro. Um einen richtigen Einblick in die Bodenbeschaffenheit zu bekommen, mag man, ehe man Cattaro erreicht, beispielsweise in Risano anlegen und von dort einen Ausflug nach Vedine, Rinegal oder Dragafsi wagen; man wird dann eine ungefähre Vorstellung von dem gewinnen, was ein Soldat dort im Felde zu leisten hat. Wohl das Auge täuscht, nichts als Felsen, Felsen, Felsen und Felsen, durch die nur schmale, nach unten leeren Gefirren kaum gangbare, an jäh abfallenden Abgründen sich hingehende Saumpfade führen. Ein Meer von Stein, ein Wirbel von messerscharf ausgewaschenen Felsen, selten am Wege ein Rosmarinstrauch, oft hunderteit kein Grashalm. Der gebildete österreichische Offizier oder Beamte, der die Pflicht hierzu verlegt, ist in den ersten Tagen gewöhnlich wie trunken von dem seltsam materiellen, großartigen Landschaftsbild; aber nur zu bald tritt eine tiefe Verstimmung, dann Verzweiflung und schließlich dumpfe Ergebung ein.

gegen einen wagemutigen und heldenhaft kämpfenden Feind schon manchen ausgiebigen Erfolg zu verzeichnen, wenn auch nach den Entschlüssen des Armeekommandos die große Wiedergewinnung des Armeekommandos bis zur Wiedergewinnung des Armeekommandos worden ist. So hat die im Grenzraum von Antivari, also auf herzoglich-bosnischen Boden liegende dritte Gebirgsbrigade einen schneidenden Einbruch auf montenegrinische Gebiet unternehmen. Möglich wurden wir,“ so erzählt ein österreichischer Offizier, „von den vor uns liegenden Anhöhen von montenegrinischen Freischärlern beschossen; auch aus Schluchten und Höhlen trachtete es unaufhörlich. Ein regelrechter Kampf war unentbehrlich. Wir durchführten Schritt für Schritt das unwegame Gelände und töteten oder fügten Hunderte der Angreifer. Auf dem Bosaralatt hatten uns die Montenegro mit zwei Gebirgsgepäckstücken beschossen. Die gereizte Löwen stürzten die ungarischen Mannschaften die Abhänge hinan, während unsere Artillerie Voltreffer landete. Wie aus einem irdigen Vulkan flogen Erde, Felsen, Baumstämme und gepackte Munitionsfässer in die Luft. Hunderte von Montenegro waren gefallen.“ Nach kurzer Zeit der Ruhe unternahm diese tapfere, unter dem Kommando des Generalmajors v. Bongratz stehende kleine Schar am 30. August einen neuen Vorstoß gegen die vor dem befestigten Bileca stehenden, an Zahl weit überlegenen regulären montenegrinischen Streitkräfte. In heldenmütigen, mehrteiligen Kämpfen gelang es schließlich, den vollständigen Zusammenbruch der Angreifer herbeizuführen, ihnen ein schweres Geschütz und zwei Gebirgsantriebe abzunehmen und die schwer bedrängte gewesene Feste Bileca völlig zu befreien. Die Montenegro hatten zwar alsbald Ersatz herangezogen, so daß sich am 10. September die Kämpfe auf der Linie Korito-Robila-Bilova erneuerten, doch wurden die Montenegro wiederum zurückgeworfen. Die ungarische Brigade führte den Berg Bogarabina und setzte sich etwa 15 Kilometer weiter auf montenegrinischen Boden fest. Auch in der Bocche di Cattaro ist es mehrfach schon zu gegenseitigen Beschießungen gekommen, wobei die Montenegro durch Verluste gezwungen wurden, den Kampf aufzugeben.

Nach Berichten aus Sarajewo hat der russische General Popow, der langjährige Militärattaché in Montenegro, die Oberleitung des montenegrinischen Heeres übernommen. Es stehen ihm eine Anzahl russischer Generalstabsoffiziere zur Seite. Auch in den Reihen der kämpfenden montenegrinischen Truppen haben russische und serbische Offiziere die Führung.

### Österreichische Glücklinge.

(Gleits das Bild Seite 88 und 89.)

Die Greuel und Grausamkeiten der Russen bei ihrem Eindringen in die Grenzgebiete Österreichs haben die Befürchtungen, die das Kommando des I. Armeekorps veranlaßten, die Bevölkerung rechtzeitig zur Räumung der bedrohten Gebiete aufzufordern, als selber nur zu gerechtfertigt erwiesen. Es mag manchen schweren Seufzer und manche heiße Träne gefloßen haben, von der ersten väterlichen Scholle plötzlich Abschied nehmen zu müssen und schnell noch das Ertröckbare an sich zu reißen, um sich Hals über Kopf in Sicherheit zu bringen; oft wurde auch nur das



Unsere Kriegs-Sanitätshunde.



nadle Leben gerettet. In langen Leiterwagenszügen fuhren sie auf den Landstraßen daher, die belagerten Flüchtlinge, um irgendwo noch einen Eisenbahnzug zu erreichen, oder wenn das nicht mehr möglich schien, abwärts im dichten Wald ein schützendes Versteck zu suchen. Durch diese rechtzeitige Flucht wurde viel Unheil verhütet, unzählige Menschen leben gerettet, und doch ist das Sündenregister noch groß, das der Mordbrennerbande auf ewige Zeiten ins Schuldbuch geschrieben werden muß. Hier einige Beispiele. Die Pfarren in Aulawen, Kreis Metzgraben, und in Sittfehen, Kreis Gollap, hatten sich geweigert, den Russen Angaben über unsere Stellungen zu machen. Sie wurden zur Strafe für das, was jedem ritterlich gesinnten Menschen Achtung abnähmt, in den Mund geschossen. Der eine blieb tot auf dem Platze, der andere wurde hoffnungslos ins Krankenhaus verbracht. Doch selbst russische Offiziere das weiderliche Vieh der Dorfbewohner in die Ställe treiben und diese dann anzünden ließen, wurde auf Grund glaubwürdiger Zeugen mehrfach berichtet. In einem Dorfe bei Vill-

fallen aber wurden sogar Frauen und Kinder in ein Gefäß getrieben, die Tore geschlossen, und das Gebäude angezündet. Erst als die Eingeflossenen in die höchste Not und Bedrängnis geraten waren, wurden die Tore geöffnet und die Menschen herausgelassen. Auf dem Gussgraben wurde der alte Besitzer erschlagen und die Witwe genötigt, den Russen Speisen und Getränke zu bringen. Als alles aufgezehrt war, mußte sie durch eine Gasse von Bajonetten Speikruten laufen, wobei sie schwer verletzt wurde. Im Dorfe Maden haben die Russen alle Gebäude angezündet, so daß das ganze Dorf in Flammen aufging. So ließen sich an amtllich bezeugten russischen Barbaren hier noch viele Fälle aufzählen, die russischerseits alle damit begründet wurden, daß aus den Häusern auf russische Truppen geschossen worden sei, eine Behauptung, die erwiesenermaßen völlig aus der Luft gegriffen ist. Es liegen vielmehr Zeugnisse dafür vor, daß die Russen bei diesen Mordbrennereien ganz systematisch vorgegangen sind. Den Truppen sogen mit Zündstoff aus-

gestattete Brandbomben voran, die mit Petroleum getränkte Schwämme in die Häuser legten und entzündeten. Einzelne Truppenführer beschränkten sich auf das Abbrennen der Ställe und Scheunen, während die Wohnhäuser stehen ließen. Nach einer Mitteilung, die dem „Berliner Volksanzeiger“ zugegangen, hatte eine 350 Köpfe zählende Dorfbevölkerung beim Anrücken der Russen die Flucht ergriffen. Sie wandte sich nach Königsberg, um über Westpreußen nach Berlin zu reisen. In Strensborg erreichte die Flüchtlinge ein Telegramm des Landrats, sie sollten nicht nach Berlin, sondern die Gegend von der Russen geräumt sei. Ein Teil der Einwohner sei bereits geflohen, ein Teil sei noch in der Gegend. In den teilweise niedergebrannten und fast verwahrlosten Ort machten sich wieder Flüchtlinge auf den Weg, die Russen sich näherten. Als die Einwohner sich neuerdings zur Flucht rühten, sprengte eine deutsche Patrouille durch das Dorf. Zwei Rückflüchter saßen ab und sprangen aus einer Deckung gegen ein heranankommendes russisches Automobil, das daraufhin verfolgt von den Rückflüchtern, fest machte. Nach kurzer Zeit wurde das Dorf von einer größeren Abteilung Russen besetzt. Der russische Offizier wie die Mannschaften behaupteten nun, von den Zivil-



Der Kriegsausbruch im Südwesten.



Deutsche Flieger über Paris.  
Nach einer Zeichnung von Ewald Zepel.



personen sei auf das russische Automobil geschossen worden. Trotz der Auffklärung, die der Amtsvorsteher über die deutsche Patrouille gab, wurden alle Einwohner auf die Straße getrieben. Der Lehrer, ein Vater von sechs Kindern, der in die Kirche fluchten wollte, wurde durch sechs Kugeln niedergemetzelt. Dann wurden die Ortsbewohner in zwei Häufen geteilt und nach den beiden Enden des Dorfes abgeführt. Hier mußten sich die männlichen Bewohner über fünfzehn Jahre in Reih und Glied aufstellen, während die Frauen und Kinder etwas abseits getrieben wurden. Man erklärte der russische Offizier, der die deutsche Sprache gut beherrschte, daß alle aufgestellten männlichen Personen handbreitlich erschossen werden würden, weil Zivilpersonen auf das russische Auto geschossen hätten. Der Jammer unserer Frauen und Kinder, die nach den Bestimmungen der Haften Augenzeugen des Erschießens sein sollten, war, so heißt es in dem Bericht des Amtsvorstehers weiter, herzerweichend. Noch einmal beteuerte ich dem die Exekution leitenden russischen Offizier auf

konnten, ist einzig das Verdienst unserer wackeren Truppen im Osten und ihres fähigen und umsichtigen Führers, denen wir für die Wiederherstellung des barbarischen Friedens den größten Dank schulden.

### Die Attacke bei Perwez.

(Gegen das Bild Seite 83)

Nach dem Sturm auf Lüttich lag die Notwendigkeit vor, den Weg nach Brüssel freizumachen, um dann von dort aus das weitere Vorgehen gegen Antwerpen und die belgischen Hafenplätze einzuleiten. Kurz nach dem Fall der Festung Lüttich hatte die deutsche Regierung der belgischen mitteilen lassen, daß Deutschland, nachdem die belgische Armee ihre Waffenehre auf das glanzvollste bewahrt habe, zu jedem Abkommen bereit sei, das sich irgendwie mit dem Kampfe gegen Frankreich vereinigen lasse: Belgien sollte geräumt werden, sobald die Kriegslage es gestatte. Doch König Albert wiederholte seine frühere Ablehnung.



Ausicht von Antwerpen. Blick von der Kathedrale auf die Stadt.

Ehrenwort, daß nicht von Zivilpersonen, sondern von der deutschen Patrouille geschossen worden sei. Gleichzeitig wies ich dem Offizier ein Dankschreiben eines russischen Obersten vor, das letzterer mir seinerzeit für die gute Bewirtung übergeben hatte. Ob nun die Abgabe meines Ehrenwortes oder das Dankschreiben des Obersten den russischen Offizier milde und nachgiebig stimmte, konnte ich nicht ermessen. Genug, er ließ sich von dem herzerweichenden Jammer der Frauen und Kinder erweichen und nahm von einer Exekution der einen Hälfte gegenüber Abstand. Schlimmer erging es freilich der anderen Hälfte unserer Dorfbewohner. Hier waren alle Tränen und Bitten der Frauen vergeblich. Eine tragende Salve vom entgegengesetzten Ende des Ortes besetzte uns, daß ein Teil unserer Mitbewohner, etwa vierzig an der Zahl, unter dem niederländischen Gewaltakte eines brutalen Feindes das Leben ausgezehrt hatte. Und diese schauerhaften Unmenslichkeiten sind geschehen, obwohl nach den Angaben russischer Verwundeter in den Lazaretten zu Königsberg bei den bisherigen russischen Angriffen nur erfahrene Truppen, namentlich Garde-regimenter beteiligt waren. Daß diese Bestialitäten nicht weiter hinein in die deutschen Lande getragen werden

Man gab es natürlich nur noch ein „Vorwärts!“ Zunächst setzte sich deutsche Kavallerie aus der Linie Lüttich Namur in der Richtung auf Brüssel in Bewegung, und schon bei Perwez, auf einem etwas rauhen Hochflächengebiet, das geschichtliche Erinnerungen an die Eroberungsjahre Ludwigs XIV. und an die Schlacht bei Waterloo in uns weckt, kam es zum Kampfe. Die 5. französische Kavalleriebrigade stellte sich unserer Kavallerie in den Weg, und es kam zum Gefecht zwischen ihr und unseren opferfreudigen deutschen Reitern, die ihr Ziel fest im Auge behielten. Bald

... dröhnte der Boden von Rosseschläufen,  
Es leuchteten die Fahnen wie Flammen,  
Hell rief die Trompete die Reiter zum Kampfe,  
Sie schloßen sich dichter zusammen . . .

und mit braulendem Ungestüm ging es auf die feindlichen Reitermassen.

Obwohl die Franzosen stark in der Mehrzahl waren und dem Ansturm der Unseren heftigen Widerstand entgegensetzten, vermochte sie unseren todesmutigen Lanzenreitern doch nicht standzuhalten. Sie warfen den Feind und schlugen ihn unter schweren Verlusten in die Flucht. Es muß inbessenen bei diesem Gefecht auf feindlicher Seite auch Artillerie



Attacke deutscher Mannen gegen französische Dragoner bei Perwez.  
Nach einer Originalzeichnung von W. Reich.











die russischen Batterien zum Schweigen brachte. Am Dienstag, morgens acht Uhr, begann bei Solbau abermals das Geschützfeuer unserer Batterien! Es wurde den ganzen Dienstag und Mittwoch furchtbar geschossen. Die russischen Truppen mußten sich auf der ganzen Linie zurückziehen und erlitten in ihren ungeschützten Zielungen vor der Stadt ungeheure Verluste. Auf der Straße Jlowa-Solbau wurde eine deutsche Kolonne getroffen. Das Loch der russischen Granate im Wasserfesten war faustgroß, die Wirkung der Explosion lediglich eine kleine Verbeugung des Kessels.

Dielem Gefecht auf deutschem Boden war ein vor- dringender deutscher Truppen auf russischem Gebiet voran- gegangen. Am Nachmittag des 4. August griff die deutsche Kavallerie das von den Russen besetzte Ribartu an, einen an der Bahn gelegenen russischen Grenzpunkt östlich von Stallauonien. Die Besatzung von Ribartu verhielt sich nicht artig den Ort, der befehligt wurde. Eine in der Nähe befindliche russische Kavalleriedivision sah dem Kampfe un- tätig zu. Der feindliche Grenzschutz war hiermit durch- brochen, was für unsere Auffklärung von größter Wichtigkeit war. Hier ist es also deutsche Kavallerie gewesen, die an-

griffswiese vorge- gangen ist. War- um eine so starke russische Truppen- menge sich dabei untätig verhalten hat, erscheint aller- dings rätselhaft. Bei Bengawethen wurden acht Mann einer russischen Manenpatrouille von unserm Land- sturm gefangen- genommen. Man brachte sie nach Königsberg. Es hat den Anschein, als ob die Russen sich aus einer Ge- tangenahme in Deutschland nicht viel machten, da sie vielleicht gar wünschen. Erklär- lich wäre dies wohl, denn bei uns haben es die Kriegsgefangenen zweifellos besser, als die Soldaten des Jaren im Dienste. Erhartet wird diese Ansicht durch die große Zahl russischer Überläufer. Wie ostpreussische Blätter melden, war die Zahl der Überläufer sehr groß. Allein an der Grenze eines ost- preussischen Kreises waren der „Königsberger Hartungischen Zeitung“ zufolge zwei- bis dreihundert Kosaken zu uns über- gelaufen und ließen sich festnehmen. Sie wurden in preußi- schen Gewahrsam gebracht. Ebenso wurden von den anderen ost- und westpreussischen Kreisgrenzen viele Hunderte von russischen Überläufern gemeldet. Wie die „Allenstein- er Zeitung“ mitteilte, hatten die Leute um ihre Gefangen- nahme, denn sie fürchteten sich vor dem Kriege mit Deutsch- land.

Einen weiteren Besuch, die deutsche Grenze zu durch- brechen, machten russische Kavalleriedivisionen am 6. August östlich von Johannisburg und bei Erdbitten zwischen Bauten- burg und Solbau; sie wurden aber von unseren Truppen abgewiesen und gingen auf russisches Gebiet zurück. Die 3. russische Kavalleriedivision überschritt am selben Tage die deutsche Grenze bei Romernien südlich von Gyrshagen, wick aber bei Ergebenen deutscher Kavallerie wieder auf russisches Gebiet zurück.

Daß auch die Landwehrruppen sich zu schlagen ver- stehen, beweist ein Überfall, den zwei russische Infanterie- kompanien und eine Maschinengewehrabteilung am 8. August abends auf drei Kompanien Landwehr ausführten. Der Angriff fand in Schmallingen drei Meilen südlich von Tilsit statt und endete mit dem Rückzug der Russen auf

Jurborg. Schmallingen ist ein 1 1/2 Meilen östlich von der Memel, unmittelbar an der russischen Grenze liegend. Es ist ein Ort, der besonders leicht durch die Grenzschutzabteilung auf ein Gesicht sein, das sie am 8. August morgens auf ein Gesicht hatte. Eine russische Kavallerie überfiel unsere Grenzschutzabteilung, wurde aber durch die acht Geschützen mit blutigen Köpfen empfangen. Wie die russischen Geschütze von 1 1/2 Meilen im- ober wurden, schloß ein Feldschütz von 11 Meilen, der nachstehend wiedergegeben ist:

Zeit gehen nachmittag sind wir bei 1 1/2 Meilen, mit der Bahn hergebracht, da wir eine Batterie v- hier war. Sie hatte am Sonntag morgen ein Ge- zwei russische Batterien zu bestehen, von denen sie eine- lich zusammenstoß, die andere zum Teil. Die erbeuteten Ge- schütze sind bereits nach Berlin übergeführt. Also 3. 1/2 Meilen, damit sich das Publikum daran ergötzen kann. Wir haben uns alle sehr, daß unser Regiment das erste war, das uns Feuer gekommen ist und gleich darauf Erfolg gehabt hat. Der Zufall wollte es, daß die Batterie gerade am Exerzieren ausgerückt war, als die Russen kamen. Sie

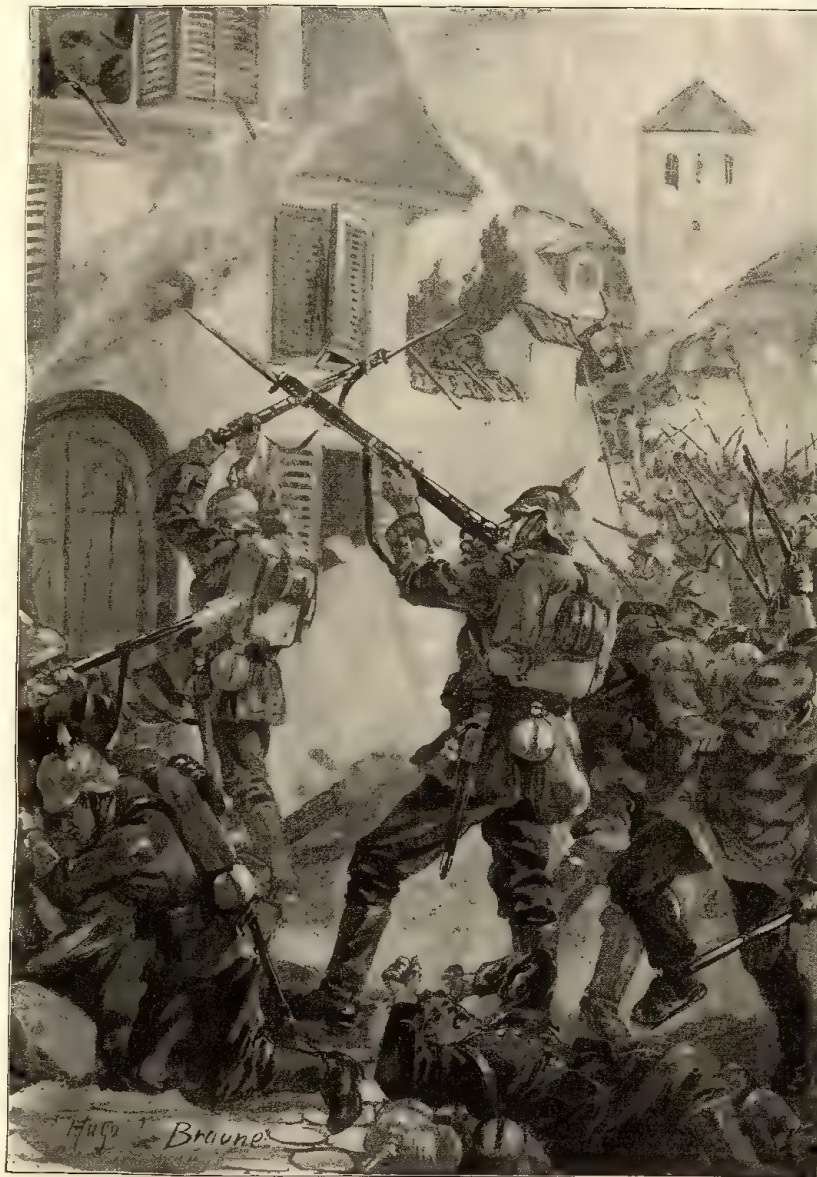
standen ganz ge- müßlich auf der Höhe, ohne zu ent- weder die Ladung, während unsere Batterie vollkom- men gedeckt stand gegen Sicht. In kurzer Zeit war die eine russische Batterie in Flamm- ringe geschossen, die andere wagte gar nicht mehr auszu- fahren. Der An- blick soll gewer- hat, gewesen zu sein. Man hat sich die Be- weise zu Di- an- durchge- hen. Zum Schluß der Kavallerie von Schwaben- berg, was die- nicht die- die- allen Z- an- mander. re- adronen ai- Kosaken si- an- besteht in- einen Teil, von ihnen nur den Verwundeten gegeben, da die Kosaken hier unheimlich gehaßt haben. Die Bahnhöfe, Güter und ein Teil der Stadt sind von den Kosaken verbrannt worden, als unsere Mannschaften noch nicht hier waren. Die Läden sind zerstört, viele Einwohner verwundet und getötet. Im Lazarett liegt einer, den sie beide Augen ausgehossen haben. Übermorgen geht es wohl weiter fort von hier — wohin, weiß ich noch nicht.

Wie die Kosaken in ostpreussischen Dörfern gehaßt haben, erzählt man aus einem Briefe, den die „Post“ ab- gedruckt hat. Der Verfasser schreibt unterm 7. August aus Koladen bei Stallau folgendes:

„Möglichst zeigten sich am Sonntag, vormittags zehn Uhr, einzelne Reiter hier und dort, und es hieß: Die Kosaken sind da! Einen tiefen Eindruck machte dies auf die Bevölkerung nicht, da jedermann überzeugt war, daß ihr Verbleiben nur von kurzer Dauer sei und daß sie sich menschlich auf- führen würden. Aber ein dumpfer Druß legte sich auf die Gemüter, als am Nachmittag die Höhen von Patrouillen von zwei bis zwanzig Mann besetzt wurden, haften von Reitern hin und her ritten und auch die Wäldchen, deren Zahl hier groß ist, stark besetzt wurden. Die Kosaken, von denen eine große Anzahl auch Polnisch sprach, suchten helle Stellen aufzu- suchten mit der Bevölkerung und suchten sie aufzuheben.



Russische Verwundete in deutscher Heerpflege.



Im Kampf mit Franktireurs.  
Nach einer Originalzeichnung von Hugo A. Braune.



Einzelne Gewalttätigkeiten kamen schon am Sonntagvormittag vor. Die Postagentur und Meierl im Dorfe Kohnchen wurden überfallen, die Telefone zerstört, Sachen umgeworfen, nach Kasperen geschickt und der Meierlehner mit seiner Frau gemißhandelt, als sie nicht mit Geld herzukam. Die folgenden Tage zeigten, daß die drohend gewinnende Partie und der Gesundheitszustand kein Spiel war. Die Nacht zum Montag war wohl die schlaueste seit vielleicht hundert Jahren für den ganzen Grenzbezirk dieser Gegend. Der erachtete Montagmorgen ließ sich sehr friedlich an. Mäßig stiegen über dem Dorfe Schwidern hohe Rauchsäulen auf, die sich bald zu einer großen Wolke ballen. Lange bleibt man nicht im ungewissen. Im eigenen Dorfe zuden Feuerflammen in den Strobdächern hier und da auf. Die Flammen breiten sich über die Dachschrägen aus, und bald steht das betreffende Gehöft in Flammen. Jammernde Hausbewohner stürzen aus den Häusern heraus, und zwischendurch reiten dunkelbraune Teufel in Kolafestigkeit umher, und nach welchem Dach sie ihre verurtheilte Hand strecken, das ist den Flammen verfallen. Die Grenzgenossen, die sich entspannen, spotten jeder Verfechtung.

Am schimmerten ging's im Grenzort Schwidern zu, wo die Haxenlader gebaut waren. Schon der bloße Gedanke, daß den Stoppetwölfen Widerstand geleistet werden sollte, schaltete sie zur Flucht an. Einzelne stießen von der Rückseite die Gehöfte an und einzelne die Häuser von der Straße aus. Zur Erhöhung der Panik wurde kommandiert: Weso, prawo! Weso, prawo! Wink, rechts! Wink, rechts! und Soldaten laufen zwischen die stehenden und jammernden Bewohner. Das Ketten der Sachen wurde verhindert. Die angelebte Weibersfrau Wiltor lief mit gerungenen Händen über die Straße und wurde niedergeschossen. Der einundachtzigjährige Wiltor Solowoff wurde auf der Hauschwelle erschossen und die Leiche ins brennende Haus geworfen, wo sie verfault aufgefunden wurde. Im ganzen wurden in Schwidern sechs Tote und mehrere Verwundete gezählt.

In Kohnchen wurde ein Mann angeschossen und ein Schulmadchen erschossen. Hier und in anderen Orten wurde wenigstens den Leuten die Rettung ihrer Sachen gestattet. In Biella wurde die Postkassensfrau Wynn, Mutter von sieben Kindern, am Fenster erschossen. Der Kaufmannsgehilfe Gumbert wurde vor die Tür gelockt und niedergeschossen. In Biella waren sieben Tote und ungefähr zehn Verwundete. Fast alle Schaufenster wurden zertrümmert und einzelne Laden geplündert. Viele Häuser zeigten Kugelschüsse auf. Die Dörfer Suliminen, Belzonzen und Stodden sind fast völlig eingeäschert. Hier wurden auch die massiven Häuser niedergebrannt. In vielen Gassen wurden die Möbel zertrümmert. Einem Fenster wurde der Hock über zwei Zentner — auf den Hof gegossen, zertrümmert und verunreinigt. Die verängstigten Bewohner fluchteten mit den Resten ihrer beweglichen Habe in die Pri die und Walder, wo sie tagelang umherirren. Manche flohen bis Arns, Lögen und Rastenburg. Das sind bis acht Meilen weit. Einzelne sind noch nicht am Sonntagabend heimgekehrt. Vielen war auch das Vieh verbrannt. Dem Wirt Kordatz in Schwidern verbrannten sieben Pferde, siebzehn Stück Vieh und vierzig Schweine. Die besten Pferde taubten die Kofaken. Die Bewohner mancher Dörfer mußten ihnen das Essen liefern. Sie betrachteten sich als die Herren des Landes.

Am Montagnachmittag zeigte sich in der Luft eine Rauchwolke. Alles atmte auf, und die Hoffnung griff Platz. Mancher Heu verlißt uns nicht.

Von den Schanzen der Kofaken berichtet u. a. eine im Berliner Kolonialzeiter abgedruckte Volkstunde, auf der der Besizer eines kleinen Hofes in dem Grenzort Stodden bei Biella ihrem Bruder schreibt: „Teile Dir mit, daß wir seit Montag heimatlos sind. Unsere Heimat ist ein Trümmerhaufen und Wüste. Wir mußten fliehen und haben nur das bloße Leben gerettet. Vater, Emma und Hugo, die zurückgeblieben waren, wurden von Kofaken ermordet. Was soll nun werden, wir haben alles verloren. Wer weiß, ob Dich die Kofake trifft, denn Du bist wohl selber im Feuer.“ Stodden liegt direkt an der Grenze und hat zweihundertdreizehn Einwohner.

Am 14. August verfuhr russisches Militär, unter dem sich Automobile und Kofaken befanden, in einige Ortschaften der

Umgebung von Coobjuthen im Kreis. Mit einem Trupp von deutschen Truppen gelang es, die Russen aus dem Ort zu treiben und das Land zum Teil wieder unter Verlusten über die Grenze zurückzuwerfen. Die deutschen Truppen den Tag über in der Gegend. Eine hochinteressante Nachricht kam von der Kommandierende General des I. Armeekorps:

Am 17. August fand ein Gefecht bei Stallupönen statt, in dem Truppenstärke des I. Armeekorps mit einer russischen Tapperteilung kämpften, so daß ein russischer Tapperteilung. Mehr als dreitausend Gefangene und sechs Maschinengewehre sind in unsere Hände gefallen. Viele russische Maschinengewehre, die nicht mitgeführt werden konnten, wurden unbrauchbar gemacht.

Nach bei diesem Einfall haben sich die Russen als Rauber und Mordbrenner erwiesen. Wie der russische Grenzposten meldete, sind bei Endtshitten fast sämtliche Ortschaften in der Nähe der Grenze innerhalb einer Woche von russischen Soldaten angezündet und zum großen Teil niedergebrannt worden. Endtshitten, das von den Einwohnern geräumt ist und abgebrannt, brennt seit einigen Tagen. Den gewaltigen Feuersturm kam man von Stallupönen aus ganz deutlich sehen. Es sind ferner von den Russen folgende Grenzorte angezündet worden: Rometzen, Esgertheten, Wilschoten, Schleußen, Kalldargen, Stodden. Die Einwohner mußten ihre Habe verlassen und haben meistens nur ihr Leben und die Acker gerettet. Am Dienstag schloffen die Brandstifter sogar alles nieder, was in ihrem Bereich lag. Im Kreis sind allein etwa sieben Personen niedergeschossen worden.

Als Kuriosum sei hier angeführt, das aus Darlehen gemeldet wurde, die Russen hätten dort laut die Eroberung einer deutschen Fabrik, die sie in einem Gefecht bei Kirograbowa erbeutet haben wollten, verhandelt. Es handelte sich aber nur um eine Fabrik, die bei französischen Gehehen auf dem Postgebäude aufgegeben wurde.

Wie aus dem bisher dargestellten Verlauf der Kämpfe an der russischen Grenze hervorgeht, verhalten die Russen seit vierzehn Tagen mit Kavallerieverbänden und zum Teil mit gemischten Kolonnen über die Grenze hinaus zu kommen und Verwüstungen in unserm Lande anzurichten. Sie halten sich zwar bei allen Vorstößen in der Regel auf und manchmal ziemlich kurze Zeit, aber die russischen Ostpreußen sind nicht gerade durch Zufälle zu erklären, sondern gehörig dreinziehen, aber die den Russen ein Ziel vorzuziehen doch nicht so ernst gewesen zu sein, wie die blutigen und blutigen Vorfälle hatten. So machten die Russen denn am 17. August einen neuen Vorstoß über das bereits mehrfach von uns besetzte Endtshitten in der Richtung auf Gumbinnen, das die größere Stadt wohl manches in seiner Geschichte hat, als russische Generale und Soldaten anzu. Vermutlich hatten gewiß nicht die Absicht gehabt, das kleine Stallupönen, welches zehn Kilometer von Gumbinnen entfernt liegt, festzunehmen, aber sie fielen in dem Ort Truppenstärke des I. Armeekorps, die sich in gemein tapfer schlugen und einen Sieg errang. Wer den Russen das weitere Vordringen unmöglich machte. Die harten Ostpreußen verfochten den geklagten Kampf gründlich; sie nahmen ihm dabei mehr als dreitausend Gefangene ab und eroberten sechs Maschinengewehre. Ein erster Erfolg des I. Korps, wenn er auch auf den Ausgang des Krieges zunächst noch keinen großen Einfluß haben konnte.

Stallupönen liegt etwa fünfzehn Kilometer von der russischen Grenze an dem Knotenpunkt der Bahnhöfen nach Königsberg und Memel. Diese wichtige Gegend war schon wiederholt Gegenstand russischer Angriffe. Am 6. August war es die 3. russische Kavalleriedivision, welche bei Rometzen, südlich Endtshitten, erschien. Sie ging aber sofort zurück, als die deutsche Kavallerie aufkavachte. Dann erschienen dieselbe Kavalleriedivision einige Tage später wiederum und wurde von drei deutschen Grenzschutzkompanien und etwas Feldartillerie zum zweitenmal über die Grenze gejagt. Der am 17. August gemeldete russische Vorstoß auf Stallupönen hatte nun doch zu einem deutschen Siege geführt.

Auf die Schlacht bei Stallupönen bezieht sich die nachstehende Feldpostkarte:

„Am Sonntagabend, den 15. August, schon hatten keine

Truppen einen Abschied nach Russland gemacht, sich aber wieder umdrehen, da der Feind in gedachter Stellung sich befand. Am Montag, den 17. August, ist es dann zu einem ernsthaften Zusammenstoß gekommen. Nach den Erzählungen unserer Leute hat sich vor allem unsere Artillerie gegen die russische Artillerie sehr überlegen gezeigt, obwohl was die Treffsicherheit, als auch was die Geschwindigkeit betraf. Russische Granaten sollten nie so schnell explodiert sein. Von der russischen Infanterie erzählt man, daß sie sich selten aus gedachten Stellungen herauswagt. Nachdem wir feigeigelt hatten, daß russische Schützen namentlich gern aus den Gassen der Häuser und aus Kellerfenstern schossen, hat man sie durch Artilleriefeuer schnell daraus vertrieben. Einen offenen Kampf sollten die Russen scheuen. Sobald wir auftraten und stürzten, erzählte nur ein Berliner, rissen sie aus. Wenn wir sie einholten, warfen sie die Flinten weg und ließen sich gefangennehmen. Ein Berliner erzählte mir mit Stolz, daß er allein fünf Russen gefangen nahm, die er überfallen hat.

Von der Beiraffung eines verortlichen Müllers an der Grenze erzählt mir ein Grenadier: Der gute Müller hatte seine Windmühle als Signal für die Russen benutzt und ließ nach dem Wende, sondern stets nach der Seite gedreht, wo unsere Artillerie stand. Das merkten wir aber bald und haben ihn der Einfachheit halber an seiner Windmühle aufgehängt.

Unter dem 22. August wurde folgender amtliche Bericht abgegeben: „Starke russische Kräfte, die die Linie Gumbinnen — Annaburg im Vorgehen. Das I. Armeekorps hat am 20. August erneut den auf Gumbinnen vordringenden Feind angegriffen und zurückgeworfen. Dabei sind achttausend Gefangene gemacht und acht Geschütze erbeutet. Von einer bei dem I. Armeekorps befindlichen Kavalleriedivision war längere Zeit keine Nachricht da. Die Division hat sich mit zwei fernwärtigen Kavalleriedivisionen herangezogen. Sie traf gestern bei dem I. Armeekorps mit fünfhundert Gefangenen wieder ein.“

Über dieses Gefecht brachten wir eine eingehende Schilderung eines Augenzeugen bereits auf Seite 82 u. folg.

Von einer Gumbinner Familie, die wegen des Krieges ihr dortiges Anwesen verlassen mußte und inzwischen in Berlin eingetroffen ist, werden folgende Einzelheiten und Eindrücke berichtet.

„Nach dem Siege unserer tapferen Truppen bei Stallupönen glauben wir schon, daß unsere Stadt von den kriegerischen Ereignissen verschont bleiben würde. Die dortigen Kämpfe hatten sich in der Zeit vom 17. bis 18. August abgespielt, jedoch noch einige Stunden von unserer Stadt entfernt, obwohl der Kanonendonner und der Lärm des Kampfes vernehmlich zu unseren Ohren drangen. Unter Haus befand sich in der Nähe des Bahnhofes, und tagelang vorher konnten wir die Bevölkerung der in Mitleidenschaft gezogenen Ortschaften durchziehen sehen; viele hatten in der Eile nur das Notwendigste mitnehmen können. Auch zahlreiche Verwundete wurden bereits in die Stadt gebracht.“

Am Abend des 18. August verlaute, daß der Feind erneut gegen unsere Stadt im Vorgehen begriffen sei. Nach einer verhältnismäßig ruhigen Nacht hörten wir gegen Morgen das Geschützfeuer heftiger werden — es war kein Zweifel mehr, dieses wurde es ernst. Verschiedentlich wurde uns deshalb geraten, die Stadt zu verlassen. Wir packten unsere Sachen, legten zusammen und eilten auf den Bahnhof. Hier hatten sich schon vor uns viele Gumbinner Familien und besonders Leute aus den Dörfern der Umgegend, die bis zum letzten Augenblick auf ihrer Scholle geblieben waren, versammelt. Unterschiede zwischen arm und reich waren gar nicht ausgeprägt, jeder hatte etwas verloren und zurücklassen müssen, die meisten waren ganzlich mittellos. Trotzdem waren alle voller Zuversicht im Vertrauen auf die unerschütterliche Tapferkeit unserer Soldaten und hofften, bald wieder zurückkehren zu können. Jeder war auch nach Kräfte bemüht, das andere half tragen in helfen und zu loben. Einige berichteten über haartraubende Granatstücke der russischen Kofaken, die sich vor unseren Truppen feige und hinterlistig benehmen, der zurückgebliebenen wehrlosen Bevölkerung gegenüber aber im Rauben und Morden Völligordentlich leisten.



Eroberung russischer Geschütze durch deutsche Kavallerie in den Kämpfen bei Soldau. Nach einer Originalzeichnung von E. Rieu.



So manche Grenzfahrt der russischen Soldateska wurde hier von durchaus einwandfreien Augen wiedergegeben und erweckte überall Zorn und heftige Empörung. Ein alter Herr verlor den Brief seines Sohnes, der in der Front kämpfte. In dem Schreiben heißt es unter anderem: „Wir sind sehr empört über die hinterlistige Kammerzelle der Russen. Sobald Teile von uns im Gefecht vorgehen und den Russen aufs Fell rücken, heben diese die Arme schon von weitem hoch und lassen durch Niederlegen der Gewehre erkennen, daß sie sich ergeben wollen. Sobald wir aber bis auf einige Schritte nahegekommen sind, schießen die Patronen mit dem schnell aufgehobenen Gewehr auf uns. In vielen Fällen wurde auch auf Mitglieder des roten Kreuzes geschossen.“ Die feindlichen Gefangenen, die durch Gumbinnen geführt wurden, bestanden zum größten Teil aus russischer Infanterie. Einige sprachen Deutsch und erzählten, daß sie bisher in allen Gefechten schreckliche Verluste erlitten hätten; die Schützengraben seien bis zum Rande von Gefallenen voll, viele Offiziere hätten sich immer hübsch vorzüglich hinter der Front gehalten.

Inzwischen ist unser Zug eingefahren; er hätte doppelt so lang sein müssen. Es schien einfach unmöglich, alle zu befördern; einige Gumbinner lehnten um, um zu Wagen oder zu Fuß zunächst Insterburg zu erreichen. Wir anderen aber versuchten, so gut es ging, uns einzurichten, und bald sahen oder standen wir eingekleidet zwischen Betten und Reisegepäck aller Art im Zuge. Wer nie eine solche Fahrt mitgemacht, hat keinen Begriff davon, was es heißt, zweiwöchentlich Stunden auf engstem Raum eingeworfen zu verbringen, während der Nacht völlig im Finstern, dazwischen Kindergeschrei. Und vor allem die Sorge um die Heimat! Burden wir noch einmal unser Häuschen unversehrt wiedersehen? Unwillkürlich denkt man der Friedenszeit, wo eine solche Fahrt im D-Zug Exdulturen—Berlin fast eine Erholungsfahrt bedeutet. In Insterburg trafen wir auf einen Zug mit Gefangenen und Verwundeten. Neben deutschen Soldaten, die auf dem Schlachtfeld verwundet waren, sah man auch russische Verletzte. Sowohl diese als auch die in unsere Gefangenschaft geratenen Russen präsentierten sich zum größten Teil in recht schlechter Verfassung. Schuhwerk und Bekleidung lassen viel zu wünschen übrig, einige waren barfuß, die Uniformen beschmutzt und zerrissen. Wie gut, praktisch und haltbar ist dagegen der Anzug unserer deutschen Soldaten.

In langsame Mittelfahrt ging die Reise über Königsberg, Dirschau, Schneidemühl. Am Sonntag, dem 23., gegen Morgen trafen wir auf Bahnhof Alexanderplatz ein. Trotz der großen körperlichen Müdigkeit — zunächst eine Zeitung! Und mit gespanntem Interesse lasen wir: „Das I. Armee-Korps hat am 23. d. M. erneut den auf Gumbinnen vorgehenden Feind angegriffen und geworfen, dabei sind achttausend Gefangene gemacht und acht Geschütze erbeutet worden.“ Dantbaren Herzens gedanken wir unseres tapferen Heeres an der Ostgrenze, das unser Eigentum dort oben bisher machtvoll geschützt hat. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, da wir im Gefühl vollkommener Sicherheit wieder die Rückfahrt antreten können!

Der bisherige Kriegsverlauf bildet ein unvergängliches Ruhmesblatt für die Truppen Ostpreußens, die allein den Ansturm der Russen abzuhalten hatten. Hocherfreulich war u. a. auch das schon im amtlichen Bericht mitgeteilte famose Reiterstückchen. (Siehe Seite 91.)

Am 24. wurde über diesen Sieg von Gumbinnen ein gewisser Schleier getreten, und dieser Schleier wurde noch dichter, als folgende amtliche Meldung bekanntgegeben wurde:

„Berlin, 24. August. (Mussisches Telegraphenbüro.) Während auf dem westlichen Kriegsschauplatz die Lage des deutschen Heeres durch Gottes Gnade eine unerwartet günstige ist, hat auf dem östlichen Kriegsschauplatz der Feind deutsches Gebiet betreten. Stark feindliche Kräfte sind in Richtung der Angerapp und nördlich der Eisenbahn Stationen Insterburg vorgegangen. Das I. Armee-Korps hatte den Feind bei Wirballen in heftigem Gefecht aufgehalten. Es wurde zurückgenommen auf weiter südwärts stehende Truppen. Die hier versammelten Kräfte haben den bei Gumbinnen und südlich vordringenden Gegner angegriffen. Das I. Armee-Korps warf den gegenüberstehenden Feind heftig zurück, machte sechs- tausend Gefangene und eroberte mehrere Batterien. Eine zu ihm gehörende Kavalleriebrigade warf zwei russische Kavalleriebrigaden und brachte fünfshundert Gefangene ein. Die weiter südlich kämpfenden Truppen stießen teils auf starke Befestigungen, die ohne Vor-

bereitung nicht genommen werden konnten, teils fanden sie sich in heftigem Fortschreiten. Da ging die Nachricht, ein vom Vortrupp weiterer feindlicher Kräfte aus Richtung des Narew gegen die Gegend südwestlich der majusculi Seen. Das Oberkommando glaubte hiergegen Maßnahmen treffen zu müssen und zog seine Truppen zurück. Die Abweisung von Feinde erfolgte ohne jede Schwierigkeit. Der Feind folgte nicht. Die auf dem östlichen Kriegsschauplatz getroffenen Maßnahmen wurden zunächst durchgeführt und in solche Bahnen geleitet werden, daß eine rasche Entscheidung herbeigeführt werden kann. Diese steht unmittelbar bevor. Der Feind hat die Nachricht verbreitet, daß er vier deutsche Armee-Korps geschlagen habe. Diese Nachricht ist unrichtig. Kein deutsches Armee-Korps ist geschlagen. Unsere Truppen haben das Vordringen des Feindes und der Überlegenheit mit sich genommen. Der Feind ist über die Angerapp bis jetzt nur mit Kavallerie gefolgt. Längs der Eisenbahn soll er Insterburg erreicht haben. Die befallenen Truppen der Provinz, die dem feindlichen Einbruch ausgesetzt sind, bringen dieses Opfer im Interesse des ganzen Vaterlandes. Daran soll sich daselbst nach erfolgter Entscheidung denken. Der Generalquartiermeister. (gez.) v. Stein.“

Diese Meldung klingt nicht wie ein Siegesbericht. Nach Lage der Dinge handelte es sich aber lediglich um eine notwendige strategische Maßnahme. Das geht auch aus einer in der „Ostpreussischen Volksstimme“ vom 22. August veröffentlichten Mitteilung des Ostkommandanten von Insterburg, Generalmajor Wittelsbach, hervor, durch welche die Einwohner auf eine russische Invasion vorbereitet wurden. Da heißt es:

„Die Russen sind gestern und heute vorwärts Gumbinnen schwer geschlagen und können vor acht Tagen nicht hier sein. Die heftigen Kämpfe sind auf höheren Befehl anderswo zu verwenden, werden aber zwei bis drei Tage mindestens in der Nähe bleiben. Es wird bald größere Einzelaktionen kommen. Die Intendantur ist angewiesen, durch die Stadtbehörden den höchsten Anforderungen alles an Lebensmitteln zu geben, was sie hat. Einzelne direkt Insterburg erhaltene Nachrichten. Falls die Stadt von preussischen Truppen geräumt und Insterburg verlassen sollten, so ist es das Beste, wenn jeder Einwohner in seinem Hause bleibt und den Russen gegenüber Gutmütigkeit abt. Nur dann, aber auch nur dann, ist es gerechtfertigt, daß keine Retressalien geübt werden. Erfahrungsgemäß rufen die Russen nur die Häuser aus, die verschlossen sind. Es wird daher ersucht, daß jeder in seinem Hause bleibe. Ich ersuche in diesem Sinne zu wirken!“

Der Oberbürgermeister von Insterburg, Dr. Kirchhoff, erließ eine ähnliche Bekanntmachung an die Bevölkerung.

Angstliche Gemüter sehen in dieser Veröffentlichung und noch mehr in der amtlichen von uns oben wiedergegebenen Meldung vom Zurückziehen unserer Streitkräfte aus Gumbinnen ohne Grund einen Sieg der Russen. Am 25. August wurde amtlich bekanntgegeben, daß die ganze Sachlage unserer Kriegsführung durchaus nicht unerwartet kam, sondern geradezu in ihrem Vorsein begründet lag. Dieser mußte ja darauf ausgehen, der ersten großen Hauptschlag nach Westen zu führen. War dies Absicht erreicht, so konnte mit vollen Kräften nach Osten vorgehen und den inangestrichenen kämpfenden bitter schicksal Brüdern zu Hilfe geeilt werden. In Wahrheit handelte es sich, wie bald klar werden sollte und später ausführlich berichtet werden wird, bei all dieser Maßnahmen um die Vorbereitung eines in den letzten Augusttagen geführten Hauptkampfes.

Unser Kriegsplan zeigte eine gewisse Abereinrichtung mit dem Österreich. Auch die Österreicher hielten es nicht für der Mühe wert, besondere Streitkräfte nach Serbien zu werfen, denn dieser Staat drohte allein zugrunde zu gehen; schon durch den Kriegszustand an sich, weil ihm geradezu alles zum Kriegsführen fehlte. Dagegen hatte Österreich-Ungarn seine Hauptmacht den Russen entgegen gestellt und fast zu gleicher Zeit, als die obige amtliche Meldung über Gumbinnen verbreitet wurde, einen vernichtenden Schlag gegen Rußland geführt. Damals lagen die Verhältnisse so, daß die Russen einige Ortschaften in Ostpreußen besetzt hatten, die Österreicher aber schon weit in Russisch-Polen eingerückt und im Begriff waren, uns die Hände zu reichen.

Auch der oberste Kriegsherr weiß, welches Bollwerk gegen die Russen unsere braven Ostpreußen darstellen. Unterm 27. August hat Seine Majestät der Kaiser dem Staatsministerium nachstehendes Telegramm zugehen lassen:

„Großes Hauptquartier, 27. August. Die Heimführung meiner treuen Ostpreußen durch das Eindringen feindlicher Truppen erfüllt mich mit herzlichem





Verpflegungsstation Aufmarschgebiet.  
 Nach einer Originalzeichnung von Hans W. Schmidt.



Teilnahme. Ich ferne den in noch schwererer Zeit bewährten, unerschütterlichen Mut meiner Offiziere zu genau, um nicht zu wissen, daß sie stets bereit sind, auf dem Altar des Vaterlandes Gut und Blut zu opfern und die Schrecken des Krieges standhaft auf sich zu nehmen. Das Vertrauen zu der unüberwindlichen Macht unseres heldenmütigen Heeres und der unerschütterliche Glaube an die Hilfe des lebendigen Gottes, der dem deutschen Volk und seiner gerechten Sache und Notwehr bisher so wunderbar Beistand geleistet hat, werden niemand in der Zuversicht auf baldige Befreiung des Vaterlandes von den Feinden ergrimm wanden lassen. Ich wünsche aber, daß alles, was

zur Binderung der augenblicklichen Not in Preußen, sowohl der von ihrer Scholle Vertriebenen, als auch der in ihrem Besitz und Erwerb gestörten Bevölkerung, geschehen kann, als ein Akt der Dankbarkeit des Vaterlandes sogleich in Angriff genommen wird. Ich beauftrage das Staatsministerium, im Verein mit den Behörden des Staates, den provinzialen und künftigen Behörden und den Hilfsvereinen auf den verschiedenen Gebieten der Fürsorge durchgreifende Maßnahmen zu treffen und mir vom Geschehenen Meldung zu machen.

Wilhelm, R.

(Fortsetzung folgt.)



Wasserfordungswagen.

Sten. O. Lehmann, Chemn.

## Illustrierte Kriegsberichte.

### Die Verpflegung unserer Heere.

(Hierzu die Bilder Seite 92, 94, 95 und die Kunstbeilage.)

Die Verpflegung der Armeen hat stets eine große, häufig sogar ausschlaggebende Rolle in den Kriegen aller Zeiten gespielt und die Ausprüche Friedrichs des Großen: „Der Weg zum Sieg geht durch den Magen des Soldaten“ und „Die Kunst zu siegen ist machtlos ohne die Kunst zu verpflegen“ — sind heute noch in gewissem Sinne zutreffend. Was vor 150 und vor 100 Jahren, wo es noch keine Schienenwege gab, bezüglich der Abhängigkeit der Kriegsführung von den Hilfsmitteln für Verpflegung galt, das gilt heute in der Zeit der Eisenbahnen noch ebenso, weil die Vorteile des erleichterten Verkehrs- und Transportwesens ausgeglichen werden durch die in dem Anwachsen der Heeresziffern liegenden Schwierigkeiten der Massenverpflegung. Wenn vor 150 Jahren sich auf einem Kriegsschauplatz selten mehr als 70 000—80 000 Mann auf jeder Seite gegenüberstanden und die französische „große Armee“ im Jahre 1812 etwa 500 000 Mann stark war, so hatten schon im Jahre 1870 die mobilen deutschen Truppen die Zahl einer Million nahezu erreicht, der jetzige Krieg aber sieht weit größere Menschenmassen auf jeder Seite des Kampfgebietes vereinigt. Daß die Verpflegung solcher auf verhältnismäßig engem Raum versammelten Massen trotz der heutigen Kultur- und Verkehrsverhältnisse eine schwierige Aufgabe

ist, muß ohne weiteres einleuchten und ebenso, daß es der sorgfältigsten und umfassendsten Vorbereitungen schon im Frieden bedarf, um dieser Aufgabe gewachsen zu sein, bis mit der Mobilmachung plötzlich an die Heeresleitung herantritt. Ein Armeekorps bedarf täglich rund 45 000 Kilogramm an Verpflegung für die Mannschaften und 50 000 Kilogramm an Futter für die Pferde; vervielfacht man diese Summe des Tagesbedarfs eines Armeekorps für ein Millionenheer, so wird man erkennen, welche ungeheuren Massen von Proviant nötig sind, um dessen Bedürfnisse zu befriedigen.

Ohne einige trockene Zahlen läßt sich kein richtiges Bild von dem ganzen Verpflegungsapparat einer Armee gewinnen. Der Weg dazu führt am besten vom Kleinen zum Großen, von den Bedürfnissen des einzelnen Mannes zu dem Bedarf der größeren Befehlseinheit im Armeekorps und damit im Zusammenhang zu einem allgemeinen Überblick über die verschiedenen Arten der Verpflegung des Heeres im Aufmarschgebiet und auf dem Kriegsschauplatz.

Die gegen die gewöhnliche Friedensbeschäftigung des Mannes erhöhte Kriegsportion — die Feldkost — welche sämtlichen im mobilen Verhältnis befindlichen Mannschaften, Offizieren und Beamten gewährt wird, besteht in der Brotportion: 750 Gramm Brot oder 500 Gramm Feldzwieback, und der Befestigungsportion: 375 Gramm





Feldküche.

frisches oder gelientes Fleisch, oder 'hatt' besser 200 Gramm geräucherter Fleisch, Speck, Fleischwurst, Dauerwurst oder Fleischkonserven; an Gemüse: 125 Gramm Reis, Graupen oder 250 Gramm Hülsenfrüchte oder Mehl, oder 1500 Gramm Kartoffeln, oder 150 Gramm Gemüselinsen, oder 60 Gramm Drogengemüse, oder die Hälfte der Portion für Gemüse und 500 Gramm Kartoffeln; 25 Gramm gebrannten Kaffee oder 1 Gramm Tee mit 17 Gramm Zucker; 25 Gramm Salz. Diese Portionen kann in Abwesenheit auf Befehl des Kommandierenden Generals — beziehungsweise über die Dauer von zwei Tagen auf Befehl des Armeekorpskommandos — erhöht oder durch Zutaten von Getränken und Zigaretten ergänzt werden. Das durchschnittliche Gewicht einer Rationsportion ist 1100 Gramm. In lebenden Truppen läßt sich der tägliche Bedarf an frischem Fleisch angeben: für ein Bataillon auf 2 Ochsen oder 5 Schweine oder 18 Küder oder 3 Schafe, für ein Kavallerieregiment auf 1 1/2 Ochsen oder 3 Schweine oder 12 Küder (Summe); für eine Eskadron drei Küder oder 12 Küder (Summe); für eine Eskadron drei Küder oder 12 Küder (Summe); für ein Armeekorps auf etwa 10 Ochsen täglich. Die Rationsration soll bestehen für die Reiter aus 6 Kilogramm Heu und 1,5 Kilogramm Futterstroh, für die Zugpferde der schweren Artillerie des Feldheeres und der Belagerungstrains aus 12 Kilogramm Heu, 7,5 Kilogramm Futterstroh und 3 Kilogramm Futter.

Unabhängig von der dem regelmäßigen Versorgungsmodus zugrunde liegenden Rationsportion führt die Truppe als einen dauernden Versorgungsstock für den Notfall einen eisernen Bestand mit sich, bestehend in drei — bei der Kavallerie neben einer Portion Fleisch- und Gemüsekonserven zwei — eisernen Portionen, zu der gehören: 250 Gramm Eier oder Feldwurst, 200 Gramm Fleischkonserven, 150 Gramm Gemüsekonserven, 25 Gramm Salz und 25 Gramm Kaffee im Gewicht von 750 Gramm einschließlich Verpackung in Ein- bzw. Zweiporionsbüchsen.



Verpackung für Feldküche (Brot, Fleisch, Zucker, etc.)

Unter-  
des  
Re-  
en-  
den  
pen  
wei-  
ten  
ter,  
atte  
fahr-  
la-  
feld-  
bei  
der  
alle-  
eine  
W-  
und  
die  
sch-  
und Gemü-  
konserven  
in den  
Bä-  
tischen, für  
die andere  
im Lebens-  
mittelwagen;  
bei den übrigen  
Truppen-  
und Forma-  
tionen teils  
die Behütung dieses „Notpfennigs“ ist die ganz besondere  
Aufmerksamkeit der Vorgesetzten hinzuzufügen: „Alle Offiziere  
haben die Pflicht, innerhalb ihres Bereichs mit allen  
Mitteln auf die Erhaltung des eisernen Bestandes hinzuwirken.  
Den Mannschaften muß der Wert dieses Versorgungsstocks  
für ihre Selbsterhaltung klargemacht werden.“ So bestimmt  
die Feldbienstordnung. Der Verbrauch darf nur im Notfall  
und bei vollständigem Mangel anderer Versorgungsmittel  
mit Genehmigung der Vorgesetzten — und auch von diesen  
nur für eine Portion — eintreten und muß darüber sofort  
nach oben gemeldet und der Bestand sobald als möglich  
wieder ergänzt werden. In gleicher Weise fahren als eine  
Nationen mit: Kavallerie für Zugpferde drei Ochsen  
auf den Fahrzeugen, für die Reitpferde eine Drittel-  
portion auf den Pferden zum täglichen Verbrauch, für deren  
sofort zu sorgen ist; die Fußtruppen und Trains für ein  
Pferde eine, für Zugpferde drei Ochsen, für Artillerie  
sonstige Formationen anderthalb bis zwei, teils an  
bezug auf Hafer der Tagesration gleich; Heu und  
gehören nicht zur eisernen Ration, weil beides zu viel

beansprucht und bei gutem Wetter leicht verkauft, bei schlechtem verkauft. Wie groß die Menge der benötigten Fournage ist, zeigt ein Vergleich des Gewichtsverhältnisses des Versorgungsbedarfs einer Infanteriedivision (16 400 Mann 3400 Pferde) für Mann und Pferd, indem einem Gewicht der Portionen von 18 000 Kilogramm etwa 20 000 Kilogramm für Nationen gegenüberstehen, also beinahe gleiche Zahlen gegenüber einem Verhältnis von Mann und Pferd wie 5 : 1. Die nächste Vorratskammer nach dem Tornister des einzelnen Mannes und den Truppenfahrzeugen sind die den Truppenteilen zugeteilten Lebensmittel- und Futterwagen: für jede Kompanie der Fußtruppen ein zweispänniger Lebensmittelwagen, für jede Maschinengewehr-  
abteilung, Eskadron, Batterie und Feldluftschiffabteilung ein Lebensmittelwagen und ein vierspänniger Futterwagen. Diese Wagen werden sofort nach der Mobilmachung auf

einrichtung von besonderer Bedeutung ist die Ausrüstung der Truppe mit der fahrbaren Feldküche für jede Infanterie-, Jäger- und Pionierkompanie und jede Batterie der schweren Artillerie des Feldheeres. Dieser zweispännige Küchenwagen mit Probe- und Hinterwagen hat in letzterem einen 200 Liter fassenden Speisekessel sowie einen 70 Liter fassenden Kaffeekessel und ist bestimmt, der Truppe die mühsame und zeitraubende Arbeit des Kochens nach er-  
möglichen Maß in der Marschkolonne bei der die Truppe unmittelbar begleitenden Gefechtsbagage. Die Speisen, die schon abends vorher oder in der Frühe ange-  
kocht und in dem Kessel während des Marsches zubereitet werden, können beim Übergang der Truppe zur Ruhe sofort zur Verzehrgabe gelangen. Der große Vorteil, der in der Entlastung des Mannes von der Arbeit des Kochens



Mann im Feldlager mit dem Proviant- und Bagagewagen.

dem Wege der Aushebung beschafft, sofern nicht die Truppen-  
teile solche schon im Frieden aneulaut haben. Mit einer  
Ladung von 100 Kilogramm sind die Lebensmittelwagen  
instande, eine vollständige Portion (einschließlich Brot),  
eine dreitägige Rationsportion, eine eintägige Rationsportion für  
die Offizierspferde und das zum Baden von Brot und  
Schlachten von Vieh erforderliche Gerät mitzuführen und  
in der Regel noch eine zweite Portion ohne Fleisch zu ver-  
laden. Der vierspännige Futterwagen mit einem Lade-  
gewicht von 1000 Kilogramm führt eine Rationsportion für die  
Reitpferde der Kavallerie und reitenden Artillerie und für  
sämtliche Pferde der fahrenden Artillerie. Bei der Kavallerie-  
division führt der Futterwagen der leichten Munitionskolonnen  
noch eine Versorgungsportion mit. Zu den Lebensmittel-  
wagen des Infanterie-, Jäger- und Pionierbataillons,  
des Kavallerieregiments und schweren Fußartilleriebataillons  
tritt noch ein für die Truppe sehr wertvoller Wagen, der  
Marketerwagen zum Vertrieb von Gemüse und Ver-  
brauchserfitten nach Anordnung des Truppenkommandeurs,  
sowie unter Umständen der Wasserwerkzeugwagen.  
Eine weitere der Neuzeit angehörende Versorgungs-

liegt, wird noch wesentlich dadurch erhöht, daß die Speisen  
meist besser und schmackhafter zubereitet sind, als dies sehr  
häufig im Winter unter erschwerten Umständen, durch  
unzureichendes oder verunreinigtes Wasser, mangelnde Zeit und der-  
gleichen, möglich ist. Bistock ist im Feldzug das Kochen  
nach übermäßigen Anstrengungen ganz unterblieben. Die  
Feldküchen ermöglichen es dem Soldaten die Hauptmahl-  
zeit nicht erst nach langen Marschen, oft spät abends zu  
verabreichen, sondern zu geeigneten Zeiten in den Mittags-  
stunden bei ruhigeren Ruhepausen. Mit der durch die Feld-  
küchen gegebenen Möglichkeit einer regelmäßigeren und  
besseren Versorgung des Mannes wird eine erfahrungs-  
mäßig häufige Ursache von gesundheitschädigender Über-  
anstrengung und Schwächung des Soldaten beseitigt und  
dadurch seine Widerstandskraft gegen Krankheiten epi-  
demischen Charakters erhöht.

Eine bewegliche Versorgungsreserve in größerem Maß-  
stabe bilden die Proviant- und Fuhrparkkolonnen und die  
beiden Feldbäckereikolonnen des Armeekorps. Die Proviant-  
kolonnen, die besser bemannt und weniger belastet sind als



die Fuhrparkkolonnen, um den Truppen leichter folgen zu können, werden in der Regel mit sämtlichen Verpflegungsbedürfnissen für einen bestimmten Truppenteil beladen, und zwar mit Dauerartikeln, Speck, Zwieback, Fleischkonserven und Hafer — kein Brot und kein frisches Fleisch — und werden möglichst lange zurückgehalten, um erst auszuheilen, wenn andere Verpflegungsarten versagen. Eine Proviantkolonne deckt den Verpflegungsbedarf für etwa eine Infanteriedivision auf Portionen auf einen, an Nationen auf einen halben Tag. Eine Fuhrparkkolonne, 60 Planwagen, labelt das Doppelte einer Proviantkolonne und deckt den Tagesbedarf einer Infanteriedivision und einer Staffel der Munitionskolonnen und Trains. Der Tagesbedarf einer Kavalleriedivision für Mann und Pferd kann auf einer Proviantkolonne untergebracht werden. Die Gesamtzahl der 13 Verpflegungskolonnen eines Armeekorps deckt den viertägigen Bedarf des Armeekorps und einer halben Kavalleriedivision, so daß die Verpflegung eines Armeekorps durch die auf den Truppenabteilungen und Verpflegungskolonnen mitgeführten Verpflegungsbedürfnisse, unabhängig von Quartier und Magazin, auf 8–9 Tage gesichert ist. Proviant- und Fuhrparkkolonnen 4 Tage, Lebensmittelwagen 1–2 Tage, eiserner Bestand 3 Tage. — Für die sichere Lieferung des Brotes, des wichtigsten, weil von dem Mann am schwersten zu entbehrenden Verpflegungsartikels, sind die beiden Feldbäckereikolonnen des Armeekorps bestimmt. Alle Getreidemittel, Zwieback und andere Surrogate, bleiben eine unvollkommene Aushilfe. Eine Feldbäckereikolonne mit 12 fahrbaren Backöfen neuer Art (Grospe) ist imstande, in 24 Stunden bei ununterbrochenem Betrieb 23 000 Portionen zu 1,5 Kilogramm, bei täglichem Ortswechsel 13 000 Portionen zu erbacken. Ein gewöhnlicher Backofen backt in derselben Zeit auf den Quadratmeter Ofenfläche etwa 260 Brotportionen.

Die Ausführung und Überwachung des gesamten Verpflegungsdienstes bei den Infanterie-, Jäger- und Pionierbataillonen, den Kavallerieregimentern, Feldartillerieabteilungen und Fußartilleriebataillonen, und außerdem bei jedem Generalkommando und Armeekorpskommando, liegt in der Hand des jedem dieser Truppenteile beigegebenen Verpflegungsleiters (Verpflegungsoffiziers). Er befehligt den Empfang und eintretendenfalls den Ankauf und die Verteilung der Lebensmittel, überwacht den pünktlichen Verkehr der Verpflegungsfahrzeuge zwischen Truppe und Empfangsstelle und ist überhaupt für den ordnungsmäßigen Gang des ganzen Verpflegungsdienstes der Truppe verantwortlich. — Die Verpflegung der Truppen während der Eisenbahnfahrt: nach dem Aufmarschgebiet (siehe Kunstbeilage) ist durch die Militärtransportordnung und die Kriegsverpflegungsvorschrift geregelt und in den an den Eisenbahnlinien dafür bestimmten Verpflegungsstationen vorgesehen, welche spätestens vom vierten Mobilmachungstage an im Betrieb sein müssen. Die Auswahl der Stationen trifft die Eisenbahnabteilung des Großen Generalstabs unter dem Gesichtspunkt, daß die Militärtransporte innerhalb 24 Stunden möglichst drei, mindestens aber zwei Verpflegungsstationen benutzen können. Zwischen je zwei Verpflegungsstationen wird in der Regel eine Zwischenstation und an dieser bei großem Fahrabstand der Verpflegungsstationen noch eine Marketenberei eingerichtet. Für die vollen Kriegsverpflegungsanstalten werden schon im Frieden die Vorbereitungen zur Anlage von Küchen, Speiseshuppen, Marketenbereien und Transportanhalten getroffen; die Verpflegung, für die im Fahrplan im allgemeinen ein einstündiger Aufenthalt vorgesehen ist, erfolgt möglichst von 8 zu 8 Stunden mit zweimaliger warmer Kost innerhalb 24 Stunden zwischen 6 Uhr vormittags und 10 Uhr nachmittags.

Die Verpflegung der Armee im Aufmarschgebiet steht unter der obersten Leitung des Generalintendanten des Feldheeres, der seine Anweisungen nach den Anordnungen des Generalinspektors des Etappen- und Eisenbahnwesens trifft. Er regelt den Verpflegungsdienst nach den schon im Frieden getroffenen Vorbereitungen und leitet die gesamten Nachschubverhältnisse mit den ihm unterstellten Organen, den Intendanturen der Armeen und Armeekorps. — Soweit als irgend möglich erfolgt die Verpflegung des Feldheeres im Aufmarschgebiet durch die Quartiermutter, als der für die Truppe bequemsten und vorzuziehenden Form. Zu den Vorbereitungen der Verwaltungsbehörden im Frieden gehört in dieser Beziehung ein sorgfältiges

Studium über die Produktions- und Konsumverhältnisse und die darauf zu gründende Zeitrechnung nachst des in Frage kommenden Gebietes. Ein Armeekorps mit 10 000 Nationen bedarf von 37 000 000 000 Portionen und 500 Quadratkilometern Erdboden, um auf dem ununter günstigen Verhältnissen darauf zu bauen, an dem Lande das Drei- bis Vierfache der Einwohnerzahl einige Tage verpflegen zu können. Bei der Mobilmachung der Truppe und bei der Anmarschphase ist es nicht nur nach ausreichender Mobilmachung, sondern auch nach ausreichender Magazinarbeit und hinter dem Voranschreiten vorgegangen und deren Füllung in die Wege zu werden.

Für die Verpflegung in Feindesland gilt als oberster Verwaltungsgrundsatz, daß der Bedarf an Verpflegungsmitteln in erster Linie im Bereich der operierenden Armee durch die Truppen oder die Verwaltungsbehörden selbst zu decken ist und die Vorräte des Etappengebietes zunächst eine Reserve bilden. Darum wird auch nach Überstreichen der feindlichen Grenze sowie als möglich die Verpflegung durch die Quartiermutter beibehalten. Sie wird aber bei den feindlichen Heeresmäßen in enger schichtbarer Veranlassung auch ohne jede abschließende Entscheidung der Vorräte durch die feindlich gestimmten Landesbewohner oft ungenügend, und es muß dann neben etwaigen freihändigen Ankauf die Beistellung eintreten. Sie ist die ergiebige Form, vom Kriegsschauplatz zu leben, und erfolgt entweder seitens der Truppen selbst für ihren eigenen Bedarf oder in größerem Umfang seitens der Intendanturen unter Unterstützung durch die Truppen. Zur Vermeidung von Ausschreitungen, die durch die Kriegsartikeln mit strenger Strafe bestraft sind, dürfen Beistellungen der Truppen nur unter Führung von Offizieren, und, soweit keine Zahlung erfolgt, gegen gewissenhaft ausgestellte Bescheinigungen unternommen werden. Der Ankauf hat den Vorteil, daß die Macht des Geldes häufig noch manche verborgenen Vorräte zutage fördert, die der einfachen Forderung vorenthalten werden. Besonders ergiebig sind die noch unberührten ländlichen Gebiete, die von der vorausgehenden Heereskavallerie oder von den vorderen Marschkolonnen betreten werden. — Für gilt es, nicht unnötig verschwenderisch mit den vorgefundenen Vorräten zu verfahren, sondern etwaigen Überfluß für die nachfolgenden Truppen sicherzustellen.

### Die Nacht von Andenne.

(Ein Kampf mit Franzosen.)

Von Dr. Alex. F. ...

(Der Kampf bei Andenne.)

Unser Reservekorps hatte den Befehl erhalten, die Festung Namur zu belagern und zu diesem Zweck am 20. und 21. August die Maas bei der Stadt Andenne zu überschreiten. Zurückgehende von der Truppe hatten die recht einschneidende Heerstraße, die bei der Zeit der Maas verläuft, gepflastert. Unter dem Schutz von Infanterie hatten die Miniere eine neue Brücke geschlagen, deren Fertigstellung am Nachmittag des 20. August erfolgt war, so daß gegen fünf Uhr mit dem Durchmarsch der Truppen durch die Stadt und dem Überschreiten der Maas begonnen werden konnte.

Es war gegen halb sieben Uhr abends, als die letzten Munitionskolonnen der Artillerie, die ich führte, etwa

\*) Diese Schilderung einer Frontkämpfersnacht, die wir der „Frankfurter Zeitung“ mit deren Einverständnis entnahmen, kam aus der Feder eines bekannten und angesehenen Frontkämpfers, der dabei selbst verwundet wurde; sie zeigt recht anschaulich, wie erbittert und heftig unsere Truppen in Belgien von der Bevölkerung überfallen wurden. Die Vorgänge von Andenne bilden insofern ein Seitenstück zu Löwen, als auch in Andenne der Kampf, nachdem er ansehnlich unterdrückt worden war, immer erneut mit aller Heftigkeit wieder losbrach. Die Schilderung macht es begreiflich, wenn schließlich ein ganzer Ort in Flammen aufgehen muß. Es wäre sehr zu wünschen, daß irgend die belgische Regierung wie das neutrale Ausland von solchen Schilderungen Kenntnis bekommen; sie werden alsdann verstehen, daß unsere wackeren Truppen nichts anderes übrig bleibt, als sich vor weiteren hinterlistigen Überfällen unter allen Umständen zu schützen. Immer wieder muß die belgische Regierung für dieses mangelnde Mitgefühl vor aller Welt verantwortlich gemacht werden.

zehn Kilometer vor Andenne angelangt waren, um sich in die Kolonne des Gros einzufügen. Wir machten vor einem Dorf, an dem die Landstraße nach Andenne vorbeiführt, Halt. Andenne selbst war unseren Blicken durch vorgestreckte bewaldete Anhöhen entzogen. Mächtig vernahmen wir in der Richtung nach Andenne heftiges Gewehrfeuer, das etwa eine Stunde lang anhielt und von dem Donner einiger Kanonenschüsse begleitet war. Dann wurde es still. Wir zogen langsam durch das Dorf nach der Landstraße. Vor einzelnen Häusern mit Brunnen standen Trinker. Da wurde von vorne der Befehl durch die Truppen weitergegeben: Nicht aus den Brunnen trinken; die Brunnen sind vergiftet. Gleich darauf pflanzte sich der weitere Befehl durch die Truppen durch: Revolver heraus, Achtung auf Frontkämpfers! Diese Warnung war nur zu berechtigt. Denn wenige Minuten später galoppierte ein Unteroffizier mit der Meldung heran, daß er mit seinen Leuten aus einem Haus beschossen worden sei. Sofort drang die begleitende Infanterie in das Haus ein, erschloß die erwachten männlichen Einwohner und steckte das Haus in Brand.

Langsam vorrückend, näherten wir uns bei eindringender Nacht Andenne. Über dem bewaldeten Höhenrücken, hinter dem die Stadt liegen mußte, glänzte in tiefer Ausdehnung ein Feuersehen, bald stärker, bald schwächer werdend, das sichere Anzeichen eines gewaltigen Brandes. Um elf Uhr nachts waren wir auf der Höhe angelangt. Da blickte sich unsere Augen ein wunderbar graufiger Anblick. Vor uns in der Maasenebene lag eine brennende Stadt — Andenne brennend an allen Ecken und Enden. Der Brand mußte schon Stundenlang gewütet haben. Denn von vielen Häusern, insbesondere Fabriken, stiegen nur noch die Mauern, zwischen denen brennende, glühende Balken mit lautem Krachen zusammenstürzten. In anderen Stellen, an denen das Feuer besonders günstige Nahrung gefunden hat, lodern die Flammen zum Himmel empor, das furchtbare Schauspiel grell beleuchtend. Es war kein angenehmes Gefühl, in diese Stadt zwischen brennenden Häuser einzutreten, immer gewärtig, von glühenden Balken getroffen zu werden. Unsere Vermutung, daß hier vor wenigen Stunden ein erbitterter Straßenkampf getobt haben mußte, wurde zur

Gewißheit, als wir beim weiteren Einrücken die Leichen erschossener Frontkämpfers in wildem Durcheinander an den Rändern der Straße liegen sahen.

Die Innere, nach der Maas zu belegene Stadt, in die wir kurz nach Mitternacht einrückten, war vom Brand zum großen Teil zerstört. Die Wände der Häuser waren geschoßen. Kein Licht zeigte sich. Alles schien in vollkommener Ruhe zu sein. Wiriegen gerade nach einem freien Platz ein, als unter meinem Pferd ein harter Gegenstand aufschlug. In demselben Augenblick erdröhnte ein fürchterliches Krachen und Jiffen unter mir, Feuerstrahlen schienen hatternd rechts und links an meinem Pferd empor, das nach einem gewaltigen Schlag in die Höhe macht, dann nach der Seite zusammenbricht und mich zum Teil unter sich begräbt. Das Plagen dieser Bombe war offenbar das verabredete Zeichen zum Beginn des Kampfes. Denn nun begann aus allen Häusern des Ortes ein geradezu ohrenbetäubendes Schießen auf die Fahrzeuge der Munitionskolonne, die in kurzen Abständen im Galopp über den Platz eilten, um dieser gefährlichen Zone zu entkommen. Man schoß aus allen Fenstern, Kellerräumen und Dachlukken; man schoß von den Balkons, aus Schießgärten und aus den halbgeöffneten Haustüren. Rechts und links neben mir prasselten die Augen funkelnäher auf das Wasser. Ich versuchte, trotz der heftigsten Schmerzen, die ich infolge des Sturzes verspürte, meinen Schenkel unter dem Pferd herauszuheben. Ich bildete hierbei für die Frontkämpfers jedenfalls ein bequemes Zielobjekt, als die im Galopp dahinschwebenden Fahrzeuge. Endlich gelang es mir, mich freizumachen. Ich versuche, mich aufzurichten — da fällt aus unmittelbarer Nähe, aus einer Ecke des Ortes, ein Schuß. Ich sehe den Feuerstrahl, empfinde eine Erschütterung am Arme und spüre gleich darauf, wie Blut an meinem Schenkel herunterläuft. Ich rasste mich auf und taumle — begleitet von einem wüsten Augenregen, aber begünstigt durch die Dunkelheit der Nacht — über den Platz nach der Straße, in welche die Fahrzeuge verschwunden waren, und sinke schließlich an der Treppe eines Gartens zusammen. Da knallt es auch schon hinter dem Gartenor und links und rechts hinter den Büschen und Bäumen und aus den Fenstern des Hauses auf der anderen Straßenseite



Wesungnahme menschenüberfüllter belagerte Häuser.  
Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergen





Die deutschen Maschinengewehre in der Schlacht bei Löwen.  
Nach einer Originalzeichnung von H. H. 1918.



gegen mich. Ich raffe mich noch einmal auf, schleiche mit der Pistole nach den Richtungen, aus denen ich die Feuerstrahlen leuchten sah, und warnte auf die Straße. Hier höre ich, wie im Galopp ein Munitionswagen über die Straße saust. Ich schreie dem Vorderreiter ein „Halt!“ zu, die Fahrer ziehen die Pferde zurück, und der Wagen steht.

Ich rufe den Kanonieren zu, ich sei verwundet. Sie erkennen ihren Besatzmann an der Stimme, und während die Kugeln um die Häuser lauten, werde ich langsam emporgehoben und auf die Probe des Munitionswagens gebettet.

In wenigen Minuten hatten wir die übrigen Fahrzeuge erreicht, die in einer ziemlich schmalen, nach der Maas hin führenden Straße zu zweien, vielfach auch zu dreien nebeneinander aufgefahren waren. An dieser Stelle war es ruhig, so daß sich die Munitionskolonnen ordnen konnten, um den Übergang über die Brücke zu beginnen. Die Straße selbst wurde nur matt durch ein am Ufer stehendes brennendes Gebäude erhellt. Da ersticht plötzlich aus dem Hause, vor dem ich halte, mitten in die Stille der Nacht ein Schuß, ihm folgt aus dem Nachbargarten ein zweiter, dritter, und im Augenblick entwickelt sich aus beiden Häuserreihen auf die Kolonne eine wahrhaftige Schlegerei. In blühendem Fanatismus schießen die Franzosen, ohne zu zielen und ohne nur einen Augenblick Ruhe zu geben, auf die Straße. Eine Feuergeheule neben der anderen ertönt aus den Häusern heraus. Die Kanonaden der Artillerie und Infanterie erdröhnen das Feuer; Geschosse fliegen rasend über den Boden, Haustüren werden eingeschlagen. So entsteht in der schmalen Gasse ein solcher Höllemlärm, daß niemand sein eigenes Wort versteht. Da im Dunkel der Nacht und bei der bedrückenden Enge die Beschießung eigener Truppen nicht ausgeschlossen ist, ertönt der Befehl, das Feuer einzustellen. Das Schießen der Franzosen dauert aber in gleicher Heftigkeit fort. Plötzlich ertönt von der Maas her, erst schwach, dann immer stärker werdend, der mit Jubel aufgenommene Ruf „Andenne“ — das Lösungswort des Tages, beruhend aus den Reihen der zu unserem Schutz herbeieilenden Gendarmen. Sie flankieren die Straßenreihen, schießen nach hinten, hinter ihnen sieht man die Bewegung der Soldaten, und bringen auf diese Weise das Feuer der Franzosen sehr bald zum Schweigen. Unter diesem Schuß vollzieht sich alsdann in den frühen Morgenstunden in aller Ruhe der Übergang über die Maas, der gegen vier Uhr beendet war.

Jetzt erfahren wir auch, daß dieser ganze wohlorganisierte Straßenkampf ein Vorspiel hatte. Als am Abend zuvor, gegen sechs Uhr, der Übergang über die Maas begonnen hatte, seien auf ein verabredetes Zeichen hin die eindringenden Truppen von den Einwohnern beschossen worden und im Anschluß hieran habe ein heftiger Straßenkampf begonnen. Es war jenes Geschick, das wir selbst bei den Höhen vor Andenne erlebt hatten. Eine Batterie, die gerade im Begriff stand, einzuziehen, habe dann die Stadt in Brand geschossen. Die feindliche Haltung der Bevölkerung sei um so weniger zu erwarten gewesen, als die Gendarmen, die schon anderthalb Tage in der Stadt einquartiert waren, in der friedlichen Weise mit der Bevölkerung verkehrt und sich ansehnend ihre Sympathien erworben hätten. Nachdem dann dieser erste Anschlag vereitelt war, hatte die Bevölkerung sich zunächst ruhig verhalten und das Eindringen der Nacht abgewartet, um unter ihrem Schutz erneut in menschenlicher Weise über die Truppen im Straßenkampf herzufallen. Die Franzosen schossen ohne ruhiges Ziel in einer geradezu fanatischen Wut. Diesem Umstand und dem Dunkel der Nacht ist es wohl zuzuschreiben, daß unsere Verluste nicht erheblich waren. Nur die Infanterie hatte, wie mir mitgeteilt wurde, in den Kämpfen etwa dreißig bis vierzig Mann verloren. Als am nächsten Morgen die schweren Kanonen vom der Straßenkampf gelöst hatte, in Flammen aufgehen. Gleichzeitig ertönte über den Fluß herüber in einzelnen Zwischenräumen das kurze, aber fürchterliche Knallen von Geschüssen. Das Strafgericht über Andenne hatte seinen Fortgang genommen.

### Die Kämpfe bei Löwen.

(Siehe die Bilder Seite 97, 98/99, 101.)

Eines der blutigsten Ereignisse auf dem belgischen Kriegsschauplatz ist das dreitägige Ringen in der Gegend von

Löwen gewesen. Aber die Kämpfe selbst ist bis heute nur spärlich berichtet worden; was wir erfahren, ist nur aus dem Munde der Soldaten. Doch das ist leicht ersichtlich. In jenen Tagen vom 21. bis 26. August folgten die noch unerfüllten Siegesmeldungen einander Schlag auf Schlag, vom Sieg des baltischen Kronprinz von Schweden über die Russen, vom Fall von Namur und Longwy. Darüber war der Vorstoß gegen Nordwesten in der Richtung auf Antwerpen, beinahe übersehen. Versteht man, daß die Nachrichten richtig zu lesen und mit den gleichzeitigen Ereignissen auf den benachbarten Kampffeldern in Einklang zu bringen, so drängt sich auch hier wieder die Überzeugung auf, daß unsere braven Soldaten schier Unmögliches zu leisten und zu erdulden hatten.

Am 20. August rückten die deutschen Truppen in Löwen ein; gleichzeitig eroberten sie bei dem etwa 60 Kilometer östlich gelegenen Tienen (Namen) eine Anzahl Gefangene und machten 5000 Gefangene. Am 22. siegte General von Bülowen auf der Südgrenze von Belgien am Semois. Am 25. waren fünf Forts von Namur und die Stadt selbst in unserm Besitz. Am 27. wurden bereits die Engländer durch den Generalobersten v. Rindt bei Maastricht, also auf französischem Boden, geschlagen, während gleichzeitig die Armeen der Generalobersten v. Bülow und Freyber von Aachen im Dreieck zwischen Sambre und Maas etwa acht Armeekorps französisch-belgischer Truppen nidertrugen und vor sich hertrieben. Wenn nun gleichzeitig von Antwerpen her starke Streitkräfte über Mecheln vorgezogen waren, so ergibt sich ihre Bestimmung von selbst; sie sollten den deutschen rechten Flügel von der Seite oder gar vom Rücken her angreifen und zum Rückzug zwingen, um von dieser Seite her schließlich die ganze deutsche Stellung zu umfassen und aufzurollen. Der Plan scheiterte an dem schnellen und fräftigen Vorstoß eigener Heere, wodurch in der feindlichen Front zwischen Brüssel und Maastricht ein großes Loch entstand, das nicht mehr zu füllen war. Damit schwebte der Vorstoß der Belagerer von Maastricht in der Luft. Einige französische und englische Abteilungen haben allerdings auch bei Löwen mitgekämpft, denn unter den Tausenden von Verwundeten, die man nach Antwerpen brachte, befanden sich auch Franzosen und Engländer. Ihre Hauptmacht aber wurde rechtzeitig gegen Südwesten zurückgeschlagen. Die Belgier, die übrigens sehr tapfer kämpften, glaubten sich denn auch von ihren Verbündeten schmachvoll betrogen. „Seit vierzehn Tagen“, klagten ihre Soldaten einer belandischen Berichterstatter, „wurde uns von ihnen beständig Hilfe versprochen; aber wenn es darauf ankam, handelte man allein und mußten uns selbst helfen. Unser Vorstoß wurde dreimal abgeblasen. Wir haben gekämpft wie die Löwen, aber wir konnten gegen die Übermacht nicht an; für jeden gefallenen Freund fanden zehn neue auf. Und doch hätten wir wohl ausgehalten, wären unsere Reute nicht von dem grauenhaften Feuer der deutschen Märsche eingeworfen und schließlich niedergemacht worden. Diese eckigen Mordwerkzeuge spreizen buchstäblich den Tod. Da gab es keinen Widerstand. Auch hatten wir Mangel an Offizieren.“ Die Folge dieses blutigen Ringens war das Vorrücken der deutschen Truppen gegen Antwerpen, über dem am 26. ein Zeppelinverlust sich ereignete; es warf Bomben aus, von denen eine die Gasanstalt zerstörte.

So tapfer sich aber die Belgier wie wir anderwärts schlugen, eine unaussprechliche Schande haben sie doch gleichzeitig auf sich geladen, indem sie allenfalls die Zivilbevölkerung zum grausamen Frontkürrieg ausludeten. Am schrecklichsten hat sich das in Löwen gezeigt. Die Obrigkeit hatte die Stadt regelrecht übergeben; mit den Bewohnern begann ein freundschaftlicher Verkehr. Dann rückten unsere Truppen wieder aus, den gemeldeten Vorstoß von Antwerpen abzuwehren; nur Abteilungen des Landwehrbataillons Nr. 10 blieben zurück, als Eisenbahnbewachung. Als nur der zweite Teil des Generalkommandos dem Kommandierenden General zu Pferd folgen wollte und auf dem Markt antrat, wurde plötzlich aus den Häusern ringsum geschossen. Gleichzeitig erhob sich die Bevölkerung in zehn anderen Stadtteilen und beim Bahnhof, wo eben ein Militärzug einlief. In einem vorher verabredeten Zusammenarbeiten mit dem Ausfall aus Antwerpen ist nach amtlicher deutscher Darstellung nicht zu zweifeln. Das war keine erlaubte Kriegslüge mehr, sondern eine verräterische

Überrumpfung durch die bürgerliche Bevölkerung. Die Waffen wurden nicht sichtbar getragen; auch nahmen wieder Frauen und Mädchen am Kampf teil. Strenge Bestrafung war die Folge. Die an der Teilnahme schuldigen Stadtteile, besonders die beim Bahnhof, wurden zusammengefaßt und dem Erdboden gleich gemacht. Das Schaulpiel war entsetzlich, bezeichnend für die Vorgänge jener Schreckensnacht. „Die ganze Stadt brannte an allen Ecken. Dann wurden aus unseren Augen wassertragende Eindringlinge geschossen. Zwischen den Trümmern trachteten die Geschwulst. In den Gassen explodierten die Spiritusfässer; es war ein Getöse, so fürchterlich, daß ich heute noch davon halb taub bin. Der kommende Tag bot traurige Bilder. Da wurden neue Sünder herbeigebracht, mit ihnen kamen weinende und stehende Frauen und Kinder. Trotz allen Grimmes über den tödlichen Überfall, der planmäßig Punkt acht Uhr eingelegt hatte, konnte sich kein deutsches Herz des Mitleids entziehen für diese schuldlosen Opfer. Ob, diese verblödeten Varnen, die das Unglück über ihre schöne Vaterstadt brachten!“

Die belgische Regierung hat über die Grände der Zerstörung von Löwen, die übrigens nur etwa ein Fünftel der Stadt betraf, die unerschämte Lüge verbreitet, deutsche Truppen, beim Ausfall von Antwerpen zurückgeworfen, seien dem Rückzug in die Stadt irrtümlich von den eigenen Landsleuten beschossen worden; darauf habe man sich so fürchterlich an den unschuldigen Bewohnern gerächt. Der beste und schlagendste Gegenbeweis ist wohl die Schilderung, die ein belgischer (!) Dominikaner in der „Königlichen Volkszeitung“ gegeben hat; sie ist einfach überzeugend und unwiderleglich.

„Die belgische Regierung“, lautet die Aussage, „erließ nach dem Einzug der deutschen Truppen eine Bekanntmachung, die zur Ruhe aufforderte und besonders vor dem Schießen warnte, da sonst schwere Strafen verhängt würden. Die Geistlichen wurden angewiesen, diese Bekanntmachung am Sonntag, dem 23., zu verkündigen und dem Volke einzuschärfen. Von dem

deutschen Militär waren Geiseln festgenommen worden, die, da alles ruhig blieb, am 24. abends wieder freigelassen wurden. Am Dienstag, den 25., morgens wurde noch einmal in allen Kirchen zur Ruhe und Besonnenheit ermahnt. Am Nachmittag dieses Tages kamen um fünf Uhr neue deutsche Truppen an, die, wie auch die vorhergehenden, die mittlerweile Löwen wieder verlassen hatten, in der Stadt einquartiert wurden. Bald darauf verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, Engländer und Franzosen seien von zwei Seiten im Anzug. Man hörte um diese Zeit Kanonendonner und Gewehrfeuer. Als bald wurden schon aus den Häusern vereinzelte Schüsse auf die Soldaten abgegeben, was zur Folge hatte, daß um sieben Uhr dreißig Minuten abends die Soldaten unter die Waffen gerufen wurden. Da begannen die Bürger in größerer Zahl aus den Häusern auf die Deutschen zu schießen. Die Truppen antworteten mit Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Der Kampf dauerte die ganze Nacht hindurch. Schon gingen Häuser in Flammen auf, besonders in der Bahnhofstraße. Von der großen

Peterskirche, in der man Waffen gefunden hatte, brannte das ganze Dach ab. Jeder, der sich am Fenster zeigte, wurde beschossen.

Die Geiseln wurden von neuem eingezogen und ins Rathaus gebracht. Darunter befanden sich der Direktor der Universität Conraets, der Subprior der Dominikaner und noch zwei Priester. Vom Rathaus wurden diese Geiseln unter militärischer Begleitung durch die Straßen geführt, damit sie an den Stragenden die Bewohnerheit in französisch und flämisch zur Ruhe mahnten. Das dauerte bis vier Uhr nachts. Gleichwohl wurde während dieser Zeit aus den Häusern geschossen. Die Soldaten erwiderten das Feuer, und die Brände mehrten sich.

Am Mittwoch mittag wurden die Geiseln von neuem durch die Straßen geführt, und sie veränderten in beiden Sprachen, daß sie selbst erschossen würden, wenn der Widerstand nicht eingestellt werde.

Es nützte nichts; selbst während dieses Rundzuges wurde das Feuer nicht eingestellt. Man sah sogar auf die Soldaten, die die Geiseln begleiteten, ebenso auf den Zug. Die ganze Nacht auf Donnerstag legten sich diese Schändlichkeiten fort. Besonders auf dem Boulevard gingen nun immer mehr Häuser in Flammen auf.“ Am 27. August erfolgte dann das Bombardement. Auch in der ganzen Umgebung von Löwen hatte sich die Landbevölkerung, Frauen und Mädchen inbegriffen, am Frontkürrieg wieder beteiligt. Daß solches zum strengsten Schluß folgte, also jeder mit Waffen Betroffene ohne Unterschied des Geschlechts der verdammten Straße zugeführt wurde, ist nichts anderes als traurige Notwendigkeit.

Löwen, französisch Louvain, ist eine uralte Stadt, die schon im 9. Jahrhundert genannt wird; hier ersticht am 1. September 891 König Arnulf einen entscheidenden Sieg über die Normannen. Später wurde es Sitz der Herzöge von Brabant. Im 14. Jahrhundert zählte die Stadt über 100 000 Einwohner; sie war die größte und reichste des Landes, was sie hauptsächlich ihrer blühenden Tuchweberei zu verdanken hatte, die sich von da nach England

verbreitete. Im 16. Jahrhundert fiel die Fälsche der Bevölkerung der Pest zum Opfer. 1426 wurde die Universität gegründet, die zu hoher Berühmtheit gelangte. Von den großartigen Kunstbauten ist vor allem das — zum Glück fast unversehrt gebliebene — Rathaus zu nennen. 1449—1468 von Mathias von Bayern erbaut, 1842 erneuert, mit reichen Zielen in Spitzbogen; ferner die schon erwähnte Peterskirche und die sogenannten Hallen, 1317 als Warenmiederlage für die Tuchmacher erbaut, 1679 der Universität eingeräumt. Das Schloß des Königs Arnulf, schon vor dem Bombardement nur noch als Ruine erhalten, soll nach dem Volksglauben auf Julius Caesar als Erbauer zurückgehen. Nach der letzten Volkszählung hatte Löwen rund 50 000 Seelen.

### Von der Schlacht bei Longwy

gibt der folgende Feldpostbrief, der uns von den Angehörigen eines württembergischen Unteroffiziers der Reserve zur Verfügung gestellt wird, eine anschauliche Schilderung.



Das Rathaus von Löwen. Das bei dem Brande der Stadt unversehrt blieb.







erklärt völlig vollzogen sein würde. So entschloß man sich zum Vormarsch zweier Armeen, links und rechts der Weichsel, unter der Führung des Generals der Kavallerie Viktor Danil. Bei Kronstadt kam es zu einer dreitägigen Schlacht, an der beide Gruppen vereint teilnahmen. Sie warfen den Feind unter schweren Verlusten und trafen ihre Vorbereitungen zur Einnahme des ungeschlossenen Lublin. Eine zweite Armee, unter der Führung des Generals der Infanterie von Luffenberg, drang gegen Cholm in dem Raum Jarosce-Argowood vor. Auch sie schlug unter schweren Kämpfen den Feind; 30 000 Gefangene und 200 Geschütze fielen in ihre Hände.

Bei Lemberg stand der rechte Flügel der im Norden Galiziens kämpfenden österreichisch-ungarischen Truppen; sie bildeten die Hauptarmee. Man entschloß sich auch hier zum Vorstoß, mußte aber nach erfolglosen, zum großen Teil erfolgreichen Kämpfen die Erfahrung machen, daß der Feind an diesem Punkte weit überlegene Kräfte ins Feld geführt hatte, die trotz allen Heldentums nicht zu werfen waren. Die Führung dieser Armee entfiel sich nun, Lemberg preisgegeben und die Truppen in eine gefährliche Stellung zurückgenommen, um ihnen einige Ruhe zu gönnen. Die Abweisung vom Feinde ging völlig glatt vor sich, worauf nach wenigen Tagen ein erneuter Vorstoß unternommen wurde. Es gelang, nicht nur den mittlerweile vordringenden Feind zum Stehen zu bringen, sondern ihn auch unter Gefangennahme von 10 000 Mann und mit Verlust von zahlreichen Geschützen zurückzudrängen.

Diese strategischen Maßnahmen haben bewiesen, daß der österreichisch-ungarische Generalstab aus den tüchtigsten Kräften zusammengesetzt ist und daß beide Generale, Danil wie Luffenberg, wagemutige und heldenhafte kämpfende Truppen gegen den Feind führen. General der Kavallerie Viktor Danil wie General der Infanterie Moriz Ritter von Luffenberg wurden für ihre hervorragenden Waffentaten vom Kaiser von Österreich durch Verleihung des Großkreuzes des Leopoldordens mit Kriegsdekoration ausgezeichnet.

Erster war der Feind vor dem Kriege Kommandant des 14. Korps und Landesverteidigungskommandant von Triest und Voralberg. Er wurde, im Jahre 1854 geboren, 20 Jahre alt aus der Wiener-Neustädter Militärakademie als Leutnant zum 3. Dragonerregiment ausgemustert. Der junge Offizier besuchte die Kriegsschule und trat dann in den Generalstab ein. Zur Linie versetzt, wurde er Stabschef einer Kavalleriedivision, darauf Generalstabschef des 13. Korps, später Chef des Direktionsbureaus des Generalstabes. Mittlerweile zum Generalmajor befördert, wirkte er als Kommandant der 36. Infanteriedivision in Agram, dann in Innsbruck. Er hat sich schon bei den großen Armeemärschen im Jahre 1908 besonders ausgezeichnet und jezt vor dem Feinde den Ruf großer Tüchtigkeit in herzoglicher Weise gerechtfertigt.

General der Infanterie von Luffenberg entstammt einem württembergischen Adelsgeschlechte. 1852 in Troppau geboren, erhielt er die erste militärische Ausbildung im Kadetteninstitut zu Posen und in der Militärakademie zu Wiener-Neustadt, die er im Jahre 1871 als Leutnant verließ. Auch er besuchte die Kriegsschule und wurde dann dem Generalstab zugeteilt. Er machte in dieser Eigenschaft den Okkupationsfeldzug im Jahre 1878 mit und fand dann Verwendung im Eisenbahnbureau und im Militärgeographischen Institut. In die Linie versetzt und mittlerweile bis zum Oberst aufgerückt, kommandierte er das 23. und dann das 78. Infanterieregiment, später die 65. Infanteriebrigade. In dieser Stellung rückte er zum Generalmajor vor. Im Jahre 1905 erhielt er als Feldmarschallleutnant das Kommando der 36. Infanterietruppendivision in Agram. Der Kaiser betraute ihn dann mit dem Amt eines Generalinspektors der Korpsoffizierschulen und mit der Ausgestaltung und Neuordnung dieser Schulen, wobei er sich in hohem Grade verdient machte. Er war zuletzt Kommandant des 15. Korps und Kommandierender General in Serajewo.

Der rechte Flügel der in Galizien bei Lemberg kämpfenden Truppen wird von Erzherzog Friedrich befehligt. Sein Großvater hat bei Agram die Franzosen unter Napoleon I. sein Oheim bei Custozza die Italiener befehligt. Dem Erzherzog zur Seite steht der Chef des Großen Generalstabs Freiherr Komrad von Böhmendorf, ein anerkannt genialischer Stratege, der indessen bei Lemberg bis jezt, wie schon oben gesagt, nur Teilerfolge zu verzeichnen hat, weil hier dem Saupflege der gewaltigen russischen Wehrmacht mit fast über-

menschlichen Anstrengungen in dreiwöchigem Kampfe begegnet werden mußte. Die Seeresleitung gibt bekannt, daß diesem Flügel 860 000 Russen mehr gegenüberstanden. Die Teilerfolge konnten, so groß sie auch gewesen sind, nicht ausgenutzt werden, weil die Russen in der Lage waren, für jede geschlagene Division eine neue vorzuschieben. Strategische Rücksichten erforderten die Zurücknahme dieses Flügels in eine gesicherte Stellung, an deren Eckrand nun die ungeheure russische Überzahl zerfielen soll.

Diese Zurücknahme des bei Lemberg kämpfenden rechten Flügels in Verbindung mit dem Aufmarsch neuer russischer Kräfte bei Lublin und südlich von Cholm konnte nicht ohne Rückwirkung auf das Zentrum und den linken Flügel bleiben. Um die Verbindung aufrecht zu erhalten und die neue geschlossene Front zu bilden, mußten auch die Streitkräfte der siegreichen Generale Danil und Luffenberg in größerem Maße zurückgenommen werden. In der Armee Luffenbergs, so berichtet der „Pester Lloyd“, mußte der Befehl, sich vom Feinde abzuziehen, zweimal gegeben werden. Die braven Soldaten wollten, weil ihnen die höhere strategische Einsicht für diese notwendige Maßnahme mangelte, nicht daran glauben. Waren sie doch seit Wochen ständig vordringend, hatten den Feind geschlagen, Gefangene gemacht und Geschütze erbeutet, und nun sollten sie die erzwungenen, heldenmütig erkämpften Vorteile aufgeben. Jezt sind diese beiden siegreichen Armeen mit der Hauptmacht, die bei Lemberg mehrwöchentlich im Kampfe stand, vereint. Sie werden auf einem engeren und günstigeren Raume vereint dem russischen Ansturm Trotz bieten, bis sich durch die sorgfältigste Schwächung des Feindes die Wendung zum Besseren ergibt.

**Der französische Aufmarschplan.** Im Tagebuch eines französischen Offiziers, der bei Verdun gefangen wurde, befand sich, wie dem „Deutschen Volksblatt“ berichtet wird, der französische Aufmarschplan, der wie folgt lautet:

1. Armee, Bauberge: 1., 2., 3. und 10. Armeekorps. — 2. Armee, Verdun: 9., 11., 4. und 6. Armeekorps. — 3. Armee, Toul: 20., 5. und 8. Armeekorps. — 4. Armee, Epinal: 13., 12., 17. und 18. Armeekorps. — 5. Armee, Belfort: 7., 14., 15. und 16. Armeekorps.

Jede Armee setzt sich zusammen aus 500 000 Mann, insgesamt also 2 500 000 Mann, die für die Offensive verfügbar sind, ohne die Territorialtruppen zu rechnen.

Die 1. Armee vereint sich mit den englischen und belgischen Armeen, befehlt nach dem Durchmarsch durch Belgien Köln und Koblenz und wirft sich den aus Norddeutschland vordringenden deutschen Streitkräften entgegen. Die 2. Armee befehlt (1) Weh und wendet sich nach dessen Einnahme gegen Saarbrücken und Koblenz, wo sie ihre Vereinigung mit der 1. Armee vollziehen wird. Die 3. Armee dringt in Lothringen ein, befehlt den nördlichen Teil der Vogesen und wird dann ihren Standort vor Straßburg verlegen. Die 4. Armee wird die übrigen Teile der Vogesen befehlen und dann den anderen Armeen als Heerdecke folgen. Die 5. Armee wird sich Mittelfrös und Mühlhausen bemächtigen und dann ihren Standpunkt vor Straßburg verlegen, das zu nehmen ist, und wird ihre Vereinigung mit der 3. Armee herbeiführen. Es bleiben also nur noch 3 Armeen, die Armee A in Koblenz, die Armee C in Straßburg, die Armee D als Heerdecke.

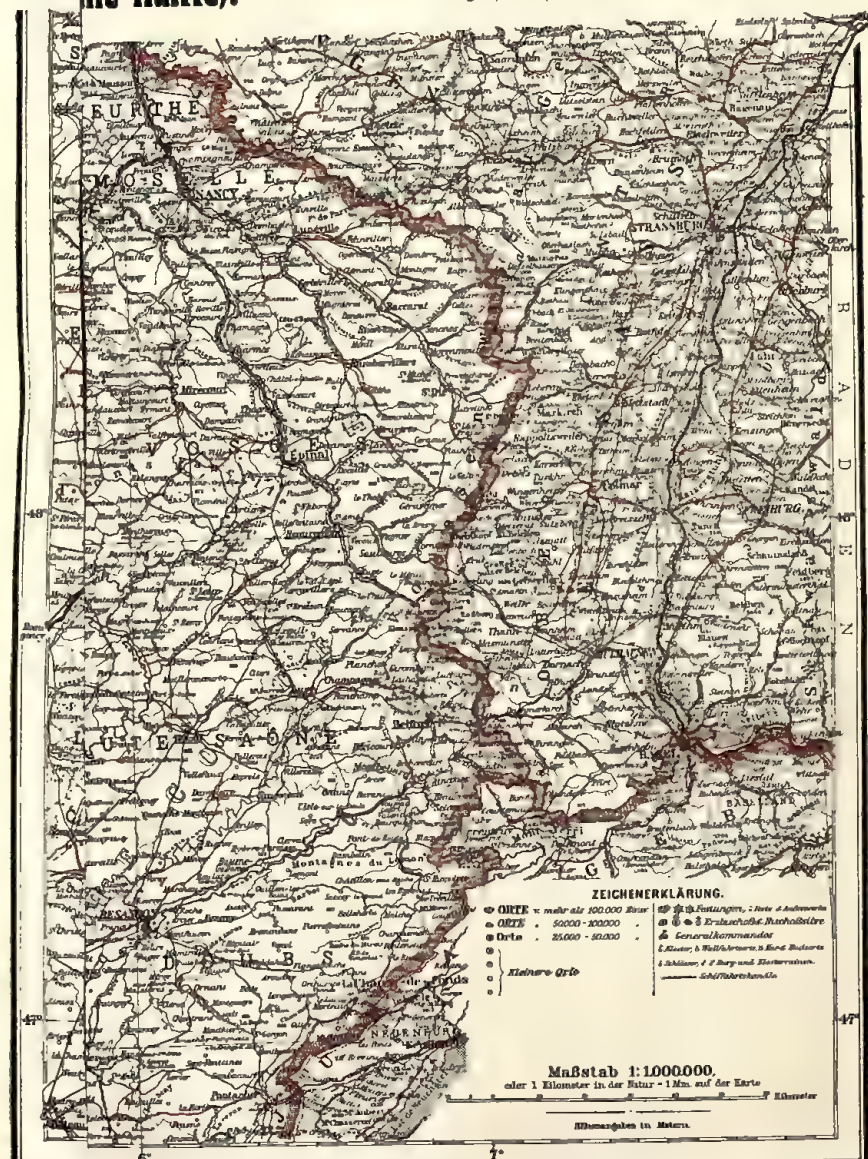
Aus diesem französischen Operationsplan geht mit zwingender Beweiskraft hervor, daß nicht nur die Engländer, sondern auch die Belgier ein Zusammenwirken mit den französischen Truppen von Anfang an verabredet hatten.

**Sie brandschanden ihr eigenes Land.** Unseren Truppen ist folgender Befehl des Kommandanten der 1. französischen Armee in die Hände gefallen: Überlegung: „Es ist dem Oberbefehlshaber der 1. Armee durch die Stabsbehörde von Rambouillet zur Kenntnis gebracht worden, daß die Soldaten in dieser Stadt zu Akten der Gewalttätigkeit und der Plünderung sich haben hinreihen lassen. Diese Handlungen sind um so bedauerlicher und verwerflicher, als sie auf französischem Boden begangen worden sind. Der Kommandierende General des 21. Armeekorps wird sofort eine Untersuchung in dieser Angelegenheit einleiten, damit die Urheber dieser Verbrechen dem Kriegsgericht übergeben werden können.“

Mit diesem Dokument wird die besonders bei unserer konprinzlichen Armee gemeldete Wahrnehmung, daß die französischen Truppen sogar im eigenen Lande plündern und rauben, von amtlicher französischer Seite bestätigt.

Beilage  
Geschichte  
die Hälfte).

Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in  
Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien. Einzelverkauf verboten.



Geogr. Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig.



[illegible]

**RHEIN**

Legend:

- OBER — mehr als 10 Meilen lang
- MITTEL — 5 bis 10 Meilen lang
- UNTER — weniger als 5 Meilen lang
- 10 Meilen lang
- 5 Meilen lang
- 1 Meilen lang
- 1/2 Meilen lang
- 1/4 Meilen lang
- 1/8 Meilen lang
- 1/16 Meilen lang
- 1/32 Meilen lang
- 1/64 Meilen lang
- 1/128 Meilen lang
- 1/256 Meilen lang
- 1/512 Meilen lang
- 1/1024 Meilen lang
- 1/2048 Meilen lang
- 1/4096 Meilen lang
- 1/8192 Meilen lang
- 1/16384 Meilen lang
- 1/32768 Meilen lang
- 1/65536 Meilen lang
- 1/131072 Meilen lang
- 1/262144 Meilen lang
- 1/524288 Meilen lang
- 1/1048576 Meilen lang
- 1/2097152 Meilen lang
- 1/4194304 Meilen lang
- 1/8388608 Meilen lang
- 1/16777216 Meilen lang
- 1/33554432 Meilen lang
- 1/67108864 Meilen lang
- 1/134217728 Meilen lang
- 1/268435456 Meilen lang
- 1/536870912 Meilen lang
- 1/1073741824 Meilen lang
- 1/2147483648 Meilen lang
- 1/4294967296 Meilen lang
- 1/8589934592 Meilen lang
- 1/17179869184 Meilen lang
- 1/34359738368 Meilen lang
- 1/68719476736 Meilen lang
- 1/137438953472 Meilen lang
- 1/274877906944 Meilen lang
- 1/549755813888 Meilen lang
- 1/1099511627776 Meilen lang
- 1/2199023255552 Meilen lang
- 1/4398046511104 Meilen lang
- 1/8796093022208 Meilen lang
- 1/17592186044416 Meilen lang
- 1/35184372088832 Meilen lang
- 1/70368744177664 Meilen lang
- 1/140737488355328 Meilen lang
- 1/281474976710656 Meilen lang
- 1/562949953421312 Meilen lang
- 1/1125899906842624 Meilen lang
- 1/2251799813685248 Meilen lang
- 1/4503599627370496 Meilen lang
- 1/9007199254740992 Meilen lang
- 1/18014398509481984 Meilen lang
- 1/36028797018963968 Meilen lang
- 1/72057594037927936 Meilen lang
- 1/144115188075855872 Meilen lang
- 1/288230376151711744 Meilen lang
- 1/576460752303423488 Meilen lang
- 1/1152921504606846976 Meilen lang
- 1/2305843009213693952 Meilen lang
- 1/4611686018427387904 Meilen lang
- 1/9223372036854775808 Meilen lang
- 1/18446744073709551616 Meilen lang
- 1/36893488147419103232 Meilen lang
- 1/73786976294838206464 Meilen lang
- 1/147573952589676412928 Meilen lang
- 1/295147905179352825856 Meilen lang
- 1/590295810358705651712 Meilen lang
- 1/1180591620717411303424 Meilen lang
- 1/2361183241434822606848 Meilen lang
- 1/4722366482869645213696 Meilen lang
- 1/9444732965739290427392 Meilen lang
- 1/18889465931478580854784 Meilen lang
- 1/37778931862957161709568 Meilen lang
- 1/75557863725914323419136 Meilen lang
- 1/151115727451828646838272 Meilen lang
- 1/302231454903657293676544 Meilen lang
- 1/604462909807314587353088 Meilen lang
- 1/1208925819614629174706176 Meilen lang
- 1/2417851639229258349412352 Meilen lang
- 1/4835703278458516698824704 Meilen lang
- 1/9671406556917033397649408 Meilen lang
- 1/19342813113834066795298816 Meilen lang
- 1/38685626227668133590597632 Meilen lang
- 1/77371252455336267181195264 Meilen lang
- 1/154742504910672534362390528 Meilen lang
- 1/309485009821345068724781056 Meilen lang
- 1/618970019642690137449562112 Meilen lang
- 1/1237940039285380274899124224 Meilen lang
- 1/2475880078570760549798248448 Meilen lang
- 1/4951760157141521099596496896 Meilen lang
- 1/9903520314283042199192993792 Meilen lang
- 1/19807040628566084398385987584 Meilen lang
- 1/39614081257132168796771975168 Meilen lang
- 1/79228162514264337593543950336 Meilen lang
- 1/158456325028528675187087900672 Meilen lang
- 1/316912650057057350374175801344 Meilen lang
- 1/633825300114114700748351602688 Meilen lang
- 1/1267650600228229401496703205376 Meilen lang
- 1/2535301200456458802993406410752 Meilen lang
- 1/5070602400912917605986812821504 Meilen lang
- 1/10141204801825835211973625643008 Meilen lang
- 1/20282409603651670423947251286016 Meilen lang
- 1/40564819207303340847894502572032 Meilen lang
- 1/81129638414606681695789005144064 Meilen lang
- 1/162259276829213363391578010288128 Meilen lang
- 1/324518553658426726783156020576256 Meilen lang
- 1/649037107316853453566312041152512 Meilen lang
- 1/1298074214633706907132624082305024 Meilen lang
- 1/2596148429267413814265248164610048 Meilen lang
- 1/5192296858534827628530496329220096 Meilen lang
- 1/10384593717069655257060992658440192 Meilen lang
- 1/20769187434139310514121985316880384 Meilen lang
- 1/41538374868278621028243970633760768 Meilen lang
- 1/83076749736557242056487941267521536 Meilen lang
- 1/166153499473114484112975882535043072 Meilen lang
- 1/332306998946228968225951765070086144 Meilen lang
- 1/664613997892457936451903530140172288 Meilen lang
- 1/1329227995784915872903807060280344576 Meilen lang
- 1/2658455991569831745807614120560689152 Meilen lang
- 1/5316911983139663491615228241121378304 Meilen lang
- 1/1063



# Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Die Vorgänge auf dem westlichen Kriegshauptplatze haben von Anfang an weit mehr Interesse in Anspruch genommen, als die Kriegsoperationen im Osten. Bestand doch kein Zweifel darüber, daß sich die deutsche Kriegskunst in erster Linie im Westen bewähren müsse; denn mit den russischen Heeren fertig zu werden, blieb immer noch Zeit genug. Wir wußten ja auch, daß die Franzosen seit dreihundertzig Jahren einen Revanchekrieg gegen uns rüsteten und all ihr Sinnen und Trachten darauf gerichtet hatten, nicht etwa nur Elsaß-Lothringen zurückzuerobern, sondern ganz Deutschland zu richten. Ein reichlich erwogener, jahreslang überlegter und in allen Einzelheiten angeblich sorgfältig vorbereiteter Kriegsplan diente diesem Zwecke. Die Parole unserer Kriegseileitung mußte deshalb lauten: „Auf nach Westen!“ Die ersten Kriegstage bis zum 3. August haben wir bereits geschildert (Seite 52). Es waren nichtsagende Grenzgefechte, sozusagen Plänkelen, die beweisen sollten, daß unsere westlichen Nachbarn gerüstet seien. Wir beschränkten uns darauf, die französischen Einfälle abzuwehren, und unser erster Vorstoß über die Grenze wurde erst am 6. August gemeldet, an welchem Tage amtlich bekanntgegeben wurde, daß Briey nordwestlich von Metz von deutschen Truppen besetzt worden sei. Briey liegt wenige Kilometer nordwestlich von St. Privat. Hätte man 1871 abnen können, daß sich bei Briey gerade die riesigen Minetteerzlagere befinden, so wäre natürlich die Grenze jenseits dieses reichen Landstrichs gezogen worden. Militärisch diente die erwähnte Maßnahme dem Bedürfnis, unseren Grenzschutz in Feindesland vorzuschieben; andererseits stellte Briey — wenn der Krieg glücklich für uns ausging — eine Beute dar, die wir natürlich nicht wieder aus der Hand geben durften.

Venor wir aber diese Runde von unserem Vorstoße auf französischem Boden erhielten, gab es ganz andere Überraschungen. In der Reichstags-Sitzung vom 4. August, über deren Verlauf wir auf Seite 33 u. folg. ausführlich berichtet haben, wurde das deutsche Volk durch die in der Rede des Reichstagsredners enthaltene Nachricht überrascht, daß unsere Truppen in Belgien eingerückt seien. England hat diesen Einmarsch zum Vorwand für seine Kriegserklärung genommen, die gleichfalls am 4. August erfolgte. Wenn sich also England auf Seiten Belgiens schlug, so war auch mit einem kriegerischen Eingreifen Belgiens zu rechnen. In der Tat hat auch der belgische Gesandte noch am 4. August seine Pässe verlangt, was einer Kriegserklärung gleichzuachten ist. Unterm 5. August wurde dann amtlich gemeldet: „Der englische Botschafter und der belgische Gesandte haben heute früh Berlin verlassen.“ Von den deutschen Behörden waren den beiden Diplomaten zwei Salonwagen mit Speisewagen zur Verfügung gestellt worden. Ein höherer Beamter des Auswärtigen Amtes war bei der Abreise auf dem Bahnhof anwesend.

Es war also klar, wir hatten auch gegen Belgien zu kämpfen. Aber diese Erkenntnis reichte nicht aus, um vorzuhaken zu lassen, daß unsere ersten großen Schlage

nicht gegen Frankreich, sondern gegen Belgien gerichtet sein würden.

In London und Paris hatte man über die Haltung der deutschen Regierung in der belgischen Frage die größten Unwahrheiten verbreitet. Diesen Unwahrheiten wird am besten entgegengetreten durch den Wortlaut der dem deutschen Gesandten in Brüssel am 2. August gegebenen telegraphischen Anweisung. Sie lautet:

„Der deutschen Regierung liegen zuverlässige Nachrichten über den beabsichtigten Aufmarsch französischer Streitkräfte an der Maas-Schelde (Weiß-Plan) vor. Sie lassen keinen Zweifel über die Unmöglichkeit Frankreichs, durch belgisches Gebiet gegen Deutschland vorzugehen. Die Kaiserliche Regierung kann sich der Belagerung nicht erwehren, daß Belgien, trotz dem besten Willen, nicht inkonstant sein wird, ohne Hilfe den französischen Vormarsch mit so großer Aussicht auf Erfolg abzuwehren, daß darin eine ausreichende Sicherheit gegen eine Bedrohung Deutschlands gefunden werden kann. Es ist ein Gebot der Selbsterhaltung für Deutschland, einem feindlichen Angriff zuvorzukommen. Mit dem größten Bedauern würde es daher die deutsche Regierung erfüllen, wenn Belgien einen Akt der Feindseligkeit gegen sich dazu erlösen würde, daß Maßnahmen seiner Gegner Deutschland zwingen, zur Gegenwehr auch seinerseits belgisches Gebiet zu besetzen. Um jede Mißdeutung auszuschließen, erklärt die Kaiserliche Regierung das folgende:

1. Deutschland beabsichtigt keinerlei Feindseligkeiten gegen Belgien. Ist Belgien gewillt, in dem bevorstehenden Kriege Deutschland gegenüber eine wohlwollende Neutralität einzunehmen, so verpflichtet sich die deutsche Regierung, beim Friedensschluß den Bestzustand und



Deutsches-ungarische Infanterie besetzt ein Dorf an der belgischen Grenze.

die Unabhängigkeit des Königreichs in vollem Umfange zu garantieren.

2. Deutschland verpflichtet sich unter obiger Voraussetzung, das Gebiet des Königreichs wieder zu räumen, sobald der Feind geschlossen ist.

3. Bei einer freundschaftlichen Haltung Belgiens ist Deutschland bereit, im Einvernehmen mit den belgischen Behörden alle Bedürfnisse seiner Truppen gegen Barzahlung anzukaufem und jeden Schaden zu ersetzen, der etwa durch deutsche Truppen verursacht werden könnte. Sollte Belgien den deutschen Truppen feindselig entgegenzutreten, insbesondere ihren Vorgehen durch Widerstand der Maas, beschießungen oder durch Zerstörungen von Eisenbahnen, Straßen, Tunneln oder sonstigen Anstalten Schwierigkeiten bereiten, wird Deutschland zu seinem Bedauern gezwungen sein, das Königreich als Feind zu betrachten. In diesem Falle würde Deutschland dem Königreich gegenüber keine Verpflichtungen übernehmen können, sondern müßte die spätere Regelung der Verhältnisse beider Staaten



einander der Entscheidung der Waffen überlassen. Die Kaiserliche Regierung gibt sich der bestimmten Hoffnung hin, daß diese Euergetik nicht eintreten wird und die belagerte Regierung die geeigneten Maßnahmen zu treffen wissen wird, um zu verhindern, daß Verunstaltungen wie die vorstehend erwähnten sich ereignen. In diesem Falle würde die freundschaftlichen Bande, die beide Nachbarstaaten verbinden, eine weitere dauernde Festigung erfahren. Euer Hochwohlgeborenen wollen heute abend acht Uhr der belagerten Regierung hieron streng vertraulich Mitteilung machen und sie um Erteilung einer ungeschwätzten Antwort bitten, wenn möglich, noch heute, morgen früh acht Uhr, ersuchen. Von der Aufnahme, die Ihre Eröffnungen dort finden werden, und der definitiven Antwort der belagerten Regierung wollen Euer Hochwohlgeborenen mit umgehend telegraphische Meldung zugehen lassen.

(gez.) v. Jagow.

Seiner Hochwohlgeborenen  
dem Kaiserlichen Gesandten v. Below, Brüssel.

Aus dieser Anweisung wird man erkennen, daß rasches Handeln für uns Bedingung des trügerischen Erfolges war. Die Franzosen waren im Begriff, uns auf dem Wege über Belgien zu überfallen, und es galt, ihnen zuvorzukommen. Daß unsere Kriegsführung aber so rasch zur Hand sein werde, wurde geradezu verblüffend. Schon am 7. August wurde die folgende amtliche Meldung verbreitet: „Unsere Vorhut ist den vorgestern längs der ganzen Grenze nach Belgien eingerückt. Eine unbedeutende Truppenabteilung hat einen Handstreich auf Lüttich mit großer Kühnheit versucht. Einzelne Reiter sind in die Stadt gedrungen und wollten sich den Kommandanten bemächtigen, der sich nur durch die Flucht entziehen konnte. Der Handstreich auf die modern ausgebauten Festung selbst ist nicht gelungen. Die Truppen heben vor der Festung in Fühlung mit dem Gegner. Natürlich wird die gesamte Presse des feindlichen Auslandes diese Unternehmung, die auf den Gang der großen Operationen ohne jeden Einfluß ist, zu einer Niederlage hinstellen. Für uns ist sie nur eine in der Kriegsgeschichte einzig dastehende Tat und ein Beweis für die todesmüthige Angriffslust unserer Truppen.“

Man kann sich denken, welch allgemeines Erschaun diese Nachricht hervorrief. Wir standen erst am sechsten Tage der Mobilmachung und von irgendwelchen Kämpfen in Belgien war noch nichts bekannt, und nun plötzlich diese Nachricht, die fast rätselhaft erschien. Nach dem Bericht eines belgischen Augenzeugen hatte sich dieses Selbstmord, das uns betraue den Kommandanten der Festung in die Hände geliefert hätte, folgendermaßen zugegangen:

General Beman war gerade an der Arbeit mit den Militärdiensten seines Stabes in dem Bureau der Rue Saint-Jean, als ganz in der Nähe wildes Geschrei laut wurde. „Das ist unerträglich, man kann gar nicht mehr arbeiten!“ riefen die Offiziere, die an die Tür gingen und nachsehen wollten. „Die Deutschen sind da!“ rief es. In demselben Augenblick knallten Schüsse, und der arme Marchand lag am Boden. Zwei preussische Offiziere und sechs Mann, die Pistolen in der Faust, standen vor dem Hause mit fahnengetragenem Zivillisten (?). „Schnell einen Revolver her!“ rief General Beman. „Herr General, Sie dürfen Ihr Leben im gegenwärtigen Augenblick nicht aufs Spiel setzen, Sie werden ja niedergemacht werden,“ rief Major L. — „Nein, nein, lassen Sie mich durch.“ Major L. —, ein Hüte, machte kurzen Prozeß: er ergriff den General, der weder groß noch stark ist, und warf ihn über eine Mauer, dann kehrte er selbst hinüber. Nun war er in den Nebengebäuden der Feste (Waffenkammer). Man sah auf die beiden aus der Fensters der Wachehäuser, wo „Zivillisten“ mit Browningspistolen aufgestellt waren. L. — drängte den General gewaltsam in das Haus eines Fabrikarbeiters, wo die beiden in der Nähe einer brauen Familie fanden. „Jenseits der Mauer, holten“ die Kameraden L. und die Gendarmen der Bedeckung die beiden deutschen Offiziere und die sechs Mann in einem kurzen Kampf „herunter“, in dem auch zwei belgische Gendarmen getötet wurden. — Etwa siebzehn oder fünfundsiebzig Kilometer von dem Schauplatz dieses Ereignisses entfernt hatte der Generalstab der Armee eine Anhörung von dieser Tragödie, und zwar unter Umständen, die an das realistische Theaterbild: „Ein Drama am Fernsprecher“ erinnern. Einer der Mitarbeiter Lemans, Hauptmann B., telephonierte eine Meldung an den Großen Generalstab. Pöhlisch brach er ab mit dem Rufe: „Zum Donnerwetter, die Deutschen sind da!“ Man hörte dann nichts weiter als Schüsse. —

Freilich war der Handstreich, der in der Nacht vom 6. zum 7. August ausgeführt und am 7. August bekannt wurde, mißlungen; aber man wußte aus dieser Nachricht wenigstens, daß die deutschen Truppen Lüttich belagerten. So mancher, der sich an den Krieg von 1870/71 erinnerte, mochte mit einem Seufzer der langwierigen Belagerungen jener Zeit gedenken und mit Zweifel der Zukunft entgegensehen. Eine Festung wie Lüttich konnte in der besten Kräfte wochen, ja monatelang aushalten. Jene beständigen Kämpfe aber wurden uns so sehr überflüssig, als schon wenige Stunden später, am Abend des 7. August, in Berlin die folgende amtliche Nachricht verbreitet wurde:

Die Festung Lüttich ist von den deutschen Truppen im Sturm genommen worden. Nachdem die Abteilungen, die den Handstreich auf Lüttich unternommen hatten, verstärkt worden waren, wurde der Angriff durchgeführt. Heute morgen acht Uhr war die Festung in deutschen Besitz.

Ein ungeheurer Jubelsturm durchbrauste die Stadt beim Bekanntwerden des ersten großen deutschen Waffenerfolges, und alles war gespannt, Näheres zu erfahren. Doch erst am 17. August wurden die ersten Nachrichten durch folgende amtliche Darstellung ergänzt: „Uns waren Nachrichten zugegangen, daß der Ausbruch des Krieges französische Offiziere und vielleicht auch einige Mannschaften nach Lüttich entsandt waren, um die belgischen Truppen in der Handhabung des Festungsbediensteten zu unterrichten. Vor Ausbruch der Feindseligkeiten war dagegen nichts entgegenzuwenden. Mit Beginn des Krieges wurde es Neutralitätsbruch durch Frankreich und Belgien. Wir mußten schnell handeln. Nichtmobilisierte Regimenter wurden an die Grenze geworfen und auf Lüttich in Marsch gesetzt. Sechs schwache Friedensbrigaden mit etwas Kavallerie und Artillerie haben Lüttich eingenommen. Danach wurden die dort mobil und erhielten als erste Verstärkung ihre eigenen Ergänzungsmannschaften. Zwei weitere Regimenter konnten nachgezogen werden, die ihre Mobilmachung loeben beendet hatten. Unsere Gegner wählten bei Lüttich hundertzwanzigtausend Deutsche, die den Vormarsch wegen Schwierigkeiten der Verpflegung nicht antreten konnten. Sie haben sich geirrt. Die Pause hatte einen anderen Grund. Jetzt erst begann der deutsche Vormarsch. Die Gegner werden sich überzeugen, daß die deutsche Armee auf dem Weg und ausgerüstet den Vormarsch antwort. Majestät hat sein Wort gehalten, an die Einnahme der Forts von Lüttich nicht einen Tropfen deutschen Blutes mehr zu legen. Der Feind kannte unsere Angriffsmittel nicht. Daher glaubte er sich in den Forts sicher. Doch schon die schwächsten Geschütze unserer schweren Artillerie veränderten jedes durch sie beschoßene Fort nach kurzer Beschießung zur Übergeben. Die noch erhaltenen Teile der Besatzungen retteten dadurch ihr Leben. Die Forts aber, gegen die unsere schweren Geschütze feuerten, wurden in aller kürzester Frist in Trümmerhaufen verwandelt, unter denen die Besatzung begraben wurde. Jetzt werden die Forts aufgeräumt und wieder zur Verteidigung eingerichtet. Die Festung Lüttich soll den von unseren Gegnern vorbereiteten Plänen nicht mehr dienen, sondern dem deutschen Heer ein Stützpunkt sein.“

Der fast unglaublich schnelle Erfolg unserer Belagerungstruppen wird aber erst wirklich durch das wirkliche Eingreifen unseres Militärflotten „Z. VI.“, über das wir bereits auf Seite 22 näher berichteten.

Eine amtliche Meldung vom 8. August teilte dann mit, daß wir in Lüttich ein Viertel der gesamten belgischen Armee gegen uns hatten. Drei bis vierzigtausend Kriegsgesangene wurden nach Deutschland verbracht. Unsere Verluste waren zwar nicht unbedeutend, aber sie erreichten nicht im entferntesten jene Höhe, die eine langwierige Belagerung nach sich gezogen hätte; dagegen waren die Verluste der Belgier sehr groß.

Die Bedeutung, welche die schnelle Einnahme von Lüttich für uns hat, wird am besten dadurch gekennzeichnet, daß von Seiten der französischen Strategen, wie überhaupt von allen Militärfachleuten angenommen worden ist, Lüttich dürfte eine Belagerungsarmee von etwa hundertzwanzigtausend Mann mindestens zwei Monate aufhalten. Diese hundertzwanzigtausend Mann wären dann auf so lange Zeit einer Selbstschlacht entzogen gewesen, und nach dem endgültigen Fall der Festung, wenn dieser wirklich herbeigeführt worden wäre, hätte die Belagerungsarmee natürlich ungeheure Verluste zu verzeichnen gehabt.

Das Außerordentliche unseres Erfolges vor Lüttich macht es erklärlich, daß Gerüchte in Umlauf kamen, die Eroberung von Lüttich habe gewaltige Opfer an Menschenleben gekostet. Diese Gerüchte wurden noch besonders genährt durch das Verhalten der französischen Regierung, die der Festung für ihr tapferes Verhalten das Kreuz der Ehrenlegion verlieh. Vergeblich fragte man sich, durch welche Taten diese Auszeichnung verdient worden sei, und die Antwort konnte nur dahin gehen, daß die Verteidiger uns so großen Schaden bereitet hätten, daß er einer Niederlage gleich komme. Diesen Grund trat der Generalquartiermeister von Stein in einer Depesche entgegen, worin es heißt:

„Französische Nachrichten haben unser Volk beunruhigt. Es sollen zwanzigtausend Deutsche vor Lüttich gefallen und der Platz überhaupt noch nicht in unserem Besitz sein. Durch die theatrale Verteilung des Kreuzes der Ehrenlegion an die Stadt Lüttich sollten diese Angaben bestätigt werden. Unser Volk kann überzeugt sein, daß wir weder Mißerfolge verschweigen, noch Erfolge aufbauschen werden. Wir werden die Wahrheit sagen und haben das volle Vertrauen, daß unser Volk uns mehr als dem Feinde glauben wird, der seine Lage vor der Welt möglichst günstig hinstellen möchte. Wir müssen aber mit unseren Nachrichten zurückhalten, solange sie unsere Pläne der Welt verheimlichen können. Jetzt können wir ohne Nachteil über Lüttich berichten. Ein jeder wird sich selbst ein Urteil bilden können über die von den Franzosen in die Welt geschickten zwanzigtausend Mann Verluste. Wir hatten vor vier Tagen bei Lüttich überhaupt nur schwache Kräfte, denn ein so großes Unternehmen kann man nicht durch Anspannung überflüssiger Kräfte ausführen. Doch wir trafen den gewünschten Zweck, erreichten, lag in der guten Vorbereitung, der Tapferkeit unserer Truppen, der energischen Führung und dem Bestand Gottes. Der Mut des Feindes wurde gebrochen, seine Truppen schlugen sich schlecht. Die Schwierigkeiten für uns lagen in dem überaus ungünstigen Berg- und Talgelände und in der heimtückischen Teilnahme der ganzen Bevölkerung, selbst der Frauen, am Kampf. Aus dem Hinterhalt, der Gräben und Wäldern feuerten sie auf unsere Truppen, auch auf Ärzte, die die Verwundeten behandelten, und auf die Verwundeten selbst. Es sind schwere und erbitterte Kämpfe gewesen, ganze Dörfer mußten zerstört werden, um den Widerstand zu brechen, bis unsere braven Truppen durch den Fortschritt gedrungen und im Besitz der Stadt waren. Es ist richtig, daß ein Teil der Forts sich noch hielt, aber sie feuerten nicht mehr. Seine Majestät wollte seinen Truppen Blutes unserer Truppen durch Einnahme der Forts unnötig verschwenden. Sie hinderten nicht mehr an der Durchführung der Befehle. Man konnte das Herantreten der schweren Artillerie abwarten und die Forts in Ruhe nachherdem zusammenstoßen, ohne nur einen Mann zu opfern, falls die Fortbesatzungen sich nicht früher ergeben. Aber über dies alles dürfte eine gewissenhafte Kriegsführung nicht ein Wort vorbringen, bis so starke Kräfte auf Lüttich nachgezogen waren, daß es auch kein Zweifel uns wieder entziehen konnte. In dieser Lage befinden wir uns jetzt. Die Belgier haben zur Behauptung der Festung, selbst sich jetzt überlegen läßt, mehr Truppen geholt, als von unserer Seite zum Sturm antraten. Jetzt kundige kann die Größe der Leistung ermessen; sie steht einzig da. Sollte unser Volk wieder einmal ungeschult auf Nachrichten warten, so bitte ich, sich an Lüttich erinnern zu wollen. Das ganze Volk hat sich einmütig unter keinem Kaiser zur Abwehr der zahlreichen Feinde gekämpft, so daß die Gerechtigkeit annehmen darf, es werden von ihr keinerlei Verleumdungen erwartet, die ihre Wächter vorzeitig dem Feinde kundtun und dadurch die Durchführung der schweren Aufgabe vereiteln könnten.“

Der Generalquartiermeister.  
(gez.) v. Stein.

Die ausländischen Blätter, die wie die Londoner „Daily Mail“ uns Deutschen das Scheitern eines Angriffes auf Belgien gleich an dem Lütticher Volkswort prophezeigten, haben also nicht recht behalten.

Sicherlich wird es von Interesse sein, später zu erfahren, wieviel Artilleriegeschütze auf Lüttich abgegeben wurden, bis der Sturm gelang. Es ist anzunehmen, daß der Munitionsvorrat auch ein verhältnismäßig geringer gewesen ist, während die Beschließung der französischen Festungen 1870/71 zum Teil einen recht bedeutenden Munitionsvorrat erforderlich machte. Um bedeutendsten ist die Zahl der Schüsse, die gegen Belfort abgegeben wurden. Sie betrugen 98 500, während der Verteidiger 86 200 Artilleriegeschütze versenkt hat. Belfort sind gegen Straßburg etwa 15 600 Schüsse abgefeuert worden, gegen Diedenhofen 8800, gegen Sionville über 8200, gegen Verdun und Neubreilach je über 7500, gegen Metz über 6300, gegen Longwy etwa 6300, gegen Paris etwa 6000, gegen Toul 3900, gegen Montmédy etwa 2900 und gegen La Fère 1800.

Nachdem ein Handstreich auf den Kommandanten von Lüttich mißlungen war, gelang es nunmehr unseren stürmenden Truppen, Beman gefangen zu nehmen. Er wurde halbtot unter den Trümmern eines zusammengefallenen Forts aufgefunden und in Sicherheit gebracht. Die deutschen Offiziere nahmen sich seiner in der kameradschaftlichsten Weise an und labten ihn mit Erfrischungen, die ihnen gerade zur Hand waren. Dann wurde der Gefangene dem General v. Emmich vorgeführt, dem er seinen Degen überreichte. In Anerkennung dessen, daß General Beman die ihm übertragene Pflicht als Kommandant der Festung Lüttich bis zum Ausbleiben erfüllt hat, ließ General v. Emmich dem Gefangenen den Degen. Eine solche Ritterlichkeit hatte Beman nicht erwartet, und sie erschlückte ihn tief. Nachdem sich der Kommandant von den feindlichen Erregungen und den körperlichen Strapazen erholt hatte, erfolgte seine Abreise in die deutsche Gefangenschaft nach Köln und später nach Magdeburg.

Die grausame und niederträchtige Art der belgischen Kriegsführung, die sich in der Teilnahme der Zivilbevölkerung mit Einschluß der Frauen am Kampf zeigte, nötigte uns, im Interesse der Sicherheit unserer Truppen gegen das Freischüttertum Belgiens besondere Maßregeln zu ergreifen.

Ein holländischer Augenzeuge, der sich auf dem linken Maasufer aufhielt, schildert im „Limburger Courrier“ den Übergang der deutschen Truppen am 5. August wie folgt: „Man konnte sehr deutlich beobachten, wie die Deutschen an verschiedenen Stellen mit Rähnen und Holzbojen, neben denen die Pferde schwammen, über die Maas setzten. Der Übergang vollzog sich etwa an einem Dutzend verschiedener Stellen in fester, geregelter Ordnung. Die Deutschen schienen sich um das Beschützer der Forts und das Ge-



Deutsch-ungarische Infanterie-Patrouille im belgischen Grenzgebiet.





Attade österreichischer Ulanen auf russische Infanterie in der Schlacht bei Zamosc.  
Nach einer Originalzeichnung von Fritz Reumann.



wechselfeuer von der gegenüberliegenden Seite wenig zu kümmern, obwohl es ihnen ziemlich Verluste gebracht haben muß. Sie hielten die belgischen Tranchéurs mit Mitrailleusefeuer (Maschinengewehrfeuer) in Schach. Mithin füllte sich der ganze Hügelabhang mit deutschen Truppen. Die belgischen Schützen saßen sich langsam zurück. Um fünf Uhr war schon eine große deutsche Kavalleriemacht am linken Ufer.

Aus den besetzten Stellungen auf den Berghöhen hatten die belgischen Truppen schon längere Zeit versucht, die an der gegenüberliegenden Seite anrückende Kavallerieformation durch Granatfeuer zu verwirren, aber es gelang ihnen nicht, und die Besatzung dieser Stellungen mußte sich zurückziehen.

Vor den anrückenden Deutschen flüchtete das Volk aus den ersten Häusern an der Landstraße voll Entsetzen. Im Dorfe aber waren die Bewohner guten Muts geblieben und glockten erst dann das Vorüberziehen des fremden Kriegsvolkes an. Es wurde ihnen nicht das geringste Leid getan. — Der deutsche Aufmarsch wurde in der Richtung nach Lüttich fortgesetzt, und zwar auf beiden Maasufere.

Der Korrespondent schließt seinen Bericht mit den Worten: „Die Deutschen scheinen sich der Tatsache, daß sie vor Lüttich nicht bloß mit der Besetzung vieler Festung und mit der belgischen Fronten, sondern auch mit einem französischen Stützpunkt, bald vielleicht auch mit einer englischen Landungsdivision zu tun haben werden, nicht bewußt zu sein.“

Eine sehr anschauliche Schilderung der Vorgänge um Lüttich aus der Nähe des deutschen Feldlagers am rechten Maasufer gibt der Kriegskorrespondent desselben Blattes: „Eben bin ich zurückgekehrt von dem kleinen Dorf Welch, wo ich eines der imposantesten Schauplätze meines ganzen Lebens gesehen habe. Von hier aus hat man einen vollständigen Blick auf das deutsche Feldlager, das in einer geradezu heillosen Landschaft gelegen ist: eine nach der Maas zu abfallende, reich angebaute Ebene, von bewaldeten Hügeln umgeben, und auf dieser Ebene eine bunte Anhäufung einer ungeheuren Anzahl von Pferden, Wagen, Mannschaft. Es sind Truppen, die gegen Lüttich und die anderen belgischen Festungen aufmarschieren. Man könnte glauben, eine Million von Soldaten, die hierher gekommen sind, wenn nicht jeden Hügelbild hinter einer entfernten Hügelreihe Gewehrfeuer knisterte würde, wenn man nicht wüßte, daß Krieg ist, und wenn man nicht den Ernst auf den Gesichtern der Männer sehe. Denn wir sind ganz nahe den deutschen Truppen, wir reden mit ihnen.“

Von den östlichen Abhängen rücken immer neue Truppen heran; immer mehr Reiter erscheinen auf den Hügelkuppen; Maschinengewehre werden herangefahren über ein Terrain, das eben noch ein üppiges Rübenfeld war. Die heranrückende Kavallerie bahnt sich einen Weg quer durch Kornfelder, deren Salme umsonst gewachsen sind. Ein ziemlich großer Weizenfeld, mit Schlachtabdrücken umgeben, wird im An von dieser Umarmung befreit; für die mit Ähren und Scheeren bewaffneten Soldaten ist dies das Werk eines Augenblids. Es sind vornehmlich Lanzenreiter und Ulanen, alle haben die Helme bedeckt mit Überlagern. Zahllose Tranchéurs kommen rittend den Weg herunter; sie sind meist mit sechs Pferden bespannt. In großer Ordnung und ohne viele Kommandos findet alles — Wagen, Geschütze und Tausende von Menschen und Pferden — seinen Platz. Unter den jüngeren Offizieren — wie jung sehen sie aus! — fallen mir etliche auf durch ihre sympathischen Gesichter, mager und energisch. Ein junger Offizier nähert sich der dichtesten Reihe der Zuschauer, die aus Maasfrucht herausgekommen sind, und bittet um eine Zeitung. Jemand reicht ihm eine holländische Zeitung. Jünglingen fahren immer neue schwere Geschütze und Halbkanonen durch die üppigen Felder heran. Eben wird eine Negimenterfahne in einem Beherfütteral vorbeigetragen; sie trägt die Jahreszahl 1870/71. Hinter den Autos eine neue Truppe, es ist Infanterie; bis aufs äußerste sorgsam gepflegt, wie überhaupt alles, was wir hier sehen. Hier war erbliche ich dort? Etwa fünfzig Bürger, Bauern und Dorfhandwerker, die Hände auf den Hüften gebunden und den Kopf gesenkt. Es sind Kriegsgefangene aus irgend einem belgischen Dorfe, dessen Bewohner wahrscheinlich gegen die Deutschen Widerstand geleistet haben.

Aber dem Hügelrücken, über den die Deutschen noch immer in endlosem Zuge heranrücken, steigt gegen den blauen Sommerhimmel eine dunkle Regenwolke auf, und

auf einmal zeigt sich gegen den noch klaren Teil des Himmels ein schwarzes Flugzeug. Wie ein unbellbringender, furchiger Raubvogel schwebt es sehr hoch und sehr langsam über den Truppen; ist es ein Deutscher oder ein Belgier, der von oben herunterwerfen wird? Aus den Reihen der Zuschauer laufen viele weg. Aber die Deutschen arbeiten ruhig weiter. Sie haben unterdessen vor unseren Augen an aufsteigenden Kanzengeflüchten ein Geschicksspiel angelegt. Das interessante Schauspiel besteht darin, daß ich nicht bemerke, wie viele Zuschauer neben mir plötzlich zurückweichen. Ganz nahe höre ich ein Kommando, und zugleich höre ich von geladenen Büchsen reden. Nach Sprünge ich zurück bis zu einem deutschen Offizier, der die Büchse auf mich und ruft mir zu: „Kommen Sie einen Moment herüber!“ Ich gehe hin, er nimmt mir mein Notizbuch aus der Hand und sagt, wir hätten die Grenze überschritten. Er studiert mein holländisches Gefäß und fragt nach dem Inhalt. Als dann ein zweiter Offizier dazukommt, derselbe, der vorhin die Zeitung erbeuten hatte, erhalte ich mein Notizbuch zurück mit der Bitte, auf holländischer Seite bleiben zu wollen.

Aus anderen holländischen Berichten sei noch hervorgehoben, daß es heißt: Die Deutschen, die in den kleinen belgischen Dörfern übernachteten, lassen die Einwohner in Frieden und bezahlen ihre Zehne.

Aber die Eroberung der Forts von Lüttich gibt die nachstehende Feldpostbrief vom 9. August interessante Einzelheiten: „Wir sind seit gestern mittag hier. Quartier haben wir im Bahnhofsgelände, allerdings sehr primitiv. Die vergangene Woche war fürchterlich anstrengend. Ruhe haben wir überhaupt nicht gehabt, da wir von allen Seiten, sogar vom Jübel, angegriffen worden sind. In den acht Tagen habe ich höchstens zwanzig Stunden geschlafen; wir waren Tag und Nacht auf den Weinen. Am letzten war es in der Nacht vom 6. zum 7., wo wir zwei feindliche Forts genommen haben. Die Jäger immer voran. Wir haben große Verluste gehabt. Am Freitag haben wir ein anderes Fort stürmen wollen, es war aber zu stark besetzt. Die Belgier haben die neuesten und stärksten Festungen. Die Kanonenarme werden aus der Erde gehoben, die Kanonen abgefeuer und im nächsten Moment wieder in den Boden wieder. Wir hatten einen sehr schweren Stand, lagen über drei Stunden im tödlichen Feuer. Trotzdem waren wir bis auf dreihundert Meter herangekommen. Ein Sturm war nach Lage der Dinge unmöglich, wir gaben daher die weitere Beschießung auf, da wir sonst vollständig aufgerieben worden wären. Immerhin war es eine tolle Sache, gegen eine solche Übermacht vorzugehen. Wir haben an diesem Tage nicht einen Mann verwundet gehabt, dem Fort dagegen ungeheuren Schaden zugefügt. Unsere Artillerie hat tadelloso geschossen; die Maschinengewehre nicht minder, und wir auch sehr gut, was schon daraus hervorgeht, daß uns das Fort nach der Beschießung einen vierhundertzwanzigförmigen Waffensüllhaufen angetragen hat.“

In der ganzen Gegend sind wir hauptsächlich auch von Zivilpersonen beschossen worden, so daß man bei Patrouillen und auf dem Marsch vor keiner Kugel sicher war. Zivilisten, welche auf uns geschossen hatten oder mit Waffen in der Hand getroffen wurden, wurden einfach erschossen. So haben wir an dem einen Tage etwa zweihundert Mann standrechtlich erschossen und vielleicht fünfzig Häuser in Brand gesteckt, weil wir uns nicht anders helfen konnten, da wir von allen Seiten bedroht wurden. Unser Vorgehen hat geholfen! Heute nachmittag geht's wieder weiter, wohin unbekannt. Bis heute war uns das Schreiben an alle Angehörigen streng untersagt, da unsere Bewegungen im Dunkeln bleiben sollten.“

Der bekannte holländische Journalist Willems schildert im „Telegraaf“ vom 9. August die Zustände in Lüttich während der Beschießung durch die Deutschen. Es heißt da u. a.:

„Während das Publikum den einwirkenden belgischen Truppen zuschaut, bringen die gewaltigen Explosionen und Erschütterungen von der Sprengung der äußeren Maasbrücken nach dem Plag vor dem Stadthaus, wo ich mich befand, und hoch in der Luft sah man nun auch deutlich die deutschen Granaten in ihrem feurigen Lauf zu ihrem Zielhause. Wie ein Komet fährt eine solche hällische Bombe auf ihrem feurigen Schweif durch die Luft, und kaum habe ich sie in ein großes Haus an der Ecke der Rue de l'Abbaye und des Maasplatzes einschlagen sehen, so bricht bereits

eine pechschwarze Rauchwolke durch das Dach, untermischt mit hellen Flammen, eine Vorprobe von dem, was zu erwarten steht, wenn wirklich die Deutschen in dieser Nacht zum Bombardement übergehen. Überall sieht man die Bewohner der Häuser ihre Fenster verbarrieren, und die wenigen Kaffeehäuser in der Stadt, die noch offen waren, schließen ihre Schaufenster; Gassen und Straßen in den Stadtteilen waren bereits vom Wogen ab geschlossen. Die meisten von ihnen waren unter die Flagge des Roten Kreuzes gebracht und zur Aufnahme von Verwundeten eingerichtet worden. Noch fliegt hier und da eine einzelne Bombe in die Stadt, und es geht dann sofort das Geräusch, daß sie eingeschlagen habe. So fliegt die Aufregung, wächst die Angst vor dem, was noch kommen soll.

Gegen neun Uhr abends sitzen wir beieinander in einem Sinterzimmer unter den mit Wägen verdeckten Fronten. Es fällt ein Schuß, der dicht hinter dem Hause einschlägt, so daß der Donner die Scheiben klirrend zerplatzen läßt, während ein Stück der Mauer sich in Schutt verwandelt. Dann wird alles still, unheimlich still, draußen und drinnen. In dem großen Keller unter dem Hause lagen schon ein paar Kinder auf Matratzen schlafend, Patete mit Kerzen stehen herum, Eimer mit Wasser, Sacken und Schaufeln, damit man helfen kann, wenn das Haus einflürzt. Wir legen uns auf dem Flur des Sinterzimmers nieder. Die alten Frauen hinten betend nieder. Um ein Uhr nachts erbt der Ruf „Feuer!“ auf den Straßen, einige Stunden später wieder. Um vier Uhr sehen wir helle Flammen hoch über der Stadt. Man sagt, die Zitadelle brennt, doch sehe ich mit dem Fernrohr, daß es nur Bäume und niedrige Häuser sind. Am die Nacht vorbei ist, kehre ich nach meinem Sotel zurück, ein bißchen nüchtern und enttäuscht. ... Als ich auf den Theaterplatz komme, finde ich dort deutsche Grenadiere, lauter in feldgrauen Uniformen, auch die Helme mit einem Überzug in gleicher Farbe. Sie stehen in Reih und Glied mit Gewehr bei Fuß und lösen einander in der Bewachung der Straßen ab. Den ganzen Weg der Maas entlang, wo die Brücken, auch zwei der innersten, jämmerlich verwüstet sind, und auf dem Weg nach den Hügeln, wo die Zitadelle liegt, stehen die deutschen Soldaten, hinter und vor ihnen das Bußstund, neugierig, aber totenstill. Kein Wort, kein Gernmuel, nichts wird vernommen. Sie schauen nur nach den gefürchteten Deutschen, die jetzt so ruhig daherkommen oder höchstens die Bärte mit einem „Circulez, messieurs!“ zum Weitergehen nötigen. Es fiel mir auf, wie viele von diesen Deutschen offenbar französisch verstehen und sprechen. ...

Ein anschauliches Bild seiner Erlebnisse bei der Eroberung der Festung gibt ein Magdeburger Beamter in dem nachstehenden von der „Magdeburgerischen Zeitung“ veröffentlichten Feldpostbrief: „Wir führen am 3. August von . . . ab, uns war mir bekannt, daß es nach Westen ging. Am 4. August kamen wir in einer größeren Stadt an, wo wir ausgeladen wurden. Hier hatten wir nun nach der langen Eisenbahnfahrt anderthalb Stunden Ruhe. Wir erhielten von den Einwohnern warmen Kaffee und auch zu essen. Sodann wurde der Vortrass angetreten, und schon um acht Uhr früh überschritt unser Regiment als erstes die belgische Grenze. Zunächst ging es bis Henry Chapelle, wo es aus



Der nordwestliche Kriegsschauplatz.

der Feldküche Mittagessen gab (Reis mit Rindfleisch). Die Bewohner waren hier noch ziemlich friedlich und brachten uns Wasser. Dann ging es weiter, den ganzen Nachmittag. Die Chaulsee war hier überall aufgerissen, schwere Baumstämme waren über den Weg gelegt und richtige Barrikaden gebaut, um uns das Vorbringen zu erschweren, aber uns konnte das nicht schaden. Um fünf Uhr nachmittags kamen wir nach Vastilly, wo wir die Nacht verbringen sollten in Wasserquartier. Leider waren sämtliche Häuser verschlossen. Jedoch unser Hauptmann gab kurzhand Befehl: „Brechen Sie die Häuser auf!“ Das Hören wir uns natürlich nicht zweimal sagen: im Umfassen waren die Häuser geöffnet, und ich geriet mit meiner Korporalschaft in eine — Weinhandlung.

Leider wurden wir um halb zehn Uhr alarmiert, da plötzlich aus den Häusern auf unsere Posten geschossen wurde. Wir besetzten die Stadt und erschloßen mehrere Zivilisten, die mit der Waffe in der Hand betroffen wurden. Am Nachmittag hatten wir noch einen französischen Doppeldecker, leider erfolglos, beschossen; er war zu hoch. In Vastilly blieben wir bis ungefähr elf Uhr. Es wurden hier zwei Kameraden verwundet. Dann ging es weiter, bis wir um ein Uhr in Hervé ankamen. Hier in Hervé wurde halbgemacht, und wir lagerten uns in den Straßen, alles war vollkommen ruhig. Um zwei Uhr ging es weiter. Als wir in einer langen, schmalen Straße marschierten, öffneten sich plötzlich alle Fenster, Bomben wurden geworfen und aus Revolvern und Karabinern auf uns geschossen. Wir versuchten zunächst, in einen Torweg zu gelangen, was zum Teil auch glückte. Die keinen Unterschlupf fanden,



warfen sich an den Häusern flach auf die Straße. Es war ein ohrenbetäubender Lärm. Wir bachten alle, hier kommt niemand wieder heraus. Da sprang unser Hauptmann in die Mitte der Straße und rief: „Rechte Kompanie hierher!“ und trotz des heftigen Feuers sammelten wir uns sofort um unseren Führer, und indem wir jetzt das Feuer energisch erwiderten, verließen wir vollkommen geordnet den Ort, mit unserer Feldkiste in der Mitte. Die andere Bagage mußte zurückgelassen werden, da die Pferde erschossen waren. Das Regiment sammelte sich um sieben Uhr auf einem Berggabel, wo wir Bereitstellung einnahmen.

Da wir um drei Uhr nachmittags Artilleriefeuer von den Außenforts erhielten, wobei einem Mann das Bein abgerissen wurde, mußten wir den Berg verlassen. Unser Regiment sammelte sich hinter der großen Steinhölle eines Erdbergwerkes. Unsere Kompanie bekam den Befehl, den links vor uns liegenden Ort zu flambieren und nach vorn aufzuziehen. Als wir das Dorf zu flambieren und nach vorn aufzuziehen wollten, doch diesmal ließen wir nicht mit uns spähen. Wir flambierten die Häuser, hielten die Männer heraus, die sofort vor dem Hause flambiert wurden. Dann wurden die Frauen und Kinder, denen kein Haar gekrümmt wurde, weggeführt und das Haus an-



Von deutschen Truppen mit Maschinengewehren besetzte französische Flugzeug bei Ransbille. Von Dr. H. H. H.

gezündet, und bald brannte das ganze Dorf, was in der Nacht einen graulich schönen Anblick bot.

Um ein Uhr wurde wieder aufgebrochen, wir mußten entladen und das Seitengewehr aufpflanzen, dann kam eine Bionierkompanie mit Leitern und anderem Sturmgewehr an uns vorbei, und sofort wußten wir, daß es jetzt ernst richtig losgehen sollte. Schon um zwei Uhr befanden wir Feuer, aber es ging immer vorwärts. Wir hatten vorerst keine Artillerie, während der Feind uns aus sechs Geschützen mit Schrapnells überfüllte. Die einzige Anmarschstraße, die wir benutzen konnten, wurde von drei Geschützen besetzt. Im Aufbruch ging es vorwärts. Unser Oberst fällt, aber die sechs Geschütze werden erobert. Jetzt entbrinnt ein heißer Kampf um das Dorf Bellaine, jedes Haus muß erobert werden, und endlich trifft unsere Artillerie ein. In diesem Dorf fällt unser Brigadeführer. Um acht Uhr ist der Feind geworfen. Auf unserem Vormarsch finden wir viel weggeworfene belgische Waffen und Tornister. Noch einmal hat der Feind Front gemacht. Er wird angegriffen und geworfen.

Wir nehmen sofort die Verfolgung auf, und um vier Uhr liegt unten ganz tief im Tal Lüttich. Ein prachtvoller Anblick, mit den Maasbrücken und den vielen Kirchtürmen, aber überall sieht man belgische Flaggen. Eine Maasbrücke geprengt, deutlich sieht man in dem hellen Sonnenschein die zerbrochenen Pfeiler. Hier oben werden Schützengräben ausgehoben und Artillerie zum Übermorgen getroffen. Unsere Artillerie beschießt die Zitadelle und die Stadt. Letztere ergibt sich bald, während die Zitadelle noch bis zum

Morgen standhielt, dann aber die weiße Flagge hielte. Leider kamen wir auch diese Nacht nicht zur Ruhe. Da wir einen Angriff befürchten mußten, wurden die Schützengräben besetzt. Am anderen Morgen, den 7. August, wurden wir als Sieger in Lüttich ein, doch sollte man nicht die Kommande, der jetzt bei Bellaine den ersten Schlag versetzt.

Der Sturm auf Lüttich hat persönlich General von Emmich geleitet, und der Kaiser hat ihm für diese Heldentat am 7. August den Orden Pour le mérite verliehen.

Der Sieger von Lüttich, General der Infanterie Otto v. Emmich, dessen Bild wir auf Seite 21 brachten, wurde am 4. August 1848 geboren, hatte also drei Jahre vor dem erfolgreichen Sturm auf Lüttich sein sechsundzwanzigstes Lebensjahr vollendet. Er trat 1866 in das Infanterieregiment Nr. 55 ein, wurde 1868 Leutnant, 1874 Oberleutnant, 1880 Hauptmann und Kompaniechef, 1889 Major, 1894 Kommandeur des Jägerbataillons Nr. 11, 1895 Oberleutnant, 1897 Kommandeur des Infanterieregiments Nr. 114, 1901 Generalmajor und Kommandeur der 31. Infanteriebrigade, 1905 Generalleutnant und Kommandeur der 10. Division, 1909 General der Infanterie und Kommandierender General des 10. Armeekorps (Hannover). Am 27. Januar 1912 erhielt er den erblichen Adel.

Emmich hat sich im Feldzuge 1870 auf 71 das Eiserne Kreuz zweiter Klasse erworben und ist nun für die Exsternung von Lüttich mit dem höchsten preussischen Kriegesorden ausgezeichnet worden.

Die Eroberung von Lüttich war die erste große Waffentat der deutschen Armee. Der bis zum 7. August in unbedeutenden Grenzgefechten sich abspielende Krieg gewann durch diese Tat auf einmal das Interesse der Augen. Man merkte, daß die Deutschen nach nicht viele mehr hatten, und man sagte es, daß auf diese Weise ein Schlacht eine Schlacht folgen würde, wie die Kriegsgeschichte aller Zeiten nicht mehr gelehrt hatte. Die Folge hat der deutsche Marsch zu immer höheren Flügen geführt. Die Meinung irreführen, geht daraus hervor, daß nach der Einnahme der Festung Lüttich durch die deutschen Truppen, wie der „Vol. Anz.“ berichtet, in Brüssel an allen Straßen und Platzhäfen folgender Anschlag erschien:

„Revolution in Deutschland!  
Italien und die Schweiz haben Deutschland den Krieg erklärt!  
Große Schlacht bei Lüttich!  
60 000 Deutsche gefallen und 40 000 Deutsche gefangen genommen!  
Die deutsche Armee in voller Flucht über die Grenze!  
Die belgische Armee hat nur 300 Tote!  
Besser kann man es nicht verlangen.“

Während nach aller Weise nach Belgien gerichtet waren, bereiteten sich auch an der französischen Grenze in den ersten Tagen des August große Ereignisse vor. Am 10. August wurde folgender amtliche Bericht verbreitet:

Der von Belfort ins Oberelsaß nach Mühlhausen gelangene Feind, anscheinend das 7. französische Armeekorps und eine Infanteriedivision der Belagerung von Belfort, ist heute von unseren Truppen aus einer verfehlten Stellung westlich von Mühlhausen in südlicher Richtung zurückgeworfen worden. Die Verluste unserer Truppen sind nicht erheblich, die der Franzosen groß.

Das 7. französische Armeekorps, das in Brunères steht,



Ein Kampf in den Lüften.  
Nach einer Originalzeichnung von H. Kohn.



hat 3 Infanteriedivisionen zu 2 Brigaden von je 2 Regimentern, sowie 1 Korpsartillerieregiment zu 3 Regimentern. Mit der Infanteriedivision von Belfort haben also auf französischer Seite 16 Infanterieregimenter, 3 Kanallierieregimenter und 2 Artillerieregimenter im Feuer gestanden und sind aus veränderter Stellung zurückgeworfen worden.

Das erste große Zusammenreffen zwischen deutschen und französischen Truppen war also so verlaufen, wie wir es erhofften. Der Geist von 1870/71 war noch geblieben in unserer Seele; wie vor vierundvierzig Jahren hatten ihn die Franzosen in offener Feldschlacht nun zum erstenmal wieder an ihrem Leibe verspürt. Ein französischer Vorstoß war blutig zurückgewiesen, die Angreifer zurückgeworfen worden. Daß dieser Vorstoß von Belfort aus kam, widerlegt die unfruchtlichen Gerüchte, die in jenen Tagen gerade über viele französischen Festungen verbreitet waren. Nichts wäre zwar verhängnisvoller gewesen, als wenn man den Feind unterschätzt hätte. Schwer war gewiß auch die blutige Arbeit westlich von Mülhausen; aber ich schwerer die Schlacht, desto glänzender der Sieg. Der erste Sieg über die französische Armee — unsere Herzen dankten Gott, und sie dankten unseren braven todesmüden Truppen, die diesen ersten Sieg errangen!

Bei Mülhausen haben die deutschen Truppen 10 französische Offiziere und 513 Mann gefangen genommen. Außerdem wurden 4 Geschütze, 10 Fahrzeuge und eine sehr große Anzahl Gewehre erbeutet.

Die Schlacht bei Mülhausen wurde nicht nur vom ganzen deutschen Volke, sondern auch von unserer obersten Heeresleitung als ein voller Erfolg von großer Tragweite gewertet. Als Herrsch Worte am 11. August in einer Rede über die Ereignisse der Woche ausführte, war dieser Schlag gegen die Franzosen deshalb so bedeutungsvoll, weil wir uns noch im Stadium der Mobilmachung befanden. Das haben wir selbst 1870 nicht fertiggebracht. Völlig ist ohne die gehörige Artillerievorbereitung gefallen und nun steht in unserer Hand. Der Kaiser „Matin“ schrieb am 1. August, daß Deutschland mindestens zehn Tage zu seiner Mobilmachung gebrauche, und sagte prophetisch hinzu, Frankreich ebenfalls. Kein Mensch in Paris hat wohl daran gedacht, daß während dieser Mobilmachungslage so wichtige Schlagen geführt werden könnten wie die Erstürmung von Vittel und die Niederlage der Franzosen bei Mülhausen. Dabei handelte es sich um keine Augenblickserfolge, sondern um Errungenschaften und Taten von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Der Kaiser richtete an die Truppen, die den Sieg bei Mülhausen im Übermaß erfolgt haben, das folgende Telegramm:

„An das Armeekommando.“

Dankbar unserem Gott, der mit uns war, danke ich Ihnen und den tapferen Truppen für den ersten Sieg. Sagen Sie allen beteiligten Truppen meinen herzlichsten Dank, den ihr oberster Kriegsherr ihnen im Namen des Vaterlandes ausspricht. Geiz. Wilhelm, I. R.

Die in der Schlacht bei Mülhausen erbeuteten ersten französischen Kanonen wurden vor dem Kaiserpalast in Strassburg aufgestellt.

„Die französischen Truppen haben elässischen Boden betreten und sind, von der Bevölkerung mit begeistertem Jubel begrüßt, in Mülhausen eingezogen. General Joffre hat als Oberkommandierender einen stammenden Aufruf an das elässische Volk erlassen.“ So schrieben die Pariser Blätter, und wir in Deutschland haben uns darüber freuen, die alten Sagen von 1870 wieder aufleben zu sehen. Doch es hatte diesmal eine Wichtigkeit, es war ein fürstlicher Wille, in den französischen Wäldern einzuatmen, nur mußte man es seiner tomanischen Unbilligkeit erst mühsam entlocken. General Joffre hatte allerdings einen Aufruf an die Elässer erlassen, aber die Redensart vom Betreten elässischen Bodens durch die französischen Soldaten war doch wohl etwas zu gewagt. Doch aber durch die Wölken waren sie geföhrt, die kühnen Befreier, und hatten aus starker Höhe, wo kein Schuß sie erreichen konnte, bedrucktes Papier in die Winde geworfen. Wie aus Wülheim in Baden gemeldet wird, waren französische Flieger am Sonntag über Mülhausen Patete herab, die in Belfort gebredt waren und also laulerten:

„Kinder des Elsas! Nach vierundvierzig Jahren schmerzlichen Wartens betreten französische Soldaten wiederum

den Boden eures edlen Landes. Sie sind die ersten Arbeiter des großen Werkes der Rache. Es erfüllt sie mit Nührung und Stolz; um das Werk zu vollbringen, geben sie ihr Leben dahin. Das französische Volk steht einmütig hinter ihnen, und in die Kästen ihrer Fahne sind die zerberstenden Worte „Recht und Freiheit“ eingegraben. Es lebe das Elsas! Es lebe Frankreich!“

Der französische Generalissimus Joffre, gebracht durch die französischen Stadtrillen von Mülhausen.

Inzwischen haben unsere braven Truppen den Franzosen bei Mülhausen und bei Lunville die Lehre erteilt, daß man nicht voreilig Hoffnungen als Laichaus aussprechen soll.

Was die Elässer in Mähheit von der französischen Herrschaft zu erwarten hätten, das zu erfahren, wird ihnen nun hoffentlich für immer eripat bleiben. Doch werden die aus Frankreich zurückgewanderten Elässer, die sich nicht dort halten ließen, in der Heimat über die Lebenswirdigkeit, denen sie ausgeliefert gewesen sind, schon genug zu erzählen wissen. So berichtet im „Elässer Tageblatt“ ein junger Elässer über eine geradezu unglaubliche Zumutung, die in Paris an die Elässer gestellt worden ist. In einem Kaffeehaus in Paris, in dem viele Elässer verkehren, lag ein Aufruf aus, in welchem alle wehrfähigen Elässer aufgefordert wurden, sich für die Dauer des Krieges in die Fremdenlegion aufnehmen zu lassen. Dann könnten sie unbehelligt im Lande bleiben. Es braudt nicht hinzugefügt zu werden, daß von den Elässern in Frankreich keiner davon Gebrauch gemacht hat.

Wenn die Franzosen übrigens geglaubt hätten, im Elsas als „Befreier“ begrüßt zu werden, so hätten sie sich gründlich geirrt. Die Elässer fanden fast durchweg auf seiten Deutschlands, und die franzosenfeindliche bildeten die Ausnahme. Die Elässer sind, so erklärte ein aus Strassburg nach Zürich zurückgekehrter Schweizer, gegen früher wie umgewandelt. Sie sehen ganz auf deutscher Seite, und General Deimling, der einst so hart Befehle, wird jetzt begeistert gefeiert. Im Hospital zu Stenz liegen einige bei den Patrouillengeföchten am Sonnabend verwundete Deutsche und Franzosen. In Habsheim ist nach der Schilderung eines Elässers der Anfang des eigentlichen Schlages bei Mülhausen, welches sich durch den Hartwaid bis fast nach Wangenheim und Reichweiler ausdehnt. Die Deutschen hatten die Franzosen fast ganz umzingelt. In Habsheim muß ein schrecklicher Kampf stattgefunden haben. Man sieht zerföhrene Eisenbahnwagen, die von den Franzosen als Barrikaden benutzt worden sind. Einige Häuser sind fast ganz von Kanonenkugeln zerföhren. Auf dem Wege nach Mülhausen liegen französische Leiniger und zerföhnte Uniformen, da und dort der Kadaver eines Pferdes. Die Dörflchen Jilsach und Ringersheim litten weniger. Beide wechselten zweimal ihre Besitzer. Am Morgen waren die Franzosen, am Abend die Deutschen da. Dem Elässer begegneten auf der Heimfahrt zwei deutsche Patrouillen mit französischen Gefangenen, die, wie er bemerkt, unwortlich abblachen von den völlig neu gekleideten deutschen Soldaten.

Die Schilderung eines Augenzeugers der Schlacht gegen wir bereits auf Seite 19–21. Hier möge noch der Zeitschrift eines Lesers der „Leipziger Neuesten Nachrichten“ folgen:

„... Wir sind vorgestern abend in Mülhausen eingezogen, nachdem wir am Sonntag, den 9. August, ein heftiges Geföcht bei ... (vor Mülhausen) hatten, wobei es auf beiden Seiten viele Verwundete und Tote gab. Ich will die kurz einen Überblick über unsere bisherige Tätigkeit geben. Am 8. August um halb 8 Uhr abends führten wir von D. ab bis M. Am 8. August früh sechs Uhr begann der Vormarsch, um dreiviertel zwölf Uhr vollzogen wir den Marsch bei ... Dort eröffneten wir das erste Feuer auf einen feindlichen Flieger, der auch von Artillerie beschossen wurde, aber leider zu hoch war, um getroffen zu werden. Es war ein häßlicher Anblick, wie die Artilleriegeschosse hoch in den Lüften mit bormerndem Geräusch zerföhren und lang andauernde Wölken bildeten. Wir marschierten bis ... wo schon durch fleißige Arbeit der Arbeitskompanie viele große Schützengraben ausgehoben waren. In diesen übernachteten wir, und hier wollten wir den Feind erwarten. Es kam jedoch anders.

Am Sonntag morgen sechs Uhr marschierten wir weiter, über Wangenheim (das Dorf war zum großen Teil geräumt) und machten in Battenheim am Friedhof eine etwa zweistündige Rast. In der Nähe mußte der Feind gemeldet worden sein, man hörte Kanonendonner, und wir brachen auf, nachdem zwei Schützengraber vorausgeschickt waren. Im nächsten Dorfe Sausheim langten wir gegen sechs Uhr an und wurden scheinbar freundlich aufgenommen. Als wir jedoch zwei Kompanien stark am Ende des Dorfes angelangt waren, wurden wir durch ein mörderisches Feuer überfallen, das aus dem gegenüberliegenden Walde aus einer Entfernung von 150–200 Metern kam. Eine große Panik entstand unter den Dorfbewohnern, die sich in die Keller ihrer Häuser flüchteten. Wir Kanonenträger blieben anfangs in den Strahengraben der Dorfstraße in Deckung. Als das Feuer etwas schwächer geworden war, gingen wir Kanonenträger vor, um Hilfe zu leisten. Mehrere Kugeln pöfien mir dicht am Kopfe vorbei, aber ganz gefährlich wurde unsere Lage, als ich mit drei Meist die Dorfstraße entlang ging und wir auf einmal von links und rechts

ja noch ärger als dort waren französische Soldaten in den Häusern versteckt. Heute, am dritten Tage, sind noch einige verhaftet worden. Vom General ist eine Bekanntmachung an die Bevölkerung ergangen, daß jeder, bei dem noch ein französischer Soldat in Uniform oder in Zivil versteckt gefunden wird, auf der Stelle erschossen wird. Seit zwei Tagen schon müssen die Wäden und Wäldchen um acht Uhr geschlossen sein, und kein Zivilist darf sich dann auf der Straße noch zeigen.“

Beide interessante Einzelheiten über die Kämpfe bei Mülhausen bis zum 14. August enthält ein Artikel des „Berliner Tageblatts“, der auch über die Flucht der Franzosen berichtet. In diesem Artikel heißt es:

Freiburg i. B., 18. August.

Hier, wo es aussieht, als ob es überhaupt keinen Krieg in der Welt gäbe, kann ich mit meiner Familie und vielen anderen Mülhäuser Bürgern, die die Stadt geräumt haben, mich etwas erholen und in Ruhe über die Ereignisse der vergangenen Woche berichten. Also am Sonnabendmittag zogen die Franzosen mit großem Pomp in die Stadt ein, von eitelhaften Rundgebungen eines Teils der



Deutsches Massengrab bei Rantershausen nach der Schlacht vom 10. August.

aus den Kellerfenstern besetzt wurden. Anfangs merkte ich das gar nicht, ich glaubte, es seien die Kugeln, die über dem Dorfe wogelten, ich blieb deshalb in größter Ruhe und ging so die Dorfstraße entlang, um Tragbahnen zu holen. Meine Kameraden wurden aber sehr unruhig, zwei stöckelten sich in die Häuser und einer in den Strahengraben. Ich war darüber sehr eröbt, blieb ruhig auf der Straße stehen, drehte mich um (ich hatte immer noch keine Ahnung, daß die Geschosse wirklich aus den Kellern kamen) und rief den drei Kameraden zu, sie sollten machen, daß sie herkämen; einer kam dann auch, und wir gingen im Laufschritt nach dem Lagerort. Hier erst erfuhr ich den Sachverhalt. Die Franzosen hatten sich in die Keller und Läden der Häuser versteckt, und aus den Häusern, aus denen wir anfangs Wasser und Munition bekommen hatten, geschossen. Einige Kanonenträger sind schon gefallen und verwundet. Der Feind, das Franzosenvolk hat auf uns Kanonenträger, ja auf den Stabsarzt und sogar auf Verwundete geschossen. Gegen zehn Uhr begann das Geföcht: von neuem, und zwar viel heftiger als zuvor, und bis zum Morgen hatten wir eine Unmenge Verwundete. Am 10. August rückten wir in Mülhausen ein, wo wir jetzt noch sind. In Sausheim, so ist auch hier nur ein geringer Teil der Bevölkerung gut auf die Soldaten zu sprechen. Als am Sonnabend und Sonntag die Franzosen einzogen, da war großes Leben in M. Die meisten trugen blaueförmte Wägen und bewirteten die Franzosen aufs beste. Und wie in Sausheim,

Elässer umbaukt. Ein Teil der Bevölkerung schrie aus Selbstschützen: „Vive la France!“ Die französischen Soldaten wurden mit Blumen empfangen, wie Freunde behandelt. Es wird mir erzählt, daß Einheimische das Jaunzeug ihrer Pferde föhsten! Als wir am Sonntag früh aufstanden und wie gewöhlich unseren Kaffee auf dem Balkon tranken, in gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, sahen wir auf der Zimmerschwelle öbde eine Menge französischer Truppen aufgestellt, die sich dort mit Jaunzeugigen Berfedern mochten, die ganze Sache mit dem Fernglas von unserer vor der Stadt gelegenen Villa aus sehr gut verfolgten. Es blieb alles ruhig, und nichts röherte sich bis nachmittags. Auf einmal, gegen vier Uhr, fing es ganz in der Nähe an, mächtig zu hallen, und zwar von allen Seiten zu gleicher Zeit. Wir glaubten zuerst, es sei ein Vordringen der Feinde, und wir gingen zum Balkon beim Kaffee sitzen. Plötzlich hab es aber an, aus Sausheim zu föhren, und die Granaten und Schrapnelle schlugen in die Stellungen der Franzosen ein. Es kam Leben in die Reihen oben auf dem Berge, und ein mörderisches Schießen begann. Wir sahen die Schrapnelle kaum fünfzig Meter von unserer Villa in die Höhe fliegen, so daß ich zu meiner Frau sagte: von unserer Villa in die Höhe fliegen, so daß ich zu meiner Frau sagte: in die Stadt hinunterkommen, denn ich glaube, unter Saus halt der Teufel heute nacht.“ In einer Zeit von fünf Minuten waren wir bereit. Mein elässiger Sohn hatte unseren Hund an der Leine, ich das Dienstmädchen mein vierjähriges Tochterchen an der Hand. Ich sah das Sandbildchen, und meine Frau hatte ihre engen Röde hochgezogen, und das mit gutem Grund. Denn es ließ, unter fortwährenden Regengüssen vom Rebberg aus so schnell wie möglich bis auf die Brücke hinunterzufliehen, die über den Rhein-Rhone-Strahl führt. Links und rechts auf der Brücke lagen die französischen In-



anferiensalen und schloßen über das Rudergeländer gegen den Kanal zu während die trachten stürmischen nur so auf der Brücke niederzuckten. Da zwischen durch immer wieder Kanonendonner hörte einmündete und man seinen Augenbild sicher war, ob man mit den Kindern noch hell über die Brücke konnte, liefen wir ein Stück am Kanal entlang und bogen an der Wolk gegen die Säulengänge an den Säulen ein, die gegen den neuen Quartierpalast zu stehen. Immer wieder prallten die Geschosse auf die Häuser und in die Straßen, es war ein Höllenlärm. Dennoch kamen wir gegen sieben Uhr unversehrt vor dem Zentralhotel an. Über hier war alles geschlossen, die eisernen Rollläden herunter, die Eingangstür zu. Mit Wägen und Karren stiegen wir eintritten und wurden in den gewölbten Keller hinuntergeführt, wo schon eine riesige Menschenmenge gekauert waren, die Nacht zu verbringen. Da saßen Mann an Mann und Frau auf Frauen auf Stühlen und Rufen die ganze Nacht herum, während es ununterbrochen draußen trachte und donnerte.

Gegen vier Uhr früh klopfte es heftig an die Haustür. Es waren Franzosen. Mit jubelnden Gerüben bemerkten wir, daß sie auf der Flucht waren. Sie wollten sich um Hilfe bewegen, aber es wurde ihnen nicht ausgemacht. Die Franzosen hatten es bereitwillig mit dem Sterben, daß sie sich nicht mehr die Zeit nahmen, die zu einwäldiger, sonst waren ihnen die Unieren natürlich auf dem Fuß gefolgt, und es hätte in letztem Keller in der Dunkelheit ein ununs Juchsen unangenehmes Gesicht gegeben. War hatten nur ein paar Stangen Eisen, die keine ausweichende Bedeutung zur Unterbrechung von Feind und Feind abgeben. Gegen fünf Uhr früh wurde es still, das Schreien hörte auf, wir gingen, lebend der Arm nachts, sofort auf die Straße hinaus, und kurr, eins und zwei, eins und zwei, marschierten auch schon die deut den Soldaten heran, und in unendlichen Jagen kamen unsere brauen Truppen an. Es wurde gerufen: „Zurück auf! Feind auf! Zurück auf!“ und unsere Herzen schlugen wieder froher und höher. Den ganzen Morgen jagten Soldaten ein, von den Leuten mit allen möglichen Lebensmitteln, mit Speise und Trank beim Durchstreifen bewirtet. Von einem Tabakgeschäft waren im Ru-

Laube von Zigaretten unter sie verteilt. Das war ein Montag früh.

Meine Hoffnung, daß mit der Wiedererlangung von Wülhausen durch die Unieren eine ruhigere Zeit kommen werde, hat sich nicht erfüllt. Schon in der Nacht zum Dienstag, den 11. August, begann wieder ein furchtbares Gemetzel. Man behauptete, aus der heimischen Bevölkerung sei auf unsere Truppen geschossen worden. Am nächsten Tage wurden die Häuser der ganzen Stadt erschüttert, das Ständrecht erklärt, und es wurde bekanntgegeben, daß Franzosen verhaftet habe und dies nicht anzeige, werde erschossen.

Am Freitag, 14. August, durchliefen Wülhausen wieder Gerichte von neuen Geschehnissen. Man sah unheimlich viel zu viele von deutschen Truppen; am letzten Vormittag mußte man von es wieder Gefangene und Verwundete gegeben hatte, und man kamen eine Menge Wagen mit Verwundeten in die Stadt. Die Verwundeten, die schon von der Woche zuvor da waren, wurden nach Freiburg gebracht und die Franzosen, die aus der neuen Verwundete freigemacht. Gegen Mittag hörte man das aus der Feuer wieder ganz in der Nähe, und die Besetzung von Wülhausen durch die Franzosen nochmals in der Stadt. Die Franzosen waren wieder nach Wülhausen gelassen, und gegen sechs Uhr abends wurde die Stadt durch die Franzosen wieder los. Da war ich es vor, den Leuten der Behörden zu folgen. Es gelang mir auch, eine Verwundete, die alle Wege für das Joch geleistet wurden, einen Baumstamm und ein Auto aufzutreiben, und so hindurch zwischen Artillerie und Train, zwischen Munitionskolonnen und Kouragelochungen durchpassierend, nach in der Nacht nach Baden herübergekommen.

Erwähnenswert ist noch, daß die Franzosen bei ihrem Auszuge eine Anzahl Einwohner von Wülhausen, darunter sieben Beamte und Arbeiter des Elektrizitätswerkes, als Geiseln und Wegweiser mitgenommen haben, ebenso einen Lehrer aus Niesesheim.

(Fortsetzung folgt.)

## Illustrierte Kriegsberichte.

### Die Schlacht bei Jamose.

(Bericht hat Mitl. Seite 108/109.)

Die Schlacht bei Jamose, oder richtiger im weiten Raume zwischen dem Hucwa und dem Wejpa, die vom 25. August bis zum 1. September tobte und mit einem großen Sieg der österreich-ungarischen Truppen unter General v. Auffenberg über die Russen endete, ist die bis jetzt längste gewesen, die je in Europa ausgefochten wurde, und eine der größten, die die Weltgeschichte kennt. Die beiden Flüsse, die nahe voneinander entspringen und von denen der eine, Wejpa, sich direkt in die Weichsel ergießt, während der Hucwa in den Bug mündet, einen anderen Nebenfluß der Weichsel, der auf eine weite Strecke die Grenze Russisch-Polens bildet, schließen ein großes, meist ebenes Terrain im südlichen Teil des Gouvernements Lublin ein, das durch die Straße geteilt wird, die von der galizischen Grenze nördlich von Rawo-Russa über Lomazow, Jamose und Arasnoflaw zur Gouvernementshauptstadt führt. Südlich von Jamose liegt Komarow, eine wichtige russische Garnisonstadt, in der sich ein großer Schießplatz befindet, der ein bekannter Übungplatz der russischen Artillerie ist. In diesem Raume trat die Armee Auffenbergs, die von Rawo-Russa nördlich zog, mit den russischen Truppen zusammen, die von Cholm gegen Süden nach Wladimir hielten. Diese russische Armee wollte mit dem Einschlag ihrer gesamten Kraft die österreich-ungarische Front durchbrechen. Sie konzentrierte ihren Angriff auf Komarow und bedrohte das Zentrum der Armee Auffenbergs. Mit beispielloser Kühnheit bestanden deutsch-böhmische und sächsische Regimenter diesem Sturm stand, obwohl die russischen Kräfte, die von General Plehwe, einem Vetter des gewesenen gleichnamigen Ministers befehligt wurden, in großer Überzahl waren. Gewaltige Opfer kostete der Kampf beiderseits, blutbedeckt war schon die Wälfalt, als den waderen Österreichern aus der Richtung von Genski Verstärkung, Hilfe und Rettung kam. Die neuen Truppen, die die Entlastung der Tapferen brachten, standen unter dem Befehl des Erzherzogs Joseph Ferdinand und des Generals der Infanterie Borowies. Letzterer drang mit seinen ungarischen, der Erzherzog mit seinen Tiroler und Salzburger Regimentern vor. In breiter Front ruckten sie nach vorwärts und bedrohten am 28. und 29. August die russischen Streikkräfte mit der Ab-

schnedung ihrer Rückzugslinie, worauf die Russen unter fester Gegenangriffen zu warten begannen. Südlich von Ljowice brachte die Zurückwerfung der stark verstärkten Russen die Entscheidung. Am 31. Schritt die Infanterie des Feindes unter heftigen Kämpfen fort. Gen. v. Auffenberg drückte ihn am südlichen Flügel nach vorwärts, worauf General v. Auffenberg die russische Hauptmacht von Norden her auseinanderzogen. Komarow und die Höhe südlich von Ljowice wurden im Sturm genommen, und der Erzherzog drang gegen Starofel vor. In den späten Nachmittagsstunden des 1. September war der Sieg entschieden. Scharen von Gefangenen, zahlloses Kriegsmaterial, darunter 200 Geschütze, fielen in die Hände der Österreicher und Ungarn.

Die Schlacht war reich an interessanten Episoden. Viele fähige Heldentaten werden erzählt. So manche Stellung konnte erst nach wiederholten Angriffen unter Aufgebot der äußersten Anstrengungen erobert werden. Dort mähnten die Maschinengewehre ganze Reihen nieder, hier entbrannte ein harter Kampf um einige Geschütze. Unaufhaltsam drang die Infanterie Schritt für Schritt vor. Oft sah man keinen der Kämpfenden, alle lagen flach auf dem Boden, und nur schwahe Rauchwolken verrieten, von wo die mörderischen Schüsse kamen. An anderen Stellen fanden ruhige Retterangriffe statt. Unter diesen verdient ein heftiger Kampf österreichischer Mannen mit russischer Infanterie besonders hervorgehoben zu werden. Es war ein furchtbares Gemetzel, das unser Künstler im Bilde festhält; mit Todesverachtung bringen die tapferen Krieger vor, obwohl die Kugeln ununterbrochen an ihren Ohren vorbeisäusen. Es kommt zum Handgemenge; so mancher Mann und sein brodes Pferd wird vom feindlichen Bajonetts schwer verwundet. Mit geschwungenen Säbeln dringen die Reiter vorwärts, da beginnt die Flucht der Russen. Die Infanteristen werden niedergeboren und überritten. Nach einem harten wohlgezielten Streiche und die Maschinengewehre werden zum Schweigen gebracht, ihre Bedienungsmannschaft liegt schwer verwundet oder tot am Boden, andere liegen und reiche Beute fällt in die Hände der triumphierenden Sieger, deren Reihen ebenfalls manche Lücke aufweisen.

Die Schlacht von Jamose wird ein glänzendes Ruhmesblatt sein in der Geschichte dieses Krieges und in der der österreich-ungarischen Armee überhaupt. Sie bedeutete für die Russen eine förmliche Katastrophe. Im Zusammen-



Unser freiwilliges Automobilkorps in Gedenken.  
Das hier Originalzeichnung von Peter W. G. G.





Kraftfahrzeug der Deutschen Armee.

Dr. Lehmann, Berlin, 1914.

hang mit den Siegen bei Krassnik und Meseritz-Duza wurden durch die Aktion Kuffenbergs die russischen Kräfte zwischen Bug und Weichsel von dem in Disziplin operierenden russischen Heer abgeschnitten.

Eine russische Armee hatte die Aufgabe, am Rufe des Befehls gegen Kuffenberg vorzurücken, sie wurde von General Danil bei Krassnik geschlagen; eine zweite hatte, dem Zug entlang marschierend, Disziplin zum Ziel. Ihr trat Kuffenberg entgegen; die Unerschrockenheit, Ausdauer und herrliche Opferbereitschaft seiner Truppen hat glücklich vereitelt, daß der Feind dieses Ziel erreicht hat. So haben sich zwei siegreiche Armeen der österreich-ungarischen Monarchie wie ein eiserner Keil in den lebendigen Leib der Russen hineingeschoben, ihre Operationsfront zerrissen und ein einheitliches Zusammenwirken ihrer Gesamtmacht aufgehoben.

Darin liegt die hohe Bedeutung des Sieges Kuffenbergs bei Jassow.

### Selbstfahrer im Kriegsdienst.

Von D. R. Hoop.

(Hierzu die Bilder Seite 117-119.)

Im jetzigen Weltkrieg kommen die großen Fortschritte des Waffenhandwerks zu gewaltigster Wirkung, aber mit zu den entscheidenden Notwendigkeiten in den Kriegen verbänden der Millionenheere gehört jetzt auch der Kraftwagen in seinen so vielfachen Varianten. Die schier unzähligen Möglichkeiten seiner Verwendung sind in den wenigen Feldzugswochen schon nach jeder Richtung erprobt und in die Tat umgesetzt worden. Das begann in den Mobilmachungstagen, folgte sich fort bei der Zusammenziehung und beim Aufmarsch der Truppenverbände in der Heimat und beim Vorrücken gegen die feindlichen Grenzen, wie bei deren Überschreitung. Dabei gab uns jede nur denkbare Einzelheit in der Mobilisierung des Heeres und in der Befehlshabung der vorbereitenden und ausführenden Arbeiten Gelegenheit, uns von den wertvollen Diensten, von der hervorragenden Befähigungsfähigkeit und Zuverlässigkeit der deutschen Kraftfahrzeuge in ihren so mannigfaltigen Bauarten und Stärkeverhältnissen zu überzeugen. Da hat der Selbstfahrer bereits seine militärische Unentbehrlichkeit sieghaft nachgewiesen, und in noch viel weiterem Umfang geschah dies dann während der bisherigen Operationen im Felde.

Der oberste Kriegsherr, seine Verbündeten und Feldherren, die sonstigen höheren Truppenführer, Generalstabler und Adjutanten, die Leiter größerer Munitionskolonnen und Sanitätskolonnen, die Luftschiffer und Flieger, die Feldvertreter des roten Kreuzes und die Kriegsbereitschaftler, wie noch viele andere auf dem Kriegsschauplatz würden das Automobil ohne Schaden

Bedeutung kommt erst draußen im Felde auf Schritt und Tritt zu voller Geltung, wo die beispiellose Ausdehnung der Bewegungen und Kämpfe im offenen Gelände wie an den unzähligen Stellen, Korts und sonstigen Sperrbefestigungen geradezu ungeahnte Anforderungen an seine Schnelligkeit und Widerstandsfähigkeit stellt. Da zeigt sich denn auch die Vielseitigkeit des Kraftwagens im besten Licht, besonders in der Rolle der Personentransportwagen und zwar nach genauer Berechnung und Einteilung seitens der Armeeleitung. Die höheren Stäbe sind mit schnellen und starken Kraftwagen versehen worden, die in der Ebene hohe Geschwindigkeit entwickeln und in hügeligem und bergigem Gelände, wie jetzt in den Vogesen, in Luxemburg, Belgien und Nordostfrankreich, jede fahrbare Steigung anstandslos überwinden. Da sind diese Wagen für die Befehlsausgabe, für die Durchsicherung, die Überwachung und die oft notwendig werdende schnelle Abänderung der gegebenen Weisungen von der größten und vielschichtigsten aus schlaggebender Wichtigkeit, während die weniger schnellen und kräftigen Autos ihre nützliche Verwendung als Begleitwagen für leichtere und schwerere Kolonnen und für den Dienst des Feldpostens und Telephonwesens, wie auch des roten Kreuzes finden. Man erfährt draußen, daß schnelle Wagen gelegentlich Vorwärtzungen dienen und besonders auch für eilige Bewegungen nach vornwärts und rückwärts sich eignen; ebenso kann in dringenden Fällen schnelle Heranholung kleinerer Truppenteile, des Munitionserlasses oder schnellste Erledigung anderer Sonderaufgaben in Betracht kommen, und wiewohl wertvolle und segensreiche Dienste das Automobil in der Bergung der Verwundeten und ihrer Überführung aus den Gefechtsgebieten nach rückwärts, bei ihrer Verlorenung auf den Verbandplätzen und schnellen Unterbringung in den Feldlazaretten leistet, das habe ich auf dem Kriegsschauplatz selbst sehen können und ausführlich darstellen hören. Der Kraftwagen mit dem roten Kreuz hat im jetzigen Feldzug seine bleibende Bestimmung und Unentbehrlichkeit selbst einwandfrei erwiesen. Die besonders gebauten und mit allen notwendigen Einrichtungen versehenen Sanitätsautomobile des Heeres und des roten Kreuzes bilden eine segensreiche Einrichtung für die Beförderung von Verwundeten, ebenso wie hierfür eingestellte und eingerichtete Motoromnibusse, Auskutschwagen und sonstige Fahrzeuge, die durch Einbau von Tragbahren hierfür geeignet gemacht worden sind.

Das Lastautomobil fällt jeder denkbaren Konstitution findet nicht minder vielseitige Verwendung. Die Heeresleitung hat deren eine große und mannigfaltige Anzahl selbst herstellen lassen, während die den industriellen Betrieben entnommenen, ihrer unzähligen Motorwagen in so ziemlich jeder Bauart und Größe ihre Verwendungsfähigkeit bereits nachgewiesen haben. Rein militärische Fahrzeuge

im einzelnen und für die Allgemeinheit nicht mehr entbehren können und wollen. Unsere Heeresleitung hat ebenso wie die unserer Feinde diese für immer feststehende Tatsache beiseite gelassen, ihre so vortrefflichen Pläne und Berechnungen einbezogen, deshalb ihre Kraftfahrtruppen geschaffen und stetig ausgebaut und für den Kriegsfall sämtliche abkömmlichen und brauchbaren Selbstfahrer im Privatbesitz listenmäßig unter Kontrolle gehalten und bei der Mobilmachung ungenutzt ausgehoben, was einen besonderen Ausgabe-posten von sehr vielen Millionen bedeutet.

Der Automobilbetrieb für militärische und notwendige Zwecke dieses der Grenzen ist an und für sich schon sehr umfangreich, aber seine ganze Überwältigung

dieser Art gibt es für alle möglichen Zwecke. Die höheren Stäbe haben ihre besonderen Wagen für das große Karten- und Material, für die Scherenferntrohe, die Messtische und sonstiges Zubehör im Betriebe der Überleitungen. Das Kaiserliche und andere Hauptquartiere benutzen Kühnwagen mit Selbstkraft; die Ballonkolonnen benötigen Sonderwagen für Säulen, Räder und Gasflaschen, die Fliegerabteilungen solche für ihre Flugzeuge; für Motorreife, Ausbesserungsmittel und Benzin. Die Telegraphenbatalione, die jetzt nur noch Telephon- und Telefontendienst ausüben, die Festungsartilleriekommanden, die Eisenbahntuppen und die Pioniere haben alle ihre besonders eingerichteten Fahrzeuge, und dazu kommen schließlich noch Scheinwerfer und Feldpostautos, wie auch Lastwagen für Benzin und Öl fern von den großen Kraftwagendepots.

Zahllose Lastautomobile aus Privatbesitz finden dankbare Verwendung zur Beförderung von Munition, Verpackungsmitteln und Futter, wo es sein muß von Wasser, von Ausrüstungsgegenständen und Ersatzteilen aller Art, und draußen im Aufmarsch- und Kampfgebiet begegnet man unaufhörlich den schier endlosen Kolonnen mit größeren und kleineren Kraftwagen, die ihre frühere friedliche Verwendung in allen nur denkbaren industriellen Betrieben

nach durch ihre Formen und sonstigen Ausstattungen verraten. Zu den Selbstfahrern im militärischen Dienst zählen natürlich auch die schwerfälligeren Dampfkraftwagen, die im Felde sind, die großen und größten Geschütze und Mörser und deren Munitionsbedarf, wie auch sonstige Kriesslasten zwar langsam, aber sicher überallhin ganz nach Notwendigkeit zu befördern; diese haben noch den Vorteil, daß sie ihr Brennmaterial, sei es Kohle, Holz, Öl, Petroleum, Spiritus usw., auch draußen im Felde nicht in allzu großen Mengen mit sich zu führen brauchen und viel leichter damit versorgt werden können, als das Auto mit dem kostbaren und unentbehrlichen aller Betriebsstoffe, dem von der Armeeverwaltung so umfassend gesammelten und so sparsam als möglich gebutelten Benzin.

Nicht zu vergessen ist auch das Kraftfahrzeug, das im großen Kriegsdienst seine eigene wertvolle Verwendung findet und oft noch da durch- und fortkommen kann, wo das Automobil durch Anhaufung oder Stöckung im Heres- und in dessen Fahrzeugkolonnen, durch Schmalheit oder schlechte Befähigung der Fahrzeuge, wie auch durch die Gefechtslage oder allzu deutliche Fieberberührung für feindliche Artillerie ganz oder teilweise an der Tätigkeit verhindert ist.

Hervorragendes leistet das Kaiserliche Freiwillige Auto-

mobiltorps, dessen Mitglieder persönlich ihre Wagen steuern und durch did und dünn, über Felder und Gräben ihre Wagen und deren Insassen an die kämpfenden Truppen bringen. Die Mitglieder dieses Korps haben während des Krieges Offiziersrang, der Monteur Unteroffiziersrang. In Belgien haben viele Kraftwagen des Korps unter dem hinterlassenen Feuer der Granattreuer leiden müssen, doch die Schweißarbeit der Wagen und die Ruhe der Fahrer hat diesen Banden bald ihr Handwerk geleigt.

### Brief eines Vorkämpfers.

(Hierzu die Bilder Seite 120-122.)

Stuttgart, den 10. September 1914.

Mein lieber Storch!

Aber vier Wochen bin ich unversehrt geblieben, in acht größeren Gefechten und mancher schwierigen Patrouille, die Augen haben sich stets damit begnügt, nur Säbelschneide, Verbandpäckchen und andere Ausrüstungen zu zerlegen. Aber am Montag haben sie's ganz gewaltig auf mich abgeleitet. Mit lagen im wesentlichen von Beduin, ich hatte mit dem Glas die Wundung unserer Artillerie zu beobachten und lag, ziemlich weit vorn, mit aufgestellten Elbogen im Sattel. Ringsum schlugen Schrapnells ein und pflöhen die Gewehrflinten, an die man sich schon ganz gewohnt hat. Just wie ich einmal den Kopf senkte, saß eine Vollgranate da über mir weg, wo noch soeben dieser ziemlich wichtige Körperpart war. Komme das Geschöpf schon den Kopf nicht haben, so ist es mir doch der Lornleier weg, und zwar mit solcher Wucht, daß ich glaube, es habe mir das Kreuz abgeschlagen. Ich versuchte aufzustehen, und siehe da, es gelang, ich war unversehrt. Nun, dachte ich, wenn du so ein Gluck hast, kannst du auch ruhig noch ein bißchen weiter beobachten. Das nahmen mir aber die Franzosen ganz genau ab. Nun hatte ich das Glas wieder angelegt, als irgendwo in meiner Nähe ein Schrapnell platzte und an meinem rechten Arm etwas Warmes herunterzufliegen begann.

Meine Aufgabe war im wesentlichen erledigt, und um Bericht zu erstatten, mußte ich zurück. Ich trost also in der Richtung auf den Verbandplatz zurück und fand dabei unter anderen Ausrüstungen meines Lornleiers meinen kleinen Photostaten, das Tagebuch und einiges andere, was ich zu mir hatte.

Mit dem Verbinden und Abtransportieren wurde ich merkwürdiges Glück; erst als ich meine Wundung erstattet hatte, wurde mir ein ganz klein wenig schwindlig.



Ein Kraftwagenzug.

Dr. Lehmann, Berlin, 1914.





Das Grenadier-Regiment Königin Olga (1. Westfälisches) Nr. 119 vor einem brennenden Dorf.

Dann ging's im Auto zum Feldlazarett, von wo ich am nächsten Morgen mit einem Sanitätszug weiterbefördert wurde.

Nun bin ich glücklich bei Müttern in Pflege und sende Dir den Film, der noch im Apparat war, zur Entwicklung. Hoffentlich sind die Aufnahmen gelungen. Die erste ist ein braver Landsturmann als Bahnwache, die zweite ein sogenannter Spanischer Reiter, ein Elengitter, mit dem Straßen für Autos, Räder usw. gesperrt werden. Die zwei folgenden Aufnahmen sind sicherlich die interessantesten, sie zeigen unsere Grenadiere vor einem brennenden Dorf. Die ersten Häuser hatten wir bereits im Sturm genommen und in Brand gesetzt, um die Franzosen daran zu verhindern; dann kam es zu heftigen Straßenkämpfen, als plötzlich unsere Artillerie anfiel, das ganze Dorf zusammenzuschießen. Während dies geschah, zogen wir vor, uns die Sache von draußen zu ansehen, und ich benutzte den Moment zur Aufnahme. Das ganze Dorf war umstellt, und so wurden denn endlich vierhundert Franzosen gefangengenommen und abgeführt. Unser Feldwebel flüchte im reinsten Schwäbisch, weil die Gefangenen nicht recht laufen wollten, und beteuerte immer wieder: „Die Sempel verschandenet mit ganz gut!“

Die letzte der Aufnahmen stellt einen der friedlichsten Augenblicke des Krieges dar: mit Jubelstufen werden Liebesgaben verteilt, die uns loeben die Feldzüge herangeführt hatte. Die „Gulachstanone“ bringt uns nämlich manchmal Patete mit in die Front; so erhielt ich neulich durch sie ein Kissenpaket mit meiner neuen Uniform, mit dem ich dann zwei Tage in Schlingengärten lag, ohne mich umziehen zu können; weiß der Himmel, wo es sich jetzt befindet! — Die Gulachstanone ließen wir heiß, denn von blauen Bohnen allein wird man nicht satt.

Nur Schluss! Besuch mich mal und sei gegrüßt von Deinem  
Fering.

### Ein Kampf in den Lüften.

(Gleitzu die Bilder Seite 112-113.)

Aber den Wert der Aufklärungsstätigkeit unserer Flieger ist das beste Urteil in dem Ausspruch eines militärischen Sachverständigen enthalten, der da sagte: „Ein guter Flieger sieht in einer Stunde mehr, als die Armee in drei Tagen verarbeiten kann.“ Daraus ergibt sich von selbst, daß die Truppen mit allen Mitteln danach trachten, jeden auftauchenden feindlichen Flieger schnellstens herunterzuholen. Gewehre, Feldgeschütze und Maschinengewehre richten sich sofort auf ihn, und es gelingt ihm nicht immer, sich rasch genug durch Höhergehen dem Bereich der Geschosse zu entziehen. Auf diese Weise fand der bekannte Franzose Santos, der seinerzeit als erster den Montblanc überflog, den Tod; ein Volkstreff der deutschen Artillerie verwandelte seine Maschine im Nu in einen flammenden Klumpen, der in jähem Sturz zur Erde sank. Doch auch untereinander bekämpfen sich die feindlichen Flieger, vielfach in der Weise, daß der eine den anderen zu überfliegen und dann von oben her durch Auswerfen von Bomben zu vernichten sucht. Ferner wissen wir, daß die Franzosen im letzten Herbst auf dem Flugplatz zu Villacoublay eine besondere Art gepanzerter Eindicker erprobten, die mit Mitrailletten ausgerüstet waren, wie sie denn überhaupt von diesem Zweig ihrer militärischen Rüstung die glänzendsten Erfolge versprachen. Unsere Flieger freilich haben wiederholt erklärt, es sei ihnen ein Rätsel, was aus all den berühmten französischen Fliegern geworden ist; so hat einer, der schon über Paris war, auf all den Übungsflügen seit Beginn

des Krieges nur sechs Feinde in der Luft gesehen, von denen zwei Engländer waren. Wie solche Duellen in den Lüften sich abspielen, davon möge folgender Bericht eines Fliegers eine Vorstellung geben, der selber einen solchen Kampf zu bestehen hatte und das gefährliche Erlebnis höchst anschaulich mit folgenden Worten beschreibt:

Ich hatte den Auftrag bekommen, die Stellungen der englisch-französischen Truppen nach der englischen Niederlage bei Maas festzustellen. Ein Offizier ging als Beobachter mit. Wir flogen zuerst die Hauptstraße nach Paris entlang. Nach etwa einhundertm Meilen, bei dem wir feststellen konnten, daß die Engländer sich zurückzogen, machte der Beobachtungsflieger eine Stütze, etwa 300 Meter über mir, einen Bristol-Doppeldecker, der uns verfolgte. Wir befanden uns in 1600 Meter Höhe. Da mein Eindicker geringere Schnelligkeit besaß als der Bristol, holte er uns bald ein. Vergebens machte ich den Versuch, über den Feind zu kommen. Es gelang mir nicht. Der Bristol hielt sich immer genau über uns; er ließ sich weiter herab und war nur noch 150 Meter über uns. Da hatten wir das Gefühl, das ein Vogel haben muß, wenn der Falke über ihm schwebt. Wir glaubten, daß der Feind näher herankomme, um ein näheres Ziel für seine Bomben zu haben. Also zogen wir unsere Reperaturstolen und begannen zu lächeln. Es war uns inzwischen klar geworden, daß der Engländer keine Bomben besaß, aber daß er sie nicht vorn aus seinem Flugzeug werfen konnte. Ein entsetzlich aufregender Augenblick! Der Doppeldecker war noch weiter geklinkt, und jetzt begann das Gefecht auf beiden Seiten. Der Beobachter und Führer

des Doppeldeckers eröffneten ein Feuer, als wir in gleicher Höhe, etwa 150 Meter Abstand, flogen. Näher zu kommen, wagten sie offenbar nicht, aus Angst, daß wir Bomben werfen könnten. Minute auf Minute verfiel. Es hörten uns Stunden. Ich glaube jeden Augenblick, das Ende sei gekommen. Das dauerte eine halbe Stunde. Dann fiel mich mein Beobachter an die Schulter und zeigte mir etwa 300 Meter höher einen kleinen französischen Biérot, der in rasender Fahrt heranlief, um dem Bristol-Doppeldecker beizustehen. Im Kreise fuhr er um uns herum, und die Augen schrien uns nur so um die Ohren. Aber da hörten wir plötzlich durch das Knattern des Motors Kanonenschüsse. Wir waren über den deutschen Truppen angelangt, die den Biérot und den Bristol beschossen. So waren wir gerettet.“

### Mein erstes Gefecht.

(Gleitzu die Bilder Seite 113.)

Liebe Eltern und Geschwister!

Sei war der Tag und küßt die Schlacht, küßt war der Abend und küßt die Nacht.

Dieses Diktatwort nimmt genau auf das erste Gefecht, das ich mitgemacht habe. In der Nacht vom 19. auf den 20. August standen wir auf Vorposten in einem Wald, als gegen ein Uhr morgens die Nachricht vom Abmarsch eintraf. Die Zelte wurden abgebrochen. In einer Viertelstunde befand sich die Kompanie auf dem Marsch ins Unbestimmte. Niemand ahnte, daß dieser Tag so große Läden in unsere Reihen reißen werde. Bald schlafend geht es auf der Straße dahin. Hin und wieder hört man fernen Kanonendonner und sieht am Horizont den Schein brennender



Während des Feuers der Artillerie hat sich die Infanterie vor das Dorf zurückgezogen.



Orte. Blurot geht die Sonne auf und beleuchtet von Artillerie, Fußvolk und Bagagelotzen. Nicht befehle Straßen. Alles drängt vorwärts. Nach längerem Marsch trat die Kompanie etwa um sechs Uhr beim Regiment ein, und sofort geht es weiter. Wir sind heute nötig, heute kommt der Ernst, so denkt jeder.

In der nächsten Ortschaft, die wir passieren, liegen in der Kirche Verwundete. Immer vorwärts! Scharenweise begegnen uns fliehende Einwohner mit ihren Habegelegenheiten, meist Frauen und Kinder. Links der Straße steht die Artillerie schon schußfertig. Hin und wieder Kanonendonner und Gewehrfeuer. Im Straßengraben der erste tote und Ausrichtungsgewandte französische Gefallene und Verwundeter. Noch eine kleine Anhöhe. Auf der Höhe das Dorf Kautzlingen.

Kompanie halt! Vorwärts! Die Kriegslage wird beamtgegeben. Vor uns im Grunde ein besetzter Wald, derselbe muß genommen, die Franzosen geworfen werden. Doch soll zuvor Kasse gefeuert werden. Ich gehe zurück zur Geschütze. Zum — laßt die erste Granate über unsere Köpfe und bietet uns den Morgenröte. Alles schreut zusammen. Wir gehen durch die Ortschaft vor und stehen



... Mit Jubel und Begeisterung werden Liebesgaben verzehrt ...

am linken Flügel der Brigade. Unaufhaltsam geht es vorwärts; ein Teil unserer Infanterie hat den Wald schon genommen. Die erste feindliche Granate schlägt ein, ohne zu schaden. Die zweite ist besser. Das Bataillon geht zurück und wird an einer anderen Stelle eingesetzt, aber auch hier gibt es keine Arbeit für uns, denn durch andere Regimenter ist der Wald bereits genommen worden. Verwundete schleppen sich aus dem Wald zum Verbandplatz.

Die Brigade sammelt sich und marschiert auf der Straße vorwärts, ein Trupp Gefangener wird vorbeigeführt. Der Hitze wegen gehen wir am Waldrand, wo eben das Geschütz haltgefunden hatte. Doch welche Anblick! Unter den Büschen und in Gräben, hinter Bäumen tote und Ver-

wundete. Noch ein Schuß, alles ruhig. Die Brigade sammelt sich zwischen Gehölz und Waldrand. Nun erfährt man die ersten Verluste. Mancher treue Kamerad liegt tot oder verwundet in dem Gehölz. Die Überlebenden drücken einander die Hand, und nun geht's aus Einzelnen der Kompanie. Sie hatte bedeutend gekostet. Etwa fünfzig Mann waren verwundet oder tot, und doch war das im Verhältnis zu anderen Kompanien, bei denen die Verluste das Doppelte und Dreifache betrugen, wenig.

Diesen Wald auszuräumen, der nun wieder vor uns lag, war unmöglich. Es war halb acht Uhr abends, und nach hatten wir nichts gegessen. Wir stellten Sicherungen aus und zogen uns in den Wald zurück. Nun begannen die Sanitäter mit dem Absuchen des Schlachtfeldes.

Wieviel Schmerzlichendes gab's zu hören und zu sehen. Endlich um neun Uhr kamen die Feldküchen noch, um uns zu stärken. Wir setzten wieder auf Schlachtfeld zurück und schliefen unter den Gefallenen. Schon vor Tagesanbruch gingen wir in den Wald zurück, um nicht gesehen zu werden. Diese Vorsicht war unnötig, da sich der Gegner weit zurückgezogen hatte und fluchtartig die Grenze zu erreichen suchte.

Unter den Toten und Verwundeten befinden sich sehr viele Offiziere. Auch unsere Kompanie verlor einen Zugführer. Dies mein erstes Geschütz.

Liebe Eltern und Geschwister, von Euch habe ich seit Innohstadt nichts mehr erhalten. Gestern bekam ich von Frau Walter einen Brief.

Wahrscheinlich bittet die schlaue Schrift. Ich liege nämlich auf dem Rücken und schreibe auf der Trommel meines Tambours.

Nun zum Ende, da es alle Augenblicke weitergeht. Deutschland ist jetzt lauter von Franzosen, und wir liegen jetzt hinter der Gesteinslinie, 3 Kilometer von der Grenze entfernt.

Solange ich der von unseren schweren Kanonendonner an mein Ohr, der von unseren schweren Feldgeschützen herdröhrt, welche die Forts beschlagen.

Euer Fritz.

### Gebirgskrieg in Serbien.

(Giberg die Wälder Seite 100 und 101.)

Die Bevölkerung nicht nur Deutschlands, sondern selbst Österreich-Ungarns hat sich den Krieg in Serbien viel leichter vorgestellt, als er tatsächlich ist. Daß dies in Deutschland geschah, ist mit Rücksicht auf die geringe Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse leichter begreiflich als bei der Bevölkerung von Österreich-Ungarn, die sich ja doch noch an die Schwierigkeiten der Okkupation Bosniens erinnert und leichter Gelegenheit hat, den landschaftlichen Charakter Bosniens, der vielfach mit jenem Serbiens übereinstimmt, sowie die dortigen Serben kennen zu lernen. Allerdings liegt Belgrad förmlich auf dem Präkariateller, wo ungarischer Boden nur durch die Donau und die an ihrer Mündung dort übrigens sehr breite Save getrennt, und selbst gewissermaßen geradezu zur Verschlingung ein. Aber Belgrad allein ist noch nicht Serbien, und aus strategischen Gründen ist ein Schwerpunkt des Angriffes der österreich-ungarischen Armee gegen Serbien an die bosnisch-serbische Grenze und an die Drina verlegt worden, wo



Ein Landsturmman als Wäldwache in Gebirgsland

sich die weißen kaltrischen Gebirge mit ihren festungsartigen Felsen befinden. Die Infanterie Österreich-Ungarns hat in Gebirgsland vielfach Gelegenheit gehabt, sich in Gebirge auszuweichen, und es gibt viele Bataillone — von den eigentlichen Alpenjägern und den Tiroler Kaiserjägern ganz abgesehen, die im Gebirgskrieg vorzüglich und unübertrefflich sind — die in der Überwindung der Schwierigkeiten des gebirgigen Terrains Meisterhaftes leisten. Von diesen Schwierigkeiten an der serbischen Grenze macht sich derjenige, der sie nicht kennt, kaum eine Vorstellung. Sie gleichen den schon auf Seite 79 geschilderten montenegrinischen Verhältnissen. Neben tiefen Tälern erheben sich steile Felswände, während anderwärts die Berge mit einem Urwald bedeckt sind. Dichte Vegetation wechselt mit farrartigen Stellen. Ein weicher Kalkstein finden sich oft ungeheure Einsenkungen, sogenannte Dolinen, die häufig einen Durchmesser von 50 Metern bei einer Tiefe von 25 Metern erreichen und stellenweise durch kaum mehr als meterhohe Ränder voneinander getrennt sind. Gerade in den tiefsten Stellen stehen oft die mächtigsten Bäume. Durch dieses schwer zu begehende Terrain zwischen Bosnien und Serbien müssen sich die vorgehobenen Patrouillen der österreich-ungarischen Armee mühselig ihren Weg bahnen. Eine solche Patrouille in einem farrksteinreichen Abschnitt des serbischen Grenzgebietes zeigt eines unserer Bilder. —

Eine zweite Schwierigkeit, mit der die österreich-ungarischen Truppen bei ihrem Kampf gegen die Serben zu rechnen haben, ist die Unzuverlässigkeit und Hinterhältigkeit der dortigen Bevölkerung. Insbesondere die Landstriche an der Grenze sind von einer äußerst armen Bevölkerung besetzt. Ein entsprechendes Bild herrscht dort allenthalben und bringt es mit sich, daß die österreich-ungarischen Truppen vielfach auf den Nachschub ihrer Verpflegung angewiesen sind. Die Dörfer sind meist klein und Ortschaften von der Bedeutung derjenigen, die unser Bild zeigt, selten. Als die österreich-ungarischen Truppen zum Angriff gegen Serbien voringen, wurden auch viele größere Ortschaften meist nach hartem, heißem Kampf besetzt, und dem Augenblick, wo die Verpflegungssolomen sich ordneten und die Vorräte in gesicherter Stellung zur Auslieferung bringen konnten, war stets ein blutiges Ringen vorangegangen, und zwar nicht nur gegen die regulären Truppen, sondern in viel ärgerer und schrecklicher Weise gegen die Bevölkerung und die Komitads. Fälle von Verat waren ebenso häufig wie Fälle, in denen Greise und Weiber aus dem Hinterhalt auf die kampfenden Truppen, die nach schwerer Arbeit und eigentlich als Befreier der gedrückten Bevölkerung eingogen, schossen. Dem Verstehe eines Augenzeugen ist unter anderem zu entnehmen, daß die österreich-ungarischen Truppen bei ihrem ersten Übergang über die Drina einen sehr schweren Stand hauptsächlich wegen der Rufen und des Verrates

der Bevölkerung hatten. Die Komitads schlichen in der Regel gut. Sie haben aber vor den Bajonetten eine große Angst, und wenn es zu einem Angriff mit dieser Waffe oder gar zu einem Sturm kommt, so fliehen sie gewöhnlich. Es ist dies eine interessante Erscheinung, die man in ähnlicher Weise auch bei den Kosaken finden kann. Die Kosaken, wie die Komitads durchweg Menschen auf einer verhältnismäßig sehr tiefen Stufe, können nur den Gebrauch einer Waffe und sind in dieser lauer. Andere Waffen aber, die ihnen nicht geläufig sind, erregen oft in ganz besonderem Maße ihren Schrecken. Der Kosak fürchtet sich vor seinem Säbel und vor seiner Lanze, macht der Feind aber auch nur Miene, das Gewehr anzulegen, so flieht er. Umgekehrt ist es bei den serbischen Komitads, die sich im Feuer bewähren, dem Säbel und dem Bajonetangriff aber nur selten Widerstand leisten. In Serbien weiß aber auch das Volk selbst mit der Feuerwaffe erstaunlich gut umzugehen. Die Alten haben meist schon in früheren Jahren einmal im Feuer gestanden, und so mancher zeigt eine Wunde aus den Türkenkriegen. Es ist bekannt, daß während des letzten Balkankrieges in Serbien selbst Frauen zum Gebrauche der Gewehre förmlich einbezogen wurden. Oft kommen die österreich-ungarischen Truppen in Dörfer, die anscheinend ganz leer und verlassen sind. Möglicherweise werden die einziehenden Soldaten aber von allen Seiten beschossen. Vor den Bäumen und aus den Dächern heraus regnet es Kugeln. In anderen Fällen zeigt sich die Bevölkerung freundlich, ja zuvorkommend. Meist ist dies ein böses Zeichen, und die Truppen unserer

Verbündeten, die jetzt durch Zurechtung vorsichtig geworden sind, wissen dann meist, daß der Feind nicht weit ist. Er hält sich versteckt und wartet nur ab, bis die Truppen es sich möglichst bequem eingerichtet haben, um dann plötzlich aus seinem Versteck auszubrechen und ein mörderisches Feuer zu eröffnen. Ein Verwundeter erzählte jüngst, daß er den Schuß in seinem Arm bei einer ähnlichen Gelegenheit erhalten habe. Seine Abteilung zog in ein Dorf, das wie ausgestorben schien. Nur vor einem Hause sah ein Greis, der beim Anblick der feindlichen Truppen in bestergerter Ruhe auf die Monarchie und Kaiser Franz Joseph ausstrahlte. „Wie glücklich sind wir, daß ihr endlich kommt, wir sind eure Freunde, ihr sollt uns von den Schrecken befreien, in denen wir leben!“ und in langen Trüben schilderte der alte und so harmlos aussehende Mann das Elend, das seit den Zeiten König Beters in das Land gekommen sei. Auf die Frage des Offiziers, ob serbische Soldaten in der Nähe seien, bezeugte sich der Greis, und dann die Hände zum Himmel erhebend, wies er sich glücklich, schon seit langem keinen von dieser Bande, wie er sich ausdrückte, mehr gesehen zu haben. Sie seien längst gestrichelt und hätten mitgenommen, was die armen Dorfbewohner noch gehabt. Die Abteilung verließ nach kurzer Rast das Dorf, und kaum einige Schritte entfernt, überschüttete sie ein wahrer Hagelregen von rückwärts. Die Komitads hatten



„Spanischer Reiter“. Offensivster zur Straßenpersecution für Autos und Autos.



sich versteckt gehalten und waren der Abteilung dann in den Rücken gefallen. Nach einem heißen Kampf wurde aber der Feind zurückgedrängt, die Abteilung kehrte in das scheinbar verlassen Dorf wieder zurück, und der so freudlich blühende Kreis war der erste, der seinen Verrat mit dem Tode büßen mußte.

### Wie es auf Helgoland aussieht.

(Hierzu das untenstehende Bild.)

Eine gewaltige Umwandlung ist, wie der „Schwäbische Merkur“ berichtet, mit der Insel Helgoland seit der Erklärung der Mobilmachung geschehen. Aus dem besuchten, lebensfrohen Badeort ist eine Festung geworden, die von Waffen karrt. Nicht nur die Badegäste, auch alle Bewohner der Insel sowie sämtliche Angehörige der Besatzung haben die Insel verlassen müssen, damit nicht bei einer Belagerung Nichtkämpfer in Gefahr geraten. So sieht man in den öden Straßen zwischen den menschenleeren Häusern nur Verteidiger der Festung, Offiziere, Matrosen, Seefolbater und Pioniere, die von früh bis spät tätig sind, um die Festung auf die höchste Stufe der Widerstandsfähigkeit zu bringen.

Besonders verändert ist das Oberland. Hier hat mancher hochragende Fels, manches freilebende Haus fallen müssen, um das Schußfeld für die Geschütze freizumachen. Die Stimmung der neuen Inselbewohner hat aber unter dieser etwas trostlosen Umgebung nicht gelitten. Nach dem Abendbrot spielt die Musik. Erst um acht Uhr abends werden wir wieder an den Ernst der Zeit gemahnt, wenn unter dem Gesang von „Deutschland, Deutschland über alles“ und der „Wacht am Rhein“ die Kriegswache aufzieht; dann beginnt der anstrengende, verantwortungsvolle Wachdienst. Wachen und Warten! Warten bis der Feind kommt! Wie werden da in langen Nächten die Kameraden von der Annee beneidet, die das Glück genießen, vorwärts, immer vorwärts marschieren, gegen den Feind antreten

zu können und im heißen Feuerkampf sich das Eisene Kreuz verdienen zu dürfen. Mählele Erbitterung herrscht über die Art der Kriegsführung seitens der Engländer. Undelsschiffe wegzunehmen, harmlose Fischdampfer in den Grund zu schießen, dazu sind sie jederzeit bereit. Und dann die Lügennachrichten, die England jede Nacht mit seinen karten Kontinental Woldhu durch den Weltinnenraum sendet. Mit der Faust in der Tasche muß man sie lesen, alle die Beschimpfungen unserer tapferen Soldaten, die bewußten Entstellungen und Lügen, die nur den Zweck haben, uns im Ausland zu schaden und den englischen Kredit zu stützen. Glücklicherweise tragen sie oft den Stempel der Lüge auf der Stirn und streifen aus Lächerliche.

Dann kam ein Tag, an dem es sich wie ein grauer Schatten über Helgoland legte. „U 15“, das mit mehreren anderen Unterseebooten einen kühnen Vorstoß nach der englischen Küste unternommen hatte, war nicht zurückgekehrt. Die ersten Verluste! Die Kameraden, die kurzlich noch mit uns an Tisch und Stuhl verhandelt haben, sind nicht mehr. Sie sind still und schweigend in den Tod gegangen. Nicht in jenem kühnen Feuerkampf und der hellen, lodernden Feuerwand, die beim Anmarsch zu Lande die letzten Stunden des Soldaten in den schönsten, erhabensten machen, in denen alles Klein und Menschliche von ihnen abfällt. Nur ein Auge der ganzen Unterseebootmannschaft hat den Feind erblickt, das Auge des Kommandanten am Zebrsche. Die Augen verrieten ihre Tatigkeit: ohne Kenntnis von der Außenwelt wie bei einer Übungsfahrt, aber im vollen Bewußtsein der Gefahr. Dazu gehört mehr als ein aufschauernder Mut; dazu gehört Mord von Stahl, dazu gehört, das jeder mit klarem Bewußtsein sich durchdringen hat, in dem Bewußtsein des ehrenvollen Unterganges. Sie haben ihn gefunden, ihre Kameraden von „U 15“, und wir danken ihnen dafür, denn ihr Vorstoß über die Nordsee bis an die Küste ist keine geringere Tat als die Fahrt der „Menik“ nach. Möchten sie nicht vergeblich sich anstrengen und ihr Leben teuer verkauft haben.



Helgoland.

Bild G. Schreyer, Stuttgart.

## Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Am 11. August um acht Uhr abends verbreitete das Wolffsche Telegraphenbüro folgende Meldung:

Eine vorgeschobene gemischte Brigade des französischen 15. Armeekorps ist von unseren Sicherungstruppen bei Lagarde in Lothringen angegriffen. Der Gegner ist unter schweren Verlusten in den Wald von Paroz nordwestlich Lunéville zurückgeworfen und hat in unseren Händen eine Fahne, zwei Batterien, vier Maschinengewehre und etwa 700 Gefangene gelassen. Ein französischer General ist gefallen.

Schlag auf Schlag – anders wollten es unsere tapferen Truppen an der Westgrenze nicht. Am 10. August Mülhausen, am darauffolgenden Tage Lunéville, bei Mülhausen bei Divisionen, bei Lunéville eine Brigade, eine gewaltige Leistung, und alles das noch während wir in der Mobilmachung begriffen waren.

Lagarde liegt 3 Kilometer von der französischen Grenze und hat etwa 500 Einwohner. Aus dem Umfange, daß der französische Vorstoß von einer gemischten Brigade unternommen wurde, läßt sich auf eine gewaltige Gefognolsierung schließen. Durch die Gefangenen wurde festgestellt, daß man es mit Leuten vom 15. französischen Korps zu tun hatte, das in Marseille liegt. Die Anwesenheit dieses Korps an der deutsch-französischen Grenze ließ erkennen, daß wir einer größeren französischen Armee gegenüberstehen. Eine gemischte französische Brigade besteht vorläufig aus zwei Infanterieregimenten zu je drei Bataillonen und drei Maschinengewehrbatterien von je zwei Maschinengewehren. In Kavallerie wird diesen Brigaden in der Regel nur eine Eskadron zugeteilt, an Artillerie drei Batterien.

In dem Kampfe bei Lagarde handelte es sich um eine kriegsreifen französischen Brigade von etwa 7000 Mann mit 12 Geschützen und 12 Maschinengewehren gegenüber. Wie

empfindlich die Verluste waren, die wir den Franzosen beibrachten, erhellt nicht nur aus der Zahl der Gefangenen (700), sondern mehr noch daraus, daß dem Feinde zwei Drittel seiner Geschütze und ein Drittel der Maschinengewehre entrissen worden sind. Die Eroberung einer Fahne beweist, daß es zum Handgemenge gekommen ist und in diesem ersten Handgemenge unsere Truppen Sieger geblieben sind.

Einen Tag nach der Schlacht wurde amtlich gemeldet, daß dieser Kampf bei Lagarde uns noch größere Erfolge gebracht habe, als der erste Bericht vermeldete, nicht 700, sondern 1000 unermundete Gefangene waren in unsere Hände gefallen. Deutsche Verwundete erzählten, daß das Gefecht sieben Stunden in glühendem Sonnenbrand gegen einen weit überlegenen, bis an die Nase verschanzten Gegner gewährt habe. Die Wiesenründe waren mit Wollsgütern durchzogen, allerdings erfolglos, denn unsere Kavallerie merkte die Falle. Groß war die Feuerwirkung unserer Artillerie. Zwei gefährliche französische Batterien waren in kurzer Zeit sturmreif geschossen und wurden gleich darauf genommen. Zuvor hatten die Franzosen noch, so gut es ging, die Verblühstücke ihrer Geschütze unbrauchbar gemacht. Bei den erbitterten Kämpfen um das Dorf hatten sie jedes Haus besetzt; auf dem Kirchturn waren Maschinengewehre geschickt verdeckt postiert. Beim dritten Schuß unserer Artillerie lag der Kirchturn in Trümmern. Das ganze Dorf wurde unter Feuer genommen. Ein Platanenangriff unserer Kavallerie brachte die Entscheidung. Jetzt liefen die Franzosen davon; viele baten mit erhobenen Händen und auf ihre Taumlinge deutend um Pardon. Einem deutschen Trompeter reitete seine Trompete, die er erst auf dem Rücken, dann auf der Brust getragen hatte, zweimal das Leben.

Ein Teilnehmer an den Kämpfen bei Lagarde stellte



Das neueste Heft der „Illustrierten Geschichte des Weltkrieges 1914“ im Lager-Ed. Amerikan. Copyright 1914 by Union Textile Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Bild Franz Kuhn, Stuttgart.



der „Täglichen Rundschau“ einen Brief zur Verfügung, dem wir folgendes entnehmen:

Hinter schwarz-weiß-roten Pfählen! Auf der Chaussee nach Nancy liegen wir jetzt, und ich schreibe den Brief hier am Lagerfeuer.

[illegible]

Die Bedeutung des freigelegten und ehrenvollen Gefechts-  
taggarbe in Deutsch-Lothringen liegt darin, daß die hiesi-  
gen Grenzschutztruppen, die seit dem Augenblick der Erklärung  
des Kriegesbegriffstags Tag und Nacht nicht zur Ruhe ge-  
kommen waren, den mit großer Übermüdung verfluchten Ein-  
satz in dieses Gebiet glänzend zurückgeschlagen hatten.  
Das macht die Bedeutung der Taggarbe als eines der  
Feuerstöße des neuen Kriegesgeschehens aus. Der Kaiser,  
der Feuerstöße, der seinen verwundeten Offizier im Lazarett  
nach Deutschland gebracht hat, erzählt nach einem im  
"Völkischen Anzeiger" wiedergegebenen Bericht folgendes:

Die folgende wiedergegebene Bericht folgendes:  
Das Bataillon vom Grenzschäregiment. Lagarde ist wie alle Schöhringer Dörfer, nur größer. Es liegt am Rhein-Maine-Kanal und im Lotharing. Das Wasser ist aber fast alle abgelassen. Die Lotharing Dörfer sind lange nicht so schön wie die Dörfer in Deutschland. Sie haben so fahle Häuser, weißgetüncht, mit wenig Fenstern, und einen Wühlhaufen grab' vor dem Haus. Sonntag ist ein Feiertag von Lagarde weiermarkigiert. Nur eine Kompanie ist hier dori. Und wie wir abgezogen waren, da haben die Bewohner ein Zeichen mit der Glode im Kirchthur gegeben, und aus all den vielen Wäldern über der Grenze sind hundert streifas Franzosen herausgekommen und haben Lagarde besetzt. Das haben wir aber erst später gehört, als wir wiedergewonnen hatten. Zu uns ist am anderen Morgen der Befehl gekommen: „Das Bataillon nimmt Lagarde!“ Also wir wieder hin und marschirt, erst die Straße entlang, dann durch Hofselder, auf die die Some herabramnte, daß es so eine Art war. Wir sind dann neben dem Wald hergegangen und der Wald war voller Franzosen.

Dann ist das Bataillon in den Wald hineingegangen und bei jeder Scheiße haben wir gedacht: "Sind sie da? Kommen sie?" Aber wir sind glücklich durchgekommen, und alle, die im Wald waren, haben keine gesehen. Wie wir aus dem Wald herauskommen, fallen die ersten Schüsse

von den Franzosen. Nun hieß es, vorgehen über Wiesen,  
die mit Viehgraseln überzogen sind. Einmal nur wir-  
den brunter durch, der Major und alle Herren Offiziere mit  
uns, einmal hind wir drüber weg, und dann waren wir  
immer näher. Und nun schossen wir los und warfen uns  
nieder, und dann sprangen wir wieder auf die Straße vor,  
grab' wie im Marschir. Und einmal flog der Major:  
„Kinder, der Sprung war zu kurz.“ Und dann sprang er  
uns vor und wir mit. Die Äußeln piffen nur so über unsere  
Köpfe weg. Einmal fuhr eine an meiner Halspfeife vorbei  
in die Erde und gab einen Schlag, wie wenn man jemand  
eine Ohrfeige gegeben hätte. Dann sprangen wir wieder  
vor. Die Offiziere immer vorneweg. Und da, wo's dem  
Major nicht schnell genug ging, ist er selbst hintergerungen  
und hat die Kompanie geholt und gerufen: „Hinter Schütz-  
vor!“

Sehen konnten wir die Franzosen schon von weitem, die roten Hüfen und die blauen Fräde. Es war bald Mittag und glühend heiß. Ganz blauer Himmel. Ein Stitzer ganz hoch warf Bomben, aber die taten uns nichts. Aber vor uns auf dem Kirchthum schossen die Franzosen wie toll mit einem Walsingengewehr, das sie heraufgeschleppt hatten; auch von den Fenstern und aus den Gärten haben sie geschossen.

„Alles, was noch in Deckung war, ist jetzt heraus. Der Tambour hat geschlagen, da sind wir mit aufgeplantem Seitengewehr zum Sturm auf die Brücke hinaus. Die Offiziere immer vorn. Die mein armer Schwarmmann aus der Heide herauströmten, trifft ihn auch heute eine Kugel, und tot war er, ehe er ein Wort losen konnte. Und er hatte grab' erst eine feindliche Radfabrikabteilung überfallen und getötet, und zweinschwängig Alupfahrräder, die die Franzosen auf dem Rücken trugen, erbeutet. Schmerschade um ihn! Ich sah so schön aus in der Scheune, in die sie ihn nachher getragen haben, als wollte er sagen: „Ich hab' meine Pflicht getan!“

„Aber noch waren wir nicht drin im Dorf. Ach so — ich hab' noch vergessen: Mir sind durch einen Bach, unser Kommandeur immer's Erster. Der Bach war so hoch, daß das Wasser bis an die Schultern ging, und es war mir, so als ob ich nicht von den Aenen waren. Und wie die Aenen, so sind uns haben Stürmen sehen, da ging ihr Zeichen er, so — denn die Franzosen schieler alle an einmal und mehr, und dann sind sie wieder still. Unser Major hat einen Schuß in den rechten Oberarm bekommen, und wie ihn eine hal halten wollen, trägt der einen Schuß und fällt hin und ist tot. Die Artillerie hat uns geschossen von zwei Seiten, und unsere Wägenkannone haben geschossen, wie eine. Und die anderen Truppen sind von der andern Seite gekommen und haben das Dorf belagert und ganz umzingelt. Um ein Uhr war es unser. Da sind wir nur durch hineingefahren, und alle Franzosen mußten sich ergeben. Die hatten's nicht, sind alle ganz schnell Gerecht und Zerknirschung und haben in die Hände und haben die Hände und die Hände schütteln. Keine, sagen, aus Zerknirschung. Ich habe drei oder vier Gefangene hinter einem Weisbach. Die sieben wie die haben! Ich bin im Dorf, in dem wir Sonntag Quartier hatten, haben drei oder vier Gefangene, und an der Mauer halten sie die Mauer Lurelei alle trübselig, die aus den Häusern auf uns geschossen hatten. Da war uns so Rotwein aus einem Topf gekommen. Es war so heiß gewesen, und wenn wir nicht beiseiten die Aetischen, da halt er halt hatten am Morgen, so wären wir verschmachtet. Gefangenen haben die Truppen die „Wacht am Rhein“, als sie in Lagarde eingezogen sind.“

Dreihundert! Gefasene haben wir geadt. Die  
 machten bald die Hand run und zum Bettel, weil sie hunger  
 hatten. Einer, der etwas Zeitlich konnte, sagte: „Gefasene  
 haben wir nicht in euren krauen Körpern, nur wenn ihr  
 bringt, wissen wir, wo ihr wart.“ Sie hatten alle rote  
 Hosen und schwarze Mädelnanzweiden und große Röcke wie  
 die alten, denn am Krauen rote Adelliden und am  
 Raspi die Mädelnanzweiden. Nur das Raspi hatte einen  
 grauen Überzug. Einem haben wir in Koffert ausgezogen!  
 Und dann die Stiefel! Wie es heißt, haben die Franzö-  
 sischen Soldaten sich die Stiefel selbst halten lassen.  
 Sind sie wohl alle so schlecht. Zwei von den hundert  
 fünfzig, die ich mit begleitet, hatten gar nichts an den  
 Füßen. Bei anderen gingen die Sohlen berunter. Die  
 Patronen hatten sie oft nur in Papier gewandelt. Sie



**Großherzog französischer Reichsgräve durch deutsche Kavallerie.**  
Nach einem Gemälde von W. F. Weller'schmitt









österreichischer Seite betrogen nur einen Toten und drei Verwundete. Nachdem die Abteilungen, die sich durchwegs aus Freiwilligen zusammensetzten, mehrere Telefonleitungen des Feindes zerschnitten und mit ziemlichem Erfolg Sprengungen zum Brücken und Stegen vorgenommen hatten, kehrten sie ins Lager zurück, wo sie mit Jubel empfangen wurden. Es sei noch erwähnt, daß sich in den Reihen dieser heldenmütigen Leute viele befanden, deren Muttersprache das Serbische war.

Österreich-ungarische Truppe bald den Hauptteil der gegen Serbien geführten Truppenmacht an der Drina, wo sich in der Zeit vom 13. bis 18. August verschiedene Kämpfe abspielten, die in ihrer Gesamtheit einen starken Vorstoß der Donaumonarchie gegen Serbien bildeten. Die Kämpfe an der Drina führten zu einem entscheidenden Siege der österreich-ungarischen Truppen über starke serbische Kräfte, die in der Richtung auf Bajewo zurückgeworfen wurden. Zahlreiche Gefangene wurden gemacht und viel Kriegsmaterial erbeutet. Die Verfolgung des Feindes wurde sofort aufgenommen. Die Truppen kämpften mit bewundernswürdiger Tapferkeit gegen den in starken Stellungen befindlichen, an Stärke überwärtigen Feind. Die eigene Grube verdient das Vasarschki Infanterieregiment Nr. 16, der 1. Division und Varnischschützen aus den schwierigsten Verhältnissen mit bewundernswürdiger Tapferkeit der stets fallenden Kroaten zu Hilfe zu kommen. Österreich-ungarische Truppen hatten auch Gefechte gegen die Montenegroer in der Umgebung des Berges Viskanj in der Gegend von Grachovo. Das 16. f. u. 1. Armeekorps griff die Westgrenze Montenegros auf der Linie Krocac - Grachovo an. Das 15. f. u. 1. Armeekorps marschierte auf der Linie Tschalmint - Gatsko.

Die Nordküste unserer Verbündeten wurden eingelegt mit der ersten größeren Pforten in diesem Kriege, der Einnahme von Schabag. Schabag, eine Stadt im Königreich Serbien, im Kreis Podrinje an der Save weßlich von Belgrad gelegen, hat etwa 12.000 Einwohner. Es ist ein in der Gegend Serbiens denkwürdiger Ort. 1806 siegten hier die Serben über die Türken, und am 3. März 1902 verlorste ein Herwander der Karageorgewitz, Nade Apanstic, in Schabag einen Putz, der ihm aber das Leben kostete. Ungarische Truppen erstickten diese bösartige

[illegible]

Der mit **Schlag** eingeleitete Vorstoß der österreichisch-ungarischen Armee ist, so kurz er war und mit so schwachen Kräften er auch ausgeführt wurde, vollständig gelungen und hat fast die ganze kretische Armee auf ihre Füße gezogen, deren mit großer Überzahl geführte Angriffe unter schweren Opfern an dem Heidentum der österreichisch-ungarischen Truppen scheiterten. Daß auch diese zum Teil bedeutende Verluste erlitten, ist bei den an Zahl weit überlegenen, um ihre Existenz kämpfenden Gegnern nicht zu verwundern.

Erzherzog Joseph, der am 2. August nach Vuhupel gekommen war und sich abends mit seiner Gemahlin auf dem Elbshofe zum Empfang der Verwundeten einfinden hatte, äußerte sich über den Verlauf der Kämpfe folgendermaßen: „Unsere Gefolge sind brillant unsere Artillerie die ausgezeichnetste, und was unsere Munitioe leisteten, verdient die vollste Anerkennung. Es ist ein Glück, mit solchen Leuten, wie es unsere Soldaten sind, zusammen zu kämpfen; je heftiger in jedes Feuer, und wenn das Terrain nicht so schrecklich und schwierig wäre, würden unsere



Sammlungs-mussische Geschichte der serbischen Sprache.

1946) and the *Carotina* of the *Carotina* von Gries Wieden.



Triumphe noch größer gewesen sein. In mannshohen Blaskörnern mußten wir uns mit einem Feinde schlagen, der sich über jedes Kriegsgesetz hinwegsetzte. Das sind grausame Barbaren, die mit Mitteln kämpfen, wie sie kein einziges Militärvolk benützt. Ich spreche nicht von den Kommandosherren: von denen erwartet die Welt ohnehin nichts anderes; aber was dort Weiber und kleine Kinder getrieben haben, muß jeden bis aufs Blut empören."

Von sich selbst sprach der Erzherzog wenig, aber sein von Schrapnellkugeln durchlöcherter Mantel bewies, in wie großer Gefahr er geschwebt hatte. Der Erzherzog lag in Schabach gerade beim Mittagessen, als ein Schrapnell in seiner nächsten Nähe einschlug. Glücklicherweise trafen aber die Kugeln bloß seinen Mantel.

Am 18. August überschritten österreich-ungarische Truppen bei Progar, 23 Kilometer westlich von Semlin, die Save und drangen in serbisches Gebiet ein. Um fünf Uhr nachmittags wurde in Semlin bekannt, daß diese Truppen die Stadt Obrenovatz eingenommen hatten. Am nächsten Tage wollten Freischärler bei der Insel Siganloja unterhalb Semlin auf das ungarische Ufer gelangen, wurden jedoch von den dortigen Truppen zurückgewiesen und erlitten schwere Verluste. Am 20. und 21. August wurden östlich von Visegrad-Rudo etwa 30 serbische Bataillone nach hartnäckigem Kampfe geworfen. Es handelte sich hierbei um die Schutzmobilabteilung ersten Aufgebots, vier Regimenter Infanterie, ein Kavallerieregiment, ein Artillerieregiment und je ein Regiment ersten, zweiten und dritten Aufgebots der Divisionskavallerie. Visegrad und Rudo liegen beide bereits auf österreichischem Gebiet, und zwar in dem sehr gebirgigen Zipfel des südöstlichen Bosnien, der nördlich

von Montenegro in den ehemaligen türkischen, nach dem Balkankrieg an Serbien gekommenen Sandtschak angeschlossen ist. Die Serben haben also noch ihren schweren Mißerfolg an der Donaugrenze offenbar hier den Versuch machen wollen, in diesem unwegsamen Berglande vorzustoßen, wurden aber mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Bemerkenswert ist, daß auch hier wie in anderen Gefechten die serbischen Abteilungen von russischen Offizieren befehligt wurden, die freiwillig in die serbische Armee eingetreten waren. An den Kämpfen bei Visegrad nahm auch, wie eine beim Abbruch der deutschen Marine in Berlin eingegangene Meldung besagt, das deutsche Schutzbataillon teil, das sich nach dem Abzug von Siganloja dem österreich-ungarischen Vorgehen angeschlossen hatte. Unsere braven Marineleute befehligen hier zum erstenmal ihre Kameradschaft mit Österreich-Ungarn mit ihrem Blut. Die Meldung lautete:

Am 20. August Serbenstellung Höhe 954 bei Visegrad genommen. Gefallenen in erster Linie. Drei tot, zwei Offiziere, 21 Mann verletzt. Verbalten Mannschaft muster-gut. (gez.): Major Schneider.

Die Serben hatten versucht, über das Ergebnis der österreich-ungarischen Operationen die unglaublichen Lügen-

nachrichten zu verbreiten, wobei sie noch durch den Umstand unterstützt wurden, daß das österreich-ungarische Hauptquartier in seinen amtlichen Bekanntmachungen fast noch schweigsamer ist als das deutsche. Während des Krieges erfordert eben die militärische Rücksicht, über vieles zu schweigen, was man nachträglich ohne Gefahr sagen kann. So zum Beispiel kommt es vor, daß aus strategischen Gründen ein Platz aufgegeben wird und der Gegner dies als großen Sieg in die Welt hinausposaunt. Derartige "Siege" haben auch die Serben besonders bei den Kämpfen um Schabach zu verzeichnen, aber die Lügenberichte des serbischen Pressebüros wurden später in einer Gesamtdarstellung ganz energisch widerlegt.

Nach der Art ihrer Kriegsführung sind die Serben keineswegs als Kulturvolk anzusehen. Die Bestialitäten und Grauel, denen sie sich schuldig machten, spotteten jeder Beschreibung. Schon die bisherigen Verbrechen der serbischen Kampfschauplätze haben verschiedene Grausamkeiten der serbischen Kriegsführung und völkerrechtswidrigen Vorgehens der von den Behörden aufgebotenen Bevölkerung festgestellt. Aber dies sind diese Vorgänge durch Erhebungen des Armeekommandos von Vinnitsa wegen unvollständig nachgewiesen worden. Die geschilderte Kampfweise ist dieselbe, die auch in den vorhergegangenen Balkankämpfen angewandt, damals aber vielfach angezweifelt wurde.

Serbien wäre es gewiß nicht eingefallen, diesen Krieg zu führen, und es hätte sich allen Bedingungen des österreich-ungarischen Ultimatus annehmen müssen, wenn es nicht von Rußland aufgehetzt worden wäre. Mit Hilfe des "mächtigen" Beschützers glaubte es unbedingt liegen zu müssen, denn daß es aus eigener

Kraft nicht dazu imstande war, mußte das Volk und die Regierung einsehen. Es hatte bei weitem nicht die genügende Zahl von Offizieren. Russische Offiziere sollten die Lücken ausfüllen, erwiesen sich aber ihren Aufgaben nur selten gewachsen.

An der österreichisch-russischen Grenze hatte sich der Krieg in den ersten Wochen auch nur in unbedeutenden Gefechten und Manövern geäußert, wie dies bei jedem Kriegsanfange der Fall zu sein pflegt. Der russische Gegner hatte im Vergleich mit dem serbischen manchen Vorteil. Jedes kleine für Österreich-Ungarn erfolgreiche Gefecht bedeutete für die geringe Stärke des serbischen Heeres einen Verlust, bei den angeheuren Massen des russischen Heeres aber wurden selbst starke Verluste zunächst kaum empfunden. An der russischen Grenze dienten die kleinen Gefechte nur der gegenseitigen Aufklärung, um Stärke und Stellung des Feindes zu erkunden und den Aufmarsch und die Bewegung der Truppen zu verdeutlichen. Besonders am 6. und 7. August war die Grenze Mittelgaliziens der Schauplatz zahlreicher kleinerer Kämpfe. Unmittelbar nach dem Bekanntwerden der Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Rußland (6. August) versuchten russische Kavalleriebrigaden und Abteilungen



Semlin a. d. Donau.

Fot. Zbl. Presse-Büro.





Kronprinz Rupprecht von Bayern auf dem Schlachtfeld bei Saarburg.  
Nach einem Gemälde von Professor Anton Hoffmann.



über die Grenze vorzubrechen, wurden jedoch zum Rückzug genötigt. Auch an der Grenze Ungarns kam es zu kleinen Kämpfen, insbesondere bei Podwoczyska, wo sich ein österreichischer Posten gegen eine bedeutende Überlegenheit behauptete. Auf österreichischer Seite blieben zwei Tote und drei Verwundete, die Russen verloren zwanzig Tote. Bei Nowosielka erkämpften österreichische Truppen die Höhe von Mohile, wo sich ein russischer Korposten in gutverschützter Stellung befand. Obwohl der Feind Verstärkungen erhielt, behaupteten die t. u. l. Truppen den eroberten Posten gegen die wiederholten russischen Angriffe.

Von einem kühnen Reiterstüßlein ungarischer Husaren verdrängt das Kriegsschaubühnen:

Eine hervorragende Waffentat der aus Honvedkavallerie bestehenden 5. Kavalleriedivision wird nachträglich bekannt. Die Division hatte am 18. August die schwierige Aufgabe, die russische Grenzhörner am Jozuz zu durchbrechen und festzustellen, ob dahinter stärkere Kräfte sich befanden. Bei Satonow gelang die Erzwungung der Übergänge und der Einbruch in russisches Gebiet. Die Kavallerie stieß südwestlich Kuzmin auf überlegene feindliche Kavallerie, die von Infanterie unterstützt wurde. Der Feind wurde trotzdem von den Ungarn in die Flucht getrieben. Die Verfolgung fand erst am nächsten Abschnitt des Smotrisbaches Still, wo sich bei Gorodot russische Verstärkung festgesetzt hatte. Obwohl der Angriff nicht Sache der Reiterei war, griffen die Honveds den Feind in der besetzten Stellung an, wobei sie größere Verluste erlitten. Der Kampf bewies, daß in dieser Gegend stärkere russische Kräfte vorhanden waren. Nach Lösung ihrer Aufgabe quartierte sich die Division bei Satonow ein. In der Nacht überfielen die Datschenow, vermutlich verstärkt durch vertriebene Soldaten, die schlafenden Honveds, von denen eine Anzahl getötet wurde. Daraufhin wurde der Ort strafweise niedergebrannt. Nach dem Vorfall sammelte sich die Honveddivision wieder vollkommen schlagerfertig.

Jetzt täglich spielten sich an der Grenze kleinere oder größere Zwischenfälle ab, die die Begeisterung und Schneidigkeit der österreich-ungarischen Truppen bewiesen. Das Abfangen russischer Kavalleristen wurde von der österreichischen Grenzwehr beinahe als Sport betrieben. So hatte eine aus zwölf Reitern bestehende österreichische Manenpatrouille einen Zusammenstoß mit plötzlich auftauchenden russischen Dragonern. Der Manenosoffizier kommandierte zur Attacke, worauf die Russen ihre Lanzen und Rappen im Stiche stecken und Reithaus nahmen. Bei der Verfolgung begegnete den Österreichern eine ganze Eskadron russischer Dragoner, doch ergriß auch diese die Flucht, so daß die ganze russische Eskadron von den österreichischen zwölf Manen zurückgeschlagen wurde.

Zur selben Zeit hatten die Russen mehrere Versuche gemacht, über die Grenze der Bufowina vorzudringen. Alle diese Versuche wurden von den österreich-ungarischen Truppen energig zurückgewiesen. Besonders zwischen Nowosielka und Orna erlitten die Russen schwere Verluste. Die österreichischen Truppen besetzten das Gebiet zwischen Nowosielka, Balanowka und Kabanowka und verhielten bei Orna die Telegraphenleitungen, sowie das russische Postgebäude. Die Russen versuchten an mehreren Punkten das Vordringen der gegnerischen Truppen zu verhindern, wurden

aber stets zurückgedrängt. — Aus solchen Grenzwischfällen entwickelten sich häufig größere Vorfälle, und am 22. August berichtete denn auch das Wiener t. l. Korrespondenzbüro mit großer Genugung von schneidigen Kavallerieangriffen der Österreicher.

In Tomaszow wurde eine feindliche Truppenabteilung überfallen. Zwei Kosakenregimenter und ein Manenregiment mußten die Flucht ergreifen. Ein Angriff einer russischen Kavalleriedivision brach zusammen. Eine ihrer Brigaden wurde bei Turynia vernichtet, die andere bei Kacimowka. Strumilowa sehr stark vernichtet, die andere bei Kacimowka. Die Österreicher erzielten in außerordentlich kühnen Leistungen, die sie tief ins russische Gebiet hineinführten, vorzügliche Aufklärungsergebnisse. Sie riefen durch Abwerfen von Bomben große Verwirrung in den feindlichen Lagern und Trains hervor.

Schon am Tage vorher hatte bei Sotal ein Gefecht stattgefunden. Eine in der Richtung auf Sotal vorgebrungene Kosakenabteilung der Vortruppe, verstärkt durch Infanterie, wurde von den österreich-ungarischen Truppen angegriffen und nach kurzem Kampf geschlagen, wobei eine Brigade vollkommen versprengt wurde. Zahlreiche Gefangene sind gemacht worden.

Sotal ist eine galizische Grenzstadt nördlich von Lemberg und liegt in dem nach Wolhynien sich hinziehenden Grenzgebiet Galiziens. Auch bei Kozystschow, einem galizischen Orte, der etwas südlich von Sotal unweit der Grenze liegt, ist es schon am 20. August zu Kämpfen gekommen. In der Nähe von Kozystschow an der österreichisch-russischen Grenze kam es zu großen Zusammenstößen zwischen einer starken Abteilung russischer Infanterie und Kavallerie mit österreich-ungarischen Truppen, nämlich einigen Kompanien Infanterie, die von Husaren unterstützt wurden. Der rasche Bajonetangriff der Österreicher löschte in kurzer Zeit die Reihen der Feinde. Die Russen ergriffen in wilder Panik die Flucht und ließen zahlreiche Tote und Verwundete zurück. Die Truppen unseres Verbündeten zeigten eine großartige Tapferkeit und einen unerhörten Mut. Sie verloren keinen einzigen Mann; auch die Zahl der Verwundeten war sehr gering.

Am 21. August hatte sich auch im Norden von Lemberg russische Kavallerie gezeigt; sie wurde aber mit großen Verlusten und unter Zurücklassung von Gefangenen zu fluchtartigem Rückzug genötigt.

Diese Grenzstöße zwischen Österreich-Ungarn und Rußland währten über drei Wochen, bevor es zu einer großen Schlacht kam. Eine große Schlacht ist nur dann zu schlagen,



Versehrung der deutschen Eskadronen mit den österreich-ungarischen Soldaten in Wien.

20



menn sich der Gegner mit einer genügend starken Armee stellt. Dies geschah aber von Seiten der Russen an der deutschen Grenze ebensowenig, wie an der österreichischen. Die Deutschen räumten sogar am 24. August Ostpreußen aus strategischen Gründen, wie die bald darauf folgende große Schlacht bewies. Erst gleichzeitig haben Österreich und Deutschland ihre ersten großen Schlachten gegen Rußland geschlagen, und die Verbündeten sind Sieger geblieben, so daß man wohl kaum fehlgeht in der Vermutung, daß die österreichischen und deutschen Maßnahmen in einem gewissen Zusammenhang standen.

Am 23. und 24. August wurde die große Schlacht bei Krassnik geschlagen, die ein unvergängliches Ruhmesblatt in der Geschichte der österreich-ungarischen Waffentaten dieses Krieges bleiben wird. Krassnik, eine Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Lublin, hat etwa 8100 Einwohner. Hier kam es etwa 30 Kilometer von der galizischen Grenze zur Schlacht, die mit einer völligen Niederlage des russischen Heeres endete. In panischer Flucht flüchtete das russische Heer zurück auf Lublin, sofort verfolgt vom Gegner. Auf jeder Seite waren es etwa 4–5 Armeekorps, das heißt 12–15 Infanteriedivisionen, außerdem noch je etwa 4–6 Kavalleriedivisionen in einer Gefechtsfront von mehr als 60 Kilometern. Die österreich-ungarischen Truppen machten über 3000 Gefangene und erbeuteten 3 Fahnen, 20 Geschütze und 7 bespannte Maschinengewehre. Gefangene russische Offiziere, die den Feldzug gegen Japan mitgemacht haben, sagten übereinstimmend aus, daß die Angriffe der österreich-ungarischen Streitkräfte viel tüchtlicher als die der Japaner sind.

Die bei Krassnik zurückgeschlagene russische Armee bildete den rechten Flügel jener russischen Streitkräfte, deren Massen noch im Aufmarsch aus Wolhynien gegen Galizien waren, deren rechter Flügel jedoch schon bis an die Weichsel vorgeschoben war, mit dem Ziel, von Norden her die Front der österreich-ungarischen Armeegruppen einzubrechen und den strategisch wichtigen Raum zwischen Zarnow und Pleskow (siehe Karte Seite 63) zu gewinnen. Wer diesen Raum besetzte, beherrschte dann die Verbindung zwischen West- und Ostgalizien und war in der Lage, Vorstöße über den bequemen und gangbaren Teil der Karpaten, die die Dnubodpression — gegen wichtige Teile Ukrainas zu unternehmen. Ein ganz natürlich angelegter Plan, gegeben durch die strategische Lage und die Bodenbeschaffenheit auf diesem Kriegsschauplatz.

Das tatsächliche „Eindringen“ der österreich-ungarischen Armeefront gelang dem Feinde aber nicht, vielmehr wurden die russischen Streitkräfte nach dreitägigem scharfen Ringen und nach Einsetzung aller Reserven, die der Leitung der russischen Streitkräfte zur Verfügung standen, zu völligem Rückzug genötigt.

Dem Siege folgte eine kräftige Verfolgung des Feindes auf dem Fuße, bei der zahlreiche Gefangene sowie eine Menge Kriegsmaterial, Kanonen, Maschinengewehre und dergleichen erbeutet wurden.

Ganz besonders hat sich auch die Kavallerie durch Ausdauer und Wagemut ausgezeichnet. Einzelne Eskadronen griffen russische Schützen an und nahmen sie so, daß man den Scheitern der Truppe zögeln mußte. Der russische „Schütze-Lang“ kam dreimal in das feindliche Feuer, ohne Schaden zu nehmen, und verbrachte dreizehn Stunden in der Luft. In der Nähe von Zwanzgorod geriet es in wahre Garben von Geschosshagel. Südlich Lublin erhielt es Infanterie- und Artilleriefeuer gleichzeitig auf beiden Flanken. Fünfzigtausend Gewehr-

geschosse durchbohrten die hinteren Gaszellen. Die russischen Schrapnells verfehlten ihr Ziel. Sie planten sämtlich weit weg von dem Ballon. Ein Sprengkugelschlag in eine Gondel, ohne Schaden anzurichten. Die Verlegungen an der Ballonhülle waren während der Fahrt unmerklich. Der Führer des Ballons konnte zahlreiche Beobachtungen melden. Die Befragung, die unternimmt, fand in Hauptquartier eine begeisterte Aufnahme.

Die Nachricht von dem siegreichen Ausgang der dreitägigen Schlacht bei Krassnik rief in der ganzen Monarchie freudige Begeisterung hervor. In Wien hatten zahlreiche Häuser geflaggt.

Der Kommandierende General der österreichischen Westarmee, General Danil, hat den folgenden Armeebefehl an seine Truppen erlassen:

„Die Armee hat am 23. und 24. August in der Schlacht von Krassnik, Polischina und Goraj ihre Feuerkräfte glänzend bewiesen. Alle Korps haben dank dem todesmutigen Verhalten der Truppen den Feind zum Rückzug gezwungen. Soweit bisher bekannt, sind 3 Fahnen, 20 Geschütze und viele Maschinengewehre erbeutet und über 6000 Gefangene gemacht worden. Aus ganzem Herzen danke ich allen Angehörigen der Armee für die unermüdeten Anstrengungen, die sie im Kampf um die Befreiung des Vaterlandes geleistet haben. Aber auch Wehmut erfüllt unser Herz: viele Kameraden haben den Tod auf dem Felde der Ehre gefunden. Ihrer Gedenken wir in dieser erhabenen Stunde. Noch stehen uns schwere Kämpfe, viel Mühsal bevor. Die brave Armee — ich bin dessen sicher — wird sie alle überwinden.“

Nach der Schlacht bei Krassnik wurde auch bekannt, daß ein französischer Kurier mit einem handschreibenden des Präsidenten Poincaré an den Jaren geschickt worden war. In diesem Handschreiben richtete Poincaré den dringenden Ruf an den Jaren, möglichst rasch und energisch die Offensive zu ergreifen, wie es in dem russisch-französischen Militärabkommen vorgesehen war, da der ganze Kriegssplan darauf beruhte und nur so der französische Angriff erfolgreich sein konnte. Die Antwort des Jaren auf den Kurier Poincaré überbrachte einige Tage später ein Kurier über Stockholm.

Die Schlacht bei Krassnik bildete nur die Einleitung zu einem gewaltigen Ringen der Armeen Rußlands und Österreich-Ungarns, das sich auf eine Schlachtfront von 460 Kilometern verteilt. Wenn einerseits die Österreicher in Kurland-Polen vorwärtschritten, so vermochten die Russen dagegen auch in Lemberg vorzudringen. Die Räumung Lembergs erfolgte aus ähnlichen strategischen Gründen wie die Räumung Ostpreußens durch die Deutschen. Die österreich-ungarischen Truppen rückten in Kurland-Polen immer weiter vor, und große Scharen russischer Fahnenflüchter kamen ihnen entgegen, die nach Litz, Salsburg und Innsbruck gebracht wurden. Bezeichnend für den Geist der österreich-ungarischen Truppen ist die Tatsache, daß ein in Gefangenschaft geratener Jular am nächsten Tage auf einem Kolonnenpferde zu seiner Abweisung einrückte. — Besonders groß war die Zahl ukrainischer Überläufer. In Czernowiz war schon am 3. August eine ganze Kompanie ukrainischer Kolaken eingetroffen. Sie waren in voller Rüstung mit ihren Waffen angekommen und brachten die Kunde mit, daß in allen Grenzgebieten der russischen Ukraine Aufstände an russische Volk erlassen worden seien. Die ukrainisch-revolutionäre Partei forderte in diesen Proklamationen das gesamte ukrainische Volk zu einem Aufstande gegen Rußland auf, um so die Ukraine vom russischen Joch zu befreien. (Fortsetzung folgt.)

## Illustrierte Kriegsberichte.

### Von der Schlacht bei Saarburg.

(Hierzu die farbige Beilage.)

Es war gleich zu Anfang des blutigen Ringens im Westen, kurz nach der siegreichen Schlacht bei Mülhausen, da man sich fragte — ernst, doch ohne Bangen — wie mag es im untern Elsaß und wie in Lothringen stehen? Hatte man doch allenfalls davon gehört, daß die Franzosen die Grenze überschritten hätten und dort, soweit sie Fuß fassen, gar übel hausten.

Da spielte der Telegraph am 27. August geräuschlos durch die deutschen Lande und verkündete amtlich: „Unter Führung des Kronprinzen Rupprecht von Bayern haben Truppen aller deutschen Stämme den Sieg errämpft.“

Wie schlicht diese militärische Meldung, wie einfach und doch von welcher Größe! Kurz und gut Deutlich gegenüber den schwülzigen französischen Rundgebungen, zu schweigen von dem häßlichen Eigengewebe, das die ganze feindliche Presse in alle Welt zu streuen wußte.

Und wie verblüffend wirkte es eingetandenermaßen auf

die Franzosen, daß eine Armee, die kaum erst den Aufmarsch vollzogen hatte, ihnen anscheinend aus dem Wege ging, plötzlich aber, im Zurückweichen, die Taktik änderte und einen mächtigen Gegenstoß vollführte, der alles, was sich ihr entgegenstellte, vor sich hertrieb.

Nach dem siegreichen Gefecht bei Saarburg, dem der erste Einbruch in französisches Gebiet folgte, erhielten die Truppen, die trotz mehrfacher Zusammenstöße schon bis Blamont-Badonviller vorgebrungen waren, den Befehl, hinter die Saar zurückzugehen, und seine Ausführung mag ihnen nicht leicht geworden sein. Die französische Nachhut drängte sofort nach, und sie hinter sich herziehend, mußten unsere Truppen schweren Herzens auch Saarburg räumen, wo sie erst vor wenigen Tagen den Aufmarsch gegen die Grenze angetreten hatten. Zwei französische Kavalleriedivisionen tauchten auf, feindliche Infanteriemassen schoben sich nach; sie besetzten Saarburg und füllten westlich von Saaraltdorf das ganze Waldgebiet. Unsere Truppen konnten nur zwischen Kammelfingen und Nibbing, den Befehl auszuführen und die Stellung zum Schein zu verteidigen.

Da wurde in der Nacht vom 19. zum 20. August der freudig begrüßte Befehl ausgegeben, daß der allgemeine Angriff am kommenden Vormittag 11 Uhr zu beginnen habe. Nun war der Gang der Dinge so weit gediehen, daß man den Spiel umkehren konnte. Unter dem Donner der Geschütze — die französischen Batterien hatten schon am frühen Morgen zu feuern begonnen — erfolgte die Umgruppierung zum Angriff, ohne daß der Feind etwas davon merkte. Die Infanteriedivisionen standen zur vorgeschobenen Zeit bei Oberfingel und Saaraltdorf, Hülbersheim und Nibbing und den zugewiesenen Punkten angriffsbereit. Die Artillerie blieb vorläufig in ihren Stellungen. Bei Aisberg war ein Ballon hochgezogen, den Artilleristen dienliche Beobachtungen mitzuteilen.

Schlag 11 Uhr begannen die vordersten Linien vorzubrechen. Die Masse der feindlichen Infanterie, die gerade abrückte, war völlig überrascht. Fast gleichzeitig erschien der ganze Himmel wie best mit hellen Sprengwölken, aus denen sich ein vernichtender Geschosshagel entlief. Unsere Artillerie hatte eingegriffen. Und nun brandete und tobte die Schlacht mit größter Heftigkeit den ganzen Tag, bis mit Einbruch der Dunkelheit der Feind auf allen Punkten gestoppt war. Die Verfolgung wurde sofort mit allem Eifer aufgenommen, und jetzt zeigte sich erst die Größe des Erfolges. Das entkommene untere Saartruppen nach mehr, den Feind vor sich herzuführen, und so fanden sie in der Linie Nancy vorwärts Lunville, bei Malmaison, St. Die und südlich davon, noch immer den Feind nicht zu Atem kommen lassend.

Diese glänzende Massentat, zusammen mit dem Schlage, den nördlich Metz die Armee des deutschen Kronprinzen führte, das waren zwei gewaltige Siege; durch sie wurde die französische Offensive, die den präherischen Marsch nach Berlin einleitete, fläglich gebrochen.

Der Künstler hat auf unserem prächtigen Farbblende die Wiedergabe einer Begebenheit aus dieser großen Schlacht gewählt, des Augenblicks, als am 20. August morgens die Umordnung aus der scheinbaren Verteidigung zum entscheidenden Angriff erfolgte, und er hat dabei der machtvollen Größe des Vorgangs in glücklicher Weise Rechnung getragen.

Vordemarschierende Truppenmassen im Sonnenbrand des Tages. In der Mitte des Bildes der Kronprinz Rupprecht von Bayern, gefolgt von seinen Generalkäblern; alle in ruhigem Schritt, mit ernst, siegesicherem Willen den Gang der Dinge beobachtend. Jägere und meidende Adjutanten! Vorn die daherschreitende Artillerie, die den Vormarsch der Fußtruppen zu decken hatte, und im Hintergrunde die Infanterie, deren Sehnen sich in dem begeisterten Drängen: „Vorwärts, vorwärts!“ immer straffer spannen. Als das Werk zum großen Teil gelungen war, da hat der Heerführer die wackeren Seinen, die ihm den großen Sieg errampfen halfen, nicht vergessen. Schlacht und kurz hielt es: „Meine braven Truppen! Ich spreche euch mit dankerfülltem Herzen meine höchste Anerkennung und Bewunderung aus. Ihr habt wie die Löwen gekämpft und in tüftlichem Lauf einen an Zahl und Zusammenstoß überlegenen Feind geschlagen. Ich habe im tiefsten Vertrauen auf eure Kraft und Tapferkeit nicht gezögert, euch zum Angriff gegen diesen

Feind vorzusenden. Aber noch ist nicht alles getan. Es gilt noch, mit Ausbeutung der letzten Kräfte den Feind gänzlich niederzuringen und ihn so zu verfolgen, daß er nicht mehr zur Befestigung kommt. Dies ist die Aufgabe der nächsten Tage. Die Vollendung des Sieges zum Geste des Vaterlandes, zum Verderben der Feinde. Das Vaterland wird euch jeglichen Dank wissen.

Rupprecht, Kronprinz von Bayern.“

### Übergang über die Maas.

(Hierzu die farbige Beilage Seite 134/35 und 136.)

Welch ein Aufsturm nach jahrelanger Bekanntheit war es doch, als am Neujahrstage 1814 der alte „Feldmarschall Vorwärts“ bei Caub den Rhein überschritt! Damals hatte Deutschland seit 1806 dem ersten Napoleon getreuet zu Füßen gelegen, und zwar bis zur Weichsel! Erst mit dem Rheinübergang Wülfers fühlte man sich endgültig von der Kriegsnot befreit, denn ein Strom bildet von jeher einen sicheren Schutz gegen den jenseits befindlichen Feind, und wenn die Streitkräfte eines Landes den Strom vollends überschritten haben, nimmt man an, daß nunmehr die Kriegsgefahr über diese Linie hinübergerückt ist.

Noch im Jahre 1870 hatte Moltke damit gerechnet, daß wenigstens für den Anfang, für die sichere Verankerung und Bereitstellung der Heere, was man den „strategischen Aufmarsch“ nennt, die „Strombarriere“ des Rheins ausgenutzt werden mußte. Erst nachträglich, nachdem sich die Unsicherheit der Franzosen herausgestellt hatte, wurde beschlossen, daß die Truppen weiter vorwärts, in der Pfalz, ausgedehnt werden sollten. Auch darin zeigte sich die Zuverlässigkeit und Borstlichkeit seiner Arbeit, denn ein Verschieben nach rückwärts wäre sehr mißlich gewesen.

Wie ganz anders heute! Durch die Rückgewinnung des Elsaß und die Einnahme Lothringens konnten im Süden die Vogesen, und weiter nördlich die Mosel zur Deckung des Aufmarsches dienen, während auf dem rechten Flügel ein dichter Vorbruch über Aachen auf Lüttich und über Trier und Luxemburg auf Longwy aus überalldem an die Maaslinie geführt hat, nach dem alten Festungsgrundriss: „Die beste Parade ist der Fieb.“

Während nun das Großherzogtum Luxemburg vernünftigerweise sich mit einem formellen Einbruch gegen die Verletzung seiner Neutralität begnügt und im übrigen nicht versucht hat, sich dem Einbruch der deutschen Heere unnütz entgegenzusetzen, läßt der Durchmarsch durch Belgien ein Wagnis in diesem Lande, in Frankreich und in England aus. England gab sich, nach dem Anschein, dieserhalb, angeblich als Schlichter des verewaltigten Belgien, an Deutschland den Krieg erklären zu müssen. In Wirklichkeit war aber die Mut dadurch verursacht, daß die drei edlen Brüder ihre Helle fortzuschwimmen sahen: der Anker war so schon geknüpft, und nun hieß ihn der Michel einfach durch! Dem deutschen Generalstab war, wie an anderer Stelle schon erzählt, bekannt geworden, daß Frankreich und England beabsichtigten, durch Belgien zu marschieren — ja noch mehr, es fanden sich die Beweise, daß das arme verletzte Belgien mit der Unschuldsmiene völlig mit im Einklangsbis gewesen war.

Wie gut also, daß man den Rätselgarnen das Spiel verabschiedet! Daß Deutschland nur notgedrungen neutrales Gebiet verließ, zeigt uns ein Blick auf die Karte. Die holländische Provinz Limburg mit Nachdruck verriet uns sehr unbedeutend den Weg auf Brüssel, das wir so auch in Besitz nehmen wollten. Waren wir wirklich die Verächter der Rechte neutraler Staaten, als die unsere Feinde uns so gern darstellen, so hätten wir uns die Operationen auf Brüssel durch eine Verlegung holländischen Gebiets sehr erleichtern können, indem wir durch Limburg gezogen wären. Aber Brüssel ist nur Nebenache. Hauptziel zur Beendigung des Krieges ist Paris. Indem die Franzosen nicht nur diese ihre Hauptstadt zur stärksten Festung der Welt gemacht, sondern auch die Umhüllung von Osten her durch mehrere außerordentlich starke Befestigungslinien erschwert haben, blieb uns nur der Weg durch das Maastal, um schnell vorwärts zu kommen.

Zwischen den beiden etwa 150 Kilometer voneinander entfernten Hauptmarschstraßen Aachen—Namur—St. Quentin und Trier—Longwy—Mézières an der Marne genau in der Mitte führt eine Linie von dem Eisenbahnknotenpunkt





Deutsche Truppen überschreiten die Maas bei Mézières.  
Nach einer Originalzeichnung von Professor Hans W. Schmidt.



Albramont in der belgischen Provinz Luxemburg — nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen anstehenden Großherzogtum — über Meeres Meerel auf Reims. Unser Bild auf Seite 136/137 zeigt die vom Feinde gepresste Maasbrücke, die wohl bald von unseren braven Pionieren wiederhergestellt sein wird. Die auf dem linken Ufer liegende Ortschaft ist bei den Kämpfen der letzten Tage in Brand geschossen worden, und unterhalb der zerstörten Eisenbahnbrücke überschreiten deutsche Mannschaften auf einer von unseren Brückenbauern geschlagenen Pontonbrücke den Strom. Es sind Massen von Mannen, die hier auf die Fertigstellung der Brücke gewartet haben, um dem zurückweichenden Feinde möglichst bald wieder auf dem Festen zu sein, ihn auszustreichen, aufzuschneiden, zu umfassen und in die schöne Champagne, die Heimat des Champagners, einzubringen. Nicht nur auf der Höhe ziehen sie heran, sondern auch am Ufer suchen sie im Trabe schnell an dem Fußpfad vorbeizukommen, das von den Pionieren teils auf Rähnen übergelegt wird, teils auf das Überlegen wartet, mit zusammengelegten Gewehren ruht und wohlgenut sich die Zeit mit Schreiben an die Lieben in der Heimat oder besserem Gespräch mit den Mannen verreibt.

### Die Kirche in St. V. . . . e.

Von einem württembergischen Sanitätsoffizier.

Um sechs Uhr brachen wir aus dem Vogelsängerschen H. auf; es war ein herrlicher Augustmorgen, gegen Ende des Monats, der Weg führte uns durch ein enges Mahmal, und die Sonne sandte bald ihre wärmenden Strahlen und vertrieb die feuchten Nebel der Wiesen. Nach einer halben Wegstunde etwa erfolgte kurzes Halt und Abkühlen, da der weitere Vormarsch durch Kolonnen gesperrt war; uns entgegen kamen Artilleriemunitionskolonnen, die rückwärtig fahenden Vorrat erheben wollten. Dann folgten Kavalleriepatrouillen, die vergangene Nacht an dieser Stelle noch von feindlichen Patrouillen überfallen wurden. An den schlafenden Mannern der Dragoner und ihren Reden erkannten wir zum Glück, daß der Anschlag nicht gescheitert war; uns aber war dies des Häftlings Lösung für den nächsten Alarm und die Kasserette, die uns samt Generalstabskommando für einige Stunden aus der Ruhe aufgeschreckt hatten.

Weiter ging's, das Tal aufwärts; so ganz sicher war die Gegend noch nicht, denn doch plagten leise von uns einige Schrapnells mitten in unsere in Deckung stehende Artillerie hinein. Wir gingen unterseits eben falls in Deckung und warteten weitere Befehle von der Division ab. Sie stehen nicht allzulange auf sich warren, und wir ahnen auf, denn auch wir Ärzte sind fets froh, wenn es vorwärts geht, weil wir es als Zeichen einer allgemeinen Vorwärtsbewegung begrüßen können, wenn man die Sanitätskompanie vorzieht. Hieraus ist nicht etwa zu schließen, daß letztere dauernd den Schwanz bildet; man erlebt Fälle, wo man in eine Aufklärungsgruppe verwandelt zu sein glaubt — indessen bringt das der Krieg so mit sich.

Beim Weitermarsch sahen wir die Verwüstungen am Bahnhofsbauwerk; an der Wegbiegung dahinter war die Eisenbahnbrücke über den Bach gesprengt, und an ihrer Stelle hatte man daneben eine Holzbrücke errichtet, die bequemen Übergang selbst für schwere Geschütze gestattete. Beim Hinüberreiten erfolgte plötzlich ein Knall, eine ungeheure Erschütterung der Luft, daß man glauben mochte, der Kopf würde einem vom Kumpfe gerissen; es waren unsere schweren Feldkanonen, die fast unsichtbar auf 5-6 Kilometer Entfernung über die Berge hinweg ihre Schuldigkeit taten!

Um elf Uhr etwa langten wir an unserem Bestimmungs-ort an. Wir befanden uns vor einer Dorfkirche, woselbst Truppenärzte in fieberhafter Tätigkeit ihre Arbeit verrichteten. Auf den Höhen draußen, 2 Kilometer weit, stand der Feind; dort tobte der Kampf. Gewehr- und Maschinengewehrgeknatter drang an unser Ohr. Gegenüber der Straße lagte im nächsten Augenblick eine Granate, kaum 30 Schritt von uns. Die Lage war für uns recht unerfreulich. Doch hier half kein Besinnen; da warteten umgibtende leidende Brüder, die von ihren Kameraden auf Tragen und Selbstbahnen vom Kampffeld hereingetragen wurden, auf ärztliche Hilfe. Drum frisch ans Werk. Seitlich vom Kirchenportal erblickten wir verschiedene Arde mit französischem Verbandmaterial, die offen-

bar ganz kurz zuvor in aller Hast verlassen worden waren und uns nun gut zusetzten kamen. Es muß an dieser Stelle gesagt werden, daß das französische Rote Kreuz sehr erbeutete Material erwies sich als äußerst geblieben und sehr zweckentfprechend.

Bald war die ganze Kirche in eine Art Lazarett verwandelt; die Verletzten, die draußen von uns auf dem „Hauptverbandplatz“ Schutz und Stütze erhalten hatten, wurden, je nach Art der Verletzung, irgendwo in den Verwundeten gebracht oder als Schwerverwundete im Altarraum auf Stroch und Heu gebettet. Soweit möglich ward auch schnell für die Überführung in Feldbeziehungsweise Kriegslazarette Sorge getragen. Die nicht transportfähigen Schwerverwundeten, wie zum Beispiel solche mit Kopf- und Bauchschüssen und andere, bettet man zunächst getrennt; sie werden zur weiteren Versorgung dem uns später abfolgenden Feldlazarett übergeben. Man hat unter unseren Händen seinen Geist aus. So erinnere ich mich eines alten Landwehrmanns, der mit einem schweren Bauchschuß halb betäubt und darüberlag. Ich machte mir um ihn zu schaffen, als er ins Weite liegend die Augen aufschlug. „Seid Ihr Pfleger?“ so fragte er mich. „Sein Geist war vielleicht noch auf dem Schlachtfeld in Aktion befangen.“ „Ja, ich bin Arzt und will Euch Hilfe bringen.“ „So sagte ich über ihm knieend, seine kalte Stirne fröndelnd, ihm zur Tröstung, denn Hilfe war hier nicht mehr möglich, wie ich mich alsbald überzeugte.“ „Ach Gott, ich habe fünf kleine Kinder daheim.“ — Gelacht, verdrückt er!

Für alle Betrachtungen hat man während seiner arztlichen Arbeit indessen nicht viel Zeit; am wenigsten an jenem denkwürdigen Tage, der uns allen als kritischer Tag erster Ordnung im Gedächtnis haften bleiben wird. Der Rannnen dommer hüllte unser Dorf bald derartig ein, daß kaum eine Minute verstrich ohne ohrendetaubenden Lärm. Der Geistliche schritt zwischen den armen Verwundeten einher mit Teilnahme und Jähzorn, Krankenenträger und Frauen lobten die nach Günstigkeit Lebenden mit Gefährten, wir Ärzte suchten weiter zu arbeiten, doch alles drängte von vorn in das Kirchenportal herein, um Schutz zu finden gegen die herüber und hinüber fliegenden Granaten und Schrapnellgeschosse. So war man jeden Augenblick gedrängt, von Artillerie zugebedet und unter den Trümmern der Kirche in wildem Durcheinander begraben zu werden, der in die Hände des Feindes zu fallen, der wieder, auf heinend in Folge Verletzungen, wild vorstürzte. Das Dorf ward in Verteidigungszustand geleht, Häuser wurden verbarstet, und unsere brave Landwehr tat tapfer wie immer ihre Pflicht. Auch nachts um später Hilfe. Doch hatte der Feind unsere anfangs im Verhältnis zu ihm schwächere Stellung geahnt und zu schreiben.

So ging das Unheil an uns vorüber. Mit wenigen Pausen erlebten die schweren Verluste unsere ganze Arbeitskraft, und erst die Mitternacht machte dem Kampf gegen den Feind einerseits und gegen Schmerzen und Wunden andererseits für dieses eine Mal ein Ende.

### Kriegsneurosen.

Von Privatdozent Dr. med. Jul. Weiß.

Der Krieg, wie er mit allen seinen Schrecknissen ganz Europa durchtobt, der Krieg mit den furchtbaren Wirkungen moderner Geschosse, Schrapnell-Explosionen, Bombenwürfen aus den Lüften, Minen-Explosionen, mit der modernen Geschützart, die ganze Truppenmassen mit Stachelzäunen umgarnet, mit dem Getratter der Maschinengewehre, mit der kolossalen Sprengwirkung der 42-cm-Geschütze, mit der erdbebenartigen Wirkung Kruppischer Mörser — diese furchtbare Wüstentatrophe stellt ungeheure Ansprüche an das Nervensystem aller daran Beteiligten. Ein feiner Eisenbahnzusammenstoß mitten im Frieden, eine Explosion in einer Fabrik, ein Blitzschlag bei starkem Gewitter erzeugen jene schweren Erkrankungen des Nervensystems, die man als traumatische Neurosen bezeichnet. Der erste Arzt, der sich mit den nach Verletzungen auftretenden nervösen Krankheitszuständen beschäftigte, war Erichsen, dessen diesbezügliche Schrift im Jahre 1866 in London erschien. Die Erscheinung der traumatischen Nervenerkrankungen wurde

später von einer Reihe hervorragender Gelehrter beschrieben und beobachtet.

Treten aber derartige Nervenerkrankungen im Frieden verhältnismäßig nur vereinzelt auf, so kommen sie im Kriege in großer Zahl vor, fast epidemisch. Der bekannte Wiener Neurologe Professor Würzburg hat in einem kürzlich gehaltenen Vortrag über die verschiedenen Formen der Kriegsneurose gesprochen. Er unterscheidet zwei Hauptarten der Kriegsneurose: Fälle, die überwiegend körperliche Krankheitserscheinungen zeigen und den im Frieden vorkommenden traumatischen Neurosen am nächsten stehen, und Fälle, die mit schweren psychischen Defekten einhergehen und sich daher unmittelbar an die Geisteskrankheiten anschließen.

In der Klinik des Hofrats Professor v. Elsberg wurde einem großen Arzteuditorium eine Reihe von Fällen vorgeführt. Da sah man zunächst einen jungen Rabetten, dem in der Schlacht bei Komarow der Mantel durch eine Granate zerissen worden war. Er war kurze Zeit bewußtlos. Als er das Bewußtsein wieder erlangt hatte, konnte er nicht mehr gehen. Er muß bis heute ständig im Bette liegen und zeigt auf der einen Körperhälfte eine hochgradige Schmerzempfindlichkeit. Ein zweiter Fall betrifft einen Infanteristen, dem während der Schlacht bei Komarow ein Stiel durch einen Schrapnellschuß aufgesprungen, auf den Magen fiel, bekanntlich eine sehr empfindliche Stelle, weil hier in der Tiefe komplizierte Nervengeflechte liegen. Seit dieser Zeit zeigt der Genannte im Bereiche der einen Körperhälfte die Erscheinungen der Schmerzüberempfindlichkeit, auf der anderen Seite die der Schmerzunterempfindlichkeit. Viel unangenehmer für ihn ist aber das gleichzeitige Unvermögen zu schlafen und zu essen. Nur mit Mühe gelingt es, den Kranken zu ernähren. Ein dritter Fall betrifft einen Arzt, der eben im Begriffe war, einem frisch Verwundeten den ersten Verband anzulegen. Da kam eine Schrapnellkugel und tötete den Mann. Der Arzt fiel in Ohnmacht, blieb aber körperlich unverletzt. Als er erwachte, zeigte er eine halbseitige Körperparalyse, die noch bis heute besteht. Noch schwerere Folgen hatte eine Schrapnell-Explosion in einem weiteren Falle. Der Verletzte blieb körperlich vollkommen unverletzt, er fiel nur zu Boden, war eine Zeitlang bewußtlos und gibt an, seit dieser Zeit vollkommen blind zu sein. Die objektive Untersuchung beider Augen ergab deren völlige Unversehrtheit.

In allen diesen Fällen bestand schon seit der Kindheit eine erhebliche schwere nervöse Belastung. Die Verletzung hat die in der Tiefe ruhende Krankheitsanlage ausgelöst. Dieselben Krankheitserscheinungen finden sich bei der sogenannten Hysterie, einer Krankheit, die vorwiegend Frauen, seltener Männer betrifft. Es zeigen sich dieselben Krankheitszeichen: halbseitige Bewegungsstörungen, halbseitige Störungen in der Empfindung, Schlingbeschwerden, Unmöglichkeit zu gehen und zu stehen, festliche Blindheit, Neigung zum Weinen, fortwährende Abkühlungen über allerlei Krankheitsgefühle ohne nachweisbare Grundlage.

Professor Strümpell in Leipzig, eine der ersten Fachautoritäten auf dem Gebiete der Nervenheilkunde, vertritt die Ansicht, daß die Mehrzahl der nach Verletzungen auftretenden Neurosen auf den stürmisch ausgelösten Begehrungsdrang zurückzuführen sind. Diese Begehrung betrifft die Erlangung einer festen Rente, wie sie durch die Unfallversicherungsgesetzgebung vorgelesen ist. Diese Begehrungstheorie Strümpells trifft auf die Kriegsneurosen nicht zu.

Wie schon oben erwähnt, besteht eine zweite Gruppe der durch den Krieg hervorgerufenen Nervenerkrankungen aus schweren Geistesstörungen. Ein Hauptmann wird nach der Schlacht plötzlich todtüchtig und erschießt den Arzt, der von den Sanitätssoldaten herbeigerufen wird, ihn zu beruhigen, ein tatsächlich auf dem russischen Kriegsschauplatz jüngst vorgekommener Fall. Im Krankenhaus liegt ein junger Infanterist in seinem Bette, wohl sind seine Augen geöffnet, doch sonst macht er den Eindruck eines Bewußtlosen. Sein trüber, starrer Blick schweift in die Weite, seine Finger zuckt am ganzen Körper. Die Lippen sind unbeweglich, kein Laut kommt aus dem Munde. Er ist jedem Anruf unzugänglich, nur widerwillig öffnet er den Mund, um sich flüssige Nahrung zuführen zu lassen. Es ist ein Fall schwerer Geistesföhrung, kurzweg Kriegspsychose genannt, an zahlreichen Fällen von dem russischen Forscher Schmeloff aus dem russisch-japanischen Kriege beschrieben.

Bei den ersterwähnten Fällen ist die Aussicht auf eine Heilung eine ziemlich günstige, während die letztgenannten Kriegspsychose sehr schwer beeinflussbar sind und nur wenig Aussicht auf baldige Besserung bieten.



Von den Belgiern zerstörte Maasbrücke bei Lüttich.

Ein W. G. G. G. G.





Torpedobootengefecht bei Helgoland. Nach einer Originalzeichnung von Claus Bergen.

## Die Seekämpfe bei Helgoland und Goet van Holland.

(Siehe die Bilder Seite 140 und 141.)

Bei unsichtigem Wetter lag sich das auf einer Spähschiff begreifene Torpedoboot V 187 plötzlich von mehr als 40 englischen Torpedobootzerstörern und Unterseebooten umringt und angegriffen. Es wehrte sich mit allen Kräften, aber schließlich mußte die Übermacht siegen. Von zahllosen Geschossen getroffen, verlor es seine Bewegungsfreiheit. Da wurde schnell im Innern eine Sprengung vorgenommen, um das Fahrzeug nicht in feindliche Hände fallen zu lassen.

Vom Kanonendonner getrieben, eilte S. M. S. „Ariadne“ (2660 Tonnen) herbei, ohne in dem dichten Nebel etwas unterscheiden zu können, bis plötzlich ein anderer kleiner deutscher Kreuzer vor ihr auftauchte, der mit zwei der größten und neuesten englischen Panzerkreuzer der Flotte (je 27 000 Tonnen mit acht 34,3-cm-Geschützen) im Kampfe lag. Sofort griff die „Ariadne“ ein, wurde aber selbst beschossen. Ein Treffer setzte die Hälfte der Kessel außer Betrieb und verringerte die Geschwindigkeit um ein volles Drittel. Trotzdem dauerte der Kampf noch eine halbe Stunde. Auch hier blieb die Mannschaft unermüdet bei den Geschützen, obgleich das Achterschiff brannte und die Flammen auf das Vorderdeck übergriffen. Schließlich nahte unabwendbar das Ende. Mit dreifachem Hurra auf den allerhöchsten Kriegsherrn, dem „Kaiserlichen“ und „Deutschen Reich“ über alles, „Blagenliebe“ und „Leben“ das zum Abzug gewordene Fahrzeug. In der „Kreuzzeitung“ urteilt ein Fachmann über das ganze Gefecht: „Augenscheinlich haben sich die Kreuzer unserer Vorpostenlinie mit größter Bravour dem aus der dicken, wasserdampfschwängerten Luft der Nordsee auftauchenden Feinde sofort entgegengeworfen und bei der geringen Sichtbarkeit es nicht wahrnehmen können, daß hinter den leichten, aber sehr modernen kleinen englischen Kreuzern und Flottillen die großen Schlachtschiffe der Flotte lauerten. Unter diesen Umständen ist es höchst erstaunlich, daß wir nicht noch viel mehr Schiffsverluste zu ver-

zeichnen haben. Das Ganze stellt sich somit als ein für uns unvorteilhaftes Vorkommnis dar.“

Die Scharte wurde in geradezu atemberaubender Weise am 22. September. Auf Abzug des deutschen Kreuzers trübten drei englische Panzerkreuzer der ersten Klasse, je 12 000 Tonnen groß, die Flotte eines Torpedobootzerstörers, die „Aboukir“, einen furchtlichen Brand und begann zu sinken. Man dachte, sie sei auf dem Untergang. Die Mine geraten. Aber während man die „Aboukir“ noch aufsuchte, traf auch die „Hogue“ der vierten Klasse ein, der sie binnen wenigen Minuten in die Luft rief. Nun lag allerdings die Vermutung auf, daß deutsche Unterseeboote in der Nähe seien. Es gelang aber nicht, sie ausfindig zu machen, bis ein dritter Kreuzer, die „Cressy“, erfolgreich torpediert war. Nun begann eine wilde Jagd, die jedoch erfolglos blieb. Der Kommandant der Flotte mußte den Untergang von drei stolzen Schiffen und über 1500 Mann nach London melden. Und wer waren die Braven, die das Heldentum vollbracht hatten? Ein einziges deutsches Unterseeboot, U 9, mit 20 Mann Besatzung unter Befehl des Kapitänleutnants Weddigen! Groß war der Jubel, als sie nach banger Stunden der Erwartung wohlbehalten von der weiten, ungemein gefährlichen Fahrt wieder heimkehrten, geradezu überwältigend aber der Eindruck, den das Ereignis im gesamten Ausland hervorrief.

## Die Feldpost.

Von Alfred Semrau.

(Siehe die Bilder Seite 140 und 141.)

„Behandeln Sie jeden Feldpostbrief wie ein Kind, das Ihrer Sorgfalt anvertraut ist.“ hat einmal der Generalpostmeister Stephan gesagt, der das Postwesen in allen Zweigen grundriss reformiert und gefördert hat, und dem wir es heute vorzugsweise verdanken, wenn der Briefträger seinen Dienst und seinen Angehörigen in der Heimat aufrecht erhalten werden kann. Wir wollen auch alle leicht, daß neben Pulver und Brot dem Soldaten nichts so sehr Bedürfnis ist wie Nachrichten aus der Heimat; darum ist man in den vier Jahrzehnten, die seit 1870 verfloßen, un-



Verwundung der englischen Panzerkreuzer „Aboukir“, „Hogue“ und „Cressy“ durch das deutsche Unterseeboot „U 9“ am Morgen des 22. September etwa 30 Seemeilen nordwestlich von Goet van Holland.

Nach einer Originalzeichnung von Friedrich Sandtke.





Ein Kavaliers Feldpostwagen.

ermüßlich tätig gewesen, die Feldposteinrichtung zu entwickeln und zu verbessern.

Ihre glänzende Ausgestaltung aber knüpft sich, wie gesagt, an den Namen des Generalpostmeisters Stephan. Er hat die Feldpost auf die Höhe gebracht, auf der sie heute steht. Als der Krieg 1870 begann, wurden auch Stephan und die Seinen Vorbereitungen fertig sein, aber dann der ausgezeichneten Organisation bedurfte er nur neun und konnte schon am 24. Juli seine Vordrucke für den Krieg erklären. Es mußte mit einem gewaltigen Verkehr gerechnet werden, und so wurden Sammelstellen eingerichtet in Berlin, Hamburg, Leipzig, Kassel, Köln, Frankfurt a. M. und Saarbrücken mit einem großen Stabe von Beamten, die bis zum Ausbruch in Anspruch genommen waren.

Heute, wo zum Beispiel ein Münchner Postamt allein mit einer Schar von 100 Beamten den Feldpostverkehr versieht, will die Angabe, daß die Sammelstelle Berlin damals 150 Beamte beschäftigte, nicht sonderlich hoch erscheinen,

aber vor 44 Jahren war es schon eine stattliche Zahl. Und diese eine Sammelstelle hatte täglich, gegen 130 000 Briefe und 3000 Geldbriefe zu bewältigen.

In den Dienst der Feldpost wurde alles gestellt, was möglich und einflußreich war. Einzelne Lokomotiven, Züge, Kohlenzüge nahmen die Sendungen mit.

Als seit dem September 1870 die Operationen der deutschen Heere sich über eine Fläche von 170 000 Quadratkilometern erstreckten, mußte die Feldpost ihre ganze Kraft aufbieten, um allen Anforderungen seitens des Heeres und der Dahingeblichenen zu genügen. Auf den Schlachtfeldern sammelten ihre fliegenden Bureau die Briefe ein. Nach Gravelotte sah man sie schon im Morgengrauen ihre Feldtische inmitten von Feind und Freund aufschlagen, um die Wünsche mehr, und auch bei Sedan warteten sie mitten im Nachtregen ihres Amtes. Wind und Wetter, später auch Schreck und Gefahr, hinderten sie nie, ihrem Dienst nachzugehen. Überall fand man ihre fliegenden Amtsstuben.

Für die Bewundernden, die es selbst nicht vermochten, wurden die Karten geschrieben. An bester Stelle, die man hatte, wurden von Wenden, Vorderen und hinteren Fahrgängen. Natürlich konnte die Feldpost nicht angeht arbeiten. Einmal wurden die Beamten der ganzen Postbeförderung von Frankreich aber allen, plündern und niedergemacht. Nur den dadurch erlittenen Verlust wurden die Dörfer, in denen oder in deren Nähe es geschah, haftbar gemacht.

Auf allen Clappenstrahlen der deutschen Heere in der Ausdehnung von 500 Kilometern waren regelmäßig meist tägliche Posttransporte in Gang gebracht. Die Postenlinie ward bis in Feindesland geleitet. Als das Hauptquartier Jerreres erreicht hatte, Stephan



Ein Clappenwagen der Feldpost.

H. v. S. v. S.

bis in die unmittelbare Nähe von Paris und schuf eine erstaunlich rasche Postverbindung. Zum Aufstellen des jeweiligen Aufstellungsbereichs der einzelnen Kompanien hatte er eine Art Postabrechnung herausgegeben, ein Heft von 64 Dinastien, das den einzelnen Postämtern während des ganzen Feldzugs in 39 Auflagen übergeben wurde. Es arbeiteten damals 411 Feldpostämter mit 2140 Beamten und Unterbeamten. Sie beförderten 90 Millionen Karten und Briefe, gegen 2 1/2 Millionen Zeitungen und fast 200 Millionen Mark in Geld. Die Feldpost von 1870 leistete im Vergleich mit der von 1866 bei Briefsendungen das Siebenfache, bei Paketleistungen das Sechsfache.

Auch jetzt ist sie mit einem gewaltigen Stabe von Beamten hinausgezogen. An der Spitze des Feldpostwesens steht der Feldpostminister — zuerst Oberpostdirektor Domizlaff, vorher Vorstand der Oberpostdirektion Leipzig — dem die einheitliche Regelung und Überwachung des

noch nicht ganz befolgt wird, muß die Adresse genau der Vorschrift entsprechen. Die Angaben müssen sich nicht nur auf die Nummer des Armeekorps, der Division und des Regiments, sondern auch des Bataillons oder der Abteilung und vor allem der Kompanie, Eskadron oder Batterie erstrecken.

Der Weg, den die Feldpostsendungen nehmen, ist zunächst der, daß sie der mobilen Feldpostanstalt des Korps oder der Division, für die sie bestimmt sind, zugeleitet, dann, da sie mit dem Stabe mitmarschierend häufig den Standort wechselt, oft umgeleitet werden. Kommandierte der einzelnen Truppenabteilungen oder Detachements holen, aber auch nicht täglich, die Sendungen von der Feldpost für die Truppe ab und bringen sie an das Regiment, von wo sie an die Bataillone und Kompanien verteilt werden. Die letzteren liegen aber auch oft weit auseinander, und so dergestalt über der Zustellung an sie, vor allem, wenn eine Kompanie vorher ihren Aufenthalt gewechselt hat, geraume



Deutsche Feldpost nimmt vor der Abfahrt von vorbeimarschierenden Truppen Briefe in die Heimat mit. Nach einer Originalzeichnung von P. H. Meißner.

feldpostlichen Dienstbetriebs übertragen ist. Er gehört zum Großen Hauptquartier und ist neben dem Feldpostinspektoren dem Generalinspektor des Clappen- und Eisenbahnwesens zugeteilt. Jede Armee hat einen Armeepostdirektor, dem alle zum Armeeverband gehörenden Feldpostanstalten unterstehen. Welche ein Apparat im ganzen aufgegeben ist, mag man daraus erleben, daß zum Beispiel die bayerische Feldpost unter einem Armeepostdirektor steht, dem zwei Armeepostinspektoren und vier Feldpostmeister bei den Generalkommandos der drei Armeekorps und bei dem Generalkommando des Reservekorps unterstellt sind. Unter dem Clappentelegraphendirektor stehen drei Clappentelegrapheninspektoren. Die ganze Feldpost leitet der Feldpostminister mit einem kleinen Heer von Beamten. Das gewaltige, alles bisher Dagewesene übersteigende Truppenaufgebot stellt die Feldpost vor eine schwere Aufgabe. Schon die Zahl der Kämpfer bedingt eine gewaltige Menge von Briefen und Postkarten, die von der Heimat zu den Truppen und von den Kämpfern an die in der Heimat Geborenen befördert werden müssen.

Wie bekannt, dürfen auch geschlossene Briefe von der Feldpost befördert werden; wie auch bekannt ist, aber immer

Es geschieht noch manchmal, daß man sich über die Säumnisse der Feldpost beschwert. Man bedenkt aber nicht, daß die Beförderungsgelegenheiten gegenüber denen der Friedenszeit sehr beschränkt sind. Schon die wenigen langsam fahrenden Züge des Militärabzugs hindern eine rasche Abführung der bei den Postanstalten zusammenfließenden Postsendungen für das Feldheer. Der Aufmarsch der Truppen mußte aus militärischen Gründen geheim bleiben.

Die Armeeführung mußte deshalb mit den zur rechtzeitigen Herstellung der Postverbindungen erforderlichen Mitteln vielfach zurückhalten. Auch die stets wechselnde Kriegsgliederung und die so häufigen Änderungen in der Aufstellung einzelner Truppenkörper können nicht bekanntgegeben werden, ohne dem Feind Anhaltspunkte zu geben, die für seine Pläne dienlich sein könnten. So kommt es, daß die für die einzelnen Heereskörper aufgestellten Feldpostanstalten die Zeitpunkt, die ihnen die von den Postanstalten erhaltenen Sendungen zuzuführen haben, oft nicht rechtzeitig über ihren Standort unterrichten können. Wer den raschen Aufmarsch unseres Heeres verfolgt hat, wer sich einen Begriff von Kriegsmärschen machen kann, dem ist



ohne weiteres klar, daß beim gegenwärtigen Stande des Feldzugs ein regelrechter Feldpostbetrieb mit durchaus gesicherter Zuführung der Posten unmöglich ist. Waren doch einzelne Feldpoststationen acht Tage hintereinander auf dem Marsch und konnten ihren Dienst nur auf der Landstraße ausüben. Bei den großen Entfernungen zwischen den Postpunkten läßt ferner die Zuführung der Posten auf große Schwierigkeiten. Dazu treten Bahnunterbrechungen, der Verlust von Posten bei feindlichen Vorstößen, Zerstörung von Telegraphenlinien und die sonstigen im Krieg unabwehrbaren Zufälle. Zu all dem kommt noch, daß in manchen Fällen, eine harte Ausnutzung der Feldpost bemerkt wird und der Absender durch falsche oder unvollständige Adresse die Bestellung verzögert oder unmöglich zu werden. Zunächst hinsichtlich der Telegramme. Diese sind die Abfertigung von Telegrammen unmöglich. Da gegenwärtigen Telegramme befördert werden an solche Militärposten, die in Garnisonen, Festungen, Kasernen oder anderen dauerhaften Orten liegen und mit den Posten. Wo der Posten an einen festen bleibenden Standort hat, ist die Abfertigung möglich. Aber Ausrüstungsgegenstände versenden möchte, etwa Stiefel, Kleidungsstücke, Waffen und anderes, dem bleibt der Weg des Dienstpakets offen. Man muß zu diesem Zwecke eine Militärbehörde, etwa die Geschwader eines Infanteriebataillons aufsuchen und bitten, den Gegenstand als Dienstpaket an das betreffende Bataillon weiterzubefördern.



Dumdumgeschosse.

Dum-dum-Geschosse.

### Die Dumdumgeschosse unserer Feinde.

(Fortsetzung des 14. Heftes Seite 144)

Als im gefährlichen Aufstand der Afrikaner in Ostindien (1897) die englischen Truppen merkten, daß ihre Hartbleischosse mit Stahlmantel die wilden Gegner nicht sogleich kampfunfähig machten, suchten sie die Wirkung dadurch zu verstärken, daß sie die Spitze abfeilen, bis der Weisern sichtbar wurde. Nach der Stadt Dumdum bei Kalkutta, wo solche Geschosse zuerst fabrikmäßig hergestellt wurden, heißen sie bis heute Dumdumgeschosse. Bei ihnen zeichnen sich die Geschosse durch einen besonderen Bau aus — den Mantel an der Spitze abgefeilt, so daß ein glatter Übergang zwischen dem Mantel und dem Körper des Geschosses entsteht. Diese Sprengwirkung von grauenhaften Folgen. Während nämlich normal aufsteigende Kugeln das Ziel meist durchschlägt und die Knochen nur spärlich reißt, reißen die Dumdumgeschosse einen nach hinten stark verzerrenden Trichter, zerhacken dabei die Knochen und weisen die inneren Gewebe nach außen, erzeugen also höchst grausame Wunden, die nur sehr schwer und meist mit dauernder Entstellung heilen. Auch im Krieg gegen den Vahdi wurden diese Geschosse von den Engländern gebraucht. Als bald erhoben sich aber gewichtige Stimmen gegen ihre Verwendung, im Hinblick auf die Petersburger Konvention vom 4. November 1864, die verbietet, im Land- und Seekrieg Geschosse unter 100 Gramm zu verwenden, die mit Explosivstoffen gefüllt sind. Daraufhin gestattete England für sein Vee-Metford-Gewehr das Bleispitzgeschoss zu einem Hohlspitzgeschoss, sogenanntes

Musket 4., um und verwendete es stark im Burenkrieg, wo es nicht minder schreckliche Wunden verursachte. In London selbst wurde damals dem Unterhausschatz des Krieges, Windham, ein hunderttotes „Blut“ und der Ruf „Schande für England!“ entgegen, als er diese Tatsache eingehend. Trobert vertrat England nach auf der Haager Konferenz von 1864 den Standpunkt, daß die Dumdumgeschosse keineswegs besonders grausam seien, auf jeden Fall noch humaner als die alten Bleischosse. Erst im Jahre 1907 unterzeichneten auch England, Frankreich und Belgien das Haager Abkommen, das in Artikel 23, Absatz 1e den „Gebrauch von Waffen, Geschossen oder Stoffen verbietet, die geeignet sind, unnötig Leiden zu verursachen“. Daß es aber bei den Dumdum- und verwandten Geschossen nur auf die grausame Wirkung ankommt, das beweist der Umstand, daß ihre veränderte Spitze die Treffsicherheit stark herabsetzt; bereits bei einigen hundert Metern Entfernung ist von Zielen keine Rede mehr. Ein aushängiger Schuß wird sie also schon aus diesem Grunde niemals verwendet; dafür sind sie die würdigen Geschosse für den Kampf aus dem Hinterhalt.

Was nun ihre Verwendung durch unsere Feinde anbelangt, so sind folgende Tatsachen unabwäglich festzustellen. Solche Geschosse wurden nicht nur bei französischen und englischen Gefangenen gefunden, zum Teil auch in der Originalpackung der Kartons, sondern sowohl in Vongwan als in Montmedy entdeckte man Kartons mit über hundert Stück, ungeöffnet. Als die deutsche Kommando von Vongwan den Degen später wieder abgefordert, den er

dem nach der Übergabe aus Vongwan in die tapfere Verteidigung verlassen hatte. Ferner wurde in der Kaserne des französischen Infanterieregiments Nr. 120 eine Kiste mit Dumdumgeschossen in fabrikmäßiger Verpackung, Pakete mit je acht Patronen und dem Aufdruck:

Etats Maj Des Mel  
Poudre Bl Am Mel

Avis 1914  
8 Cartouches  
De Stand Mle 1906  
Lot 121

vorgefunden; auf der Kiste stand die Bezeichnung: „Bei der Mobilmachung sind diese Geschosse an die Schützengesellschaft in Rouen auszuliefern.“ Es bleibt demnach nur der Schluss übrig, daß die französische Militärbehörde die Beschaffung solcher Geschosse veranlaßt hat, in der Absicht, den mit Herabhabung der Waffen vertrauten Teil der Zivilbevölkerung von Rouen, einem Dorf bei Senan, bei Kriegsbeginn damit auszurüsten. Endlich hat der gefangene englische Major Vale — derselbe, der aus Torquay entflohen und bei der drohenden Wiedererfassung sich die Dumdumgeschosse — offen zugegeben, daß seine Leute mit Dumdumpatronen versehen waren, und behauptet, das sei auch erlaubt, denn es handle sich nicht um Explosivgeschosse, übrigens müsse man in der Munition schießen, die der Staat geliefert habe.

Unsere Abbildung ist nach einer Photographie angefertigt, die der Presse vom Generalstab zur Verfügung gestellt wurde. Man sieht deutlich die Einstichspitzen und Bohrungen an den Spitzen der Geschosse, ferner eine unvollständige amtliche Verpackung.

## Karte vom serbisch-montenegrinischen Kriegsschauplatz.

Beilage zu Heft 8 der Illustrierten  
Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in  
Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien. Einzelverkauf verboten.



Geogr. Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig.



## Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Von Seiten Frankreichs und Englands wurde von Anfang an alles mögliche versucht, um die neutralen, an dem Kriege nicht beteiligten Staaten auf ihre Seite zu ziehen. Deutschland und Österreich-Ungarn dagegen haben sich jeder Beeinflussung fremder Staaten enthalten, sie verlangten nichts weiter als strikte, ehrliche Neutralität. Eine unabweisbar vertragsmäßig richtige Stellung hat in diesem Werben von hüben und drüben Italien eingenommen.

Italien galt immer als Mitglied des Dreibundes, und sowohl in Deutschland wie auch in Österreich-Ungarn war in weiten Volkstreifen die Meinung vorherrschend, es müsse unbedingt auf die Seite des Dreibundes treten. Offenbar lagen aber zurzeit noch nicht bestimmte Bündnisrückichten oder Nebenverträge vor, die die italienische Regierung bestimmten, neutral zu bleiben.

Ende Juli nahm die „Tribuna“ in einem Leitartikel offen Partei für die Dreibundspolitik. Das Interesse Italiens liege darin, daß es loyal und voll zum Dreibund halte und so viel wie möglich die benachbarten Verbündeten gegen Angriffe und Machenschaften unterstütze und verteidige. Denn die Stärke und das Ansehen der Verbündeten sei ein Teil der eigenen Stärke und des Ansehens Italiens in Europa, zumal seit langen Jahren der Dreibund bis heute den Frieden erhalten habe. Italien müsse eine ehrliche, klare und entschiedene Politik treiben.

Von einer solchen Politik Italiens, von der die „Tribuna“ spricht, war aber am Anfang des Krieges wenig zu bemerken. Am 31. Juli hatten noch die großen römischen Blätter die Meinung vertreten, Italien gehöre zum Dreibunde und demgemäß werde es auch mit seiner Macht an die Seite der Verbündeten treten. In diesem Tage, und zwar nachmittags sechs Uhr, erschienen die Vertreter Englands und Frankreichs, die Herren Bodd

und Barrère, im Palazzo Braschi und hatten eine Unterredung mit dem italienischen Ministerpräsidenten Salandra und dem Minister des Auswärtigen San Giuliano. Zwei Stunden später erschien der deutsche Gesandte v. Plönow und erhielt die Mitteilung: Italien wird neutral bleiben.

Zu gleicher Zeit wurden die der Regierung nahestehenden Blätter von dem überraschenden Schritt verblüfft. Einzelne Blätter, wie die sozialistische „Stampa“ in Turin, waren derart unvorbereitet, daß sie auf der ersten und letzten Seite der Morgenausgaben vom 1. August zwar die Mitteilung über die Neutralitätserklärung brachten, aber auf den anderen Seiten die Leitartikel nicht mehr zurückziehen konnten, die abermals die Dreibundverpflichtungen Italiens scharf hervorhoben und betonten, daß Italiens Weg nur Seite an Seite mit Deutschland und Österreich sein könne. Wegen des klaffenden Widerspruches zwischen den Regierungserklärungen vom Abend des 31. Juli, die ihre Kommentare in den Leitartikeln fanden, und den Regierungserklärungen vom Morgen des 1. August, die die Zurückziehung der bereits ausgesendeten Truppen an der französischen Grenze bei Ventimiglia und bei Turin-Mobane zur Folge hatten, haben sich verschiedene Blätter veranlaßt, ihre erste Auflage einzukaufen.

Diese Haltung der Regierung war für viele Anhänger des Dreibundes überraschend. Man vergah dabei, daß der Wortlaut des Dreibundvertrages, soweit Italien in Frage kommt, gar nicht bestimmt geworden ist. In Österreich und Deutschland wurden weite Kreise der Bevölkerung von einem bangen Gefühl befallen, denn man glaubte nunmehr auch nicht mehr an die Neutralität Italiens, sondern rechnete schon damit, daß es zu unseren Feinden übergehen werde. In den Regierungstreifen aber schien man von der Haltung Italiens nicht nur nicht überrascht, sondern sogar befriedigt zu sein, und es fehlte



Mittagsmahl einer deutschen Truppe bei Mercy-le-Haut im Departement Meurthe-et-Moselle im nordöstlichen Frankreich.  
Kunze'sche. Copyright 1914 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



nicht an Stimmen, die Italiens Haltung für richtig erklärten.

In dem bekannten Blatte „Popolo Romano“ wurde die Meinung vertreten, Englands Kriegserklärung rechtfertige die Neutralität Italiens. Andererseits hätten zwar Deutschland und Österreich-Ungarn ihre Truppen in italienischen Schutzgebieten bergen können, für Italien wäre aber ein Krieg mit England verhängnisvoll gewesen, da an seinen langgestreckten Küsten die kühnsten Städte liegen. Ein anderes Blatt, „Mito“, betonte, daß die Minister Italiens von der unerlässlichen Notwendigkeit zur Neutralität gezwungen würden und tiefen Schmerz darüber empfänden, nach dreißigjährigem Bündnis nun sich abwärts halten zu müssen.

Die vorstehenden Ausführungen wurden auch in allen maßgebenden Blättern Deutschlands und Österreich-Ungarns wiedergegeben. Sie vermochten aber die öffentliche Meinung nicht so bald zu beruhigen.

In Italien selbst erhoben sich manche gewichtige Stimmen für den Dreibund, die französischfeindliche italienische Presse aber sorgte dafür, die Haltung der italienischen Regierung zweifelhaft erscheinen zu lassen, und wurde in diesem Streben von Paris und London aus auf das eifrigste unterstützt.

Die Unsicherheit, die in Italien selbst über die Stellungnahme der Regierung herrschte, führte dazu, daß dort das Verlangen gestiegt wurde, das Parlament zu einer außerordentlichen Tagung einzuberufen, damit es über die politische Lage Aufklärung erhalte. Am 23. August empfing der kaiserliche Ministerpräsident Salandra eine Vertretung der loyalistischen Gruppe des Parlaments, die um eine Entschiedenheit der Regierung bezüglich der Zusammenberufung des Parlaments ersuchte. Ministerpräsident Salandra antwortete, nach Ansicht der Regierung sei bisher keine Lausade eingetreten, die die Zusammenberufung des Parlaments notwendig mache. Die Regierung sei fest entschlossen, die Politik der Neutralität weiter zu verfolgen, die aus allgemein bekannten Gründen ergreifen worden sei, und alle Gerüchte von einer Mobilisierung seien unbegründet.

Seitdem hat die italienische Regierung bei verschiedenen Anlässen ihre Neutralitätspolitik wiederholt und auch nichts getan, was zu einem Winkeln Anlaß geben konnte. Der Dreibund hatte also Italien nicht auf seiner Seite und ist nunmehr im Kriege zu einem um so fester gefügten Zweibund geworden. Nirgends zeigte sich in Deutschland oder Österreich eine Mithimmung oder eine heftige Gegenüberstellung über diese Neutralität.

Von Frankreich, das sich so lebhaft um die Zuneigung Italiens bewacht, wurden die auf französischem Boden befindlichen italienischen Staatsangehörigen auf das schmachlichste behandelt. Sofort nach Ausbruch des Krieges wurden sämtliche italienischen Arbeiter rücksichtslos abgehoben, wobei sie nicht einmal ihre schon verdienten Löhne erhielten. Sie wurden sogar ihres gesamten Eigentums beraubt, und wer noch einige Ersparnisse in der Tasche hatte, war genötigt, sie den begleitenden französischen Beamten auszuliefern, um vor Willkürherrschaft geschützt zu sein und Speise und Trank zu erhalten. Dieses barbarische Verhalten gegenüber den Staatsangehörigen einer neutralen Macht kann nicht genug gebrandmarkt werden. Etwa 80 000 Italiener wurden wie Viehherden vollständig mittellos über die französische Grenze getrieben.

Die Schweiz ist ihrem Charakter entsprechend, vollständig neutral geblieben. Ähnlich wurde folgender Aufruf veröffentlicht:

Gedreue, liebe Eidgenossen!

Am unseren Grenzen tobt der Krieg. Wir haben unsere Armeen zu den Waffen gerufen; am 1. August, dem Jahrestag der Gründung der schweizerischen Eidgenossenschaft, trug der Telegraph das Aufgebot in die entlegenen Dörfer und Weiler des Landes.

Wir werden die Kraft des freien Bestimmungsrechtes des Volkes gewählte Richter unserer Politik getreu unseren Traditionen und dem Sinne der internationalen Verträge einhalten und daher vollständige Neutralität bewahren. Bundesversammlung und Bundesrat sind entschlossen, für die Aufrechterhaltung unserer Unabhängigkeit

und die Wahrung unserer Neutralität alle Kräfte einzusetzen und alle Opfer zu bringen.

Sinter den Behörden steht das Schweizervolk in bewunderungswürdiger Einigkeit und Geschlossenheit. Unserem Heere aber ist die erhabene Aufgabe geworden, das Land bei einem ihm drohenden Angriff zu schützen und den Angreifer, sei er, wer er wolle, zurückzuweisen. Wir erwarten von euch, Wehrmänner, daß jeder freiwillig seine Pflicht tut, bereit, dem Vaterlande Blut und Leben zum Opfer darzubringen. Ihr Offiziere werdet, wir sind dessen gewiß, überall euren Untergebenen mit leuchtendem Beispiel der Pflichterfüllung und der Aufopferung vorgehen. Ihr Unteroffiziere und Soldaten werdet, wir wissen es, durch die Tat beweisen, daß auch im Kreise der Wehrmannen den Befehlen seiner Vorgesetzten willig und unbedingt Gehorsam leistet.

Du Schweizervolk, das du an haislichen Herd zurückgeblieben bist, bewahre deine Ruhe und Besonnenheit. Vertraue auf deine Heherten, die in diesen schweren Tagen nach besten Kräften ihres Amtes walten und auch für die Kollektivität sorgen werden. Vertraue auf dein Heer, für das du nicht umsonst in Friedenszeiten so große Opfer gebracht und auf das du mit Recht stolz bist.

Gott schütze und erhalte unser teures Vaterland! Wir empfehlen es in den Händen des Allerhöchsten.

Bern, 3. August 1914.

Im Namen des Schweizerischen Bundesrates:  
Der Bundespräsident: Der Kanzler der Eidgenossenschaft:  
Hoffmann. Schamann.

Die Schweiz hat übrigens wiederholt Veranlassung gehabt, sich in wohlwollendem Sinne über Deutschland zu äußern, insbesondere weil Deutschland trotz des Ausfuhrverbotes seine Verpflichtungen für Getreidelieferung an die Schweiz aufrechterhielt.

Die dänische Regierung teilte gleich beim Ausbruch der Feindseligkeiten mit, daß sie beabsichtigt habe, vollständige Neutralität zu beobachten. Ebenso haben sich Schweden und Norwegen völlig neutral verhalten. Wenn man sich an den Ausbruch des Krieges vorstellt, dann in Norwegen Ausländer (sowohl Schweden als auch Deutsche) erlitten würden, das Land zu verlassen, so war dies keineswegs als irgendwelche feindselige Haltung aufzufassen, sondern nur Mangel an Nahrungsmitteln und die Verminderung der Zufuhr infolge des Krieges zwang Norwegen, sich nach Möglichkeit der Ausländer zu entledigen, um für die eigenen Landesbedürfnisse sorgen zu können. Von gegenseitiger Feindseligkeit der beiden Länder konnte um so weniger die Rede sein, als Deutschland das Ausfuhrverbot für zahlreiche wichtige Waren gemildert hat. Heute teilt die öffentliche Meinung in den skandinavischen Ländern eher uns zu, besonders in Schweden.

Die Niederlande haben schon Ende Juli amtlich erklärt, daß sie während der Dauer des österreichisch-serbischen Krieges neutral bleiben würden. Es sind dann auch die Grenz- und Küstenschutzregierungen in ganz Holland zu hören gewesen. Man fürchtete aber allgemein, daß England die Neutralität Hollands nicht achten werde. Indessen schon bald nach der Kriegserklärung Englands an Deutschland gelangte eine Meldung in die Öffentlichkeit, die von großem Einfluß auf den Gang der Ereignisse war. Eine offiziöse Mitteilung von holländischer Seite lautete nämlich:

„Aus zuverlässiger Quelle vernehmen wir, daß von englischer Seite unserer Regierung mitgeteilt wurde, daß die Neutralität der Westküste von England respektiert werden wird, so daß keine Kriegsschiffe den Fluß hinauffahren werden.“

Mit anderen Worten heißt das, daß die auch von Deutschland respektierte Neutralität Hollands im gegenwärtigen Kriege nicht angefaßt werden wird.

Spanien und bisher auch Portugal hielten sich durchwegs neutral, und besonders in Spanien herrschte eine vorwiegend deutschfreundliche Stimmung. Zwar hatte König Manuel von Portugal seine Dienste den Engländern zur Verfügung gestellt und in Portugal einen Kurfürsten ernannt, der um Soldaten für englischen Kriegsdienst warb, aber diese privaten Bestrebungen eines Königs ohne Land haben

weder die Regierung noch die Bevölkerung Portugals bisher irgendwie beeinflußt.

Von den Balkanstaaten Serbien, Montenegro, Bulgarien, Rumänien, Türkei und Griechenland sind die beiden ergriffenen im Kriege gegen Österreich. Alle übrigen erklärten sich als neutral und haben, angeblich zum Schutze ihrer Neutralität, Grenz- und Teilmobilmäßigungen des vorgenommen. Bei den ungarischen Verhältnissen des Balkans und dem so häufigen Wechsel der Regierungen ist auf die Zukunft wenig Verlaß. Es kommt stets darauf an, ob eine russen- oder deutschfreundliche Partei die Oberhand gewinnt.

Die Gelegenheit des europäischen Krieges und die infolgedessen bestehende Uneinigkeit der Großmächte können zu einem, um wieder einmal für sich, unbeeinträchtigt von den Großmächten, Krieg zu führen. Insbesondere fanden sich Mitte September die Türkei und Griechenland kampfbereit gegenüber. Für die Stellungnahme Bulgariens waren die Vorgänge im letzten Balkankrieg bestimmend. Dieses Land ist damals bekanntlich von den Serben schmachlich betrogen und um die Früchte der vorhergegangenen Siege beraubt worden. Es läßt sich deshalb denken, daß in Bulgarien die Stimmung mehr für Österreich war, als für die slavischen Brüder in Serbien. Schon Ende Juli erklärte die holländische „Volta“ in einem von der Regierung ausgehenden Artikel, der sich mit dem Kriege beschäftigte, daß Serbien entscheidenden ersten Augenblicken. In diesen für Serbien entscheidenden ersten Augenblicken gehen wir, die durch serbische Freundschaft am tiefsten getroffen worden sind, keine Schandenrede. Die bulgarische Regierung hat bereits erklärt, daß sie Neutralität bewahren werde. Dies übersteigt alles, was Serbien berechtigterweise erwarten konnte. Indessen muß die bulgarische Regierung sehr aufmerksam die Entwicklung der Ereignisse verfolgen. Alles, was heute erziele, in der dritte Welle des Balkankrieges. Die moralische Verantwortung dafür fällt ganz auf Serbien, denn diese dritte Welle wäre nicht in so schrecklicher Weise zum Ausbruch gekommen, wenn Serbien sich nicht geweigert hätte, den serbisch-bulgarischen Bündnisvertrag durchzuführen.

Die Russen freilich liegen es an Heharbeit nicht fehlen, um Bulgarien auf ihre Seite zu ziehen, bis heute jedoch erfolglos.

Aus Rumänien wurde schon am 26. Juli gemeldet, daß sich dort eine österreichischfreundliche Stimmung bemerkbar mache, und einige Tage darauf, daß Rumänien getreu seinem Programm, der Krieg möge auf seinen Herd beschränkt bleiben, strengste Neutralität erklären werde. Diese Neutralitätserklärung erfolgte denn auch in einem Ministerialrat, der am 1. August zusammengetreten war.

Ende August zogen die Russen an der rumänischen Grenze große Truppenmassen zusammen. Die wenigen Städte des Bessarabiens starteten von russischen Munitionslagern und russischen Truppen. Der Grenzverkehr zwischen Rumänien und Russland lag darnieder, da auf beiden Seiten die Grenztruppen sich bereits in Schutze gegeneinander standen. Die Lage war ernst und besorgniserregend. Jedoch war man in rumänischen Militärkreisen auf jede Möglichkeit vorbereitet.

Da Griechenland mit Serbien in einem Bundesverhältnis steht, der Bündnisvertrag aber seinem Inhalte nach nicht vollständig bekannt ist, so war bei Ausbruch des Krieges der Erfindungsgeist zur Tat geoffnet. Der Pariser „Matin“ verbreitete alsbald die Nachricht, Griechenland sei verurteilt, Serbien mit 100 000 Mann zu unterstützen, was aber amtlich in Abrede gestellt wurde. In Athen wurde erklärt, daß Griechenland zwar in einem Bundesverhältnis zu Serbien stehe, daß dieses Verhältnis aber für den bisherigen Kriegsfall keine Geltung habe. Nur wenn der Konflikt weitere Erde gäbe und unmittelbar griechische Interessen berührte, werde Griechenland aus seiner Rolle als Beobachter herauszutreten. Bald nach Mitte August wurde die allgemeine Mobilisierung in Griechenland angeordnet. Gegen wen sich diese militärische Maßnahme richtete, war alsbald ersichtlich.

Schon Ende Juli hatte der russische Botschafter in Konstantinopel, v. Giers, die Türkei wegen ihrer Haltung in der gegenwärtigen Konflikt positioniert. Der Großvezir erklärte bereits damals in bekannter Weise, die Türkei habe mit dem drohenden europäischen Kriege nichts zu tun. In einem am 30. Juli abgeschlossenen Ministerialrat wurde nochmals die vollständige Neutralität der Türkei festgestellt. Trotz der amtlichen Versicherung machte sich aber doch eine feindliche Spannung bemerkbar, denn die Überzeugung war allgemein, daß Vermutungen möglich seien, denen die Türkei nicht fernbleiben könne und die eine Mobilisierung der türkischen Streitkräfte als Gebot der Notwendigkeit erweise ließen.

Doch diese Mobilisierung ließ keineswegs gegen Österreich richten, bewies eine am 19. August von der „Politischen Korrespondenz“ aus Konstantinopel gebrauchte Meldung, wonach in allen dortigen Moscheen Gebete für den Sieg der österreichischen und der deutschen Armeen veranstaltet wurden. Das sei, bemerkte die „Politische Korrespondenz“, ein höchst bedeutsamer Vorgang, denn es erzeuge sich zum ersten Male in der Geschichte des osmanischen Reiches, daß Muselmanen in ihren Gotteshäusern für den Sieg christlicher Völker beteten.

Am 3. September wurde dann auf Befehl des Sultans die allgemeine Mobilisierung von Heer und Flotte in der Türkei beschlossen, und es hatte schon den Anschein, als ob ein Krieg zwischen Griechenland und der Türkei immer näher ruke.

Gegen den Kaufman waren über 120 000 Türken vereinigt. Es sollten in Konstantinopel auch Nachrichten eingetroffen sein, daß ein allgemeiner Aufstand der Muselmanen gegen die Engländer in Indien vorbereitet werde, dessen Ausbruch der Erhebung der Türkei und der Entblockung Indiens von Truppen unmittelbar folgen sollte. Aus Alexandria wurde gemeldet, die Mohammedaner seien vom Siege Deutschlands überzeugt und jubelten in der Hoffnung, die Türkei werde Ägypten die Freiheit wieder verschaffen. In Bagdad erwartete noch weitere 70 000 Soldaten angekommen. Man erwartete noch weitere 70 000 Soldaten bereit sich auf einen drohenden ägyptischen Aufstand vor.

Aus der ganzen Darstellung der europäischen Lage geht hervor, daß wir weitere Feinde, als diejenigen, gegen die wir bereits kämpfen, im gegenwärtigen Kriege kaum zu erwarten haben. Das Interesse der nördlichen Länder verlangt die Neutralität, ebenso wie das Interesse Spaniens und auch Portugals. Dagegen sind kriegerische Verwicklungen im Südosten Europas nicht ausgeschlossen. Doch können diese Verwicklungen niemals zu österreichisch-ungarischen Angriffen ausfließen. Die niemals zu österreichisch-ungarischen Angriffen ausfließen. Die Haltung Russlands gegenüber Bulgarien, Rumänien und Serbien findet man begreiflich, wenn man einen Blick auf die Karte wirft. Russland kann seinen geliebten und auf die Karte wirft. Russland kann seinen geliebten und auf die Karte wirft. Russland kann seinen geliebten und auf die Karte wirft.

von Österreich so hart bedrängten Serben nicht zu Hilfe kommen, ohne bulgarisches oder rumänisches Gebiet zu überschreiten. Es möchte auch gern nach Rumänien überstreifen. Es möchte auch gern nach Rumänien überstreifen. Es möchte auch gern nach Rumänien überstreifen.

Es möchte auch gern nach Rumänien überstreifen. Es möchte auch gern nach Rumänien überstreifen. Es möchte auch gern nach Rumänien überstreifen. Es möchte auch gern nach Rumänien überstreifen. Es möchte auch gern nach Rumänien überstreifen. Es möchte auch gern nach Rumänien überstreifen. Es möchte auch gern nach Rumänien überstreifen. Es möchte auch gern nach Rumänien überstreifen. Es möchte auch gern nach Rumänien überstreifen.

Es möchte auch gern nach Rumänien überstreifen. Es möchte auch gern nach Rumänien überstreifen. Es möchte auch gern nach Rumänien überstreifen. Es möchte auch gern nach Rumänien überstreifen. Es möchte auch gern nach Rumänien überstreifen. Es möchte auch gern nach Rumänien überstreifen. Es möchte auch gern nach Rumänien überstreifen. Es möchte auch gern nach Rumänien überstreifen. Es möchte auch gern nach Rumänien überstreifen. Es möchte auch gern nach Rumänien überstreifen.

Es möchte auch gern nach Rumänien überstreifen. Es möchte auch gern nach Rumänien überstreifen. Es möchte auch gern nach Rumänien überstreifen. Es möchte auch gern nach Rumänien überstreifen. Es möchte auch gern nach Rumänien überstreifen. Es möchte auch gern nach Rumänien überstreifen. Es möchte auch gern nach Rumänien überstreifen. Es möchte auch gern nach Rumänien überstreifen. Es möchte auch gern nach Rumänien überstreifen. Es möchte auch gern nach Rumänien überstreifen.

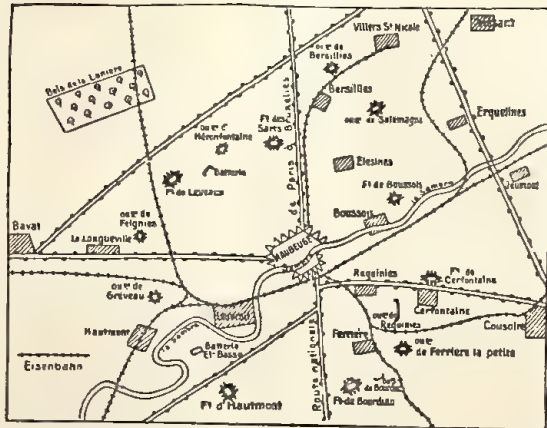
In den weitesten Kreisen des deutschen Volkes dachte man, als die Mobilisierung erfolgte, wohl kaum an einen





Erstürmung des Forts Beffois vor Maastricht.  
Nach der Natur gezeichnet von Ewald Ziegler.





Manöver und Umgehung nach einer französischen Skizze.

Krieg zur See, denn die Gegner waren ja nur Serbien, Rußland und Frankreich, und weder von Rußland noch von Frankreich glaubte man Angriffe zur See befürchten zu müssen. Das Blatt wendete sich aber, als man am 4. August abends erfuhr, daß auch England den Krieg erklärt hatte. Dadurch wurde ein harter Seekrieg — ein Seekrieg auf Leben und Tod — sehr wahrscheinlich. Selbst flammte die Begeisterung unserer Marine, für die endlich der Tag gekommen war, an dem sie zeigen konnte, was sie zu leisten vermochte. Der Latenzkrieg unserer braven Seewehr war kaum zu zügeln. So schrieb ein Matrose an seine Eltern:

„Liebe Eltern!

Endlich eine ruhige Nacht, in der man seine Pflichten gegen die Eltern erfüllen kann. Wir haben uns schon lange genug danach geseht, denn seit acht Tagen gab's keinen Schlaf. Wir auf unserem Pulversack, denn anders kann man es nicht nennen, haben mehr Arbeit, als irgendeiner glaubt. Geschlafen ist aber trotzdem daran feiner. Mit Solg kam ich Euch die Mitteilung machen, daß wir bereits zweimal die höchsten Belohnungen für unsere Arbeit erhielten, und zwar vom Prinzen Heinrich, dem wir unterstellt sind. Aber unsere Tätigkeit kann ich nichts mitteilen. Ungefähr wißt Ihr ja auch, was ein Minenleger für Dienst hat. Hoffentlich hat unsere Arbeit auch ihren guten Zweck erfüllt.

Liebe Eltern! Ihr könnt Euch wohl denken, wie ein Soldatenherz von Freude erfüllt ist, zu zeigen, was man in langen Jahren erlernt hat, und für sein Vaterland nun kämpfen, vielleicht auch sterben zu dürfen. Freue Dich, Vater, auch Du, Mutter, daß Du einen Sohn in diesen Zeiten einer heiligen Sache widmen kannst. Es wird ein schwerer Kampf, ein um so schönerer Sieg oder ehrenvoller Tod. Wir alle wissen nicht, ob wir in einer Stunde noch leben, aber ans Sterben glauben wir nicht, im Gegenteil, wohl nie ganz so frühlich an Tod zu, wohl nie eine Arbeit schneller vollenden.“

Welche Schrecken eine Kriegserklärung über alle Meere bringt, kann sich die Bevölkerung des Binnenlandes kaum vorstellen. Eine Kriegserklärung betrifft ja nicht bloß die feindlichen Armeen und Kriegsmarinen, sondern auch alle Handelschiffe der kriegführenden Staaten werden davon betroffen. Luigi Barzanti, der Kriegserklärerlatte des „Corriere della Sera“, der sich zur Zeit, als Deutschland an Rußland den Krieg erklärte, gerade auf der Rückreise von Mexiko nach Europa befand, schildert in außerordentlich feinschmeckender Weise, wie die deutsche Kriegserklärung auf die Meere gelangte:

„Die Nachricht vom Ausbruch des gigantischen Kampfes gelangte zu gleicher Stunde auf alle Meere der Welt. Die

verschiedenen Stationen der drahtlosen Telegraphie warfen einander die Schreckenskunde über die Deutungs hin. Vordru begann, Glace zu antworten, New York trug die Nachricht weiter zu den fernsten Stationen, Buenos Aires und Kapstadt auf der anderen Erdhälfte berichteten, Wien, Hongkong, Yokohama übermittelten die verhängnisvollen fünf Worte weiter. Fünf Worte nur: Deutschland hat Rußland Krieg erklärt. In 20 Minuten hat der wie von magnetischen Geistern von Kontinent zu Kontinent gemordene Marineruf die Kunde um die Welt gemacht. Auf der endlosen Kunde der Meere haben ihn Hunderte und aber Hunderte von Schiffen gehört — und sie erbeben. Keine Orkanwelle hat je so viel Schiffe in die Flucht gejagt. Nicht auf dem Atlantischen Ozean. Der „Alfonso XIII.“, der sich aufgenommen hatte, fuhr von Mexiko kommend nach Santander. Als wir auf Deck hin und her gingen, sahen wir durch ein kleines erleuchtetes Fenster den Radiotelegraphen, den „Marconi“, wie man ihn an Bord nannte, mit der Telefonkappe auf dem Kopf,

wie er auf das so bedröhten Surren des Apparates lautete. Was gibt es Neues? Was ist von Bedeutung. Englische-amerikanische Feinde in London zur Feier irgendeines Ereignisses, Fußballspiel in New York, eine Auszeichnung für den Bischof von Kanada.

Wählich ist der „Marconi“ aufgesprungen und stiert auf die letzten Worte, die er mechanisch wiederholte. Was gibt's denn? Was ist geschehen. Was ist, schreut durch seine Verblüffung. Krieg in Europa und dann las er die fünf Worte, die den Ausbruch des Krieges zwischen Deutschland und Rußland verkündeten und den großen Weltkrieg ahnen ließen. Er ließ uns schweigen, um weiter zu lauschen und zu schreiben. Aber es kam nichts mehr. Die Kontinente hatten sich nichts mehr zu sagen. Dieses plötzliche tiefe Schweigen, dieses plötzliche Verschwinden jedes anderen Interesses nach der Ankündigung des großen Krieges machte auf uns den Eindruck, als wenn etwas Ungeheuerliches über die Erde gegangen und alles Leben der Völker zum Stillstand gekommen wäre. Die Welt sprach nicht mehr. Sie lautete ...

Und nun begann auf dem Meere der Schrecken. Der drahtlose Telegraph übermittelte nur noch an die Schiffe gerichtete Fluchtbefehle, Befehle in deutscher, französischer und englischer Sprache: Mit Vollstopp nach dem nächsten neutralen Hafen fahren. Dutzende solcher Befehle zogen vorüber. Sie suchten die auf dem Meere befindlichen Schiffe, wie der Hirt eine zerstreute Herde ruft. Schiffe, die abfahren sollten, erhielten Befehl, sich nicht aus dem Hafen zu rühren. Die dringend nötigen Schiffahrtslinien waren unterbrochen. Der Seehandel war mit einem Schlag aufgehoben. Der überseeische Verkehr hatte aufgehört. In diesem Entsetzen und Schrecken hatte man eine Vorahnung des Weltkrieges. Jeden Augenblick konnten jetzt Kriegsschiffe aller Nationen auf Beute losgelassen werden. Gegen Mittag zeigten sich in der Ferne, 10–12 Meilen von uns, zwei Kreuzer. Der „Alfonso XIII.“ beeilte sich, eine große spanische Galathea zu blicken und seinen Namen zu nennen. Er antwortete, bevor er gefragt ist. Auch er hat Furcht.

Die Ozeane liegen verödet da. Wäh ist nur noch für die mit Kanonen geschilden Schiffe, die fest geordnet sind, und — für die neutralen Schiffe. Aber ihrer sind es gar so wenig!

Die russische Marine hatte wohl in erster Linie Ursache, einen ersten Gegner zur See zu fürchten. Nicht ohne Grund hatte die russische Regierung noch kurz vor Beginn des Krieges das Verbot erlassen, Mitteilungen über Heer und Flotte zu machen. Denn die Flotte befand sich zur Zeit der Kriegserklärung in einem Zustand der Unfertigkeit, dem man mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu steuern suchte.

Unsere Tätigkeit gegen die russische Flotte setzte schon am 2. August ein. Am Abend dieses Tages, also an unserem ersten Mobilmachungstage, verbreitete sich die Nachricht, unser kleiner Kreuzer „Hagburg“ habe Vibau in Brand geschossen. (Siehe auch Seite 36 und 38.)

Man kann sich denken, welche Überraschung diese erste Meldung hervorrief. Wo war denn die russische Ostseeflotte geblieben? War unser kleiner Kreuzer wieder heil zurückgekehrt? Wie konnte sich das überhaupt zutragen? Vibau ist eine Stadt mit etwa 90 000 Einwohnern, und da sich hier noch der Kriegsschiffen befindet, so konnten ja die russischen Kriegsschiffe nicht weit sein. Der Schluß lag deshalb wohl nahe, daß unser kleiner Kreuzer diesen fähigen Handreich mit seinem Leben bezahlt habe. Die amtlichen Stellen hielten sich zunächst in Schweigen. Erst durch den nachfolgenden Brief eines Matrosen erfuhr man Näheres. Der Brief lautet:

„Liebe Eltern! In aller Eile den angekündigten Brief! Heute mittag liefen wir unter kräftigen Hurrarufen der Bevölkerung in ... ein, um unseren Kolonnenbedarfen zu deden. In der Nacht geht es wieder los. ... an den Feind! Am meisten mich Euch ja wohl unsere Beschließung von Vibau interessieren. Also in kurzen Worten den Verlauf: Am Comandanten gegen acht Uhr abends kamen wir vor Vibau an, nachdem wir glücklich die von den Russen gelegten Minen polstert hatten. ... Wollt Euch aus, jede Sekunde klar zum In-die-Kübel-Liegen! Sauber, was? Ich sah als Ausguck im Abendmisch, das heißt in dem 40 Meter hoch gelegenen Mastwurf, wie Ihr wohl sagen würdet. War wahrscheinlich am höchsten gelagert. Der Kriegsgott hat es lüchlich gut mit uns gemeint: erstens haben wir uns auf seine Wille gelegt, zweitens startete im Augenblick der Beschließung der Nebel auf, und drittens erfolgte — es ist anzunehmen, daß Revolutionäre ihre Hand im Spiele hatten, da in Vibau Revolution herrscht — eine gewaltige Explosion der Pulvermagazine, deren Flammen uns Richtung gaben und die Kanonade weitestgehend erleichterten. Da im südlichen Teile der Stadt viele Deutsche wohnen, wurde nur der nördliche, in dem Befestigungen usw. lagen, beschossen. Überall

flammte es auf! Der Brand begann. Gegen acht Uhr zwanzig Minuten steigt plötzlich eine weiße hohe Rauchsäule zum Himmel. Eine Feuergerde schließt empor, ein Krach, donnerähnlich, erfolgt: die Ballons der Gasanstalt sind geplatzt. Dann kurz das Offiziersalmo ein, die Kanonen und Baraden fangen Feuer. Was ist der ganze nördliche Teil ein Flammenmeer. Wir traten die Rückkehr unbefähigt und von feindlichen Schiffen umschlingt an, nach dem wir unsere Aufgabe in jeder Hinsicht erfüllt hatten. Lange noch leuchtete am Horizont der Schein der Flammen von Vibau.

Die Bewegungen unserer Marine blieben stets in tiefstes Dunkel gehüllt, und man erfuhr immer nur die tollendsten Tatsachen. Nach der Beschließung des russischen Kriegsschiffens Vibau hörte man einige Tage nichts weiter, bis plötzlich am 5. August die Nachricht kam, die im Mittelmeer befindlichen deutschen Kriegsschiffe seien am 4. August rüchlich in der Nähe von Algier erschienen, wo sie einzelne befestigte Plätze, die als Evakuierungsorte für die französischen Truppen transportierten, zerstört hätten.

Dies war die erste kurze wiederliche Meldung, deren Wichtigkeit aber jedem einleuchten mußte, denn durch die Beschließung jener Hafenplätze wurden den Franzosen in der Beförderung ihrer afrikanischen Truppen nach dem Mittelmeer große Schwierigkeiten bereitet. Hatte doch Frankreich sich nicht wenig darauf zugute getan, daß es farbige Truppen ins Feld senden konnte für den Fall, daß seine europäischen Truppen nicht ausreichten. Bei diesem Zerwürfnis der afrikanischen Küste haben sich unter „Panzerkreuzer „Goeben“ und der kleine Kreuzer „Breslau“ betätigt, welche beide vorher vor Durazzo gelegen hatten.

Der Panzerkreuzer „Goeben“ ist nach dem „Seidlich“ der neueste und beste Großkreuzer unserer Marine. Er gehört zu den schnellsten Großschiffen der Welt und kann nur von Torpedobooten eingeholt werden. Die „Goeben“ hat seit ihrer Fertigstellung die deutschen Interessen im Mittelmeer vertreten und überall Bewunderung hervorgerufen. In aller Erinnerung wird noch ihr begeisteter Empfang



Die Panzerkreuzer „Goeben“ und „Breslau“ vor Messina. Nach einer Originalzeichnung von V. Keldins. In der Nacht zum 6. August gelang es den Panzerkreuzern „Goeben“ und „Breslau“, mit abgefeuerten Wagnern aus dem Hafen von Messina auszufahren und die englische und französische Flotte zu durchbrechen.





Eine von den Russen übergegriffene Straße in Goeben.

in der Türkei sein. — Der kleine geschützte Kreuzer „Breslau“ gehört gleichfalls zu den neuen Schiffen unserer Flotte und ist ähnlich und so schnell wie die „Goeben“.

Der Mailänder Corriere della Sera brachte bereits am 6. August Einzelheiten über die Kreuzfahrten der „Goeben“ und „Breslau“. Dieser Schilderung entnehmen wir folgendes:

Seute früh um sieben Uhr fuhr am Kap Peloro der deutsche Kreuzer „Breslau“, der nach hierher gelangten Bericht geltend machen soll, in die Straße von Messina ein. An Bord des Schiffes, wozu ich mich mit einigen Kollegen begab, herrschte eine fieberhafte Tätigkeit; Offiziere und Matrosen arbeiteten gemeinsam, um Leute und Metallteile in Ordnung zu bringen. Der Kreuzer ist heute nacht mit Holzdampf gefahren, und seine Schornsteine tragen die Zeichen der hohen Temperatur, zu der die Kessel gelangt sind. Kurz darauf kam der Kreuzer „Goeben“, neben ihm lagte sich der deutsche Dampfer „General“, der vorgekern herangezogen worden war, um die Kreuzer mit Kohlen zu versorgen. Im Bord des Kreuzers „Goeben“ hat ein Journalist einen Offizier um Nachrichten über die Beschießung von Bône. Ich gebe die kurze Unterhaltung wieder. Der Offizier erklärte vor allem, daß auch Philippville beschossen worden sei. „Gestern bei Tagesanbruch“, erzählte er, „war von unserem Kommandanten verfügt worden, daß der Kreuzer „Breslau“ Bône und der Kreuzer „Goeben“ Philippville zerstören solle. Um vier Uhr begann die Beschießung der beiden Hafenplätze. Philippville wurde nach einstündiger Beschießung fast vollständig zerstört; unser Feuer wurde nicht erwidert, und wir entfernten uns, während die Stadt an mehreren Stellen brannte. Der Kreuzer „Breslau“ beschloß zur selben Zeit ein paar Schiffe, die sich im Hafen von Bône befanden; er bohrte sie in den Grund und entsetzte sich, nachdem er noch einige Schiffe auf die Stadt abgegeben und das Kastell und ein paar Häuser zerstört hatte. Das Feuer wurde auch in Bône nicht erwidert.“

Die beiden Schiffe nahmen unmittelbar darauf die Richtung nach Nordwesten. Auf hoher See wurden wir von einigen englischen Kriegsschiffen gesichtet: sie gehörten unweifelhaft zu der englischen Mittelmeerflotte, die gegenwärtig vor Malta vereinigt ist. Es wurde sofort Befehl gegeben, daß die Maschinen mit Holzdampf fahren sollten, und wir nahmen die Richtung nach Ihrer Stadt. Die englischen Schiffe suchten uns zu verfolgen, aber unsere Geschwindigkeit war größer, und wir entfernten uns immer mehr von ihnen. Als dann die Nacht kam, sahen wir die Schiffe nicht mehr, und wir konnten unsere Fahrt nach Messina ruhig fortsetzen.“ Der Journalist fragte: „Haben die englischen Schiffe keinen Schuß abgefeuert?“ — „Nein, feierten, denn wir waren außer Schußweite und fuhrten mit außerordentlicher Schnelligkeit.“ Am Nachmittag mandorierten die deutschen Schiffe innerhalb der Straße von Messina. Inzwischen haben die Genaporen in der Nähe von Kap Spartivento (Südpitze

der Halbinsel Kap Spartivento) ein Feuer eröffnet. Diese Schiffe, welche die englische Flotte außerhalb der italienischen Gewässer erwarteten. Es hat sich auch auf der anderen Seite der Straße englische Schiffe, die den deutschen Schiffen den Weg verstopfen. Am 7. August als wir die Straße von Messina für unsere Familie, Krieg und Handelsflotte, für die uns so gut wie für ausländische, gesperrt. Gestattet ist dann nur die Durchfahrt für solche Schiffe, deren Bestimmungsort die Häfen von Messina, Reggio und Villa San Giovanni sind; die Durchfahrt kann aber auch dann nur am hellen Tage erfolgen.

Unsere beiden letzten Schiffe „Goeben“ und „Breslau“ waren nach ihrem Haulenstücken an den algerischen Hafen eine Zeitlang verhalten. Erst am 12. August verließ eine amtliche Nachricht, daß sie bereits am 5. in den neutralen italienischen Hafen Messina eingelaufen seien und dort hätten. Der Hafen ist von englischen Schiffen, die mit unseren Schiffen Bekanntschaft bekommen hatten, besetzt worden. Trotzdem gelang es unseren Schiffen, am Abend des 6. August auszubrechen und die hohe See zu gewinnen. Weiteres läßt sich aus nachgeliegenden Umständen nicht mitteilen,“ hieß es damals in der amtlichen Meldung, der einige Wochen später erfuhr man, daß unsere Schiffe den Engländern keinen schlechten Streich gespielt hätten. Im „Stockholm Dagblad“ erzählte ein aus Messina heimgekehrter Schwede, wie sich unsere Schiffe mit Hilfe der „Nacht am Rhein“ vor den Engländern retteten:



Einige an der deutsch-englischen Grenze gefangenen Soldaten.



Russische Infanterie lagert auf dem Marktplatz in Johannesburg.

„Goeben“ und „Breslau“ hatten, wie bekannt, am 4. August die Stadt Bone in Algerien bombardiert, worauf sie die Richtung nach Osten einschlugen. Da sie von einem englischen Geschwader verfolgt wurden, ließen sie durch die Straße von Messina und später in den Hafen von Messina ein, wo sie von mehreren dort befindlichen deutschen Dampfern Kohlen nahmen. Das war am Morgen des 6. August. Beide Ausgangsstraßen von Messina wurden von englischen Kriegsschiffen scharf bewacht — im Norden auf der Höhe von Kap Faro lagen vier feindliche Kreuzer,

und im Süden, dicht vor der Stadt Reggio, sperren drei Schlachtschiffe die Straße. „Goeben“ und „Breslau“ lagen bis zum Abend still im Hafen. Aber als die Dunkelheit hereinbrach, beschlossen sie, einen Versuch zu unternehmen, aus der Falle zu gelangen, aber zum mindesten sich so teuer als möglich zu verkaufen. Es galt, sich die Nacht zunutze zu machen, denn am Tage darauf hatten die beiden deutschen Schiffe abzurufen müßten. Die Deutschen hatten tatsächlich eine List ausfindig gemacht.

In der Dunkelheit glitten die beiden Fahrzeuge aus dem



Das Innere eines von den Russen zerstörten Geschäftshauses in Gorkum, Ostpreußen.



Safen, während die Musikkapellen auf den Schiffen die „Macht am Rhein“ spielten. Der Kurs wurde nordwärts durch die sehr schmale Fahrtrinne genommen, die wegen ihrer Schwierigkeiten für die Schifffahrt von allen Seeleuten gefürchtet ist. Die Länge des deutschen Liebes tönten weit in die Nacht hinein und wurden auf den englischen Kreuzern gehört. Zur großen Verwunderung der Engländer kamen die Mänge immer näher. Auch die Schlachtschiffe im Süden vernahmen die Töne und sprachen vorläufig nach Norden, um den Deutschen den Rückzug abzuwehren und möglicherweise den Kameraden zu Hilfe zu eilen. Auf einmal erfuhr sich die Muff nach der westlichen Küste zu. Die Engländer begannen sofort ihre Schminwerfer spielen zu lassen, um nach den beiden deutschen Kreuzern zu suchen — viele aber waren und blieben vergeblich. Die Muff der deutschen Seeleute war gelungen. Als dies entdeckt wurde, befanden sie sich bereits ein gutes Stück außerhalb des Schutzbereichs der englischen Geschütze. Lautlos wie die Schatten waren sie mit abgeblenden Lichtern durch die südliche Fahrtrinne gegangen, und zwar so dicht an den englischen Schlachtschiffen vorüber, daß sie in der stillen Nacht das Geräusch der Maschinen von den englischen Schlachtschiffen vernahmen konnten. Wie war das möglich gewesen?

Bald nach dem Verlassen des Hafens von Messina in nördlicher Richtung waren die Muffkorps der Kreuzer in eine Baraffe gekommen und hatten, andauernd die „Macht am Rhein“ bläsend, die Fahrt nach ein Stück nordwärts fortgesetzt. Nachdem sie sich davon überzeugt hatten, daß die Engländer auf die Muff heringefallen waren und die beiden Kreuzer sich in Sicherheit befanden, gingen sie an einer anderen Stelle Stillens wieder an Land. „Gochen“ und „Breslau“ aber hatten die Richtung geändert und den Weg nach Süden genommen durch eine vielen noch unbekannte gefährliche Rinne, die sich bei dem letzten großen Erdbeben in der Straße von Messina gebildet hatte. Unbemerkte hatten sie die drei englischen Schiffe passiert und darauf die Fahrt in die Nacht hinein angetreten.

Es dauerte nicht lange, bis ein anderes herrliches Wagnis unserer blauen Jungen gemeistert wurde:

Der von der Kaiserlichen Marine übernommene Baderdampfer „Königin Luise“ wurde beim Liegen von Minen vor dem Kriegshafen an der Themsemündung von einer englischen Torpedobootflottille unter Führung des kleinen Kreuzers „Amphion“ angegriffen und zum Sinken gebracht. „Amphion“ selbst ist auf eine von der „Königin Luise“ geworfene Mine gelaufen und gesunken. Von der englischen Besatzung des „Königin Luise“ ist ebenfalls ein Teil gerettet. „Daig Mail“ vom 8. August gibt die folgende Schilderung des ruhigen handreichs, über den wir auf Seite 38 bereits kurz berichteten und der in England die alte Invasionsfurcht wieder erweckte:

Der kleine Kreuzer „Amphion“ war der Führer der 3. oder 4. Flottille von Torpedobootzerstörern. Das Sinken des deutschen Schiffes wurde durch drei der Zerstörer zuwege gebracht. Raum hatten sie das deutsche Schiff gesichtet, als es auch schon ihren Berdacht regte. Ein Schuß wurde nun über das deutsche Schiff hinweggefeuert. Sofort erlahm man, daß es kein feindliches Schiff war. Zwei Zerstörer eröffneten nun das Feuer auf die „Königin Luise“ und fügten ihr beträchtlichen Schaden zu, obwohl nur wenige Schiffe fielen. Dann gelang es dem einen, mit einem letzten Schuß das Heck des deutschen Schiffes aufzureißen. Es legte sich auf die Seite und sank wie ein Stein. Einige von seiner Mannschaft, Verwundete und Unverwundete, wurden aufgezogen, nach Harwich gebracht und in die Sholey-Marineinfanterie übergeführt. Dann setzte der „Amphion“ seine Beobachtungsfahrt fort. Er hatte das Unglück, das Kabel zu berühren, das zwei Minen verband, die zweifellos von dem deutschen Schiff gelegt worden waren. Augenblicklich wendeten die Minen sich auf das englische Schiff zu und explodierten. Das Vorderteil des „Amphion“ wurde zerfetzt, wobei das Getöse gar nicht groß war. Die Zerstörer ließen ihre Boote herab und fischten die Überlebenden auf. Ausgenommen diejenigen, die bei der Explosion ihren Tod gefunden hatten, wurden so gut wie alle gerettet. Der „Amphion“ hielt sich noch ungefähr 20 Minuten über Wasser, nachdem er getroffen worden war. Dann sank er, mit dem Bug zuerst elegant in die Tiefe. Die Überlebenden wurden nach Harwich gebracht. Die deutschen Gefangenen wurden heute nachmittag um zwei Uhr dreißig Minuten an Parfession Quail gelandet, bewacht von einer Abteilung Landjagden mit geladenen Gewehren und aufgestellten Bajonetten. Die Gefangenen, insgesamt 30 Matrosen, waren prächtige, hochgewachsene Leute, einige mit Bart, einige glatt rasiert nach der Sitte der englischen Marine. Ihre Augenbänder trugen keinen Schiffsnamen. Die Gefangenen schienen sich nicht sehr betroffen zu fühlen; sobald sie in den Wagen des Zuges stiegen, der sie nach Harwich bringen sollte, begannen sie vergnügt Pfeifen und Zigaretten zu rauchen. Dieser Bericht aus feindlicher Feder bezugt zwischen den Zeilen, wie wider unsere Matrosen sich gehalten und wie vorzüglich den Eindruck gemacht haben.

Der Untergang des englischen Kreuzers „Amphion“ hatte in London geradezu Entsetzen hervorgerufen, und man hat diesen Verlust nicht einmal so leicht eingestanden. Die Engländer, die, wie man sich erinnern wird, in letzter Zeit an einer geradezu lächerlichen Jappelinfurie gelitten haben, wurden nun von einer neuen Rurde gerührt, denn daß ein deutscher Dampfer bis an die Themsemündung kommen könnte, das überstieg doch alles bisher für möglich Gehaltene. Die Londoner fühlten sich nicht mehr sicher und fürchteten, jeden Augenblick von deutschen Schiffen bombardiert zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

## Illustrierte Kriegsberichte.

### Die Eroberung von Maubeuge.

(Siehe das Bild Seite 148/149 und die Kartenkarte Seite 150.)

Maubeuge, das nach achtstägiger Belagerung von uns erobert wurde, hat als Knotenpunkt der Eisenbahnen Paris—Paris und Lüttich—Paris ganz besondere Bedeutung. Dementsprechend ist es von den Franzosen außergewöhnlich stark befestigt worden. Die Stadt selbst ist ummauert, hat Festungstore, Zugbrücken, Ballgräben und starke Umwallungen. Ferner liegen ringsum in einer Entfernung von fünf bis sechs Kilometern eine Reihe fester Forts, die noch durch Zwischenwerke, sogenannte Ouvrages, Batteriestellungen, Schützengräben, Bunker zu einem fast unmeßbaren gepanzerten Ring zusammengeschlossen sind. Unsere Belagerungsartillerie hatte man durch aufgeworfene große Hügel, Schützengräben, durch auf Eisenbahnen fahrbare schwere Geschütze, die ständig ihren Platz wechselten, zu tauschen versucht, bis ein starker die Lösung aufdeckte. Da ging unsere Infanterie vor, und tapere Pioniere wagten sich bis auf zweihundert Meter an die Forts, um Minen zu legen.

Deutsche und österreichische Batterien verwandelten die Forts, namentlich das fester Fort Vauquois, in ein Chaos, rissen Bäume vor sich her, durchschlugen, zerstörten ganze Mauern und Wälle zu Staub und zerlegten gewaltige Rüden, durch die später die niedergestampften Befestigungen entflohen. Auch in die Stadt selbst flogen die Geschütze und zerstörten die Häuser, besonders die in der Nähe der Kasernen und des Arsenalen gelegenen.

Die Bewohner werden aufgebracht haben, als Maubeuge sich ergab. Drei Generale und 41 000 Mann wurden zu Gefangenen gemacht; sie hatten die schöne Stadt während der achtstägigen Belagerung vollkommen leer gegessen. Als unmittelbar nach der Übergabe ein Zeichner nach Maubeuge kam, gab es weder Fleisch noch Salz, weder Zucker noch Milch. Etwa hundert Kühe lagen, von den Geschützen selbst oder von den sich bei deren Explosion entwickelnden Gasen getötet, auf dem Glacis; sie waren aufgebunden wie große Hopfenädeln, lagen meist auf dem Rücken, streckten die Beine gen Himmel und verursachten einen abscheulichen Geruch. Unter den Gefangenen befanden sich auch etwa zweihundert verprengte Engländer

die den Krieg als Sport anzusehen schienen, denn nach dem Gefecht wollten sie unseren Soldaten, wie nach einem Sportkampf, die Hände reichen; die aber wiesen die ihnen entgegengereckten Hände mit Entrüstung zurück, während die Franzosen als tapferer Gegner geehrt wurden. Raum waren die letzten Franzosen nach Deutschland abgeführt worden, so zogen schon gemaltige Truppenkolonnen durch die eroberte Festung, süßlich, immer weiter nach Frankreich hinein, alle ein Ziel vor Augen.

Unter den Kameraden, die vor Maubeuge die österreichischen Festungsartillerieleutnant Dr. Hans Stiegand, der in einem im „Neuen Wiener Tagblatt“ veröffentlichten Brief an seine Wiener Angehörigen unter anderem noch folgendes berichtet: „Ergreifend war der Augenblick, als ich die ersten deutschen Truppen nach Abzug der französischen Garnison gegen Maubeuge in Bewegung sah und die deutsche Militärmusik den Radekstrich uns zu Ehren hinausführte. Wir schossen für einen Augenblick die Tränen in die Augen, aber nicht mit allein! Zum erstenmal nach langer Zeit wieder österreichische Musik, noch dazu diese Musik und in diesem herrlichen Augenblick!“ Stiegand erzählt noch weiter: „Am 6. September gegen

ganze Schiffkörper ist etwa 60 Meter lang. Sehen wir uns nun einmal so ein Unterseeboot genauer an! Da liegen sie im tiefen Hafen, immer drei oder vier nebeneinander, auf dem schmalen Deck gehen die Mannschaften auf und ab. Die Boote liegen schon länger still, und doch hört man dröhnendes Gefatter der Maschinen, vieler, gelber und bläulicher Qualm entsteigt den Schloten. Was ist das für ein Lärm und warum arbeiten die Maschinen? Das sind die Dieselmotoren, die eben die Akkumulatoren laden! Diese Motoren werden mit Petroleum geheizt und treiben eine Dynamomachine, die den erzeugten elektrischen Strom in den elektrischen Sammlern aufspeichert.

Fährt so ein Unterseeboot in tieferem Gewässer, so treiben diese Dieselmotoren die Schiffsschrauben und geben dem Boot eine Geschwindigkeit von etwa 15 Seemeilen (1 Seemeile = 1852 Meter). Hierbei sieht aber ein beträchtlicher Teil des Unterseebootes aus dem Wasser heraus und große Rauchschnecken entsteigen dem Schlot, die dem Feinde alsbald die Anwesenheit dieser gefährlichen Schiffe verraten würden. Ist daher Gefahr vorhanden, so werden die Dieselmotoren abgestellt, die Schornsteine umgelegt, alle Rufen wasserdicht verschlossen, und das Boot taucht unter, und zwar so tief, daß nur noch ein kleiner Teil des Per-

skops, das 2 Meter über den Turm hinausragt, oberhalb des Wasser spiegels ist. Das Periscope ist ein langsam gesteigertes Rohr von etwa 20 Zentimeter Durchmesser, an dessen oberem Ende ein Mittelspiegel angebracht ist; durch diesen wird das Bild der Außenwelt in das Innere des Bootes geworfen.

Nun befindet sich also das Deck etwa 4 Meter unter Wasser; die elektrischen Akkumulatoren werden eingekühlt, und die

Dynamomachine treibt die Schrauben an. Das Boot bewegt sich nun mit etwa 12 Seemeilen Geschwindigkeit fort und kann so fast unmerklich sich den feindlichen Schiffen nähern, um seine Torpede auf sie abzufeuern. Auch dies geschieht alles unter Wasser, als den sogenannten Unterwasser-ausloshören, die unbeweglich im Schiff eingebaut sind, so daß dieses selbst die Richtung einnehmen muß, in der der Torpede abgefeuert werden soll. So liegt auch die Aufgabe des Ziels in der Hand des Schiffsführers und hängt ganz von dem richtigen Funktionieren des Periscope ab. Sobald der Torpede das Rohr verlassen hat, bewegt er sich durch seine eigene Beschleunigung auf das Ziel.

Die ganze Führung liegt in der Hand des Schiffsführers im Turm. Hier ist der Tisch, auf dem das Spiegelteleskop ein Bild der Oberfläche wirft, hier sind die Manometer, hier ist auch die Steuerung für Tief- und Seitenfeuer; kurz, der Turm ist der Kopf des Bootes, daher ist es auch verloren, wenn er zerstört wird, wie es unseren braven U 15 ging. Was sonst noch alles in den unteren Räumen vorhanden ist, das kann und darf niemand beschreiben, denn wenige Dinge werden so geheim gehalten wie unsere Unterseeboote.

Nun noch einiges über deren Entwicklung und Einteilung. Es gibt zwei verschiedene Arten von Unterseebooten. 1. Die sogenannten Unterwasserboote, die aus einem einzigen starken „Druckkörper“ bestehen („Ein-Hüllen“-System); in ihm wird zum Untertauchen Wasser eingelassen, das man zum Auftauchen wieder auspumpt.

2. Die Tauchboote, die aus zwei voneinander angeordneten Körpern bestehen („Zwei-Hüllen“-System), einem inneren, zylindrischen Druckkörper und einem äußeren Körper,



Gesamte deutsche Flotte vor dem Versenken in 1914.

### Das moderne Unterseeboot.

(Siehe das Bild Seite 154 und 155.)

Die Vernichtung von drei englischen Panzerkreuzern durch ein einziges deutsches Unterseeboot, über die wir auf Seite 149 berichteten, lenkt die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese noch junge und noch wenig kriegsprobte Waffe des modernen Seekriegs.

Ein Unterseeboot ist äußerlich sehr unscheinbar; man sieht nicht drohende Geschütze, schwere Panzerkürme, Gefechtsmasten, oder was sonst an unseren großen Schiffen so mächtigen Eindruck auf uns macht. Zunächst fällt bei den kleinen Booten nur ein turmartiger Aufbau auf, der sich etwa 2 Meter über das flache Schiff erhebt. Der





Auf dem Schlachtfeld bei Czernowitz.  
Nach einer Originalzeichnung von Hr. Riemann.



der leichter gebaut ist und die Behälter für die Wasseraufnahme beim Tauchen sowie die Petroleumvorräte und anderes enthält; er gibt dem Boot eine Form ähnlich einem Torpedoboot.

Die erste Art ist früher allgemein gebaut worden, und die englische und französische Marine besitzen große Mengen dieser Boote. Sie sind jedoch von geringem Wert gegenüber dem zweiten Typ, den Deutschland von Anfang an gebaut hat und zu dem auch England und Frankreich später übergingen (erstes mit Modell E 1912, letzteres mit „Blutwale“ 1907).

Jedenfalls sind unsere Unterseeboote den englischen überlegen, da unsere Ingenieure von Anfang an das richtige Ziel verfolgten und 1906 das erste Boot dieser Art vom Stapel lief, das noch heute ganz hervorragend arbeitet.



Das Vacitop dient in einem Unterseeboot zur Beobachtung der Vorgänge auf der Wasseroberfläche.

Seit U 1 sind die Unterseeboote ständig vergrößert und verbessert worden. England ging zu diesem Typ erst über, als wir bereits sechzehn Boote belagern und es die Unmöglichkeit einlief, mit seinem „Ein-Hüllen“-System wirklich seetüchtige Unterseeboote zu schaffen.

Ein Heil unseren Helden, die mit solchen Waffen in harter Arbeit todesmüdig ihr Leben einsetzten und den Feind besiegten! U 9 hat einen mehr als hundertfach überlegenen Gegner bezwungen und damit den Beweis geliefert, daß es auch im Seekriege auf Zahl und Größe nicht in erster Linie ankommt.

Wie die Russen an der deutschen Grenze  
gehaust haben.

(Hierzu die Bilder Seite 152 und 153.)

Für den Fall eines gleichzeitig im Westen und im Osten zu führenden Kampfes hatte der Kriegsplan des deutschen

Generalassals gegen den gefährlicheren Gegner Frankreich die Taktik des nachdrücklichen Angriffs, gegen Rußland die energische Abwehr vorgelegt, wobei andererseits schwerwiegenden Gründen sprach für die Zweckmäßigkeit dieses Planes vor allem der Umstände, daß es nicht möglich schien, die langegeheute und fast ganzlich offene Grenze gegen einen starken russischen Invasur zu sichern. Daß es unseren Truppen bis gegen die Mitte des Monats August gelang, alle Angriffe zurückzuschlagen und die eingebrungenen Russen immer wieder über die Grenze zu jagen, ist nur ihrer heldenmüthigen Tapferkeit zu danken. Der vorausgezeichnete Vormarsch der feindlichen Armee auf der ganzen Linie begann erst um diese Zeit, und unaufgehalten, wie es der strategische Nothwendigkeit entsprach

den Russen nicht widerwärtig empfanden, drangen ihre Vordränge selbst der russischen Armee vor, während eine zweite Armee im Süden den Versuch machte, die russische Geniepläne zu bekämpfen. In der That waren mehr als 100,000 Mann, die in der Schlacht von Ordsberg-Taunenberg erlitten die hier vorgezeichneten fünf russischen Corps und drei Kavalleriedivisionen eine so vollständige Vernichtung, wie die Striegesschlacht sie kaum je vorher zu verzeichnen hatte, und die zweite russische Armee hatte aufgehört zu existieren. Jetzt erst konnte sich der ruhmgeliebte Sieger, General v. Hindenburg, gegen die noch im Norden der Prading auf deutschem Boden stehende erste russische Armee wenden, um, wie er es in seinem prächtigen Armeebefehl ausdrukt, zu kämpfen, bis der letzte Russe die teure, schwergeprüfte Heimatprovinz verlassen habe.

Die schwer viele Feindschaft Ostpreußens gewesen ist, konnte im ganzen Umfange erst nach dem Abgange der russischen Heeres ersehen werden. Namentlich die Kolaten haben sich auch diesmal ihres alten Rufes würdig gezeigt und in der unermüdlichsten Weise gehandelt. Die Verwundungen von Dörfern und Ortschaften jenseits allen völkerrächtlichen Vorschriften und allen Geboten einer ehrlichen Kriegsführung hohn und müssen es der deutschen Seeresleitung schwer machen, einen solchen Feind noch wie einen solbatischen Gegner und nicht wie einen gemeinen Mörder und Mordbrecher zu betrachten. Daß es sich dabei nicht etwa nur um die willkürlichen Ausdehnungen einer auf niedrigeren Kulturstufe stehenden ungemäßigten Selbstsuche handelt, sondern um ein von den höchsten Geistesangeordnetes planmäßiges Vorgehen, ist durch aufgefunden Briefschaften klar erwiesen.

Aus der Vier-Tage-  
Schlacht bei Vaubecourt.

Brief eines verwundeten Mitlämpfers.  
Landstuhl, den 19. September 1914.

Meine Lieben!

Ich will versuchen, Euch in nachstehendem eine ungefähre, möglichst genaue Schilderung der von mir und mehreren Hieber-Tage-Schlacht in der Gegend von Baubecourt zu geben. Nachdem wir Freitagabend nach anstrengendem March in glühendem Sonnenhitze eine Stelle etwa 5 Kilometer von Clermont entfernt erreichten und uns schon nach der notwendigen Ruhe auf dem nackten Boden legten, kam der Befehl, daß in der Nacht das schon gelegene Lager mit dem Bajonett gefestigt werden sollte. Das Seitengefecht wurde aufgestellt, und um drei Uhr früh setzten wir uns in die Schwere in Bewegung. Die ersten Häuser der Dunkelheit sah ich durch das kleine Loch auf. Jeder hält trampfend fest (wie gewohnt) und man ist verlassen. Jenseits wird allenthalben und wachend erwartet.



Der Feid von „U 9“, Kupfschulenkunst Webbigem  
erhielt das Silberne Kreuz 1. und 2. Klasse.

vorwärts, an Verwundeten, Sterbenden, Toten vorbei im  
surchbaren feindlichen Feuer, immer vorwärts. Der Mord  
ist erreicht, hindurch mit Seitengewehr und Hurra! Niem  
Amerikaner verdrängt ich rasch das abgeschlossene Bein, aber  
dann muß ich den anderen nach. Mir steigen über viele  
tote Franzosen hinweg. Hinaus geht's wieder auf die  
Ebene, und neues raubendes Feuer empfängt uns. Doch  
nur ein Vorwärts geht's für uns. Alles fliehen wir ver  
summt das Schießen allmählich. Noch einmal schlag  
eine feindliche Granate 10 Meter neben mir ein, noch  
einmal schreien Verwundete auf, dann wird's still und  
still. Todwunde sind wir, aber auch todt, denn wir haben  
den Feind wieder zurückgeworfen, wir haben gefiegt und  
ihm große Verluste beigebracht.

Jetzt ist's Nacht, doch statt der ersehnten Ruhe wird vormarschirt. Zuerst die Landstraße, dann durch ein verlassenes, brennendes Dorf, immer weiter bis zu einer



Das kleine deutsche Unterseeboot UO, in der Mitte zwischen zwei anderen Unterseebooten, das am 22. September drei englische Panzerkreuzer vernichtete.



Anhöhe, wo gefallen wird. Schon ist die treue Feldschäpe da. Das Gien wird glerig verschlungen, dann werden die Gewehre zusammengelegt, und bei den Gewehren, trotz Rülte und Wind, finden wir doch einen kurzen todschlüssigen Schlummer. Montag früh fünf Uhr wird gewacht, und um sechs Uhr beginnt schon wieder die feindliche Artillerie Hunderte von Granaten und Schrapnells in unsere Reihen zu werfen. Unsere Kompanie, mit dem Hauptmann als einzigem Offizier etwa 80 Mann stark, liegt in Kompanie-Linie als Artilleriebedeckung hinter einer Batterie auf freiem Feld. Doch da kommen sie schon, die Granaten und Schrapnells, immer näher. 10 Meter von unserem Zug schlagen sie ein, uns mit Erde und Eisen überschüttend. Unser Hauptmann sieht ein, daß wir hier nicht bleiben dürfen, da wir sonst verloren sind. Im letzten Augenblick gleiten wir uns daher nach rechts hinter die Anhöhe. Wir hatten unseren selbstigen Platz noch keine zwei Minuten verlassen, als auch schon fünf feindliche Granaten nacheinander genau dahin fielen, wo unsere zusammengepackte Kompanie gelegen hatte. Doch gleichgültig haben wir zurück, das war nicht das erste Mal, daß wir so dem Tode entronnen sind. Nach einigen Stunden lagen wir so im feindlichen Granatenfeuer, dann ging's von neuem vor, durch ein Dorf, an einen Bach, wo wir uns wieder sammelten. Da haben wir auch wieder unseren Major, und zugleich erhielt das Bataillon den Befehl, die vorliegenden beiden Höhen zu nehmen, die vom Feinde besetzt waren. Also wieder auf, dem Hauptmann nach! Nach waren wir nicht ganz oben, da gefiel sich zu dem rasenden Artilleriefeuer ein wahrer Hagel von Infanteriegeschossen. Rechts und links von mir fielen die Kameraden. Auch der Hauptmann wirft beide Arme in die Luft: ein Schuß in den Arm und einer in die Brust hatten ihn hingestreckt. Wo unser Major nach! Ich sah ihn immer vor mir, das Gewehr in der Hand, als allerersten des Regiments. Schließlich wird das feindliche Feuer so furchtbar, daß auch die Tapfersten fliehen und Mäntel machen zu weichen. Doch mit übergehoher Stimme ruft vorne unser Major, ein Held. Ich bin der erste neben ihm und rufe: „Vorwärts!“ Gehoramt kommen sie, Mann für Mann, legen sich schweigend hin und schießen. Mein Major fragt mich nach Namen und Kompanie, ich soll eine Auszeichnung erhalten. Und nun schieße ich neben meinem Major auf die in hellen Säusen zurückstürzenden Franzosen; als Anklage für mein Gewehr dient ein toter Franzose. Drei Stunden lang schieß ich so, dann wird es Nacht, und wir werden von dem mit viel Tapferkeit und Blut genannten Hügel zurückgezogen, gesammelt und neu eingeteilt.

Nun wollten wir nur noch schlafen. Da hatten wir uns aber verrechnet, denn sofort wurde mit Schanzen begonnen. Diese Detachments gegen feindliche Artilleriefeuer sollten wir ausheben; es geht um unser Leben. Da nahen wir todschlüssig die kurzen Spaten zur Hand und gruben in feinstem, feinstem Boden, in der Stunde noch tiefes Dunkel, einen Kasten und dann hinein in die Gräben, die manchen Braven zum Grab werden sollten. Wir hatten sie nach Kräften groß gemacht; dennoch war der Raum für den einzelnen mehr als beschränkt. Zusammengekauert zu einer Kugel lagen wir da. Mit dem ersten hellen Schein im Osten ging's los; furchtbar, alles bisher Erlebte überbietend, so flogen die feindlichen Granaten um unsere Gräben. Sie mußten wissen, wo wir lagen, so gezielt waren die Hunderte von Schüssen. Dort legten sie einen Toten hinaus, hier schrie ein Verwundeter laut auf. Und so lagen wir, bis es wieder Nacht wurde; keiner durfte sich regen, obwohl wir den ganzen Tag mit Erde und Granatsplitzen überschüttet wurden. Bei Nacht erst durften wir heraus; die festen Wieder wurden gestreckt, und die Feldschäpe tauchte auf. Sofort nach dem Gien mußten wir weiterkämpfen bis zum Morgen. Es kam der Mittwoch. Wir turnten in die jetzt etwas tieferen Gräben hinein, denn schon beim Morgen grauen ging's wieder los, Schuß auf Schuß. So liegen, ohne sich zu wehren! Es gibt keinen Ausbruch, um diese Gefühle zu beschreiben! Mittwoch nacht das selbe, Feldschäpe, Gien und Weiterkämpfen. Ihr fragt Euch wohl, wann wir schliefen. Nun, bei Tag, im größtmöglichen feindlichen Artilleriefeuer, so abgestumpft waren wir und so

todmüde. Da, Mittwoch nacht zwölf Uhr, kam der Freitag, nicht weiterzukämpfen, es wird ein Sturmangriff mit Bajonett gemacht. Eine Stunde Ruhe gönnt man uns, dann wird ein Bajonett hinauf und marsch! dem Feinde entgegen. In geschlossenen Kolonnen gehen wir, erste Kompanie ganz vorne. Etwa eine Stunde bis wir marschieren, da fängt der erste Weibsalp in unsere Reihen. Rechts und links fallen die Braven, doch vor! Fürchterlich dröhnt unser Gura durch die Nacht, der Feind weicht. Da steht ein furchtbarer Wolkensbruch ein, in zehn Minuten sind wir bis auf die Haut durchdracht; die armen Verwundeten! Nur noch einen Hauptmann und einige Leutnants haben wir. Von überall her erhalten wir jetzt Feuer, und selbst dürfen wir doch nicht schlafen, um keine Kameraden zu treffen. Da heißt es wieder eingraben. In zweieinhalb Stunden hab' ich im Wolkensbruch meinen Hauptmann und mich vollständig eingegraben. Ich erhalte ein Lob. Endlich wird's Tag. Es ist Zeit, denn mein Hauptmann und ich stehen schon bis zum Knie im Wasser. Eine Brigade Franzosen liegt vor uns tief eingegraben an einem Bahnhafen. Jetzt können wir auch schlafen. Raum haben wir begonnen, da laufen sie auch schon. Nun geschah wohl das Größtste, was meine Augen je sahen. Eine Brigade Franzosen lief Mann an Mann in dichtem Schwarm zurück. Sie mußten ein 800 Meter lange, dochmalige Anhöhe hinauf, aber nur wenige erreichten die Höhe, so wurden sie zusammengeschossen. Wir folgten natürlich, so gut unsere Kräfte reichten. Im Weiterkommen ließe ich hinter einem Grabenbündel im letzten Augenblick einen gefundenen Granaten. Er legt auf mich an, ich werfe mich zurück; doch in der Hand schlag schon der Schuß. Meine Kameraden haben ihn dann stumm gemacht. 12 Kilometer schleppte ich mich zurück, wurde verbunden, dann 8 Kilometer auf einem Wagen, 6 Kilometer zu Fuß, 60 Kilometer auf dem Lastauto, 35 Kilometer auf dem Trittbrett eines „Tieg“-Lieferautos in fröhlichem Regen, einen Tag und eine Nacht im Viehwagen, dann Genselungsheim Landstuhl. — Ja, furchtbar ist der Krieg, doch der Sieg ist unser!

Eier Gustel.

### An der Grenze der Bukowina.

(Gegen das Bild Seite 161/162.)

Auch an der Grenze der Bukowina, unweit Czernowiz, dort, wo Österreich-Ungarn, Rußland und Rumänien eine Dreiländerecke bilden, ist es zu heftigen Kämpfen gekommen. Die Bukowina, die für uns noch ein besonderes Interesse dadurch gewinnt, daß in Czernowiz eine deutsche Unterstadt besteht und neben ruthenischen, magyarischen und polnischen Elementen viele Deutsche wohnen, wird im Südwesten vom Hauptzug der Karpaten durchstrichen, die von da in mehreren Parallellinien und zahlreichen Ausläufern nach der russischen Grenze abfallen.

Hier stehen österreichisch-ungarische Infanterie und Landsturm; auch sie haben sich mit starken russischen Kräften, die in die Bukowina einzudringen versuchten, tapfer geschlagen.

Es war hier, in dieser Dreiländerecke, wiederholt schon zu heftigen Kämpfen gekommen. Ein verwundeter österreichischer Offizier berichtet über ein deraartiges Geschehen: „Etwa 10 Kilometer von Russisch-Romowitsch unternahm ein Husarenoffizier mit 52 Mann einen Ausfallungsritt. Der Weg führte durch dichten Wald, der wenig Aussicht gewährte. Auf einmal gewahrten sie beim Austritt ins Freie, daß sie den Feind vor sich hatten. Sie befanden sich unmittelbar vor drei Maschinengewehren. Dahinter standen zwei Batterien, die rechts und links von je einer Solenne Kaskade gedeckt waren. Die Handvoll Husaren zögerte nicht lange, sondern warf sich mit Ungeheuer auf die Russen. Diese konnten, also überumpelt, weder von den Maschinengewehren noch von den Geschützen Gebrauch machen, und die Kaskaden ergriessen die Flucht. — Der tapferer Husarenoffizier versicherte nachher, er habe beim Anblick der feindlichen Stellung sofort das Bewußtsein gehabt, daß sie alle verloren seien, sobald sie werden, daß aber ein tollkühner Angriff vielleicht glücken könne. Und er glückte! Am 23. August kam es bei Czernowiz zu einem größeren Gefechte. Aus Romowitsch drang eine russische Division vor, die von den österreichisch-ungarischen Truppen

### Das bedrohte Tjingtau.

(Gegen das Bild Seite 162 und 163.)

Auf dem Umweg über Rotterdam erhielten wir am 6. Oktober die hoch erfreuliche Nachricht, daß die vereinigten Japaner und Engländer bei ihrem ersten Ansturm auf Tjingtau mit einem Verlust von 2500 Mann zurückgeschlagen wurden. Berechtigter Stolz erfüllt uns bei dem Gedanken an die dortige Belagerung, die so tapfer ausfiel und dem deutschen Namen im fernen Osten solche Ehre macht.

Unser offiziell festgesetztes Schutzgebiet gelangte im Jahre 1898 durch einen Pachtvertrag auf 99 Jahre aus chinesischem in deutschen Besitz. Die Gründe für die Erwerbung sind klar und einleuchtend genug. Seit am 2. September 1891 der Handel zwischen China und Preußen beziehungsweise den Ländern des Zollvereins durch einen Vertrag in gleicher Weise erschlossen wurde wie mit England und einigen anderen Staaten, nahm er einen mächtigen Aufschwung, vor Beginn des letzten Weltkrieges landete er in Ostasien an zweiter Stelle überhaupt. Wenn man nun bedenkt, wie England seit jeder seine überseeischen Handelswege durch „Stützpunkte“ — es sei nur die Reihe Gibraltar, Malta, Aden und Hongkong hier genannt — zu sichern suchte, wird man es verstehen, daß auch der blühende deutsche Handel dort draußen einen kräftigen Nachhall brauchte, denn sonst blieb er immer auf die Gattfreundschaft anderer, meist englischer Niederlassungen angewiesen. Nach dem Krieg zwischen China und Japan erhielten Rußland, Frankreich und England von letzterem neuerdings sehr wertvolle Vorrechte, Deutschland blieb eigene Niederlassungen in den Vertragshäfen Tientsin und Santou. Das konnte nicht genügen, vor allem nicht für die Flotte, die unseren Handel dort zu schützen hatte und darum einen eigenen, unter deutscher Verwaltung stehenden Hafen als Stützpunkt unbedingt nötig hatte. Als daher in Schantung zwei deutsche Missionare ermordet wurden, ergriiff man diesen Anlaß, die nach gründlichen Untersuchungen für geeignet befundene Bucht von Kiautschow samt dem Hinterland in deutschen Besitz zu bringen. Am 14. November

zurückgeworfen und vollständig zerstört wurde. „Die Division, der unter Regiment angehöre“ so erzählte ein österreichischer Hauptmann, der diesen Kampf mitemacht hat, erhielt am vorigen Mittwoch den Befehl, den Einfall der russischen Truppen abzuwehren. Wir hielten am selben Tage schon nachmittags bei Uszratin auf den Feind. Es war eine Division, die sich kampfslos zurückzog. Wir verfolgten sie über die Grenze, weil wir das Dorf Uszratin niederbrennen sollten, da dort Verrat geübt wurde. Am anderen Tage zogen wir uns über die Grenze zurück. Sonntag früh erhielten wir die Nachricht, daß die Russen von Besan her auf Czernowiz losmarschieren. Mittags bekamen wir den Befehl, den Feind zurückzuwerfen. Drei Infanterieregimenter mit Artillerie und Landsturm griffen die Russen an. Mein Regiment führte einen Seitenangriff aus, der die Russen demnächst überdeckte, daß sich 900 Mann mit 2 Geschützen ergaben. Meine Kompanie erbeutete 6 Maschinengewehre. Damit war auch der Kampf zu unseren Gunsten entschieden. Die Russen hatten riesige Verluste, da unsere Artillerie großartig arbeitete.“ Die Folge dieses Kampfes war, daß Russisch-Romowitsch von den siegreichen Truppen besetzt wurde. Darüber erzählte ein anderer Augenzeuge des Kampfes: „Das Städtchen hat ungefähr 1000 Einwohner, ist aber seiner Lage wegen von großer strategischer Bedeutung. Die Einwohner sind jetzt sehr aufgebracht, nicht mehr Rußland anzugehören; sie sind unseren Soldaten bei der Beschaffung von Lebensmitteln sogar behilflich. Die Einwohner von Österreichisch-Romowitsch, nur durch einen Fluß von dem russischen Grenzort getrennt, zum Teil rumänische Bauern, ergriessen zuerst die Flucht, kehrt jedoch bald wieder zurück. Die russischen Bauern beschützen nun unsere Markt, unterhalten sich mit den Unseren und äußern ihre Freude darüber, daß nun ihre Leiden unter der russischen Armut ein Ende haben. Die meisten sind glücklich über die Aussicht, ihre Kinder könnten in Zukunft in ihrer Mutterprotekt unterrichtet werden. Sie sind alle Ukrainer und haben beim Graben von Schanzen für unsere Soldaten vortreffliche Dienste geleistet. Nicht minder bezeichnend ist, daß 250 Kosaken in voller Ausrüstung als Überläufer über die Grenze gingen.“



Beim Aufwerfen von Schützengräben.

Hof Bohrer, Wien.





1897 befehle das Kreuzergeschwader unter Admiral v. Diederichs als Sübne für den Wöb den Ort Tjingtau und nahm von den beidne die Bucht begrenzenden Halbinseln und von der Bucht neßb den darin und davor lacernden Inseln Besitz. Durch den Vertrag vom 6. März 1898 zwischen dem Deutschen Reich und China wurde das beehrte Gebiet im Wege gültlicher Vereinbarung an Deutschland abgetreten und am 27. April als deutsches Schußgebiet erklärt. Gleichzeitig wurde ein Gebiet von 50 Kilometern rings um die Bucht als neutrale Einflußzone anerkannt,

in der die hiesige Regierung keine Maßregeln ohne Zustimmung der deutschen Behörden treffen darf. Dazu gesellen sich noch wertvolle Eisenbahn-, Bergwerks- und Handelsvorrechte. Seither hat sich das Schutgebiet außerordentlich entwickelt und ist dank der vorzüglichen deutschen Verwaltung fräftig emporgeblüht.

Es umfaßt die beiden die Bucht bildenden Halbinseln, von denen die nördliche mit der Stadt Tsingtau 462 Quadratkilometer, die südliche, hiesig genannt, 47 Quadratkilometer Flächeninhalt hat, die Hochwassergrenze um die Bucht, die Inseln Pintau, Huangtau in der Bucht und die ihr vorgelagerten Inseln Tschutschatau, Laifungtau, Hsiao-fungtau, Futau, Tschafientau, Schüilingshan und einige kleine Felseneiland.

Die nördliche Halbinsel ist ziemlich gebirgig, besonders gegen Osten hin, wo die Gipfel des zerklüfteten Lauchan bis über 1000 Meter emporragen. Trotzdem gibt es hier ausgedehnte Brennholzschonungen, saftige Matten, und in den Tälern bietet sich reiche Gelegenheit zum Betrieb der Landwirtschaft. Auch das Klima ist infolge des Gebirgsbarriers besser und gesünder als in Schanghai, Tientsin oder

Peking; es kann als das angenehmste an der ganzen chinesischen Küste betrachtet werden. So ist Peking im Laufe der Zeit eine gut besuchte Sommerfrische geworden. Die südliche Halbinsel ist sehr fruchtbar.

Der nördlich und östlich der Stadt gelegene Theil des Schutgebietes ist der wichtigste. Hier ist der Hafen an der neuen Stadt erbaut, und hier enden die Eisenbahnen, die den Hafen mit dem Meer der Provinz verbindet. Nicht hinter dem Kleinen Hafen erhebt sich auf der Stelle des früheren Ghinelendorres Tapanau, das geschäftliche Centrum, der, ursprünglich für die einseitige Handelsbevölkerung vorgesehen, seiner günstigen Lage halber auch von europäischen Rürnen als Wohnplatz bedorugt wird. Hier pulsirt das geschäftliche Leben am regsten. Die neue Stadt Tinglau, von der Tapanau nur einen Theil bildet, ist derart angelegt, daß das Centrum, die Europastadt, sich unmittelbar an der Tlingaucht befindet, gegen die Nordküste im Winter durch Verabragungen geschützt und im Sommer durch die Zirkulation der frischen Seelbse im Sommer. In der Hafen, welche die Tlingaucht von der Augusto-Victoria-Bucht trennen, ragen die schmalen Säuler des Willenwerfels und ein Strandhof hervor.

Die Verbesserung des eigentlichen Pflanz-  
gebiets beträgt rund 200 000 Raster, da-  
unter 1700 Europäer und die übrigen  
tausend Mann zählende Bevölkerung.  
Herrstellung industrieller Produkte, die  
recht bescheiden, hat sich in den letzten  
Jahren gehoben. Auch der Weinbau  
ist in neuerer Zeit sehr in Aufnahme.  
Insgesamt zum Vergleich der Pro-  
dukte der Palm estate 15 Raster, der nor-  
döstlich in ganz China als die besten, wo  
auch gartenartige Bebauung, wie die von  
Auswahl der Saat gelohnt, ist. In China  
wird in jedem Jahr zu ernten. Der Gewinn  
bei der Befestigung ist in der Provinz  
in hohen Anlagen und von 100 bis 150



Prinz Heinrich von Preußen mit dem Gouverneur von Hongkong, Kapitän v. S. Meyer-Walden.



Isington

an Kohlen und Erzen so reiche Hinterland zu erschließen.  
Diese Hoffnungen hat es vollständig erfüllt.

An der Spitze der Verwaltung des Schutzbereiches steht der Gouverneur, der gleichzeitig oberster Befehlshaber der Besatzung ist und dem Reichsmarineamt untersteht; zurecht ist es der wädrere Kapitän zur See Meyer-Waldeck, der auf die Nachricht vom japanischen Ultimatum die folgende deutsche Antwort telegraphierte: „Siehe ein für Pflichterfüllung bis zum Äußersten!“ Zur Zivilverwaltung gehört das Gouvernement im engeren Sinne, die Justiz-, die Bau- und die Hafenverwaltung. Der Militärverwaltung unterstehen die Besatzungsgruppen und alle für die Verteidigung vorgesehenen Einrichtungen. Die Besatzung besteht aus einer Matrosenartillerieabteilung (4 Kompanien), dem 5. Kompanien (Karten III. See) (4 Kompanien mit Artillerie und Pionierkompanie, dem vi-

afrikanischen Marinedeckament, einem Schillerlois und einem Minendeput. Der Schuß zur See ist dem Kreuzergesamter anwerter, bestehend aus den beiden großen Kreuzern „Sunderg“ und „Greifenau“, den kleinen Kreuzern „Humberg“, „Leipzig“, „Emden“, den Kanonenkreuzern „Hitz“, „Jaguar“, „Tiger“, „Luchs“, der Fluchkanonenbooten „Hingau“, „Vaterland“, „Otter“ und einem Torpedoboot. Ihnen hat sich als Befehl des Kaisers Franz Joseph der österreich-ungarische geschulte Kreuzer „Kaiserin Elisabeth“ angeschlossen.

Das erste feindliche Zusammentreffen fand am 13. September hinter Tims statt, etwa 15 Kilometer von unserem Patzgebiet entfernt, das von japanischer Kavallerie besetzt wurde. Nun hat der Feind sich fräftige Feinde hiege geholt und muß jener Rotterdamer Meldung zufolge eie Verlusten abwarten, ehe er einen neuen Vorstoß wagen darf.



Eine Abteilung der Matrosenartillerie im Tross.





Übersichtsblick von Nancy.

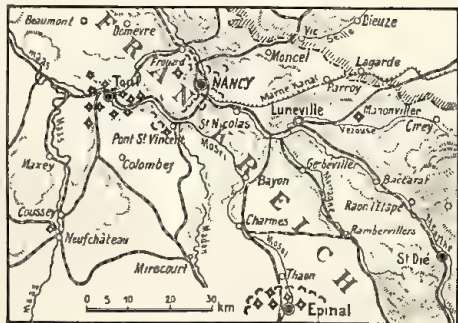
### Die Kämpfe um Nancy.

(Hierzu Bild und Kartenskizze auf dieser Seite.)

Nachdem die in Lothringen eingefallenen Franzosen zuerst in dem Treffen bei Lagarde und dann in der gewaltigen Feldschlacht zwischen Metz und den Vogesen unter schweren Verlusten über die Grenze zurückgeworfen worden waren, lag die Armee des deutschen Kronprinzen in nordwestlicher Richtung von Metz ab und eroberte nach tapferer Gegenwehr die Festung Longwy, während die Truppen des Kronprinzen Rupprecht von Bayern, des Siegers von Metz, über Blémont Cirey in der Richtung auf Lunéville vordrangen, das am 23. August vom XXI. Armeekorps besetzt wurde. Lunéville selbst ist unbesetzt, es wird aber durch das gegen die deutsche Grenze vorgeschobene Sperrfort Manonville gedeckt, das wiederum durch vorgeschobene Batterien und Feldbefestigungen in Verbindung mit den Festungsanlagen von Nancy selbst steht. Manonville galt als das stärkste der französischen Sperrforts an der deutschen Grenze; es war erst in jüngster Zeit erweitert worden und galt als uneinnehmbar. Aber seit dem Tage von Vattich ist dies Wort für unsere Artillerie hinfällig geworden, denn unsere neuen 42-cm-Geschosse dringen auch durch die dicksten Mauern.

Durch die Einnahme von Manonville ist die schwere Belagerungsartillerie frei geworden, um nun gegen die Forts von Nancy Verwendung zu finden. Seit Wochen schon tobt dort ein heisser Kampf. Die starke französische Besatzung, die durch die Rette der geschlagenen lothringischen Armee verstärkt wurde, versuchte verschiedentlich die eiserne Rette der Belagerer zu durchbrechen, aber sie mußte jedesmal mit blutigen Köpfen umkehren.

Die Stadt Nancy selbst ist nicht besetzt, hat aber in ihrer Umgebung auf den Höhen längs des Marécassins und der Meurthe eine Reihe harter Befestigungen, die mit den Werken von Loul, das westlich von Nancy liegt, in Verbindung stehen, so daß man diese Gegend ein zu hartnäckiger Verteidigung vorbereitetes Schlachtfeld



Skizze von Nancy und Umgebung.

nennen kann. Vor Nancy erstreckt sich eine Hochebene, die von dem Wald von La Haye bedeckt ist, sich nach Loul und von Frouard nach Pont-a-Mousson zieht und einen natürlichen Verteidigungsabschnitt bildet. Es ist viel die Rede davon gewesen, dieses ganze Plateau und die Stadt Nancy zu besetzen. Dann wäre ein großes verhängnisvolles Lager entstanden, das dem von Paris an Größe und Ausdehnung gleichgekommen wäre, und zu einer Verteidigung hätte es mindestens einer Armee von 150 000 Mann bedurft. Wenn die französische Seeresverwaltung wollte, da die Kräfte der Feldarmee nicht entziehen und beschränkte sich deshalb auf die Befestigung von Loul. Um aber die Stellung vor Nancy nicht ganz ungedeckt zu lassen, wurden z. B. an gewissen Stellen als vorgeschobene Werke von Frouard, Sperrfort Frouard im Norden und Pont St. Vincent im Süden errichtet. Frouard, so genannt nach dem dortigen Schloss, von der Mündung der Meurthe in die Mosel gelegen, dort, beherrscht das Mosel-Meurthe-Tal und die ganze Heerstrasse Nancy-Loul, die durch den Wald von La Haye führt. Diese Befestigungen decken Nancy gegen einen aus nördlicher Richtung kommenden unpassierbaren Angriff. Die gleiche Aufgabe fällt im Süden dem Fort St. Vincent zu, das zwei Kilometer südwestlich von Nancy liegt, auf einem 421 Meter hohen Abhang in der Nähe der Vereinigung der Madon mit der Mosel. Zwischen diesen beiden Forts springt das Plateau von La Haye felsartig nach Osten vor und beherrscht die umliegende Ebene. Hier sind zahlreiche Batterien und bombensichere Kasernen errichtet, die durch die Feldarmee verteidigt werden. Dort haben sich auch die Trümmer der in Lothringen geschlagenen französischen Armee verschanzt, denen es gegliedert war, sich in westlicher Richtung zurückzuziehen, während der größte Teil nach Süden, also in der Richtung Epinal-Belfort abgedrängt wurde. Diese Stellung ist sehr stark und muß langsam und planmäßig angegriffen werden, nachdem die feindliche Artillerie, sowie alle Magazine und Unterstände zusammengegriffen sind.

## Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Die Tätigkeit unserer Flotte, die sich auf den drei Kriegsschauplätzen in der Nordsee, der Ägäis und im Mittelmeer das Meer bis dicht an die feindlichen Küsten erstreckte, zeugte von dem offensiven militärischen Geiste, der sie besetzte. Unterm 12. August wurde amtlich gemeldet: „Deutsche Unterseeboote sind im Laufe der letzten Tage an der Ostküste Englands und Schottlands entlang gefahren bis zu den Hebrideninseln.“ Aber die Ergebnisse dieser Fahrt wurde nichts weiter mitgeteilt, doch ging aus den späteren Ereignissen hervor, daß unsere Unterseeboote in unmittelbarer Nähe der englischen Küste zahlreiche Minen gelegt hatten, die aber die neutrale Schifffahrt in der Nordsee nicht gefährdeten.

Wenige Tage darauf, am 18. August, erfolgte die weitere amtliche Meldung: „Von einer Fahrt mehrerer Unterseeboote nach der englischen Küste ist das Boot „U 15“ bisher nicht zurückgekehrt. Englischen Zeitungsnachrichten zufolge soll „U 15“ im Kampf mit englischen Streikraften vernichtet worden sein. Ob und welche Verluste diese hierbei erlitten haben, ist nicht zu erfahren.“

Nach englischen Berichten freute an diesem Tage ein englischer Geschwader an dem ihm zugewiesenen Orte, als sich eine kleine deutsche Unterseebootsflotte näherte. „Die Boote fuhren unter Wasser. Auf der Oberfläche des Meeres zeigte sich nur das Periskop. Als die Boote nahe genug waren, feuerte ein englischer Kreuzer den ersten Schuß ab, indem er nach dem Periskop zielte. Dieses ging in Stücke, das Unterseeboot tauchte unter Wasser. Die anderen Boote erkannten die Gefahr und entfernten sich. Das getroffene Boot aber mußte, da es unter Wasser der Möglichkeit zu sehen beraubt war, bald auf die Oberfläche, worauf der englische Kreuzer gegen das Boot feuerte, das an der Basis des kleinen Turmes getroffen und in Stücke gerissen wurde, so daß es bald sank.“

Ein ehrendes Andenken den wackeren Seeleuten, die im Dienste des Vaterlandes hier untergegangen sind! Wir sind überzeugt, daß sie ihr Leben teuer verkauft haben, und die Geschichte wird gewiß auch einmal das Dunkel aufhellen, das jetzt noch über diesem Vorgang liegt.

Eine amtliche Meldung vom 20. August besagte: „Die beiden kleinen Kreuzer „Stralsburg“ und „Stralsund“ haben in den letzten Tagen einen Vorstoß nach der südlichen Nordsee ausgeführt. Hierbei schloß die „Stralsburg“ unterhalb der englischen Küste zwei feindliche Unterseeboote, von denen sie eins auf größere Entfernung mit wenigen Schüssen zum Sinken brachte. „Stralsund“ kam in ein Feuergefecht mit mehreren Torpedobootzerstörern auf große Entfernung. Zwei Zerstörer erlitten Beschädigungen. Bei dieser Gelegenheit konnte ebenso wie bei der Erfindungsfahrt eines Luftschiffes bis zum Stagerat erneut festgestellt werden, daß die deutsche Küste und ihre Gewässer frei von Feinden sind und die neutrale Schifffahrt ungehindert passieren kann.“

Unsere beiden kleinen Kreuzer „Stralsburg“ und „Stralsund“ sind unbeschädigt aus dem Gefecht hervorgegangen. Ein Mittakter berichtet darüber folgendes:

Nordsee, 18. August 1914.

S. M. S. „Stralsund“. In der Höhe der Insel... Meine lieben Eltern! Hurra, wir kommen leben aus dem ersten heftigen Gefecht zurück. Die „Stralsund“ und die „Stralsburg“ können die Ehre für sich in Anspruch nehmen, das erste Gefecht in der Nordsee geliefert zu haben. Ich schreibe Euch etwas Näheres darüber, will ich gleich den Erfolg Euch im voraus mitteilen. Wir haben einen englischen Torpedobootzerstörer in Brand geschossen, so daß er in kurzer Zeit in die Tiefe gesunken war, und einen zweiten haben wir so zugerichtet, daß er nicht mehr sehr



Die ehemalige deutsch-russische Grenze Salsburg-Ribarka: Zollhaus Ribarka. Amerikan. Copyright 1914 bei Union Textile-Beleggesellschaft in Stuttgart.



weit gekommen sein wird. Außerdem haben eine Anzahl andere noch ihre Feuertütel bekommen.

Von der „Strasbourg“ weiß ich nur, daß sie ein Unterseeboot in Grund geschossen hat, und von einem zweiten wissen wir es nicht ganz genau. Die „Strasbourg“ hat an einer anderen Stelle gefloht, die Herren Engländer die zu spät zu uns, denn sonst hätten die Herren Engländer die Jade vollständig noch etwas mehr voll bekommen. Nun, der Erfolg ist schon so sehr schön, vollends da weder wir noch die „Strasbourg“ den geringsten Schaden erlitten haben. Von den vier Torpedobooten, die auf uns abgegeben worden sind, hat keiner sein Ziel erreicht. Der Feind war uns mächtig überlegen, denn es waren zwei Kreuzer und etwa vierzehn Torpedobootzerstörer. Die beiden Kreuzer wagten sich überhaupt nicht heran, sondern machten feiert und ließen ihre Boote im Stich. Die Boote flohen dann auch, als sie sahen, daß unsere ersten Schiffe so verheerend gewirkt hatten.

In der Nacht zum Dienstag positionierten wir die englische Sicherungslinie, ohne bemerkt zu werden. Bis nahe zur

und hat so einen ehrenvollen Untergang gefunden. Unter dem feindlichen Feuer wurde das Torpedoboot „A 26“ der größte Teil der Besatzung des Kreuzers getötet.

Es war abgegangen von dem Kommandanten „Romain“ — nach dem Untergang des „A 17“ der zweite Schiffsoberleutnant unserer Marine, von dem antischiffen berichtet wurde. Er fügte der Geschichte ein neues Ruhmesblatt ein. Wie einst die „Jits“ an der Ostküste Schanungen mit wehender Flagge untergegangen ist und wie seine Be- satzung unserer Marine ein weithin leuchtendes Beispiel treuer Pflichterfüllung gegeben hat, so ist unser Kreuzer treuer Pflichterfüllung gegeben hat, so ist unser Kreuzer „Magdeburg“ im feindlichen Feuer mit wehender Flagge, durch seine eigene Besatzung geleitet, untergegangen. Als der Kommandant der „Gorben“ den Hafen von Merina verließ und mit seinem Schiffe den draußen lauernden Feinden entgegenkam, ließ er die schwarz weisse rote Flagge oben an den Mast nageln, damit niemand sie der unterholen könne. Diese Handlung ist geradezu symbolisch für den Geist, von dem unsere Marine befeelt ist, und die Vernichtung des Kreuzers „Magdeburg“ zeigt, daß unsere Männer auf un- sere Schiffe kämpfen.

Nachdem der Kreuzer „Kriegs- burg“ gemeldet hatte, daß er Torpedobooten und sich im Kampfe mit einem russischen Kreuzer befin- den würde, hatte man nichts mehr von der russischen Flotte gehört. Man dachte also an- nehmen, daß sie sich in ihre Heimat zurück- ziehen würde. Dort von deutschen Kreuzern beobachtet werde. Nach der die „Kriegs- burg“ ge- meldet, daß sie die russische Flotte im Hafen von Vladivostok durch einen Nebel gesperrt habe. Es ist möglich, daß die „Kriegs- burg“ zu dem



Wreckung einer deutschen Kreuzer am Vorgebirge von Hongkong.

Themenführung haben wir, dann drehten wir wieder nach Norden, um beim Morgengrauen die Linie wieder zu reorganisieren und mit dem Feinde zusammenzutreffen. Der war nicht wenig überrascht, als wir da so von Süden heraufgefahren kamen. Ungefähr um sechs Uhr fünf- fünfzig Minuten morgens fiel der erste Schuß, und ander- halb Stunden hat das Gefecht gedauert.

Ein belarischer ungenannter Stern sah über der russi- schen Flotte zu wachen. Die schwedische Flotte aus Finnland erfuhr, und vom 18. auf 19. August zwei russische Torpedobootzerstörer zusammengekommen und mit schweren Beschädigungen von einem Dampfer in flaches Wasser gezogen worden. Ein anderer Torpedobootzerstörer ist schon früher gesunken. Ein vierter geteilt auf eine russische Mine und wurde in die Luft gesprengt. Der Reichshat der zweie- bender Kriegsschiffe beging Selbstmord, vermutlich wegen trüger Unfälle.

Am 27. August gemeldet: „S. M. Kreuzer „Magdeburg“ ist bei einem Vorstoß im Finnischen Meerbusen in der Nähe der Insel Ödesholm im Nebel auf Grund geraten. Hilfeleistung durch andere Schiffe war bei dem dicken Wetter unmöglich. Da es nicht gelang, das Schiff abzubringen, wurde es beim Eingreifen weit überlegener russischer Streitkräfte in die Luft gesprengt

und hat so einen ehrenvollen Untergang gefunden. Unter dem feindlichen Feuer wurde das Torpedoboot „A 26“ der größte Teil der Besatzung des Kreuzers getötet. Es war abgegangen von dem Kommandanten „Romain“ — nach dem Untergang des „A 17“ der zweite Schiffsoberleutnant unserer Marine, von dem antischiffen berichtet wurde. Er fügte der Geschichte ein neues Ruhmesblatt ein. Wie einst die „Jits“ an der Ostküste Schanungen mit wehender Flagge untergegangen ist und wie seine Be- satzung unserer Marine ein weithin leuchtendes Beispiel treuer Pflichterfüllung gegeben hat, so ist unser Kreuzer treuer Pflichterfüllung gegeben hat, so ist unser Kreuzer „Magdeburg“ im feindlichen Feuer mit wehender Flagge, durch seine eigene Besatzung geleitet, untergegangen. Als der Kommandant der „Gorben“ den Hafen von Merina verließ und mit seinem Schiffe den draußen lauernden Feinden entgegenkam, ließ er die schwarz weisse rote Flagge oben an den Mast nageln, damit niemand sie der unterholen könne. Diese Handlung ist geradezu symbolisch für den Geist, von dem unsere Marine befeelt ist, und die Vernichtung des Kreuzers „Magdeburg“ zeigt, daß unsere Männer auf un- sere Schiffe kämpfen.



Der Kaiser in Danzig am 21. August 1914.

Die antische Meldung darüber lautet: „Im Laufe des Vor- mittags und besselweise unklarer Wetter mehrere moderne englische kleine Kreuzer und zwei englische Zerstörer, etwa vierzig Zerstörer, in der deutschen Bucht der Nordsee aufgetreten. Es kam zu hartnäckigen Einzelgefechten zwischen ihnen und unseren leichten Streitkräften. Die deutschen kleinen Kreuzer drängten beständig nach Westen und ge- rieten dabei in die Gefahr, von der deutschen Bucht der Nordsee mit mehreren harten Beschießungen zu werden. Ein kleiner Kreuzer, von zwei Schlachtkreuzern der „Vier Majestät“ auf kurze Entfernung mit schwerer Artillerie beschossen, nach schwerem Kampf mit 20 Kugeln, konnte gerettet werden. Auch das Torpedoboot „A 167“ ging, von einem kleinen Kreuzer und zehn Zerstörern aufs heftigste beschossen, bis- zum letzten Feuertode in die Tiefe. Die kleinen Kreuzer Teil der Besatzung wurde getötet. Die kleinen Kreuzer „Kohn“ und „Mahn“ werden vermisst. Sie sind nach einer heutigen Reitermeldung aus London gleichfalls im Kampfe

mit überlegenem Gegner gekämpft. Ein Teil ihrer Be- satzungen (9 Offiziere und 21 Mann) scheint durch eng- lische Schiffe gerettet zu sein. Nach der gleichen englischen Quelle haben die englischen Schiffe schwere Beschädigungen erlitten.“

Das Gefecht spielte sich in folgender Weise ab: Am 28. August morgens erhielt der Kreuzer „Arcturion“ in einer endwärts der Vorpolelinie befindlichen Stellung die Nachricht, daß feindliche Torpedobootzerstörer nördlich von Helgoland aufgetaucht seien. Daraufhin wurde die Flotte von einem unserer Torpedobootzerstörer um Hilfe. Die „Arcturion“ ging sofort in der Richtung auf den Geschwader vor, suchte aber in dem immer unklarer werdenden Wetter vergebens in verschiedenen Richtungen nach dem Feinde.

Das Geschwader verlor die „Arcturion“ ging in eine abwartende Stellung zurück und befehlte dabei dem Kreuzer „Kohn“, der mit hoher Fahrt nach Westen lief. Darauf kamen Signale von anderen Kreuzern, daß sie sich mit feindlichen Zerstörern im Feuergefecht befanden.



Von Planieren wiederhergestellte Gebäude über die Mauer bei Danzig.





Übergabe der Festung Pengtiao.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Hans W. Schmidt.



Während die „*Atalante*“ nun wieder vorging, vernahm sie erneut Geschützfeuer und erblickte später im Nebel einen großen englischen Schlachtkreuzer der „*Clon*“-Klasse. Dieser warf sich nun auf die „*Atalante*“. Kurz darauf gestellte sich ein zweiter Kreuzer derselben Klasse zu ihm, und diese beiden schossen die kleine „*Atalante*“ über eine halbe Stunde lang auf geringe Entfernungen. Die „*Atalante*“ erhielt eine große Anzahl Treffer aus den schweren 14-Zoll-Geschützen. Bald brannte das Achterschiff in hellen Flammen. Dann wurde das Vordergeschiff durchschossen und halb zerstört. Der Verbandplatz mit dem dort befindlichen Personal wurde vernichtet. Wieweil Treffer im ganzen eingeschlagen haben, entschloß sich nach dem Bericht des Kommandanten jeder Berechnung. Die „*Atalante*“ wurde auf diese Weise bald in ihrer Bewegungsfähigkeit stark beeinträchtigt, und die verfolgenden Gegner konnten sie als bequeme und nahe-liegende Schütze unangesehnt aufs Korn nehmen. Trotz dieses fürchterlichen und überwältigenden Feuers wurden auf der „*Atalante*“ die noch geschäftsbrauchbaren Geschütze weiter bedient. Die Verwunden wurden von den Krankenträgern ordnungsgemäß nach Dierbeck versorgt. Jeder versuchte, an seinem Platz vorläufig Reparaturen nach Möglichkeit und selbständig auszuführen. Dabei wurde der Erste Offizier im Zwischendeck von einem schweren Treffer weggeschleudert. Plötzlich dreht sich der feindliche Kreuzer nach Westen ab und stellt das Feuer ein.

Der Kommandant der „*Atalante*“ gab den Befehl, den Brand zu löschen. Das Feuer hatte aber schon so weit um sich gegriffen, daß ein Löschen nicht mehr zu denken war. Der Aufenthalt auf dem Schiffe wurde durch Hitze und Rauch immer untragbarer. Die Verwunden wurden auf die Boote gebracht, wo auch der übrige Teil der Besatzung sich versammelte. Der Kommandant brachte drei Boote auf den Deutschen Kaiser aus. Das „*Flaggenschiff*“ und „*Deutschland*“, „*Deutschland*“ über alles“ wurden gelassen. Auch die Verwunden stimmten mit ein.

Da näherte sich ein anderer kleiner deutscher Kreuzer und schickte Boote herüber. Auch einige Boote der „*Atalante*“ konnten noch benutzt werden, und in diese wurden die Verwunden gebracht. Dann sprang der Rest der Besatzung auf Befehl des Kommandanten über Bord. Die Nichtschwimmer unter ihnen hielten sich an Schwimmwesten und Hängematten; alle wurden von den Booten aufgenommen. Der Kommandant der „*Atalante*“ versuchte noch, sein Schiff ins Schlepptau nehmen zu lassen, aber die „*Atalante*“ legte sich, nachdem sie beinahe ganz ausgebrannt war, auf die Seite und kenterte dann. Der Kommandant hebt mit hoher Anerkennung die Haltung der Besatzung und der Offiziere hervor.

Über den gleichzeitigen Untergang des Torpedobootes „*V 187*“ können wir heute den Bericht eines Wachoffiziers dieses Bootes bringen. Danach spielte sich der Hergang folgendermaßen ab:

Am Morgen des 28. August fand „*V 187*“ in einiger Entfernung von Helgoland auf Vorposten. Das Schiff erhielt von einem anderen Torpedoboot das Signal: „Werde von feindlichen Torpedobootzerstörern angegriffen.“ „*V 187*“ versuchte, dem Kameraden zu Hilfe zu kommen, fand ihn aber infolge des plötzlich eintretenden dichten Nebels nicht, sondern sah sich nach kurzer Zeit selbst zwei Torpedobootzerstörern gegenüber. Bald darauf kamen noch vier, nicht genau bestimmbar feindliche Schiffe in Sicht. „*V 187*“ versuchte sich nun auf Helgoland zurückzuziehen, sah aber den Weg durch vier ihm entgegenkommende feindliche Torpedobootzerstörer verlegt. Diese Zerstörer eröffneten auf nahe Entfernung Feuer auf „*V 187*“. Das Boot versuchte nunmehr, seitlich durch Ausweichung an den Feinden vorbeizukommen, fand aber nach diesen Ausweichungen durch einen feindlichen Kreuzer.

Von allen Seiten von feindlicher Macht gestellt, entschloß sich der Kommandant, auf den Feind zuzudrehen. Die feindlichen Schiffe stützten zunächst auf dieses unerwartete Manöver hin, doch eröffneten sie bald ein heftiges Geschützfeuer auf das Boot. Dieses erlitt schwere Beschädigungen. Seine Geschütze wurden außer Gefecht gesetzt. Der Kommandant wurde durch ein Sprengstück schwer verletzt. Das Boot war vollständig in Rauch und Qualm gehüllt, ein großer Teil der Besatzung tot. „*V 187*“ konnte nur noch in geringer Fahrt laufen. Der Kommandant befahl unter diesen Umständen, das Boot zu versenken. Eine

mit dreifündiger Ladung versehene Sprengpatrone wurde in einem der unteren Räume, weitere Patronen vorn am Schiff angebracht.

Danach wurde der Befehl erteilt, das Boot zu verlassen. Der größte Teil der Besatzung sprang aus den Bord. Noch im Untergehen feuerte das hintere Geschütz unter Leitung des zweiten Leutnants auf die feindlichen Zerstörer. Diese erwiderten nur noch spärlich, doch schien sie auch dieses Geschütz außer Gefecht. Der Rest der Besatzung sprang nun auch über Bord, und beinahe zu gleicher Zeit ging „*V 187*“ mit dem Bug zuerst unter. Es war niemand mehr an Bord zu sehen.

Von Interesse sind hier noch die folgenden Bemerkungen des Offiziers: „*V 187*“ ist weit über eine Stunde von vier, später von zehn Zerstörern und dann einige Zeit von einem kleinen Kreuzer verfolgt worden. In der ersten halben Stunde der Verfolgungsjagd hat das Boot nur ganz wenige unbedeutende Treffer erhalten, aber in der zweiten halben Stunde des Passagiergefechts sind schwere Beschädigungen eingetreten, so daß das Boot manövrierunfähig wurde.

Bei dem Eintreten durch alle die hinzukommenden Zerstörer ist das Boot dann schließlich vernichtet worden. Besonders lobenswert wird das Verhalten zweier Matrosen erwähnt. Diese wurden von einem englischen Zerstörer aufgegriffen. Als dann ein deutscher Kreuzer vorbeikam, sprangen sie unter lebhaftem Pistolfeuer der Engländer über Bord und befreiten sich so aus der englischen Gefangenschaft.

War der Ausgang dieses Seegefechts bei Helgoland auch ein für uns ungünstiger, so bewies es doch wiederum, daß unsere Vaterlandsverteidiger überall ihre Pflicht tun und daß da, wo sie unterliegen, es sich nur um unabwendbare kleinere Unfälle handelt, wie sie in jedem Kriege vorkommen, ohne daß davon die Hauptentscheidung berührt wird.

Von der Tätigkeit unserer Kriegsschiffe im Ausland kommen wir wenig erfahren, da die deutschen Kessel abgegriffen, die meisten Funktionen zerstört oder nicht zu erreichen waren und über die englischen Kessel Nachrichten von unseren Schiffen oder für sie nicht befordert werden. Trotzdem gelangen durch Vermittlung von Zeitungen aus neutralen Ländern zuweilen einige Angaben zu uns, die beweisen, daß unsere Kriegsschiffe im Ausland nicht untätig waren, sondern daß sie eifrig und mit Erfolg auf feindliche Handelschiffe Jagd machten und auch den Kampf mit gegnerischen Kriegsschiffen erfolgreich aufnahmen. So berichteten zum Beispiel amerikanische Blätter, daß in der Nähe von San Francisco ein Kampf zwischen einem deutschen Kreuzer und einem englischen Kriegsschiff stattgefunden habe, wobei das letztere vernichtet wurde. Jedoch sind zahlreiche Wadstide, die unzweifelhaft von einem englischen Kriegsschiffe herrühren und Spuren von Granatfeuer aufweisen, treibend gefunden worden.

Auch eine Anzahl von englischen Handelschiffen fiel unseren Kreuzern zum Opfer. Unter anderem wurde berichtet, daß die Dampfer „*Hyades*“ und „*City of Wexford*“, von einem deutschen Kreuzer genommen wurden. Der Stützpunkt „*Kaiser Wilhelm der Große*“ nahm den Dampfer „*Gallien*“ der Union-Castle-Line, entließ ihn aber später wieder mit Rücksicht auf die zahlreichen an Bord befindlichen Frauen und Kinder.

Zwischen wurde aus englischen Quellen weiter bekannt, daß der deutsche Dampfer „*Arucas*“ in Las Palmas eingetroffen sei und dort die Belagungen der englischen Dampfer „*Raipara*“ (7400 Registertonnen) und „*Manat*“ (6700 Registertonnen) gelandet habe. Diese Schiffe sind von „*Kaiser Wilhelm dem Großen*“ versenkt worden.

Jedenfalls ist die deutsche Flotte in der Verfolgung unserer Gegner außerordentlich tätig. Wir betonen aber nur langsam amtliche Nachrichten über unsere Erfolge, weil eben wegen des Fehlens eigener überlebensfähiger Kessel Belagungen nicht immer sogleich zu erlangen sind. So brachten gleich nach der Kriegserklärung zwischen England und Deutschland amerikanische Blätter eine anscheinend amtliche Meldung aus England, in der gesagt wurde, daß man sich durch anfängliche unglückliche Ereignisse zur See nicht in der festen Zuversicht wandend machen lassen dürfe, daß England schließlich doch den Sieg davontragen müsse. Der Ausdruck „unglückliche Ereignisse“ war so gebraucht, daß man daraus entnehmen konnte, es seien bereits tat-



Deutsche Truppen in Brüssel.  
Im Hintergrund der Hauptpost

Foto: Peter von der Goltz, Berlin, 1914.



Auf dem Platz Sainte-Etienne in Brüssel.  
Deutsche Soldaten suchen für die Feldküche.

Foto: Peter von der Goltz, Berlin, 1914.



schädliche Ereignisse eingetreten, die für die Engländer ungünstig waren. In England wurde denn auch von der Presse gemeldet, daß in Sumner an der Ostküste Englands, in der Nähe des berühmten Kohlenverladehafens Hull, in den ersten Tagen nach der Kriegserklärung zwei bis drei größere englische Kriegsschiffe, vermutlich Minenräufer, durch unsere an der englischen Küste vorgedrungenen leichten Streikräfte vernichtet worden seien.

Kritisch setzen sich die Engländer zur Wehr, wo und wie sie können. Doch hat es den Anschein, daß sie gegen unsere fähigen Angriff wenig ausrichten, und es entspringt noch zum Teil der Verlegenheit der Engländer, daß sie vor dem Bruch der Neutralität nicht zurücktreten, wenn es gilt, ein deutsches Schiff wegzunehmen. Sie betreiben einfach Seeräuberei.

Ihr ist auch unser eben schon erwähneter Hilfskreuzer „Kaiser Wilhelm der Große“ zum Opfer gefallen, über dessen Untergang wir aus dem Brief eines seiner Offiziere folgendes mitteilen: „Nach der Begnadigung der englischen Kohlen genommen. Gestern hat uns der englische Kreuzer „Hagfish“ aufgespürt und auf neutralen Gebiet angegriffen. Wir haben unsere Munition erschossen, unsere sieben Kaiser Wilhelm den Großen dann gesprengt und hierauf in den Booten das Land erreicht. Heute werden wir nach Las Palmas gebracht. Die Spanier haben uns riefig nett aufgenommen. Die Engländer haben sehr schlecht geschossen. Wir haben nur wenige Verwundete.“

Wie man sieht, betreibt England, seiner Überlieferung getreu, den Seekrieg als gewissenlose Piraterie. So war es im Kriege gegen Holland und gegen das vor hundert Jahren mitten im Friesen überfallene Dänemark, und so soll es jetzt im Kriege gegen uns geschehen. Mit einem leichten Fiktivität befördert England all die verfaulenden Alten der Friesenlangreise und der Seerechtsverletzungen, mit denen es den anderen Völkern, insbesondere uns, Sand in die Augen streut, in der Mittel, um seiner Willkür die Jügel schiefen lassen zu können.

Um das Unrecht des Vorgehens gegen den Dampfer „Kaiser Wilhelm der Große“ recht zu verstehen, sei an die bisher in allen Kriegen beachteten Bestimmungen der Pariser Seerechtsdeklaration von 1856 erinnert. Hiernach dürfen Kriegsschiffe in neutralen Häfen nicht angegriffen werden, und treffen zwei feindliche Schiffe in einem neutralen Hafen zusammen, so darf, wenn der eine Gegner den Hafen verläßt, der andere erst nach 24 Stunden folgen. So war es in Havanna im November 1870, als der deutsche Kreuzer „Meteor“ mit dem französischen „Bouvet“ zusammentraf, so in Vigo, wo die deutsche „Augusta“ 1870 Schuß suchte, so in Madagaskar, wo die russischen Schiffe „Worobj“ und „Korolew“ hinausliefen, um sich dem deutschen Gegner zu stellen. Immer und von allen sind diese Gesetze als bindend anerkannt worden; einzig und allein die Japaner haben im Dezember 1904 im Hafen von Tschifu mitten unter neutralen Handelsdampfern ein beschädigtes russisches Torpedoboot vernichtet.

Erwähnt sei noch, daß der Erste Lord der britischen Admiralgewalt, Winston Churchill, im Unterhause die Verletzung des deutschen Hilfskreuzers mitgeteilt und dabei seiner Genugtuung darüber Ausdruck gegeben hat, daß dieses Schiff vernichtet sei, denn es mit nur sehr wenigen anderen gelungen sei, nach Beginn des Krieges die hohe See zu gewinnen. Bei der Beschlagnahme der Rede Churchill ist aber in sehr bedeutender Weise der Verdacht der Vernichtung des Hilfskreuzers weggelassen worden und ebenso der Name des englischen Kreuzers, der ihn in den Grund bohrte. Man hat also, wie auch nicht weiter zu verwundern, in London trotz allem offenbar ein böses Gewissen. Um so wichtiger ist es, daß die ganze Kulturwelt in Kenntnis gesetzt wird von dem Vorgehen der englischen Flotte, die sich nicht scheut, Granaten in neutrale Gewässer zu schleudern. Jeder Tag zeigt uns neuem, daß es für Großbritannien kein anderes Gesetz für die Seekriegsführung gibt, als das der eigenen Willkür. Nach den vorliegenden Depeschen ist der größte Teil der Besatzung des „Kaiser Wilhelm der Große“ gerettet. Der „Hagfish“ hat einen Toten und acht Verwundete. Man sieht daraus, daß der nur schwach bewaffnete Hilfskreuzer des Norddeutschen Lloyd, ein Schiff, das sonst nur Passagierschiffen zwischen Bremen und New York ausfuhr, sich

gegen den ihm weit überlegenen englischen Gegner tapfer zur Wehr gesetzt hat. —

Die österreichisch-ungarische Flotte hatte am Morgen des 16. August Gelegenheit, zu zeigen, welcher Geist sie befeelt. Freilich wachte es auch hier wieder einige Zeit, ehe man erfuhr, was sich an jenem Sonntagmorgen auf der Adria abgespielt hatte. Die Sieger hatten ihr Zusammenstreifen mit den Schiffen unserer Verbündeten im Adriatischen Meere als eine Seeschlacht bezeichnet und den Ruhm der französischen Flotte in alle Winde pfeifend. Wie armstelig dieser Ruhm war und einen wie unvergleichlichen Selbsterkenntnis die Besiegten an den Tag legten, konnte man bald darauf aus den Darstellungen von Augenzeugen der „Seeschlacht“ auf dem Mitteladriatischen Meere erkennen, wo die österreichisch-ungarische kleine Kreuzer „Jenta“ gegen etwa fünfzigfache Übermacht kämpfte und nach todesmühtiger Verteidigung einen ruhmvollen Untergang fand (hierzu die Rußbeilage).

In jenem Morgen lag zur Aufrechterhaltung der Blockade bei Kap Mendocero an der montenegrinischen Küste der genannte kleine Kreuzer „Jenta“, 2350 Tonnen groß, Kommandant Kriegsmarinestabskapitän Pachner, und der 400 Tonnen große Torpedobootführer „Alban“ unter dem Befehl des Korvettenkapitäns Panfil. Um sieben Uhr fünfminütig Minuten wurde letzterem gemeldet, daß im Südwesten vier Rauchfahnen sichtbar seien. Sofort fuhr er zu der sechs Seemeilen nördlich liegenden „Jenta“, von deren Nähe nicht bereits sechs große, offenbar feindliche Schiffe ausmachen ließen. Gegenüber solcher Übermacht war das flüchtige die schnellste Rückkehr in den nächsten Hafen. „Alban“ mit Vollaampf nach Cattaro“, befahl denn auch Kommandant Pachner. Das geschah. Aber bald zeigte sich, daß demselben Ziel auch eine ganze feindliche Flotte zustrebte, denn die beiden Kurze näherten sich einander. In rascher Aufeinanderfolge wurden immer mehr feindliche Schiffe gesehen, bis an der Spitze mit überhöhen Flaggen einer von 2000 Tonnen, der letzte Panfil, dem mehrere von der „Jenta“ (18 400 Tonnen) folgten. Das Spitzen Schiff befand sich sogar schon weiter gegen Norden als die „Jenta“. Deren Schicksal war damit besiegelt. In Geschwindigkeit (20 Seemeilen in der Stunde) waren ihr die Gegner gleich, wenn nicht überlegen, und nun gar die Bestätigung! Acht 12-cm-Kanonen gegen mindestens ein halbes Hundert 30,5-cm-Geschütze und vielleicht die dreifache Anzahl vom 24–14-cm-Kaliber! Kein Mensch hätte es unter diesen Umständen dem Kommandanten verubelt, wenn er sein Schiff auf den Strand laufen ließ, die Mannschaft landete und das Fahrzeug durch Sprengung vernichtete. Aber Kapitän Pachner war aus festerem Holz geschnitten. „Ich nehme den Kampf mit der feindlichen Flotte auf“, lautete der letzte Funkenruf, den die Küstenstation vor ihm aufging. Mit einem Selbsterkenntnis ohne gleichen kehrte er den Bug der „Jenta“ gegen den mehr als fünfzigfach überlegenen Feind, der bereits aus 7–8 Kilometer Entfernung das Feuer aus seinen mittleren Kalibern eröffnet hatte. Nicht lange, da brauste eine wahre Hölle von bestenden Granaten auf das kleine Fahrzeug. Aus sämtlichen Röhren erwiderte dieses das Feuer, bis es um neun Uhr von dichten Rauchwolken eingehüllt war. Was weiter mit ihm geschah, erfährt man nur auf Umwegen über das Ausland. So soll sich ein französischer Offizier, angeblich vom „Edgar Quinet“ (14 100 Tonnen) zu einem italienischen Berichterstatter geäußert haben: „Wir traueten unseren Augen nicht, als der Kampf mit Vollaampf auf uns losbrannte, und vergaßen darüber fast zu feuern. Dann konnte er uns freilich nicht lange widerstehen; aber in unserer Zufriedenheit über jeden Treffer mischte sich doch krankhafte Bewunderung für diese Helden, die auf ihrer Todesfahrt noch möglichst viele von uns mitzunehmen strebten. Als schon alle Decksbauten weggelegt waren und dichter Qualm das Achterdeck einhüllte, feuerten sie mit einem halb demontierten Buggeschütz unentwegt weiter, bis schließlich die Fluten über den Untergehenden zusammenschlugen.“

Dem Torpedobootführer erging es besser, dank seiner weit größeren Geschwindigkeit von 30 Seemeilen in der Stunde und dem Umstand, daß die französische Flotte durch häufige Formationsänderung Weg und Zeit verlor. Auch der „Alban“ wurde bereits aus 7–8 Kilometer Entfernung mit mittlerem Kaliber beschossen und war schließlich fortwährend durch Regen der feindlichen Schiffe vollkommen überdeckt. Durch die vielen Wassergeräusche der in nächster



Der kleine österreichisch-ungarische Kreuzer „Jenta“ und der Torpedobootführer „Alban“, die am Morgen des 16. August in hellemittlerer Welle den Kampf mit der übermächtigen französischen Flotte im Adriatischen Meere aufnahmen, wobei die „Jenta“ sank. Nach einer Originalaufnahme von Harry Greyer.





Verfolgung der russischen Armee nach der Schlacht bei Tannenberg.  
Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann.





Russische Gefechtsschlacht.

Nähe aufliegenden Granaten verlor er völlig die Aussicht auf die „Zenta“; eine solche Garbe dicht vor dem Bug über- schwemmte die Kommandobrücke derart, daß schriftliche Auf- zeichnungen über den Verlauf des Gefechtes unmöglich wurden. Doch hatte auch der „Man“ inzwischen das Feuer ausgenommen; er sandte im ganzen 348 Schüsse gegen den Feind, bis dieser von ihm abließ, und das Schiff in den Hafen von Cattaro einfahren konnte. Es war nicht von einem einzigen Geschöß richtig getroffen, sondern nur von unzähligen Sprengstücken von der Größe eines Fünfkronen- stückes, die aber die Bleche nicht durchschlugen und auch niemand verwundeten.

Von der „Zenta“ retteten sich rund 150 Mann, darunter ein Drittel Verwundete, der Kommandant und 13 Offiziere an die montenegrinische Küste, wo sie Kriegsgefangene wurden. Von den französischen Riesen wurden vier be-

schädigt, davon einer so schwer, daß er nach italienischen Angaben später mit starker Schlagseite lag. Also ist das Blut der Edlen nicht umsonst geflossen, die „Zenta“ nicht vergebens auf den Grund gegangen. Mit Recht ließ sie in bezug auf das geschickte Gefecht die Korrespondenten Wilhelm vernahmen: „Vom Geiste Tegetthoffs befehl, wagte es diese Ruschale, sich im offenen Meere mit fünf- zigfacher Übermacht in einen Kampf einzulassen, bestrebt, dem Feinde, auch den sicheren Untergang vor Augen, mög- lichst viel Schader zuzufügen. Dies scheint dem kleinen Kreuzer und seiner heldenhaften Belagerung gelungen zu sein. Die französischen Schiffe erlitten durch die wadere „Zenta“ Beschädigungen, wenn sich auch deren Größe nicht einmal annähernd bestimmen läßt. Diese in der Geschichte unserer Flotte unergängliche Tat zeigt, von welchem Geiste die 1. und 2. Marine befehl ist.“

(Fortsetzung folgt.)

## Illustrierte Kriegsberichte.

### Etwas von der russischen Armee.

Von Univ.-Prof. Dr. F. Haller, Tübingen.  
(Siehe die Bilder Seite 173/174.)

Wenn ein Krieg beginnt, so ist zunächst jede Armee bis zu einem gewissen Grade eine unbekannte Größe. Meist hat sie schon seit längerer Zeit nicht mehr Gelegenheit ge-

habt, zu zeigen, was sie im Ernstfall leistet. Ihr Friedens- zustand, ihre Manöver können dann immer nur ein sehr unvollkommenes Bild geben. Daher denn die großen Überraschungen, die fast jeder Krieg bisher gebracht hat. Kommt dazu noch, daß das Land selbst fremdartig und wenig bekannt ist, so steht die Latente wohl zunächst wie vor einem Vorhang, der sich erst nach und nach lüftet, wenn



Truppen vom 2. Kasakischen Schützenregiment.



Russische Artilleriegeschütze im Feldlager an der ostpreussischen Grenze.

die Tatsachen zu sprechen anfangen. So standen auch wir vor zwei Mo- naten, als der Krieg mit Rußland begann, der russischen Armee gegen- über. Man wußte, daß sie un- geheuer sei an Zahl; aber wie groß sie eigentlich sei — nicht einmal das ließ sich genau feststellen. Die An- gaben darüber gehen sehr weit aus- einander. Nach deutschen Quellen hätte das Jarenreich eine aktive Feldarmee (mit Einschluß der Re- serve) von 3 655 000 Mann, nebst einer Landwehr zweiten Aufgebots von 2 580 000. Nach der „France militaire“, die man in diesem Falle für gut unterrichtet halten sollte, betrüge die gesamte Kriegsstärke schätzungsweise nur 2 400 000 Mann. Die Widersprüche erklären sich zum Teil aus dem tiefen Geheimnis, mit dem alle militärischen Dinge in Ruß- land umgeben werden, zum Teil aber auch wohl daraus, daß zwischen dem, was sein soll, und dem, was ist, der Unterschied dort recht groß



Ein russisches Kavallerieregiment beim Abzug durch eine ostpreussische Grenzstadt.



Gefangene von der Mannarmee werden nach den deutschen Postungen abgeführt.

zu sein pflegt. Lassen wir die Zahlen auf sich beruhen; jedermann weiß, daß die Masse im modernen Krieg noch weniger ent- scheidet als früher. Eine Million, die schlecht geführt wird, kann bei den heutigen Waffen und der natürlichen Schwere der Ver- pflegung unter Umständen leichter ver- nichtet werden als eine zehnmal kleinere Truppe. Entscheidend ist mehr denn je die Tüchtigkeit, dieses Wort im weitesten Sinne genommen: Soldatenmaterial, Aus- bildung, Bewaffnung, Führung und — zu- letzt, aber vor allem — der Geist. Und da gibt uns gerade die russische Armee ein Rätsel auf, dessen Lösung auch nach den großen Schlachten der letzten Wochen noch nicht gefunden ist.

Eigentlich hätte man gerade diese Truppe besser kennen sollen als jede andere, denn sie hat ja erst vor zehn Jahren gekämpft. Aber die Erfahrungen des japanischen Krieges dürften nicht mehr die Grundlagedes Urteils genommen werden, denn seit- dem hat sich in Rußland wie in anderen Dingen so auch in der Armee vieles ge- ändert. Ihre schlechten Leistungen auf den

mandschurischen Schlachtfeldern, die aller- dings von der Artillerie wesentlich der ver- kehrten Führung zur Last gelegt wurden, hatten in Rußland selbst tiefen Eindruck ge- macht, und sofort nach dem Friedensschluß begann die Reformarbeit. Sie wurde zu- nächst einem Obersten Kriegsrat übertragen, an dessen Spitze der jetzige Oberkomman- dierende, Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, stand. Diese hohe Kommission leistete nichts. Erst als die Duma sich 1908 der Sache an- nahm und mit dem Kriegsminister Su- chomlinow Hand in Hand den Großfürsten „absagte“, kam Zug in die Sache. Seitdem ist eine gründliche Neuordnung des ganzen Heerwesens — man sieht sich zu lagen: durchgeführt worden; denn wirklich durch- geführt wird in Rußland nicht so leicht etwas — aber doch ins Leben getreten. Die Einrichtungen sind zum Teil noch ganz neu; eine der wichtigsten zum Beispiel, das Wehrpflichtgesetz, ist erst seit kaum zwei Jahren in Kraft; anderes, wie der Bau der strategischen Bahnen nach der West- grenze, zu denen Frankreich beitrug, ma- gen das Geld hergab, ist erst begonnen.



Man kann sich also nicht wundern, wenn die Leistungen im Kriege recht ungleich ausfallen. Die Armee ist eben in der Mauerung begriffen; neben Veralteten, Unbrauchbarem, das noch nicht ganz überwunden ist, steht Neues, Ungewohntes, das sich noch nicht hat einleben können.

Nehmen wir zunächst den Soldaten. Er ist zu allen Zeiten und von allen fremden Beurteilern sehr gerühmt worden, und er besitzt in der Tat ausgezeichnete Eigenschaften. Bedürfnislos, ausdauernd, willig, gehorham, nicht leicht zu entmutigen — ein bequemes, zuverlässiges Instrument in der Hand des Führers. Aber es fragt sich doch, ob damit schon alle, ob auch nur alle wichtigsten Eigenschaften erschöpft sind, die heute den wirklich guten Soldaten ausmachen. Jedenfalls stehen den angeführten Vorzügen gewisse Mängel gegenüber, die man nicht gering schätzen darf: Unwilligkeit — 75 Prozent des russischen Volkes sind Analphabeten! — Langsamkeit, Unselbständigkeit sind die auffälligsten. Sodann ist es oft erprobt worden, daß der Russe in der Verteidigung mehr leistet als im Angriff. Er ist eben alles eher als schneidig. Auch Ordnungsliebe, Sauberkeit und Pünktlichkeit kann man ihm nicht nachrühmen. Als es sich um die Einführung des Magazingewehrs handelte, wurde das Bedenken ernsthaft geltend gemacht, ob dieses Instrument nicht zu hohe Anforderungen in Bezug auf Pflege und Handhabung an die Truppen stelle. Nach manchem, was man seitdem hörte, scheint das Bedenken nicht ganz unbegründet gewesen zu sein. Daß die Schießleistungen befriedigen, ist bisher noch nicht behauptet worden. Ein wirklich guter Schütze war der Russe in früheren Zeiten jedenfalls nicht. Alles in allem dürfte die Passivität des Volkscharakters auch im Felde als ein starkes Hemmnis sich geltend machen. Im hohen Maße behaupten der eingenommenen Stellung nach der russische Soldat wenig feindliche, aber im Angriffseifer, zumal in unebenem Gelände, ist der russische Infanterist dem deutschen oder französischen nicht unfern zu vergleichen.

Von der Kavallerie ist wenig zu sagen. Sie ist weder gut ausgebildet noch gut bewaffnet. Nur die Garde macht eine Ausnahme. In ihr gibt es Regimenter, die glänzend beritten sind und labellos reiten; aber vielleicht müssen wir sagen: es gab sie, denn zurzeit sind von ihnen kaum mehr als dürftige Überreste noch vorhanden, bei Lammberg haben sie ihr Walzenrad gefunden. Die Kavallerie der White hat mehr gute Pferde noch gute Reiter. Es rührt sich da, daß der Russe von Natur gar kein Verhältnis zum Pferde hat: er pflügt es leicht und versteht nicht mit ihm umzugehen. Rollendes das Kutschen kommen als Gefechtsgruppe kaum in Betracht. Diese Fußsoldaten, die im Frieden über weite Strecken Südrusslands und Sibiriens als Ackerbürger auf Staatsländereien in einer Art kommunikativer Wirtschaftsgemeinschaft leben und sich bei der Kriegserklärung plötzlich in leichte Kavallerie verwandeln, wurden schon im japanischen Kriege von sachkundigen Beurteilern nicht ganz ernst genommen. Wehrlose Volksmassen niederzureiten, Dörfer



Die Niederlage der Garde im Kampf bei der Eise. Nach einer Zeichnung von ...

anzuzünden und dergleichen Heldentaten zu verrichten, sind sie sehr geeignet, aber fähig können sie nicht, nicht einmal aufklären, weil sie dafür zu dumm und unwillig sind. Die übliche Linienkavallerie leidet an mangelhafter Bewaffnung und Ausbildung. Nur das erste Glied hat Lanzen (wie in Frankreich); das Dragonergewehr, das der Mann über dem Rücken trägt, ist minderwertig und die Ausbildung im Schießen mangelhaft. Es ist eben nicht möglich, aus dem rohen Klotz, den der russische Reiter darstellt, in der vorgeschriebenen Zeit einen Reiter zu machen, der auch infanteristisch in einer den modernen Ansprüchen genügenden Weise ausgebildet wäre.

Den größten Wert hat man in neuerer Zeit auf die Artillerie gelegt. Sie war früher die schwächste Seite der ganzen Armee — es gab vor 20 Jahren Batterien, die im

Probefeuern keinen Treffer erzielen und sie ist heute, wie die Augenzugungen übereinstimmend berichten, die beste Truppe des russischen Feldheeres. Aber der deutschen Kavallerie scheint sie doch nicht entfernt gewachsen zu sein. Ihr Kaliber ist kleiner — die Haubitze hat 12 Zentimeter Durchmesser gegen 15 — ihr Gewicht schwächer und die Feuerkraft nicht auf der Höhe. In unsicherer und die Feuerkraft nicht auf der Höhe. In den ostpreussischen Schlachten hat sie gegen unsere Artillerie nichts aufzukommen vermocht.

Wer den russischen Soldaten lobte, hat stets den Ton darauf gelegt, daß er in der Hand von tüchtigen Führern das ausgezeichnete beste. In diesen tüchtigen Führern hat es aber im russischen Felde von jeher gefehlt und fehlt es noch heute. Der russische Vortruppsführer ist entschieden minderwertig. Schlecht bezahlt, infolgedessen schon sozial

war der Befehl erteilt worden, die Pferde zu füttern und zwei vollständige Sanitätskolonnen in der Richtung auf Longwy vorzuschicken. Am Wasserwerk angekommen, erwarteten uns von französischer Seite ein Major und ein Sergeant, der als Dolmetscher diente. Die Verhandlungen zogen sich fast zwei Stunden hin und wurden wegen des einkommenden Regens im Auto geführt. Die Ausfertigung des Abgabeabkommens folgte in deutscher und französischer Sprache. Die Franzosen schienen von uns eine sehr schlechte Meinung zu haben, denn sie bestanden darauf, daß in das Protokoll eine Bestimmung aufgenommen werde, wonach allen gefangenen Franzosen ihr persönliches Eigentum sowie das Bagatel außer den Waffen ausgeliefert werden sollte. Unsere Generale versicherten dem gegenüber, daß wir doch keine Räuber seien und das persönliche Eigentum auch so achteten, eine solche

untergeordnet, meist ganz ungebildet, führt er in der Mehrzahl ein des Kommissariats, abseits der guten Gesellschaft, nicht selten in Niederlichkeit und Laster.

Ausnahmen gibt es gewiß auch hier, einzelne Männer, die bescheiden und aufopfernd ihre Pflicht tun; aber sie bestätigen die Regel. Die Duma hat eine Wurzel des Abels richtig erkannt und auszureißen versucht, indem sie die Bezüge erhöhte. Aber die Maßregel ist erst in neuester Zeit erfolgt und kann noch keine Wirkung getan haben.

So darf man getrost sagen, daß in der russischen Armee nur die Offiziere der Garde, zu der sich die besseren Stände drängen, ungefähr dem Begriffe entsprechen, den man sich in westlichen Ländern von diesem Stande macht.

### Die Übergabe der Festung Longwy.

(Siehe die Bilder auf Seite 166 und 168/169.)

Von einem Kriegsteilnehmer, der der Übergabe der französischen Festung Longwy bewohnte, erhalten wir die folgende Schilderung des historischen Vorgangs:

Gestern, am 26. August, erlebte ich wohl meinen größten historischen Tag, und zwar die Übergabe der Festung Longwy, die mit großer Tapferkeit seitens der Franzosen verteidigt worden war. Gegenwärtig einhalb Uhr kam unser Hauptmann Richter zu uns, um im Auto mit einem Befehl nach Longwy zu fahren. Wir nahmen an, daß der Befehl den Sturm auf Longwy betraf. In Longwy angekommen, sahen wir sofort beim Kommandanten vor. Während der Verhandlungen unseres Hauptmanns mit dem dortigen General kam ein Artilleriehauptmann auf einem Auto angeliefert und rief schon von weitem: „Gott sei Dank, Longwy will sich ergeben und bittet um Verhandlungen am Wasserwerk vor der Festung!“ Sofort wurden sämtliche verfügbaren Autos von Offizieren bestiegen. In unserem Auto nahm unser Hauptmann Richter und einer der drei in Longwy angekommenen Generale mit zwei Stabsoffizieren Platz. Nach einer sehr anstrengenden Fahrt kamen wir gegen zwei Uhr am Wasserwerk vor Longwy an. Gleichzeitig mit dem Aufbruch des Kommandos



Bestimmung also überflüssig erschein. Trotzdem wurde sie zum Überflut mit in das Protokoll aufgenommen. Genso machte die Freigabe eines deutschen Manenoffiziers, der bei einem Patrouillenritt von den Franzosen gefangen genommen worden war, einige Scherereien. Die Übergabebedingungen waren wohl die üblichen. Die in der Festung befindlichen Soldaten, deren Zahl man auf 3300 angab, wurden Gefangene. Die Papiere der Festung bleiben bis auf weiteres in unserem Besitz. Um fünfeinhalb Uhr

Eingang zur Festung, wo die Gefangenen ihre Waffen niederlegen mußten. Den Schlüssel der Kommandant der Festung mit seinem Sekretär und einem Diener. In Gegenwart des kommandierenden Generals Erzelenz v. A. übergab der französische Festungskommandant unserem Hauptmann Richter seinen Degen. Nach Auswechslung einiger anerkennender Worte über die mutvolle Verteidigung wurde dem Kommandanten eröffnet, daß er uns als Gefangener zu folgen habe. Im Auto ging es nun nach . . .

wo der gefangene Kommandant dem Kronprinzen übergeben werden sollte. Gegen achteinhalb Uhr trafen wir beim Oberkommando in . . . ein. Hier hatten sich bereits viele Offiziere versammelt, und auch die Bevölkerung war zumangegeil, da die Übergabe der Festung inzwischen bekannt geworden. Bald darauf erschien auch unser Kronprinz. Nach kurzer Rede erfolgte nunmehr die Übergabe des Degens des Kommandanten und der Festungspapiere an den Kronprinzen, der mit einigen höflichen Worten dem Kommandanten den Degen zurückgab, was den französischen Kommandanten sichtlich ergreift. Unsere Regimenter und vor allem unsere Artillerie haben vor Vongwy heldenmütig gekämpft.

### Ein zurückgeworfener Einfall der Serben.

(Hierzu das Bild Seite 176/177 und die Karte Seite 178.)

Österreich-Ungarn hat mit Rücksicht auf die Lage in Galizien schon Mitte August seinen Kriegspläne ändern müssen. Zahlreiche Truppen, die ursprünglich die Aufgabe hatten, gegen Serbien vorzugehen, wurden von den südlichen Grenzen zurückgezogen und nach Galizien geführt. Dort waren Deutschland und die Monarchie durch die überaus großen und was noch mehr überlachte — vortrefflich ausgerüsteten Heeresscharen der Russen arg gefährdet. Mit Recht hat man im Deutschen Reich diesen Entschluß des österreichisch-ungarischen Oberkommandos freudig begrüßt und ihn als ein Zeichen besonderer Kräfte aufgefaßt. Würde man doch, daß die Monarchie durch die Zurückziehung der Truppen vom serbischen Kriegsschauplatz auf Vorsehen und Trümpfe, die sie sonst jetzt schon längst geerntet haben würde, verzichtete, ja mehr als das, um der Bundespflicht voll zu genügen, sogar ihre südlichen Gebiete selbst einer gewissen Gefahr aussetzte.

Die Serben erfuhr bald die neue Lage der Dinge. Ihr Feind stellte, wie sie sahen, sein Vorgehen ein, ja gab sogar vielfach das schon Gewonnene wieder her, räumte freiwillig Stellungen, die er vorher mit großer Tapferkeit und manchem Blutopfer erobert hatte. Bedenkt man, daß gleichzeitig der russisch-französische Apparat vom siegreichen Vorbringen der Soldaten des Jaren zu melden sich ereignete, so wird man es begreiflich finden, daß die Serben selbst zum Angriff überzugehen sich entschlossen. Das alte Wort, daß der Hieb die beste Antwort ist, galt für sie doppelt, denn in ihrem Lande herrschten schon damals Elend, Hunger und Krankheit, und nichts lag daher den Serben näher, als mit aller Macht herauszubringen, den Kampf in die Gebiete der Monarchie zu verlegen, wo die Verkehrsmittel, die Straßen und Wege weit besser, die Bevölkerung reicher, die Scheunen und Vorratskammern



Übersichtskarte des österreichisch-serbischen Kriegsschauplatzes.

sollte die Übergabe der Festung erfolgen. Schon während der Verhandlungen rüdten unsere Sanitätskolonnen mit ihren Tragbahnen in die Festung ein, nachdem zuvor unsere Pioniere einen einigermassen gangbaren Weg gebahnt hatten. Gegen 600 Verwundete wurden zunächst herangeschafft, darunter auch sechs deutsche verwundete Manen und Dragoner, die von den Franzosen gefangen genommen worden waren. Die Freude der Leute, wieder deutsche Kameraden begrüßen zu können, war natürlich groß. Inzwischen waren unsere in der Nähe liegenden Regimenter heranmarschiert und hatten Aufstellung genommen, die Mäste an der Spitze. Unser ganzer Stab begab sich an den



Geherzog Franz Salvator verabschiedet sich von den Regten und Offizieren des Roten Kreuzes vor ihrer Abfahrt aus Wien nach dem Kriegsschauplatz.



Spahntreihe des ersten Landsturm-Infanterie-Regiments in Budapest.



Abchied der nach Galizien fahrenden ungarischen Soldaten.



Starkes leichtverwundeter ungarischer Soldaten nach der Schlacht bei Komberg.



Einlauf serbischer Kriegesgefangener in Budapest.



Gefangene verwundete algerische und französische Soldaten.

(Photographien von der Berliner Hauptstadt-Verlagsgesellschaft m. b. H.)



unvergleichlich voller sind als in Serbien, dem oben Serbienland.

Die serbischen Ausfälle umfassen die ganze Linie von der Mündung der Drina in die Save bis gegen Semendria an der Donau. Nach kurzen Gefechten wurden aber die Serben stets von den österreichisch-ungarischen Truppen zurückgeschlagen, wobei jene zum Teil schwere Verluste erlitten. Eine außergewöhnlich große Niederlage hatten die Serben im Raume Jaraf-Mitrowitz zu verzeichnen, wo die zu den besten serbischen Truppen zählende 1. Armadivision, die sich auch in den Balkankriegen ausgezeichnet hatte, beinahe ganz vernichtet worden ist. Die 1. Armadivision hatte schon in den Kämpfen bei Baljevo große Verluste erlitten. Am 5. September wagte sie trotzdem in der Stärke von über 12 000 Mann unter dem Kommando des Generals Stefanowitsch einen Vorstoß über die Save, der scheinbar gegen

das von Schwaben besetzte südungarische Städtchen Ruma gerichtet war. Die Serben setzten bei Alenaf, Jaraf, Progor und Ruwinowa in kleinen Gruppen auf Rähnen über die Save, während bei Mitrowitz und Djalowo kleinere Übergänge auf Schiffbrücken erfolgten. Die österreichisch-ungarischen Truppen erhielten rechtzeitig von den Wächtern der Grenze Kenntnis und verstanden es, sich im Halbkreis eine starke Stellung zu verschaffen, die bis zuletzt dem anrückenden Feind geschickt verborgen werden konnte. Da die serbischen Aufklärungsgruppen bis über einen Kilometer weit auf keine Gegner stießen, wurde der Übergang der ganzen 1. Armadivision vollzogen. Da erfolgte aber mitten in der Nacht ein starker Zusammenstoß. Die Serben, die Feldgeschütze und Maschinengewehrabteilungen mit sich geführt hatten, wurden von der österreichisch-ungarischen Artillerie unter ein fürchterliches Feuer genommen. Die Entscheidung fiel erst im Laufe des 6. September. Gegen zehn Uhr vormittags, als die Serben die Save schon überschritten hatten, wurde der Kampf von Seiten der f. u. i. Truppen ernstlich aufgenommen. Zum Hauptkampf kam es gegen vier Uhr nachmittags. Ein heldenhaftes Ringen begann, und nach dreistündiger Dauer war der Kampf zugunsten der Österreicher und Ungarn entschieden. Die Niederlage der Serben war eine ungeheure; 5000 Mann wurden gefangen genommen, der Rest getötet oder verwundet. Nur wenigen war es beschieden, sich schwimmend über die Save zu retten.

### Das Heldengrab bei Penzlingen.

Still liegt das Lothringener Land. Drei Tage sind vergangen, seit die Schlacht über diese schmalen Höhenzüge und durch die weite Ebene wogte. Drei Tage, drei Nächte — und man merkte kaum, daß Tag und Nacht wechselten. Es ist, wie wenn das Lothringener Land sich besänne, wie wenn es jetzt dazu erwachte, die großen, starken, gewaltigen Einbrüche dieser Tage vom 19. bis zum 21. August in sich zu sammeln; dieser Tage, die es nie vergessen wird. Die

Munden, die ihm dieser Krieg schlug, werden heilen. Wo Deutschlands Söhne fielen, spielen heute Lothringener Kinder, die vergahen, daß die Mütter weinten und daß die Greise mit erschreckten Augen in das Dunkel der Keller starrten, über die die Schlacht hinweggraste. Über diese Kinder werden Männer sein, und die Söhne derer, die auf der Wallfahrt blieben, werden groß werden. Wie ein ewig fruchtgebender Quell ist Deutschlands Jugend, die einmal wieder bauen wird, was dieser Sommer niedertat.

Über vergessen kann das Land nicht. Wo Höhe zu Höhe trug der Sieger die wunden Feinden. Hier warf Deutschland seine starke, lachende Jugend dem Feind entgegen, und obgleich Ströme von Blut flossen: Lothringen, das vor vierundvierzig Jahren deutsche Tapferkeit zurückeroberte, Lothringen wird deutsches Land bleiben.

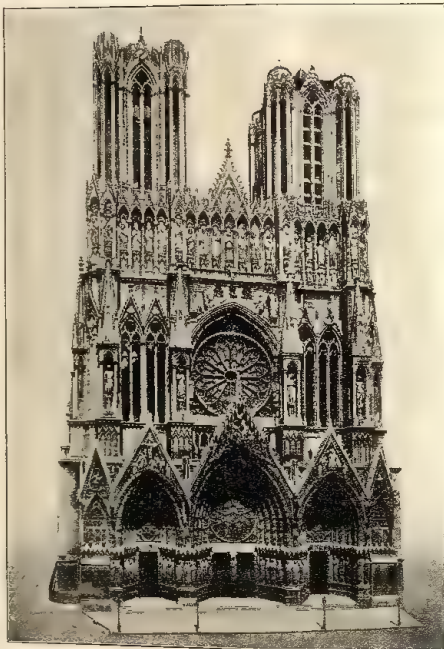
Als die Reiterjahren über die Felder hürten, brausend,

wie ein schwellender Waldbach, westwärts zur Grenze hin, und hinterdrem die Infanterie, und unsere Batterien die donnernden Gräbe über die verfolgten Bataillone dem fliehenden Feinde nachschanden, tief's von Höhe zu Höhe: Vortritt! Und ganz Deutschland stand auf und grüßte die Tapferen, die in dreitragigen Himmeln Lothringen reingefegt hatten und dann jenseits der Grenze standen, eiserner Wall, lebendige Mauer, Grenzschutz an den Hängen der Vogesenberge.

Die stille lagen in den Feldern, die Opfer dieser blutigen Tage, trug man dorthin zu sammeln, wo an einem der Gelände ruden hin die Straße von Mörchingen aus südwestwärts zieht, Dreihe zu. Hart am Straßenrand, bei dem Dorf Penzlingen, liegt das Grab, in dem die Helden des Tages von Mörchingen, von Contz, von Vergaville Ruhe fanden; und eingekreut in die Lothringener Lande, bei Dreihe, bei Delme, auf den Höhen, von denen man weit nach dem Westen hin und weit nach Osten sieht, sind die vielen Gräber; deutsche Jugend von der Elbe, aus Sachsen, von den bayerischen

Wäldern, aus der lustigen Pfalz, aus den Tälern bei Kolmar und vom Schwarzwald, schläft hier. Im Sturm fand sie die Ruhe, während sie jeden Fußbreit des Lothringener Landes zu den Bayern zurückeroberten. Sie gaben sie ihr Blut. Deutsche Erde hat's getrunken. In deutscher Erde ruhen sie; stehende Helden, die wir segnen, und deren Deutschland nie vergessen wird.

Einmal wird dort auf der Höhe ein Denkstein stehen und auf dem Stein die Namen derer, die hier schlafen. Und aus allen deutschen Gauen werden die Pilger kommen, ein langer Zug derer, die das Beste dem Vaterland gaben: ihre Söhne! Auf dem Hügel, den ein Kreuz schmückt, liegen Blumen und schnell gewundene Stränge; Blumen, die in den bescheidenen Gärten stiller Dörfer blühen. Lothringener Kinder kommen und bringen den Toten den Gruß derer, die leben, Kinder, die wissen, daß ein jeder von denen, die schlafen, eine Mutter hatte, und die wissen, daß man Helden ehren muß und nie ihrer vergessen darf. Während ich dort oben stand, am Grab, das im hellen



Die Kathedrale von Reims.



Einzug deutscher Husaren in Reims.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.

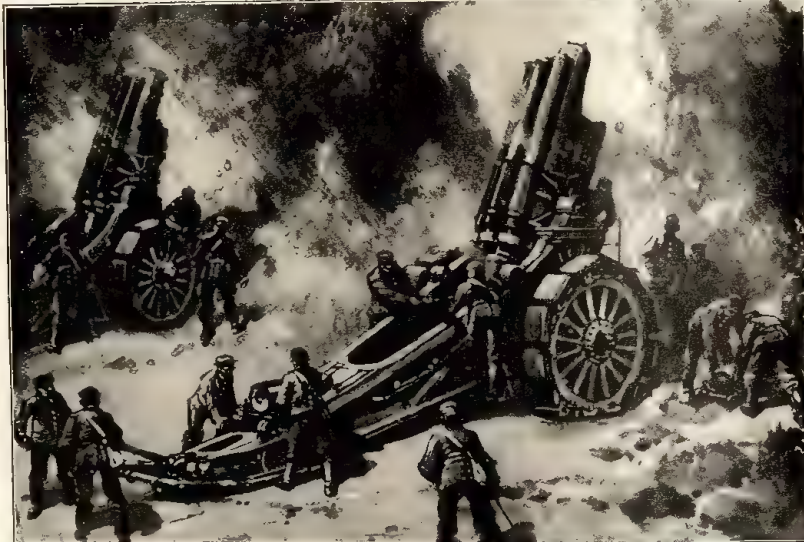


Nicht eines sonnigen Septembertags lag, stand eine Frau am Grab; Blumen hielt sie in Händen, und Tränen, stille Tränen tröpfelten langsam auf die Blumen herab, die sie tranken wie Morgentau. Einer, dessen Name in den Listen der Toten steht, war vor sechs Wochen fortgezogen, dem Ruf des Vaterlands folgend, das seine Männer rief. Jetzt lag er hier und schlief mit hundert Kameraden, schlief als einer der Treuen, die ihr junges Leben gegeben haben, damit Deutschlands Fahnen über die Grenze getragen werden konnten. Neben der Mutter stand ich, und als sie die Blumen niederlegte, die sie daheim gepflückt, Grub der Heimat an ihr Kind, fanden sich unsere Hände, und dies lagte ich der Frau in Tränen: Unser Kind, sie, alle, die hier schlafen. Nicht Söhne vieler Mütter. Deutschlands Söhne, Deutschlands Helden. Nimmer wird ihrer vergessen werden. Blumen weihen! Ihre Namen aber leuchten heller als dieses Tages strahlende Sonne! Und wenn wir einmal die Glocken hören, die den Frieden einläuten, dann werden Glockenklänge auch über dies Heldengrab gehen: Dank und Gruß an unsere Toten, an unsere tapfere Jugend, an Deutschlands Getreueste, die hier an der Westgrenze die Nacht halten für alle Zeiten. Während wir Abschied nahmen am Grab, donnerten vom Westen her die Geschütze, deutsche Kanonen, die das ehrene Lied singen von deutschen Siegen und deutschen Helden.

### Reims.

(Sieg zu die Bilder Seite 180 und 181.)

Reims, das die Franzosen durch einen weiten Fortgürtel zu einer mächtigen Festung gemacht haben, ist eine der wenigen Städte, die neben Paris in Frankreich zur Festung kommen, denn im allgemeinen gilt: Paris ist Frankreich, die Provinz nichts. Reims war durch tausend Jahre Krönungsstadt der französischen Könige. Es hat zwar nicht viel über hunderttausend Einwohner, aber zahlreiche große Straßen und schöne Plätze, eine sehr starke Garnison, wichtige hohe Gebäude, eine blühende Industrie und weltberühmte Schaumweinherstellung von jährlich etwa zwanzig Millionen Flaschen. Das Merkwürdige sind seine zahlreichen von der Römerzeit bis heute bewachten, zum Teil in den prächtigsten alten Gebäuden untergebrachten Ruinen.



21 cm-Granatgeschütze der Schützengruppe, aus gedeckter Stellung feuend.

altertümer, Buchereien, Handschriften u. a., vor allem aber die gotische Kathedrale „Notre Dame von Reims“, die, vom 13. bis 15. Jahrhundert erbaut, eine der schönsten Kirchen der Welt ist und herrliche Schätze in sich birgt. Es ist unverantwortlich, eine solche Stadt zur Festung zu machen und all diese unerschöpflichen Kulturschätze darin zu belassen, denn trotz der dem Deutschen innewohnenden beinahe religiösen Verehrung der Kunst, die ihm deren Schöpfung zur selbstverständlichen Pflicht macht, treten im Festungskrieg doch leicht Egoen ein, in denen dies zur Unmöglichkeit wird. Und leider ist es auch so gekommen.

Nun muß es ein merkwürdiges Zufallstreffen genannt werden, daß diese bedeutende Stadt am gleichen Tage wie 1870 von unseren Truppen betreten wurde. Es war der sächsische Husarenregiment v. Humbracht, der mit mehreren Offizieren und einem halben Duzend Husaren die feste Tat vollbrachte, nicht nur festzustellen, ob die von Landeseinwohnern behauptete Räumung der Stadt seitens der Franzosen wahr ist, sondern sogar, nachdem dies geschehen war, die Festung einfach in Besitz zu nehmen.

Gegen neun Uhr abends ritt die Patrouille durch die belebten Straßen in Reims ein, begab sich schnurstracks nach dem Rathaus, erklärte dem Bürgermeister in Gegenwart der Stadtwertreter, daß die Stadt hiermit von den Deutschen genommen sei und er sich als Geisel für die Sicherheit der „Belagerung“ über Nacht im Sitzungssaal aufzuhalten habe. Während nun die Mannschaften mit den Pferden sich einquartierten, blieb der Patrouillenführer mit einem Offizier und einem Unteroffizier bei dem Bürgermeister und entwarf die zwei übrigen Offiziere zu schließlicher Meldung an Division und Generalkommando.

Unser Bild zeigt die modernen Soldaten, wie sie im Vollmondblicht an der Kathedrale vorbeiziehen und von den Einwohnern angestarrt werden. Eine Rundmachung des Bürgermeisters hatte diese freilich schon in meistherhaft gewählten Worten darauf vorbereitet, daß deutsche Truppen im Anmarsch seien, gegen die eine würdige Haltung zu bewahren Pflicht eines jeden sei, um Ungeheuer zu verhüten. Und man muß den Bewohnern von Reims die Bereitschaft widersprechen lassen, daß sie sich in jeder Richtung mißtrauisch benahmen.

Da es sich indes ergab, daß es nicht möglich war, so schnell größere Truppenmengen heranzuziehen, hielt es die



In die Luft geworfene Panzerkugeln eines Forts, die umgekehrt zurückfallen.

Patrouille für geraten, am Vormittag die Stadt wieder zu verlassen. Als dann die ganze sächsische Brigade v. Suchow anrückte und die Stadt zur Übergabe aufforderte, machte diese Schwierigkeiten. Es kam zum ersten Bombardement, das am 4. September um 8½ Uhr morgens begann, aber nur eine Stunde dauerte, da nummehr auf dem nördlichen Militärmarkt die weiße Fahne erhob. Der angerichtete Schaden war nicht groß, und wiederum kam man mit der Bürgerhaft gut aus.

Mit den Geschützen auf der Linie Maas-Nonn mitteil begann dann jener großartig gelungene sächsische Rückzug der deutschen rechten Flügel auf die inzwischen meistherhaft verhängte Linie Aisne-Neuf, der sogar das Lob der englischen Presse fand. Dabei mußte auch Reims aufgegeben werden, und die Franzosen rückten wieder ein. Bei einem neuerlichen Vorstoß der Deutschen, die dabei Chateau Brimont nördlich Reims erlitten, kam es dann zu dem großen Bombardement, das dank den Pingenmeldungen der feindlichen Presse und dem nicht minder verlogenen Protest der französischen Regierung solchen Staub aufwirbelte. Bloß aus Ingrimm darüber, daß sie die Stadt nicht mehr halten konnten, sollen die Deutschen ihre schweren Geschütze auf Stadt und Kathedrale gerichtet und beide in Grund und Boden geschossen haben. Auch hier ist die Wahrheit bündig: Die Franzosen hatten nicht nur die sächsische Artillerie aufgestellt und einen Beobachtungsposten auf dem Militärmarkt, obwohl dieser die schädliche weiße Fahne trug. Da dieser Posten mit gewöhnlicher Artilleriefeuer nicht zu entfernen war, wurde er durch einen Artilleriegeschuß zerstört, aber nur durch einen einzigen. Der Schaden, der an dem ehrwürdigen Münster angerichtet wurde, ist trotz des Brandes, der ein größeres Baugerüst verzehrte, doch nicht so schwer, daß die Wiederherstellung ausgeschlossen wäre. Die alte Königshalle der französischen Könige ist freilich zerstört und auch die übrige Stadt nach Berichten von Augenzeugen aus neutralen Staaten arg mitgenommen. Aber befestigte Städte bleiben eben befestigte Städte, und wenn die Franzosen ihre Artillerie im Schuß des Münsters aufhängen ließen, mußte das zu entsprechenden Gegenmaßnahmen führen, was selbst auslandische Blätter anerkannten.

### „Die fleißige Berta“.

(Sieg zu die Bilder Seite 182 bis 184.)

Wie einem Feldpostbrief zu entnehmen ist, nennen die Soldaten (Bedienungsmannschaften der Geschütze) eine unserer „42er“: „die fleißige Berta“. Schon im 15. Jahr-

hundert war es Sitte, den Stücken Namen zu geben. Eines der bekanntesten deutschen Geschütze war „die faule Gretchen“.

Mit den „42ern“ meint man die ganze Welt, die 42-cm-Haubitzen, von denen man zuerst nach dem Fall von Lüttich hörte. Sie haben dort und später vor anderen Befestigungen so rasche und gründliche Arbeit geleistet, daß sie wohl das Lob „fleißig“ verdienen. Und „Berta“ heißt bekanntlich die Erbin des Hauses Krupp, die einen Herrn v. Böhlen und Halbha heiratet hat. Herr v. Böhlen erbt aus diesem Anlaß den Namen Krupp v. Böhlen und Halbha, so daß die Möglichkeit gewahrt bleibt, den Namen Krupp der Nachwelt in lebendigen Vertretern, nicht nur in Gestalt von Geschützen zu erhalten. So wird also Frau Berta Krupp v. Böhlen wohl eher über Batin der großen „Haupthäupter“ geworden sein, wie man die schwersten Geschütze unter Herzog Ulrich I. von Württemberg nannte. Daraus wurde „Haubitz“, wie wir sie heute wieder nennen.

Aber die Feldhaubitzen, von denen es leicht (bei der Feldartillerie) und schwere (bei der Fußartillerie) gibt, werden wir in einem späteren Artikel berichten. Angesichts der Verwendung der schweren Feldhaubitze in diesem Kriege werden voraussichtlich die Benennungen nach dem Friedensschluß geändert werden. „Feld“ und „Fuß“ waren überhaupt niemals glückliche Gegenüberstellungen. Die Fußartillerie hatte an Stiefelergelchigen, das heißt solchen, die in hohem Bogen schossen, so daß die Geschosse von hoch oben herunterfielen, außer der 16-cm-Haubitze noch als schwerer Kaliber den 21-cm-Mörser und in einigen Festungen die 21-cm-Haubitze. Diese Geschütze, bei denen also das Geschütz einen Durchmesser von 21 Zentimeter an seinem zehnhundertsten Teil hat, waren und sind für den Festungskrieg bestimmt, und schwerer führte nur die Flotte einsehlich der von ihr bedienten Küstenwerke.

Nicht viel anders mag es auch in anderen Heeren gewesen sein, so daß die stärksten Festungswerke für genügend gehalten wurden, wenn sie der 21-cm-Mörsergranate widerstanden. Das heißt, einer anbauenden Beschädigung durch 21-cm-Granaten hätte, wenn diese aus nicht zu großer Entfernung stattfand, schließlich keine Festung standhalten können. Innerhalb rechnet man bisher mit Wochen oder Monaten für die Bezwingung energig verteidigter neuer Festungen.

Da schlug es denn wie eine Bombe ein, als man hörte, Lüttich sei im Sturm von unseren Truppen genommen und die starken Forts durch verhältnismäßig wenige Schüsse unserer 42-cm-Haubitzen in Trümmer gelegt worden. Nicht viel anders ging es bald darauf mit Namur. Die



beiden genannten Maasfestungen wurden vor 20 Jahren nach den Plänen des berühmten Festungsbauers General Brialmont erbaut zu dem ausgesprochenen Zweck, die belgische Neutralität zu schützen, die man damals schon durch Deutschland oder Frankreich für bedroht hielt, weil die deutsch-französische Grenze nach 1871 beiderseits so stark gesichert worden war, daß man von der einen oder anderen Seite ihre Umgehung auf dem Wege über Belgien gewärtigen zu sollen glaubte. Zusammen mit Antwerpen bildeten sie die ganze Hoffnung des belgischen Volkes, das dem persönlichen Kriegsdienst abhold war und lieber viel Geld für teure Festungen ausgab, als eine kriegsfertige Heilarmee aufstellte. Es war daher schwer zu sagen, ob Wit oder Verwundung vortrübsten, als nach dem Kartenshaus der deutsch-französischen Verschwörung zum Einbruch in Deutschland nur noch eine Maasfestung nach der anderen wie ein Kartenhaus zusammengefallen wurde.

Und wie ging das zu? In aller Stille hatte das Haus Krupp die 42-cm-Geschütze hergestellt, deren Geschosse also den doppelten Durchmesser der 21-cm-Granate haben. Während jene schon zimmerstark waren, wiegt in diesen



Die mehrere Meter hohe Zirkonbedeckung eines belgischen Forts, die ebenso wie die beweglichen Panzertürme durch einen Schuß der riesigen 42-cm-Geschütze zerstört wurde. Der Schuß drang bis zur Munitionskammer durch, so daß das ganze Fort in die Luft flog.

allein die Sprengfüllung ohne das Stahlgehäuse footel, und die Geschütze haben annähernd die Höhe eines kleinen Mannes. Auch die Treffsicherheit und die Schußweite eines Geschützes wächst anherberend durch Verdopplung des Kalibers. Man kann sie also weit über eine deutsche Meile vom Ziel aufstellen und doch vorzügliche Wirkung haben.

Man ermittelt zunächst mit einem leichten Geschütz die Entfernung, wobei ein Festballon den Beobachter trägt, prüft sie mit einigen Schüssen, und das Zerkünderwerk beginnt. Solch schwere Geschütze haben die Schattenseite, daß sie nicht viele Schüsse aushalten; dann sind sie verbrannt und müssen zum alten Eisen wandern, obwohl ihre Herstellung sehr viel Geld gekostet hatte. Auch mit den Geschützen und dem Pulver muß man sparen, da jeder Schuß aus ihnen ein kleines Vermögen bedeutet. An Zeit rechnet man 10 Minuten für den Schuß beim Geschütz. Daher das „Geschützen“, wie man bei der Artillerie das Ermitteln der Entfernung nennt, mit kleinen Schützen. Ein alter Vers sagt zwar: „Eine jede Kugel trifft ja nicht.“ Aber in der Herstellung genau schießender Stücke ist das Kruppwerk Meister.

Es handelt sich darum, in den Forts die Panzertürme selbst oder ihre unmittelbare Umgebung zu treffen. Die Panzertürme drehen sich, elektrisch und mit hydraulischer

Kraft bewegt, rechts und links mißsam dem in ihnen stehenden Geschütz, wenn dieses mehr Richtung nach der Seite nehmen soll. Die Höhenrichtung nimmt das Geschütz ohne Ansprache des Turmes. In jedem der größeren Werke von Lüttich und Namur waren, außer anderen, zwei so gepanzerte 21-cm-Geschütze. Wir sehen im Bild (Seite 184) die flache Kuppel aus Gussstahl auf der walsenartigen Turmwand und das Stahlgehäuse, in dem der Turm sich dreht. Das Stahlgehäuse ist in einen mächtigen Betonklotz eingelassen. Schon früher rechnete man damit, daß der Turm unbrauchbar würde, wenn die 21-cm-Granate unglücklicherweise gerade den empfindlichen Rand trafe. Bei der 42-cm-Granate ist dies nicht mehr nötig. Wir sehen, daß eine solche in den Betonklotz eingebracht ist, die Hohlräume, in denen die Beladung liegt, freigelegt, die Stahlschale zerbrochen und den Turm schief gestellt hat. Die Bemannung darf man als durch den Geschoß getötet annehmen.

Noch furchtlicher hat die Granate auf Bild Seite 183 gehandelt. Wir sehen da den Kraftfahrer und den Artillerieoffizier auf dem ebenfalls mehrfach gebrochenen Stahlgehäuse des Turmes stehen, den Turm selbst aber derart herausgeworfen, daß er, das Unterte zu oberst, gelehrt, uns die Mechanik zeigt, auf der der Turm sich dreht. Das mittlere große Loch scheint die Klappe zu sein, mit der das ganze drehbare System auf dem Bolzen aufliegt. Von den beiden Zahnradern gab das eine dem Turm die wagrechte Drehung, das andere dem Geschützrohr, das zu unterst auf dem Rücken liegend gedacht werden muß, die Höhenrichtung.

An den Panzertürmen, die wir die „edlen Teile“ eines Werkes nennen können, vorbeigehende Granaten sind dann nicht verloren, soweit sie nur nicht das Werk überhaupt fehlen, und das dürfte kaum vorkommen. Sie haben dann statt der „Demolier-“ eine „Demolier-“ oder eine „Zerkünderwirkung“. Eine Bresche entsteht, wenn die Mauer eines Festungswerks so einbricht und der Wall derart nachrückt, daß die Sturmtruppen auch ohne

Beitern oder sonstiges Sturmgerät hinaufsteigen können. In ähnlicher Weise wurde in anderthalb Tagen Manonviller, das mächtigste französische Sperrfort, vom Bahnhof Deutsch-Wissembach aus bezwungen.

### Ein Vater seinen ausmarschierenden beiden Söhnen.

Von Landgerichtspräsident Geh. Oberjustizrat Ritter in Kleva.

Ihr ziehet aus — ein Heer von Millionen  
Das alles läßt, was es aus Leben band.  
Lebt wohl! Ihr alle steht in Gottes Hand.  
Es gilt den heil'gen Kampf fürs Vaterland.  
Ein Dank wird Eure Todsünden lohnen.

Wohl Euch, daß Euch das Schicksal hat erlesen.  
Mit Euren Brüdern in den Kampf zu ziehn.  
Um Weib und Kind laßt alle Sorge ziehn.  
Mit Gott voran! Er hilft, vertraut auf ihn.  
Nicht hin! — Ihr seid das Beste uns gewesen.

Nicht hin und nehmet Eurer Mutter Segen  
Und Eures Vaters mit ins Feld hinaus.  
Wo Ihr auch seid, Ihr wißt ein Elternhaus.  
In dem sich im Gebet eignein, tagaus,  
Nacht die Hände ineinander legen.

(Schwäb. Merkur.)





Einzug der deutschen Truppen in Braunschweig.  
Aufmarsch auf dem Marktplatz vor der Parade. — Links Rathaus, rechts Wendenhäuser.  
Nach einem Originalgemälde von Professor Hans W. Schmidt.



## Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Eine Folge der montenegrinischen Kriegserklärung an Österreich-Ungarn war die Beschießung von Antivari durch unsere Verbündeten. Am 10. August brachte der aus Antivari kommende Dampfer „Brndisi“ die Nachricht, daß am Tage vorher um 8 Uhr 30 früh die Beschießung begonnen hatte. Um acht Uhr waren zwei österreichisch-ungarische Kreuzer erschienen und teilten der Funkentelegraphenstation mit, daß sie nach zwanzig Minuten die Beschießung eröffnen würden. Bald nach Ablauf der gestellten Frist begann das Bombardement, das auf die Gebäude einer Handelsgesellschaft und die funken-telegraphische Station gerichtet wurde. Am 11. August nachmittags wurde über die montenegrinische Küste die Blockade verhängt. Den Schiffen der befreundeten und neutralen Mächte wurde eine vierundzwanzigstündige Frist zum Auslaufen gewährt. Wenige Tage darauf ist nach den Meldungen italienischer Blätter ein britisch-französisches Geschwader in den Gewässern der Adria bei der Insel Janje gesichtet worden.

Wie wenig sich die Engländer aus geschlossenen Verträgen und Vorschriften des Völkerrechts machen, beweist die Erzählung des Schiffskommandanten Kapitän Grimme, der am 27. August mit dem Dampfer des österreichischen Lloyd „Triefe“, aus Rastutta kommend, in Fiume eingetroffen war. Der Schiffskommandant erzählte, das Schiff sei am 1. August in Port Said eingetroffen, wo die englische Hafenbehörde trotz des internationalen Charakters des Seezonenals die Weiterfahrt verboten habe. Die Engländer wollten am 5. August den Marconiapparat des Dampfers

entfernen und belagern ihn erst dort, nachdem sich der Schiffskommandant ehrenwörtlich verpflichtet hatte, daß er den Apparat nicht weiter benutzen werde. Den in Port Said befindlichen deutschen Schiffen wurden Schwierigkeiten bereitet und ihre Marconiapparate von den Engländern an Land geschafft. Der Dampfer „Derflinger“ des Norddeutschen Lloyd wurde an der Weiterfahrt dadurch verhindert, daß ihm ein wichtiger Maschinenbestandteil weggenommen wurde.

Am 13. Augustmittags sank der österreichisch-ungarische Dampfer „Baron Gautsch“ auf der Fahrt von Vissini Grande nach Triefe. Es wurden im ganzen 130 Personen von den Passagieren und der Mannschaft gerettet, 20 Leichen geborgen.

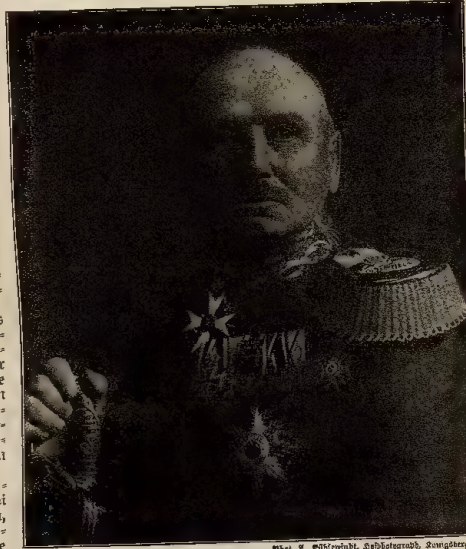
Man glaubte allgemein, der Dampfer sei auf eine Mine gestoßen, aber der Seemannsrichter Joseph Luppi, der zweite Kapitän des gesunkenen Schiffes, erklärte mit Entschiedenheit, daß es nicht auf eine Mine aufgelaufen, sondern das Opfer eines Bombenattentats geworden sei. Er schilderte den Augenblick des Untergangs folgendermaßen: „Bis halb zwei Uhr nachmittags verließ ich meinen Dienst auf der Kommandobrücke, dann wurde ich abgelöst. Ich schlief in meiner Kajüte, als gegen drei Uhr plötzlich ein dumpfer Knall ertönte und mich aufschreckte. Heißer Dampf und Rauch drangen

zu mir herein. Ich eilte an Deck, erreichte aber die Kommandobrücke nicht, da aus dem Maschinenhaus starker Dampf hervorbrach. Auf Oberdeck waren etwa vierhundert Passagiere, die sich alle mit Rettungsgürteln versahen. Das Schiff sank, das Wasser drang durch die offenen Kajütenfenster und füllte das Schiff in kaum vier Minuten.“ — Luppi rettete vierzig Personen in einem Boot. Raun hatte er abgehoben, so sank das Schiff und ich alle mit, die sich noch auf Deck befanden. Diejenigen, die mit Rettungsgürteln ins Wasser gesprungen und etwa zehn Meter fortgeschwommen waren, konnten gerettet werden, die anderen wurden vom Strudel hinabgerissen. Luppi gab Signale von seinem Boot aus, und bald dampften einige Torpedoboote heran, die die im Meer schwimmenden Personen aufnahmen. Bei funfundzwanzig der Untergekommenen wurde festgestellt, daß sie durch flüssiges Naphtha getötet worden waren. Die Katastrophe ist zweifellos durch eine im Maschinenraum verborgene Höllemaschine verursacht worden, die auch das Naphthafeld zerstört. Zweihundert Personen wurden sogleich gerettet, mehrere wurden später noch eingebracht. Kapitän Winter und der Erste Offizier Tenze blieben bis zum letzten Augenblick auf der Kommandobrücke. Winter konnte sich retten, Tenze kam im Naphtha um.

Unsere erste große Waffentat in Belgien, die Cinnahme von Lüttich, hätte uns gewiß das Recht gegeben, auf dem eingeschlagenen Wege fortzuschreiten und nur unser Schwert über die Zukunft Belgiens entscheiden zu lassen. Da aber unser Krieg kein Eroberungskrieg ist, wie die deutsche Regierung bei jeder Gelegenheit betont, so hat sie, obwohl uns der Weg nach der belgischen Hauptstadt nunmehr offen stand, doch noch einmal die Hand zur Versöhnung gereicht und der belgischen Regierung das Angebot wiederholt, das sie ihr bereits vor Betreten des belgischen Bodens gemacht hatte.

Nach der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ vom 17. August lautete die von der deutschen Regierung gleich nach der Eroberung Lüttichs durch Vermittlung einer neutralen Macht an die Regierung in Brüssel gerichtete Erklärung folgendermaßen:

„Die Festung Lüttich ist nach tapferer Gegenwehr im Sturm genommen worden. Die deutsche Regierung bedauert es aufs tiefste, daß es infolge der Stellungnahme der belgischen Regierung gegen Deutschland zu blutigen Zusammenstößen gekommen ist. Deutschland kommt nicht als Feind nach Belgien. Nur unter dem Zwang der Verhältnisse hat es angesichts der militärischen Maßnahmen Frankreichs den schweren Entschluß fassen müssen, in Belgien einzutreten, und Lüttich als Stützpunkt für seine weiteren militärischen Operationen besetzen zu müssen. Nachdem die belgische Armee in heldenmütigem Widerstand gegen die



Generaloberst D. Kladt.

Generalkommandant der belgischen Besatzungsgesellschaft in Lüttich.





Die Stabskelle in Brüssel von deutschen Truppen besetzt.

H. H. G. G. G. G.

große Überlegenheit ihre Waffenehre auf das glänzendste bewährt hat, bittet die deutsche Regierung S. M. den König und die belgische Regierung, Belgien den weiteren Schrecken des Krieges zu ersparen. Die deutsche Regierung ist zu jedem Abkommen mit Belgien bereit, das sich irgendwie mit der Waffengewalt auf ihre Auseinandersetzung mit Frankreich vereinigen läßt. Deutschland verliert nochmals feierlich, daß es nicht von der Absicht geleitet gewesen ist, sich belgisches Gebiet anzu eignen, und daß ihm diese Absicht durchaus fernliegt. Deutschland ist noch immer bereit, das belgische Königreich unverzüglich zu räumen, sobald die Kriegslage es ihm gestattet."

Belgien antwortete darauf kühl ablehnend: "Der uns von der deutschen Regierung unterbreitete Vorschlag wiederholt die in dem Ultimatum vom 2. August formulierte Forderung. Getreu seinen internationalen Verpflichtungen kann Belgien nur seine Antwort auf dieses Ultimatum wiederholen, umso mehr, als seit dem 3. August seine Neutralität verletzt und ein schmerzvoller Krieg in seine Gebiete getragen worden ist und die Garantien nicht loyal und unverzüglich seinem Hilferuf entsprochen haben."

In Brüssel hat man sich wohl der Täuschung hingeben, die deutsche Regierung werde in Erwartung der Antwort auf ihre Note die kriegsrechtlichen Operationen einstellen. Diese Hoffnung Belgiens geht schon daraus hervor, daß es längere Zeit mit der Antwort zögerte. Unsere Truppen stehen sich aber nicht im geringsten aufhalten, ja, es ist sogar möglich, daß unsere Kriegsführung in Belgien von diesem Schritte der deutschen Regierung nicht einmal etwas gewußt hat.

Der Fall von Lüttich wurde dem belgischen Volk nach mehreren Tagen verschwiegen, und die Zeitungen wählten nur von großen Siegen der Belgier und deren Tapferkeit zu erzählen, die von der französischen Regierung durch Verleumdung der Willäcmedalle in den König der Belgier und der Ehrenlegion an die Festung

Lüttich anerkannt worden sei.

Trotz dieser angeblichen belgischen "Siege" eilten unsere Truppen rasch vorwärts auf die Hauptstadt zu. Am 19. August erreichten sie Tienen, wo sie ein Gefecht zu bestehen hatten. Sie eroberten eine Feldbatterie, eine schwere Batterie, eine Fahne und fünf hundert Gefangene. Auch diese Niederlage der Belgier wurde dem so nahen Brüssel als Sieg gemeldet. Tienen, eine Stadt in der belgischen Provinz Brabant im Arrondissement Boven, machte vierzig Kilometer in der Luftlinie von Brüssel entfernt, hat etwa 20 000 Einwohner. Sie ist Knotenpunkt der Staatsbahnen Brüssel—Lüttich, Tienen—Moll, sowie

Brüssel—Tienen—Moll, sowie verschiedene Nebenbahnen.

Der König der Belgier muß es wohl gewußt haben, was es mit diesen belgischen Siegen für eine Bewandnis hatte, denn zu gleicher Zeit kam die Kunde, daß er sich samt seiner Regierung nach Antwerpen zurückgezogen habe und zwar, wie offiziell erklärt wurde, nur zur größeren Bequemlichkeit für die Regierung und trotz der großen Nähe der belgischen "Siege".

Am 20. August um Mitternacht verbreitete das Waffische Telegraphenbüro die latynische Meldung: "Deutsche Truppen sind heute in Brüssel eingedrungen!" Weitere amtliche Nachrichten folgten nach längere Zeit, und nähere Einzelheiten über die Besitzergreifung Brüssels mußte man vom neuterischen Büro erfahren. Dieses meldete aus Gent:

Ein Gulasen- und ein Ulanenregiment von der deutschen Armee kamen am 20. früh vor den Toren Brüssels an. Der Bürgermeister ging zu ihnen hinaus, um mit ihnen eine



Ein Bild in das Innere der Stabskelle von Lüttich.

H. H. G. G. G.

Besprechung zu führen. Nachmittags langten deutsche Offiziere im Automobil an und fuhren zum Rathaus. Die Telegraphenstationen sind geschlossen. Zahlreiche Flüchtlinge sind in Gent und Ostende eingetroffen.

Auch die "Times" haben sich veranlaßt, die nicht anzuzweifelnde Befestigung Brüssels durch die Deutschen in folgenden Zeilen zu schildern: "Aufklärer eilten voran, dann folgten Kavallerie, Infanterie, Artillerie und Genietruppen mit Train. Auf hundert Automobilen waren Maschinengewehre aufgestellt. Trommeln arbeiteten, Trompeten schmetterten. Die Soldaten langten fortwährend die 'Wecht am Rhein' und 'Deutschland, Deutschland über alles'. Die Infanterie marschierte in strammem Schritt. Die Regimenter machten, ungeachtet der Strapazen des nächtlichen Marsches, einen vorzüglichen Eindruck. Die Offiziere setzten sich später in die Kaffeehäuser, aßen, tranken und rauchten. Sie waren sehr zuversichtlich und sprachen von ihrem baldigen Einmarsch in Frankreich." Das holländische Büro "Das" meldete zu dem Einzug der Deutschen in Brüssel: "Am Donnerstag elf Uhr kamen

Leben. Das Vieh war längst weggetrieben. Kurzum: nach der Einnahme von Löwen war alles auf den Einzug der Deutschen in Brüssel vorbereitet, wo am Mittwoch abend die Bewohner ihre Häuser auf den Rathhäusern abrieferten. Von Löwen wurde das belgische Hauptquartier zunächst nach Mecheln, dann nach Antwerpen verlegt, wo sich die Offiziere in der langen engen Rindorfsstraße einfanden. Auf der Schelde liegen zwei Schnell dampfer der Kaiserliche Ostende-Doer unter Dampf. Wenn die Deutschen in die Schelde flüchten, soll die königliche Familie diese Schiffe zur Überfahrt nach England benutzen. Die Stadt ist von der ganzen Welt abgeschnitten."

Wie es nach der Befestigung der belgischen Hauptstadt durch die Deutschen dort ausah, schildert der Bericht eines Brüsseler Einwohners, Victor Boon, der, mit einem Paß der deutschen Militärkommandantur in Brüssel versehen, die Stadt mit dem Rade hat verlassen dürfen und sich bis Antwerpen durchgeschlagen hat. Der Bericht lautet in wörtlicher Abfassung: "Die Stadt befindet sich im Belagerungszustand. An allen Ecken der Straßen sind Sol-



Deutsche Soldaten vor dem Hauptbahnhof in Lüttich.

H. H. G. G. G.

die ersten Abteilungen deutscher Reiter durch die Löwen Straße, wo ehemals das Tor stand, in die Stadt geritten. Der Bürgermeister war ihnen entgegengegangen. Es war ein peinlicher Augenblick, als bei ihrem Eintreffen eine weiße Fahne hochgehoben wurde zum Zeichen, daß Schutz für die Stadt verlangt werde. Nachdem die Truppen an der Stadt gelangt waren, ritt der befehlshabende Offizier vor und sprach einige Zeit in freundlicher Weise mit dem Bürgermeister, dem er die volle Zustimmung gab, daß der Stadt kein Leid geschehen würde, wenn die Einwohner sich ruhig verhielten und nicht zu Feindseligkeiten übergingen. Einen dahinehenden Anruf hat der Bürgermeister in den Morgenstunden anfragen lassen. Das Volk konnte es nicht fassen, daß in so wenigen Stunden die Feindschaft in der Stadt sein sollte, und war sehr niedergeschlagen. Die künstlich erhaltene Festigkeit war durch die Meldungen der letzten Tage erschöpft. Seit Mittwoch abend waren die Verbindungen der Hauptstadt mit der Provinz bis auf einige Stunden unterbrochen. Auf den großen Bahnhöfen drängten sich Tausende, die vor der Ankunft der Deutschen die Stadt verlassen wollten, während andere vom Lande eintrafen, um in Brüssel Zuflucht zu finden, denn in den Dörfern herrschte große Furcht. Nur die Bewegungen der Flüchtlinge und der militärischen Straßenzüge zeigten noch von

daten mit geladenem Gewehr als Schutzwachen aufgestellt. Die Kassen, Bahnhöfe, Post- und Telegraphenbüros, Theater, Schulen, das Palais am Großen Marktplatz und andere öffentliche Gebäude, wie auch die Hotels sind mit Soldaten überfüllt. Einquartierung ist dagegen zunächst nur in die Bürgerhäuser der Vororte gelegt worden. Die Zeitungen erscheinen nicht mehr, nur das frühere Regierungsorgan, "Le Journal de Bruxelles", bringt auf Veranlassung des deutschen Militärkommandeurs wenige offizielle Mitteilungen in deutscher und französischer Sprache. Andere Zeitungen in die Stadt zu bringen, ist streng verboten.

Die Lebensmittel in der Stadt beginnen mitleidlich knapper zu werden. Butter, Milch, Eier und Mehl werden sehr teuer. Die Stadt könnte wesentlich besser versorgt sein, wenn nicht die Bauern Angst hätten, zur Stadt zu kommen, da ihre Transporte gewöhnlich schon unterwegs von den deutschen Soldaten requiriert würden. In die Bäckereien müssen Tag und Nacht Brot backen. In der bürgerlichen Rundschaft können die Bäckereien nur in beschränktem Umfange liefern, nur alte Kunden bekommen ein Brot im Tag. Von der sozialistischen Bäckerei "La Maison du Peuple" wurden von der deutschen Kommandantur 80 000 Brote verlangt, die in zwei Tagen gebacken wurden.





Stimmungsbild aus den Straßen von Trüffel.



Kast deutscher Soldaten in Schaebeek bei Brüssel.



Deutsche Geldböfen auf der Grande Place in Brüssel.



Deutsche Maschinengewehre in Scherbeck bei Brüssel.



Alle Lebensmittel- und sonstigen Geschäfte sind während des größten Teils des Tages geschlossen.

Die Befestigung der Landeshauptstadt Brüssel ist in erster Linie von großer moralischer Bedeutung, denn sie kommt fast der Eroberung des Landes gleich. Auch konnten gegenüber der Befestigung von Brüssel die erlogenen Siegesmeldungen unserer Feinde nicht mehr aufrecht erhalten werden. Außerdem ist zu berücksichtigen, daß Brüssel eine der reichsten Städte ist, wie überhaupt ganz Belgien sich großer Wohlhabenheit und Fruchtbarkeit erfreut. Ein großer Teil unserer Truppen könnte nummehr von dort aus versorgt und das eigene Land dadurch entlastet werden. Brüssel erhielt eine Kriegssteuer von 200 Millionen Frank aufgelegt.

In den letzten Tagen des Juli und Anfang August glaubte

man noch damit rechnen zu dürfen, daß Japan sich auf Seiten des Verbündeten stellen und Rußland angreifen werde. Eine solche Entwicklung der Dinge schien deshalb glaubhaft, weil Japan in seinem ruhmreichen Kriege gegen Rußland so schlecht abgekommen hatte, daß es nicht einmal eine Kriegsentlohnung erhielt. Die europäische Diplomatie hatte zerflört, was das japanische Schwert errungen hatte. Da lag der Gedanke nicht so fern, daß die Japaner die Gelegenheit benutzen würden, um sich den erlangenen Siegespreis durch einen Angriff auf Rußlands asiatischen Besitz zu holen.

Aber schon in den ersten Tagen des August änderte sich das Bild. Alle europäischen Staaten und auch Nordamerika hatten ihre Neutralität den Kriegführenden gegenüber erklärt, nur die japanische Neutralitätserklärung war ausgeblieben. Untern 8. August kam aus Tokio die Nachricht: Mit Rücksicht auf das englich-japanische Bündnis hat Japan seine Neutralitätserklärung erlassen. Seine Haltung wird von den Ereignissen auf dem Meeren des fernen Ostens abhängen. Dies gab zu denken. Die Berufung auf das Bündnis mit England bedeutete ganz einfach Krieg gegen Deutschland, wenn auch nicht in Europa, so doch in den ostasiatischen Gewässern, in erster Linie gegen unsere Kolonie Kiautschou.

Bald darauf, das heißt um die Mitte des Monats August, verschwanden plötzlich die an deutschen Hörschulen hütierenden Japaner. In München handelte es sich allein um 40 Beobachter. Auf Gebührgen beim japanischen Konsulat in Berlin wurde diese Zahl fast verdoppelt. Auch alle japanischen Arme- und Marineoffiziere reisten heimlich ab, und auf diesbezügliche Vorstellungen beim japanischen Botschafter in Berlin erwiderte dieser, daß die Vertreter der japanischen Arme- und Marineoffiziere darauf zurückzuführen sei, daß die ganze deutsche Arme in kriegerischer Unternehmung laufe, an fremdländische Offiziere, die zum aktiven Dienst kommandiert waren, nicht teilnehmen dürften. Dagegen blieben sowohl der Militär- als auch der Marineattachés, die von diplomatischen Diensten gehörten, in Berlin, wie überhaupt mit Ausnahme des seit längerer Zeit beurlaubten Botschafters das ganze Botschaftspersonal

sich in Berlin auf seinem Posten befand. In Regierungskreisen wußte man bereits, was die Stunde geschlagen hatte, und bald folgten Nachrichten durch ein Ultimatum Japans an Deutschland. Dieses Ultimatum wurde in der Tat am 18. August überreicht und lautet in deutscher Übersetzung folgendermaßen:

„Die Kaiserlich Japanische Regierung erachtet es in der gegenwärtigen Lage für äußerst notwendig, Maßnahmen zu ergreifen, um alle Gefahren der Störung des Friedens im fernsten Osten zu beseitigen und das allgemeine Interesse zu wahren, das durch den Bundesvertrag zwischen Japan und Großbritannien ins Auge gefaßt ist, um einen festen dauernden Frieden in Ostasien zu sichern, dessen Herstellung das Ziel des besagten Abkommens bildet. Sie hält es deshalb ausdrücklich für ihre Pflicht, der Kaiserlich Deutschen Regierung den Rat zu erteilen, die nachstehenden beiden Vorschläge anzunehmen:

1. Unverzüglich aus den japanischen und chinesischen Gewässern alle deutschen Kriegsschiffe und bewaffneten Fahrzeuge jeder Art zurückzuziehen und diejenigen, die nicht zurückgezogen werden können, alsbald abzurufen.

2. Bis spätestens 15. September 1914 das gesamte Küstengebiet Kiautschou bedingungslos ohne Entschädigung den Kaiserlich Japanischen Behörden zu dem Zweck auszuantworten, es gegebenenfalls an China zurückzugeben.

Die Kaiserlich Japanische Regierung kündigt gleichzeitig an, daß, falls sie nicht bis zum 23. August 1914 mittags von der Kaiserlich Deutschen Regierung eine Antwort erhalten sollte, die die bedingungslose Annahme der vorstehenden von der Kaiserlich Japanischen Regierung erteilten Ratschläge enthält, sie sich genötigt sehen wird, so vorzugehen, wie sie es nach Lage der Sache für notwendig befinden wird.

Die japanische Regierung hat sich über den Erfolg ihres Schrittes keiner falschen Vorstellung hingegen; das geht schon aus dem heimlichen Verschwinden der Japaner hervor, und auch der japanische Botschafter hatte schon längt

Berlin verlassen. Dem japanischen Botschaftsträger wurde von der deutschen Regierung am 23. August vormittags folgende mündliche Antwort erteilt:

„Auf die Forderungen Japans hat die deutsche Regierung keinerlei Antwort zu geben. Sie sieht sich daher veranlaßt, ihren Botschafter in Tokio abzurufen und dem japanischen Botschaftsträger in Berlin seine Pässe zuzustellen.“

In dem Verhalten der deutschen Regierung kommt die verdiente Verachtung des hinterlistigen Japanervolkes deutlich zum Ausdruck. Sie sieht auch nicht in dem halbamtlichen Abschiedsgruß, den die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ den Japanern widmete.

„Wir lassen die Herren Japaner herzlich gern ziehen, und zwar auf Nummerwidersehen. Sie sind eine fremde Rasse, die von uns gelernt hat und noch viel lernen müßte, ehe wir sie als ebenbürtig anerkennen könnten. Darum wollen wir Deutschen als Überlegen, auch, wo uns etwa noch ein kleiner Japaner begegnen sollte, ihn gar nicht beachten und uns um die japanische Botschaft überhaupt nicht kümmern.“



Deutsche Soldatenpatrouille auf dem Boulevard Vassaph in Schanghai.

Uns ist endgültig das Amt der Schlichter hoher einziger Kultur überlassen worden. Wir werden es führen mit dem der Vereibigung höchster Güter geweihten Schmiedigen Schwerte. Ein tüchtiger Schriftsteller hat einmal gesagt: „Der Brille ist nur Brille... der Franzose nur Franzose; Wenig ist der Deutsche allein, und dieses Menschentum wird liegen.“

In Wien wurde das Verhalten Japans mit aller Aufmerksamkeit aufgenommen. Die gesamte Presse drückte die Anschauung aus, daß Japans Auftreten im fernsten Osten an der allgemeinen Kriegslage weiter nichts ändere. Was jetzt mit den deutschen Kolonien und Schutzgebieten geschehe, habe nur den Charakter von Epiloden und sei für den Ausgang des großen Krieges ohne Bedeutung. Die Entscheidung über die gesamte Weltlage und die Zukunft falle auf den Schlachtfeldern des europäischen Festlandes.

Bald darauf verließ auch der japanische Botschafter in Wien seinen Posten, und die diplomatischen Beziehungen zwischen Japan und Österreich-Ungarn wurden amtlich abgebrochen.

Bezeichnend für das hinterhältige Vorgehen der Japaner ist ein Geschichtchen, das die „Wolffsche Zeitung“ seinerzeit mitteilte.

Sie hatte auf die erste Meldung hin, daß die Japaner Anstalten zur Abreise machten, einen ihrer Mitarbeiter zum japanischen Geschäftsträger gekandt. Dieser stellte den Vorschlag als sehr harmlos dar. Er behauptete, daß es seinen Landsleuten, da der Draht mit Japan gestört sei, nicht möglich wäre, sich mit Geldmitteln zu versehen, und daß er daher denjenigen, die mit der Heimat wegen Geldsendungen in Verbindung treten wollten, geraten habe, in neutralen Ländern zu versuchen, den Anschluß an den Draht zu erreichen. Dann heißt es wörtlich: „In der Unterredung mit unserem Mitarbeiter, deren Auszug mit Genehmigung des Geschäftsträgers in der „Wolffschen Zeitung“ veröffentlicht worden ist, hat der japanische Diplomat ausdrücklich erklärt, daß Japan wisse, welchen Dant es Deutschland schulde, und daß ein Hauptgrundzug des japanischen Charakters die Dankbarkeit sei. Das alles geschah wenige Tage bevor der Geschäftsträger im Auftrage seiner Regierung dem Auswärtigen Amt jene freche Zumutung aufstellte.“

Das bündelnde Verhalten Japans gegen Deutschland ist nur der erste Schritt zu einem Unternehmen, das sich in seinen letzten Zielen gegen die Niederlassungen aller Europäer richtet. Schließlich wird auch England diese Absicht zu spüren haben, da es ein viel größerer Konkurrent Japans ist als Deutschland. Die Waffen, deren es sich demnach gegenwärtig gegen uns bedient, werden sich einst gegen Großbritannien selbst kehren. Denn die Absichten der „Mikadokaisers“ Gesellschaft“, die sich vor einigen Jahren in Tokio gebildet hat, um durch riskante Tätigkeit den Boden zu erschüttern, auf dem die Macht Europas im fernsten Osten ruht, werden durch das Vorgehen Englands nur gefördert, und der „Aufstieg an alle Mächte“, den die Gesellschaft durch

ganz Asien veranlaßt und der in Europa wenig beachtet wurde, entfaltet alle Forderungen, mit deren Erfüllung Japan jetzt beginnen will. Die wesentlichen Sätze des Aufstiegs lauten:

„Asien liegt im Mittelpunkt der Welt, und alle guten Geister des Himmels und der Erde haben in ihm ihre Wohnstätte. Durch seine Größe, seine hochragenden Gebirge und seine Flüsse, durch die Zahl seiner Einwohner und seine natürlichen Bodenschätze übertrifft es alle übrigen Erdteile. Die Zivilisation aller Zeiten hat in Asien ihren Ursprung genommen, und die größten Meilen aller Jahrhunderte sind Asien gewesen. So war es einst, aber in neuerer Zeit sind die Mächte erwacht, und gegenwärtig Eiferhacht hat ihren Aufschwung genommen. Dadurch sind die Mächte des Westens in unseren Erdteil eingedrungen und schaden sich an, Asien in kurzer Zeit zugrunde zu richten. Jeder wahre Asiate muß Schmerz und Kummer darüber empfinden. Aber dabei darf es nicht bleiben, sondern die Erhebung Asiens muß sofort beginnen. Alle Mächte sollen an diesem großen Werke teilnehmen, denn sie besitzen alle den gleichen hohen, edlen (!) und reinen Sinn, wie ihn ihre Vorfahren besitzen haben. Zu diesem Zweck hat sich in Tokio die „Allasiatische Gesellschaft“ gebildet, die den Beitritt aller Gleichgesinnten ernennt und erbitet, um mit ihnen das große Werk der Wiederaufrichtung des alten Asien in Angriff zu nehmen.“

Wir werden es gewiß noch erleben, daß England sein Bündnis mit Japan bitter bereuen wird; zunächst freilich sind wir die Leidtragenden, wenigstens soweit das Schicksal unserer Kolonie Kiautschou in Frage steht, auf welche die Japaner es abgeben haben. Klingau, die Hauptstadt der Kolonie, über die wir eingehend bereits auf Seite 161 f. berichteten, hat eine Belagerung von 2500 Mann, die im Kriegsfall allerdings verdoppelt werden sollte. Die Verstärkung hat aber wenig zu bedeuten gegenüber einer nach deutschem Muster ausgebildeten japanischen Armee von 740 000 Mann Kriegskräfte und einer Flotte von etwa 50 Schlachtschiffen, ohne die Torpedoböote und anderen kleinen Fahrzeuge. Aber trotzdem wird den Japanern der Sieg nicht leicht werden. Unser dritter Gouverneur Alfred Meyer-Medved telegraphierte am 20. August in Betätigung der Medved des japanischen Ultimatus:

„Einfache für Pflichterfüllung bis aufs Äußerste. Gouverneur.“

Hier hat ein Heldentum begonnen, der mit seiner Selbstaufopferung den größten Luten der Geschichte an die Seite treten wird. Wir selbst sind von unserer Kolonie abgeschnitten, und die Nachrichten, die wir erhalten, stammen aus sehr unsicherer Quelle.

Glänzend betätigte sich auch die österreichisch-ungarische Waffenbrüderschaft. Am 26. August teilte das Wolffsche Büro mit:

„Die österreichisch-ungarische Botschaft hat heute dem Auswärtigen Amt folgende Mitteilung gemacht:



Gefecht bei Tsienmont. Nach einer Originalaufzeichnung von Professor Anton Schmaun.





Eine Eisenfabrik in Hongkong.

Fotogr. v. H. H. H. H.

Im Osterfesten Auftrage erteilt an das Kommando Seiner Majestät Schiff Kaiserin Elisabeth in Hongkong, sowie an den österreichisch-ungarischen Botschafter in Tokio der telegraphische Befehl, daß Seiner Majestät Schiff Kaiserin Elisabeth in Hongkong mitzubringen habe.

Dieser Befehl des Kaisers Franz Joseph erweckte im ganzen Reich eine außerordentliche Befriedigung. Alle Blätter rühmten diese treue Waffenbrüderschaft, die wie ein Fels im Meer sich dem Anprall feindlicher Wogen fest entgegenstellte. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ schrieb hierzu:

„Die Entschiedenheit des Kaisers Franz Joseph, die Waffenbrüderschaft zwischen den beiden Kaisermonarchien auch im fernsten Osten durch die Tat zur Geltung kommen zu lassen, wird in Deutschland allenthalben mit großer Verehrung begrüßt werden. Sie behandelt überhaupt, wie fest die Bundesgenossenschaft Deutschland mit Österreich zusammenkettet. Unserer Wehrmacht zur See in den ostasiatischen Gewässern wird es eine stolze Freude sein, Seite an Seite mit der Trägerin der österreichisch-ungarischen Kriegsflagge zu stehen, die von alters her mit Ruhm geführt wurde und dies während der kurzen Wochen dieses Kampfes vom neuen bekräftigt hat.“

Hongkong gleicht trotz seines fremden Namens in seinem äußeren vollständig einer deutschen Fabrikstadt. Schon beim Anblick des prächtigen Hafenbaues erhält man einen bedeutenden Eindruck von dem, was deutsche Tatkraft im Osten geleistet hat. In der von einem Kull gezogenen zweistöckigen Mischka rollt man auf breiter, wohlgepflegter Chaussee der Stadt zu, zunächst durch ein Gelände, das die Gebäude des Hafenverkehrs und der Bauverwaltung trägt. Nächstes sehen wir uns zwischen Chinesen. Wir sind in der Chinesenstadt Lapautau angelangt, wo sich gegen 30 000 Bewohner des Landes angesiedelt haben und völlig angehört ihr gewohntes Leben führen. Die Schantungstraße von Lapautau geht ohne weiteres in die Friedrichstraße über, wir sind mitten in dem europäischen Mittelpunkt Kantschun. Hier erblickt man nur feste, zum Teil sehr stattliche Bauten, von denen keine älter ist als 20 Jahre. Alle Straßen der Stadt sind gut gepflastert, elektrisch beleuchtet, haben Kanalisation und Wasserleitung. Hongkong weist zwei deutlich getrennte Stadtteile auf, die eigentliche Geschäftsstadt und die Villenstadt. Auf einem Hügel, hinter dem sich der 100 Meter hohe Signalberg erhebt, liegt das Gouvernementsgebäude, das der Stadt nach seiner viereckigen Gestalt „das große Antennaschiff“ getauft hat. Nicht weit davon erblickt man das von einem Grün umgebene Gouvernementskasern und das große Schulhaus. Noch wichtiger für die Kultur Kantschuns ist die deutsch-

chinesische Hochschule geworden, in der die deutsche zusammen mit der chinesischen Regierung eine Hochschule der Bildung errichtet hat. Ein sich ostasiatischer Kultur ist ferner das Gebäude der katholischen Mission, neben dem sich das Seemannshaus befindet. Unter diesem höher gelegenen Kranz der öffentlichen Bauten zieht sich den Strand entlang das Kaiser-Wilhelm-Ufer, auf dem die besten Hotels, die Deutsch-Asiatische Bank, die Geschäftshäuser der großen Handelsgesellschaften und Weltkamen sich dehnen.

Die Einfuhr in Kantschun betrug im Jahre 1911 86,8 Millionen Mark, die Ausfuhr 28,8 Millionen Mark. Haupterzeugnisse, die ausgeführt werden, sind Baumwolle, Straußfedern, Erdnöl, Melonenkerne und Strohbohrer. 1912 wurden von den dortigen Postämtern im ganzen 2 110 000 Sendungen erledigt. Der Kommandant Alfred Wiener-Malbed, dessen Vorfahr allgemeine Begeisterung erregte, wurde am 27. November 1844 in St. Petersburg geboren. Sein Vater, Dr. H. Meyer-Malbed, zuletzt Professor in Heidelberg, war ein bekannter Germanist und Schriftsteller. Bereits im zehnten Lebensjahre kam Alfred Wiener-Malbed mit seinen Eltern nach Deutschland. Im Jahre 1883/84 wurde er der Kaiserin Elisabeth. 1887 wurde er Unterleutnant, 1890 Leutnant zur See, 1893 bekam er ein Oberkommando der Marine, 1895 wurde er der 1. Torpedobootabteilung zugeteilt, 1897 bis 1899 befehligte er die Marineakademie. 1901 wurde er Kapitänleutnant, 1909 erster Offizier der Marine, 1903 wurde er zum Admiralstab der Marine zugeteilt, 1905 wurde er Korvettenkapitän, 1906 erster Admiralstabsoffizier beim 1. Geschwader, 1907 Fregattenkapitän, 1908 Chef des Stabes des Gouvernements Kantschun, 1909 Kapitän zur See und 1911 Gouverneur von Kantschun.

Mit dem jetzigen Kampfe Japans gegen Korea



Ressourcen des 15. Marinekorps in Kantschun, in der sich die Hauptstadt befindet, nach der Befreiung.



Fotogr. v. H. H. H. H.

Ausgebrannte Häuser bei der Kirche in Scharburg, aus denen Freischützer auf deutsche Truppen geschossen hatten.



Fotogr. v. H. H. H. H.

Jüngere Ansicht der von den Franzosen zerstörten und geplünderten alten Reichsbank in Scharburg.



sch zum zehntenmal ein Ereignis, das heute besonders erwähnenswert ist. Der japanische Admiral Kaminura hatte die russische Flotte vor Madschowost am 9. August 1904 geschlagen und den „Kurik“ zum Sinken gebracht. Die Reste des Geschwaders haben in alle Winde und suchten flüchtig über neutrale Häfen auf. Das Minenschiff „Jelarewitsch“ und drei Hochseetorpedoboote erreichten auf ihrer Flucht nach Süden Singau und fanden dort einen sicheren Schutz. Dank dem Eingreifen auf deutscher Seite mußten die verfolgten japanischen Seestreitkräfte vor Kiamtschou von ihrem Opfer ablassen. Rußland erhielt nach dem Friedensschluß seine Schiffe wieder. Der „Jelarewitsch“ gehört noch heute zu der kleinen Zahl seebereiter russischer

Minenschiffe. Der Dampf Auslands tritt in dieser Zeit im Tun seines Verbündeten vor Kiamtschou in die Erscheinung. Es geht im Verein mit England seinen damaligen Verfolger auf seinen Retter von 1904. Doch der ganze Raubzug mit Einschluß Japans gegen uns ist schon frühzeitig geplant war, zeigt eine Zeitung aus Yama vom 5. August, deren Textteil mit einer zehnjährigen Überschrift beginnt, in der noch in besonders großer Schrift die Worte hervorgehoben sind: „Europa und Japan gegen Deutschland.“ Das sogenannte Ultimatum Japans an Deutschland ist am 19. August in Berlin überreicht worden, aber schon am 5. August hat man in SüdamERICA genau Bescheid gewußt.

(Fortsetzung folgt)

## Illustrierte Kriegsberichte.

### Mit dem Rad auf den Schlachtfeldern von Saarburg.

Von Dr. Ernst Rasenfeld.

(Hierzu die Bilder Seite 193 und 194.)

Der Verkehr auf dem Straßburger Bahnhof war ungemein lebhaft. Auf allen Geleisen standen lange Züge mit vierzig und mehr Wagen, und die Bahnsteige vor ihnen waren überfüllt mit hin und her hastenden Menschen. Um die Geflüchteten wurden die roten Kreuze, die in großer Anzahl aufgeschlagen waren, drängten sich Soldaten. Mit lauter Stimme riefen die Verkäufer der Zeitungen und Extrablätter die neuesten Nummern aus. Junge Hilfskessel und Pfadfinder eilten mit großen Ähren und mit Eimern voll Kaffee und Limonade die Züge entlang, um auch die Verwundeten, die ihre Plätze nicht verlassen konnten, zu bedienen.

Wie alle Züge in diesen Tagen war auch der, der mich nach Saarburg bringen sollte, überfüllt. Der Schaffner wies mir, der ich mit meiner Karle dritter Klasse vergebens einen Platz gesucht hatte, endlich eine Abteilung erster Klasse in einem sehr bequemen, bei Kriegsausbruch an der Grenze zurückgehaltenen französischen Durchgangswagen an.

Als der Zug hinter Zabern das schöne, waldbreiche Jorttal hinansteigt, konnte man von den Fenstern hier und da noch Reste der Sperr- und Bauarbeiten entdecken, die die deutschen Pioniere in den ersten Augusttagen errichtet hatten. Außer diesen Spuren strategischer Vorsicht war nichts Kriegerisches zu sehen. Erst das Bahnhofgebäude von Neiding, der letzten Station vor Saarburg, wies unter der hoch wehenden Reichsfahne Zeichen des Kampfes auf, der auf der ganzen Linie Metz—Saarburg am 19. und 20. August den französischen Vormarsch zum Stehen gebracht und bald in wilde Flucht verwandelt hatte. — Als ich Saarburg erreichte, war die Dunkelheit hereingebrochen. Saarburg ist Sitz einer Etappenkommandantur und Stütz- und Sammelpunkt aller Transporte nach Blamont, der letzten Etappe vor dem Feind. Es herrscht ein nicht zu beschreibendes militärisches Leben auf der Hauptstraße, die sich vom Bahnhof durch Saarburg erstreckt und hinter der Stadt in die große Landstraße mündet, die nach Blamont führt und deren Kilometersteine die Aufschrift tragen: „Straße Nr. 1 Straßburg—Paris.“ Die Bürgersteige sind überfüllt von Soldaten aller Grade und Waffengattungen: Beschießwunden, die sich hier erholen, kranke Truppen, die hier im Quartier liegen und auf den Vormarsch warten, Offiziere, die mit Nachrichten von der Front kommen, sich hier etwas verproviantieren, Zeitungen einkaufen und dann im Auto wieder zurück an die Front fahren. Über das holprige Pflaster rollen ewig lange Munitionskolonnen, Autos laufen laut hupend vorüber, in hübschen Lieferwagen ziehen Nahrungsmitteltransporte vorbei. Durch all den Lärm hindurch hört man aber immer wieder aus weiter Ferne der Donner der Feldgeschütze rollen, die, wie es heißt, Toll beschleßen.

Saarburg hat die Schrecken des Krieges viel besser überstanden, als die Nachrichten, die kurz nach der großen Schlacht durch die Presse gingen, vermuten ließen. Als die Franzosen am 18. August in Saarburg einzogen, haben sie sich, offenbar in der Hoffnung, daß Saarburg von nun an französisch bleiben werde, zurückhaltend benommen.

Gepündert und verpulvert haben die Franzosen nur die Mauer- und Artilleriefestungen die Post, den Bahnhof und die Reichsbank. In diesen Gebäuden haben sie allerdings in ganz unangenehmer Weise gehaust und auch Privatbesitz nicht verschont. Besonders in der Reichsbank und den Mannschaf- und Offizierskassen der Kassen ist alles in Stücke geschlagen und zertrümmert. Jeder Schrank, jeder Schreibtisch ist zerbrochen und der Inhalt auf den Boden geworfen, Bücher und Bücher zerlegt, Tapeten und Vorhänge heruntergerissen, alle Fenster, Spiegel und alles Porzellan zertrümmert.

Drei Tage und drei Nächte dauerte der Kampf um Saarburgs Besitz. Die Einwohner der Stadt haben diese Tage, während deren unaufhörlich die Kanonen und Granaten über die Stadt hinwegschossen, in den Kellern verbracht. Sie erzählen mit Schauern und Entsetzen von diesen furchtbaren Stunden. Bei ihrer Flucht haben die Franzosen deutsche Brande als Kriegsgefangene mitgeschleppt, über deren Ergehen bis heute noch keine Nachricht nach Saarburg gedrungen ist.

Der Besuch der Schlachtfelder in der Umgebung Saarburgs ist durch die Militärbehörden jeder Person auf strengste verboten. Wir gelang soeben auf Grund meines Ausweises als Berichterstatter, von der Etappenkommandantur einen Passierschein zu erhalten. Da besuchte am nächsten Tag zuerst die neue Artillerieschule des Obersteilischen Feldartillerieregiments Nr. 15. In dieser Kaserne, die auf der Saarburg beherrschenden Anhöhe gelegen ist, hatten sich die Franzosen verschanzt. Sie mußte daher von den deutschen Truppen, die in diesem Halbkreis Saarburg umlagerten, beschossen werden. Der Erfolg dieser Beschießung ist grauenvoll. Von der dreißigjährigen Kaserne sehen nur noch Teile der Umfassungsmauern. 300 tote Franzosen wurden nach der Einnahme Saarburgs allein in dieser Artilleriekaserne gefunden.

Es war ein wunderlicher Gesichtstag. Ich beschloß, nach Süden zu fahren um Blamont zu erreichen.

Die Felder hinter Saarburg zeigen noch zahlreiche Spuren der Schlacht. Mitternachts, trichterförmige Löcher, von den Granaten eingegraben, Schützengräben, leere Konservebüchsen, Rochlöcher, Kleidungsstücke, Gewehre, Feldschützen, Patronenhüllen und hier und wieder langgestreckte Massenräuber mit einfachen Holzstreichen sprechen bieder von dem großen Klingen, das hier stattgefunden hat.

Auf dem Flugplatz in Buzl, wenige Kilometer hinter Saarburg, lagen nahe der Straße die Trümmer eines Flugzeuges. Auf meine Frage erzählte mir ein Soldat der Fliegerabteilung, daß die Maschine bei einem Erprobungsflug ins Feindesland so wirksam beschossen worden sei, daß es dem Flieger zwar gerade nach gelungen sei, den Flugplatz zu erreichen, daß aber die Maschine dann unbrauchbar gewesen sei. Nun habe man den Apparat vorsichtshalber, um ihn nicht in Feindeshand fallen zu lassen, zusammengeklappt. „Wir haben ja genug Apparate“, sagte er stolz.

Starke Spuren der Kriegsschrecken zeigte auch das Dorf Schnedenbusch, besonders in und bei der Kirche.

In Bruderdorf, wieder ein paar Kilometer weiter südlich, waren die Häuser um die Kirche herum ausgetrauert. Freischützer hatten aus ihnen auf deutsche durchziehende Truppen geschossen. Die gerechte Strafe war auf dem Fuße erfolgt. Unsere Soldaten haben aber

selbst noch geholfen, daß der Brand nicht auf die Häuser umschlug.

Kurz vor Hening stieg ich auf eine Bahnwache, die eben aus der Feldschütze gespült wurde. Freudlich wurde ich eingeladen mitzugehen. So ließ ich mich denn die unter den Soldaten berühmt gewordene Reissuppe mit den großen Fleischstücken munden und verteilte als Gegengabe Zigaretten und einige Zeitungen, die ich bei mir hatte.

Über Hening und Sankt Georg streckte ich nun der deutsch-französischen Grenze zu.

Rechts und links der hohen Landstraße schienen sich die Kriegsangelegenheiten. Als ich zum französischen Zollhaus kam, von dessen Giebel die bayrische Fahne wehte, hielt dort ein bayrischer Landwehrmann Wacht. Er führte mich in das Innere. So überfüllt war die Flucht der Franzosen gewesen, daß sie nicht einmal die Papiere der Zollbehörde mit sich nehmen konnten, die nun in wüsten Durcheinander auf dem Boden lagen. Als ich den Wagen nach der Herkunft der weißen Fahne fragte, erklärte er mir, daß man von der Tricolore ja nur den roten Streifen abzutrennen brauche, um die bayrischen Landesfarben zu erhalten. Ich habe später noch oft das triumphierende Weibchen von französischen Häusern winden sehen.

Blamont, das ich bald danach erreichte, zeigte ein ähnliches Bild wie Saarburg, nur kriegsmäßiger. Auf dem Marktplatz fanden sich viele Schilde, die nach den Ämtern der einzelnen Behörden wiesen. Da las man: „Ortspolizei, Ortskommandantur, zur Etappenkomman-



Nach einer Aufnahme von Generalmajor Dr. Eidenmann. Ein Wagen mit Selbstverwundeten in Etappen.

Rückweg nach Blamont kam ich an Hürden vorbei, in denen nach Angabe des Kommandanten 350 Stück Vieh und 400 Stück Schafe zusammengetrieben waren. Der Kommandant versicherte mir, daß die Verpflegung der Truppen sei, die von Blamont aus verlost wurden, abgesetzt sei. In Blamont gelang es mir nicht, ein Nachquartier zu finden. Nicht nur jedes Haus, sondern auch jede Scheuer war überfüllt mit Soldaten. So fuhr ich in die Nacht hinein weiter nach Jagen, wo ich wenigstens auf dem Heu ein Plätzchen zum Schlafen fand.

Am nächsten Morgen gab es warmen schwarzen Kaffee aus der Feldküche. In Jagen, wie in all den französischen Dörfern, durch die ich auf diesem Tag noch kommen sollte, bemerkte ich fast keine Männer mehr. Was nicht zum Militärdienst eingezogen war, hatte sich beim Ausmarsch der Deutschen getötet. Ich sah nur Frauen und Kinder. Meist waren die deutschen Soldaten die Herren der Dörfer. Es waren friedliche Bilder mitten im Krieg, denen ich begegnete. Die Soldaten



Nach einer Aufnahme von Generalmajor Dr. Eidenmann. Der deutsche Kommando in Gelpitz mit dem Kommandierenden General des XVI. Armeekorps in Romagne-sous-Montfaucon am 2. September 1914.



benutzten den Ruhetag, um sich und ihre Kleider, Gewehr und Pferde zu putzen und der Ruhe zu liegen. Häufig wurde ich um Zigarren bestärkt, und bald war mein altes kleiner Vorrat zu Ende gegangen.

Als die Sonne im Mittag stand, sah ich in der Ferne von der höchsten Kuppel des welligen Hügellandes drei deutsche Flaggen wehen. Das mußte Manowiller sein. Unterhalb Stunden später fand ich vor dem Drahtverhau dieses stärksten Sperrforts Frankreichs. Ich überließ mein Pferd dem Schutz eines Wachtpostens und durchschritt auf samalem Pfade die etwa 50 Meter breite, einen geschlossenen Ring um das ganze Fort bildende Drahtperle, die jetzt, von unseren Minierern zerschnitten und von unseren Kanonen zerstossen, wie ein wüßtes Gestrüpp von eiserne Schlingengewächsen am Boden liegt. Aber noch kann man sich eine Vorstellung davon machen, was für ein fürchterliches Hindernis für fliehende Soldaten solch ein Drahtverhau sein muß, besonders wenn der Stacheldraht, wie hier in Manowiller, mit einer so starken elektrischen Batterie verbunden ist, daß jede Berührung sofort tödtet.

Unmittelbar hinter dem Verhau befindet sich der Graben. Etwa 8 Meter fällt eine senkrechte Betonmauer in die Tiefe. Vor der inneren, senkrecht ansteigenden Mauer steht ein gewaltiger Zaun von etwa 4 Meter hohen, armierten eisernen Balken, die durch weit vorsehende, schräg nach unten verlaufende Wierhaken unübersteigbar gemacht waren.

Der Wachtposten, der mich durch die unterirdischen Gänge führte, erzählte mir, daß man nach der Einnahme Proviant für mehrere Monate vorgefunden habe.

Ich war froh, als ich nach mehrstündigem Aufenthalt wieder aufbrach und durch das schöne, fruchtbare Land nach Vorcourt fuhr. Dort auf dem Bahnhof sah ich dann noch den Güterzug, auf dem die einzelnen Teile der beiden Wäcker, die hier ihre Arbeit getan, wohlverpackt der Abfahrt zu neuer Zeit für das Wohl des Vaterlandes entgegenharrten.

### König Ludwig III. begrüßt seine Bayern.

(Hierzu das nebenstehende Bild.)

Tage der schweren Arbeit, heißen Kampfes, Tage auch eines hohen Sieges haben die Bayern auf Lotharinger Boden erlebt. Deutschen Hohen haben sie von feindlichen Truppen reingefegt. Daß dabei manch einer, des Heimat in den bayerischen Wäldern ist, mit seinem Blut den Boden tränkte: keiner weint darum! Mit diesem Blut ist der Sieg erkaufte worden. Bei Chateau-Salins hatten nun die Tapferen Nacht, Nacht an der Westgrenze des Reichs. Aber bald soll's wieder vorwärts gehen, den eisernen Gürtel zu sprengen, damit Frankreich an den Hängen der Vogesen sich gegen deutsche Straßengegner hat. Die Bayern warten auf den Befehl: Vorwärts! Warten auf die Stunde, in der sie mit hunderttausendjähigem Harn die Grenze überstreifen werden. Da fliegt die Nachricht her: Der

König kommt! Aber die Schlachtfelder bei Saarburg war er gefahren; still und ernst stand er mit seinem Stab an den Gräbern, in denen seine tapferen Bayern ruhen. Ehe er wieder heimwärts fährt, will er seine Truppen grüßen.

Am 13. September war's, in einer Morgenstunde. Die Sonne lacht, als der König in der Nahe von Chateau-Salins auf seine Bayern wartete. Die rüsteten sich wie zu feierlicher Parade am Morgen des Königstages. Dann drohte durch den Morgen der Schritt der Bataillone. Draußen auf der Höhe der König, weißhaarig; die gültigen Augen, die Augen, durch Brillengläser geschützt. Der Morgenwind spielt mit den Enden seines Mantels. Aus der weiten Ebene kommen die Tausende: Landwehrmänner, braun und bärtig, junge Freiwillige, deren Augen blitzen.

König Ludwig III. begrüßt seine Regiments- und Bataillonstruppen in der Nahe von Chateau-Salins am 13. September 1914.  
Nach der Photographie von Mier.

Die Wunde trägt einer am Kopf noch, die eine rasch verarbeitete Wunde deckt; beim an der feldgrauen Hose, die Stiefel bespricht. Regiment an Regiment. Voran flattern im Morgenwind die Fahnen, zerlegt das Fahmentuch; aber in heftiger Feldschlacht haben sie den Tapferen den Weg geweisen, vorwärts durch Granatenhagel und Kugeln, vorwärts dem Feind entgegen. Die Wunde hält das Gewehr geschultert; die Rechte reißt den Helm vom Haupt. Wie ein Donner der Kanonen brüllt der Morgengruß der Sieger dem geliebten König entgegen, der, ein wenig gebückt, mit leuchtenden Augen seine stolzen Mannen grüßt. Die wissen, daß auch ihr König ein Opfer brachte: von einer Totenbühne kommt er, auf der sein Erkelohn lag vor wenigen Tagen. Doch sie alle hebt der große Augenblick über den Schmerz empor.

Da ihre vortrefflich besetzte Stellung nicht von der Front aus zu nehmen war und auch eine Umfassung über Wehlau hinaus wegen des dortigen vielfach moorigen Geländes nicht anging, entschloß sich General v. Hindenburg, den linken russischen Flügel allein zu umfassen und von da aus die ganze russische Aufstellung zusammenzubrühen. Entlang der Front laufte man dem Feinde harte Trappenschritte entgegen; ihre wirkliche Hindernisse war allerdings durch Artilleriegeschüsse für alle Fälle genügend gestützt. Gegenüber dem linken russischen Flügel aber waren harte Schlachtfelder gemühter Truppen und auch zahlreiche Kavallerie bereitgestellt, den Gegner so nachdrücklich wie möglich zu packen und zu werfen. Das gelang auch. Die Russen wurden über Engelftein und Nordenburg zurückgedrängt;

### Die Schlacht an den masurischen Seen.

(Hierzu Bilder und Karte Seite 198–201.)

Seinem glänzenden Sieg über die russische Masurenarmee hat Generaloberst v. Hindenburg rasch einen zweiten, fast noch glänzenderen hinzugefügt, den über die Wilnaarmee, die rund 300 000 Mann zählte. Während die erste genannte aus der Gegend von Warschau nordwärts rückte, drang die zweite aus der Linie Minsk–Wilna–Rowno nach Westen vor; offenbar wollten sich beide im westlichen Ostpreußen vereinigen und sich dann, weit über eine halbe Million stark, zwischen den Festungen Thorn, Graudenz und Danzig durchbrechen, um den berühmten „Marsch nach Berlin“ anzutreten. Für den schlagfertigen General v. Hindenburg waren sie aber viel zu langsam. Er tat erst die eine in dem Seengebiet zwischen Gumburg und Ortelburg ab und wandte sich dann rasch in nordöstlichem Vorstoß gegen die sogenannte Wilnaarmee, die sich im östlichen Ostpreußen eingekeilt hatte.

Ihr Oberbefehlshaber, General Rennenkampf, und der russische Generalkommandant, Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, wohnten in Gumbinnen in einem Hotel und gedachten von dort die Eroberung Ostpreußens zu leiten. Auf die Nachricht von der Niederlage der Schweserarmee stellten sie jedoch zunächst den Vormarsch ihrer Leute ein und benutzten die ihnen bleibende Zeit, sich gut zu verschanzen und auf den drohenden Angriff vorzubereiten. Der rechte Flügel der Wilnaarmee lehnte sich an die Einmündung der Alle in den Pregel. Die Front folgte der Alle, dann der Ormel bis Gerdauen und bog danach östlich über Nordenburg nach Angerburg ab, wo sie sich an den großen Kanauer See lehnte. Diese Stellung war sehr gut vorbereitet und stark durch schwere Artillerie geschützt. Dazu genoh die Wilnaarmee den Ruf, die beste Stellung zu sein, und ihr Führer Rennenkampf galt als der beste russische Feldherr. General v. Hindenburg sah sich also vor eine ungemein schwierige Aufgabe gestellt; seine Leute hatten zudem schon in schweren Schlachten gekämpft, diese Russen aber waren noch frisch.

Da ihre vortrefflich besetzte Stellung nicht von der Front aus zu nehmen war und auch eine Umfassung über Wehlau hinaus wegen des dortigen vielfach moorigen Geländes nicht anging, entschloß sich General v. Hindenburg, den linken russischen Flügel allein zu umfassen und von da aus die ganze russische Aufstellung zusammenzubrühen. Entlang der Front laufte man dem Feinde harte Trappenschritte entgegen; ihre wirkliche Hindernisse war allerdings durch Artilleriegeschüsse für alle Fälle genügend gestützt. Gegenüber dem linken russischen Flügel aber waren harte Schlachtfelder gemühter Truppen und auch zahlreiche Kavallerie bereitgestellt, den Gegner so nachdrücklich wie möglich zu packen und zu werfen. Das gelang auch. Die Russen wurden über Engelftein und Nordenburg zurückgedrängt;







Deutsche Kruppengeschütze auf der Petersburger Straße in Suwalki.

auch ihre Stellungen bei Angerburg und die im Zentrum bei Gebauen hielten verhältnismäßig ruhig in deutsche Hände. Nun machte sich die zunehmende Umsfassung des Fronts immer deutlicher dadurch bemerkbar, daß sich die wehenden russischen Regimenter mehr und mehr in nördlicher und nordwestlicher Richtung zusammenschoben, also in Gefahr gerieten, von ihren rückwärtigen Verbindungen abgeschnitten zu werden. Die deutschen Truppen ließen denn auch nicht locker; mit aller Macht drängten sie nach, bis der Rückzug der Feinde in regellose Flucht ausartete. Am 14. September konnte General v. Hindenburg dem Kaiser melden: „Die Witnaarmee, wenigstens das 2., 3., 4., 20. Armeekorps, die 3. und 4. Reservedivision und fünf Kavalleriedivisionen sind vollständig geschlagen. Die Kriegsbeute ist außerordentlich.“ Allerdings hatten die Russen noch den Versuch gemacht, dem General v. Hindenburg selber in die rechte Flanke zu fallen. Die sogenannte Grodnoer Reservearmee, bestehend aus dem 22. Armeekorps, dem Rest des 6. Armeekorps und Teilen des 3. sibirischen Armeekorps, rückte gegen Lyda vor. Sie wurde gleichfalls geschlagen und erlitt schwere Verluste an Toten und Verwundeten.

Die erste Schäre und besonders erfreuliche Folge des Sieges war, daß auch der letzte Ruß — ausgenommen die Gefangenen — von deutschem Boden verschwand; Nikolai Ritoljewitsch und Kienowitsch selber verließen Gumbinnen in zivilkleidern Hals über Kopf. Mit Gewohnheitsförmlichkeit dem Feinde nachstellend, besetzten die Deutschen alsbald das russisch-polnische Gouvernement Suwalki, das unter deutsche Verwaltung gestellt wurde. Außer den Resten der geschlagenen Truppen blieben sich keine nennenswerten russischen Einzelkräfte mehr im Nordosten von Suwalki befinden; vielmehr fanden sich nach baltischen Zeitungsmeldungen die Russen eilen zu, daß sie Truppen vom galizischen Kriegsschauplatz nach Norden schaffen mußten, dort ihre Stellungen gegen General v. Hindenburg zu sichern. Die Deutschen begannen inzwischen die Belagerung der Festung Ossowiec, die so ziemlich in der Mitte des Festungsgürtels Rowno Warschau liegt und die nach Brest-Litowsk führende Bahnlinie deckt. Ein neuerlicher Vorstoß der erwähnten Grodnoarmee wurde Anfang Oktober bei Augustow ebenso gründlich wie bei Lyda zurückgeschlagen.



Waffenbesitzer in Suwalki.

### Bericht eines bei Ausbruch des Krieges in England zurückgehaltenen Deutschen.

....., den 19. September 1914.

Eben komme ich nach Haus und finde Deine lieben Zeilen vor. Ich bin also wieder in der Heimat und habe bereits eine sechswöchige Kriegsgefangenschaft in England hinter mir. Unser Schiff mußte in der Nacht vom 31. Juli zum 1. August zwei Stunden vor Gibraltar anhalten wegen drohender Kriegsgefahr, und belandete schließlich in England zu dieser Stunde die Meeresenge für abbrechende Schiffe gesperrt hatte. Wir erreichten erst am Abend des 1. August. Am 2. kam dann die Nacht, und die mehrpflichtigen Deutschen mußten auf dem schnellsten Wege nach Hause fliehen. Das war natürlich eine sehr schwere Sache, denn wir befanden uns am europäischen Kontinent. Der Landweg war durch die Kriegssperre und der Seeweg durch die Blockade Frankreichs nicht möglich. Da wir keine erwartete Hilfe. Am 3. wurde der indische Dampfer „Tubantia“ über Vigo nach Amsterdam. Wir lösten nun eine Fahrkarte und kamen auch wirklich fort. Als wir Vigo in Spanien verließen (4. August), war zwischen England und Deutschland noch tiefer Friede. Da erlitt ich nämlich am 5. August auf hoher See der englische Kreuzer „Hague“ an, der 10 Tage später bei der Wiedernahme der Großen bei der Wiedernahme in Genua landete, und nahm den Dampfer mit einem darauf die Wiedernahme in Lissabon. 140 Menschen, darunter 100 Mann, waren an Bord. Zu dreihundert führte man uns ab in ein Marinehospital in Plymouth, dort sahen wir in Zellen, abgegeschlossen, bei Peitschen und Schiffsweibchen und Tee — weiter nichts!! — etwa eine Woche lang. Dann wurden wir nach neunhündiger Bahnfahrt in Dorchester, nicht weit von Southampton, in einer alten, verlassenen Artillerietafel untergebracht, die selbst nach vierwöchigen Püßen noch wie ein schmuckiger Pferdestall ausah. Viele sind dort erkrankt, viele sogar an Typhus gestorben. Ungefähr 400 Menschen — fast alle aus besten Ständen: Grafen, Barone,



Die Grodnoer Reservearmee wird in der Schlacht bei Lyda geschlagen. Eine Originalaufnahme aus Brest.



Major, Millionäre usw. — hatten in diesem „Stall“ Mah. Die anderen 1000 und mehr kamen zu je 12 in Zelte, die auf Rufen aufgeschlagen waren. Jeder erhielt nur zwei Decken, sonst war nichts in diesen Zelten vorhanden. Die Kost war ebenfalls grauenhaft. Sein Gesicht wurde gelblich, es gab kein Gemüse, kein Fleisch, kein Obst, nichts, oh, entsetzlich! Da haben wir uns hinter zwei uns persönlich bekannte einflussreiche englische Generale gemacht und uns so langsam bei dem War-Office in London beschwert, bis wir schließlich freigelassen wurden; denn man hatte uns bereits 11 Stunden nach Kriegsausbruch gefangen genommen, während uns doch 24 Stunden völkerrechtlich zur Ausfahrt zustanden. Nach zwei weiteren Wartewochen in Plymouth gelangten wir durch die sehr minengefährtete Nordsee und den Kanal nach Amsterdam und von da nach Haus.

Von den aktiven Generalen haben besonders drei das öffentliche Interesse für sich in Anspruch genommen: nämlich dem General v. Emmich, dem Gouverneur von Loth (siehe Seite 21), der Generaloberst v. Klud, dem viele Zellen gelten, und der Generalleutnant v. Stein, über den wir später berichten werden. Von seinem vornehmen Namen und seinerlei Begünstigung getragen, ist Generaloberst v. Klud nicht durch den Generalstab oder das Kriegsministerium die Stufenleiter zum Armeeführer emporgestiegen: langsam im Frontdienst und in den Lehraufstellungen hat er seinen Weg gemacht.

Am 20. Mai 1846 zu Münster in Westfalen geboren, trat er am 13. Oktober 1865 in das Infanterieregiment Nr. 55 ein. Nach dem Feldzuge 1866, den er bei der Mainarmee mitmachte, wurde er am 16. August desselben Jahres Leutnant. Als solcher kämpfte er 1870 in den Schlachten von Colombier, Nouilly, Monville und Gravelotte.



Entwurf des Kampfes im Osten an der russischen Front.

### Generaloberst v. Klud.

Von Baron v. Witten, Generalleutnant z. D.  
(Hierzu das Bild auf Seite 185.)

Wenn nach langen Friedenszeiten Kriegsgewölle am Staatenhimmel emporkraften, so ist die Frage natürlich: Haben wir auch Führer? In den Friedensjahren ist es fast unmöglich, diejenigen Persönlichkeiten herauszuheben, denen man im Kriege die Führung der Millionenheere anvertrauen könnte. Und doch sind sie da! Der Ernst des Krieges läßt sie emporwachsen aus dem Boden der Unbekanntheit. So find dem deutschen Volk und Heer verdienstvolle Armeeführer im jetzigen Weltkrieg entspringen. Man denke an die aus dem Verurlaubenstande zum aktiven Dienst wieder einberufenen Generale v. Zuehl, den Begleiter von Maubeuge, v. Wefeler, den Sieger von Antwerpen, und viele andere.

alte General vordrückt, die vorübergehende Fortuna an der Stirnlade zu lassen. Das Vertrauen des Kaisers berief ihn bei Beginn des jetzigen Weltkrieges an die Spitze der 1. Armee. Mit dieser und mit Hilfe des ihm zugeordneten Kavalleriekörpers v. d. Marwitz gelang es ihm, nach schleimigstem Durchmarsch durch Belgien bei Maubeuge das englische Stützpunkt zu lösen, zu schlagen und auf St. Quentin zurückzuwerfen, wo es, mit Teilen der französischen Armee vereint, eine erneute schwere Niederlage erlitt. Dieser Kampf gegen die verhassten Engländer verhalf Klud eine Stelle im Herzen des deutschen Volkes. In seinem Siegesdrange nach vorwärts gelangte Klud mit seiner Armee bis Jülich der Maas — Montmirail und selbst Troyes erreichten seine äußersten Spitzen. Ein mächtiger Ausfall der Pariser Besatzung, den man auf 300 000 Mann schätzte, zwang ihn, nordwärts zurück-



Deutsche Soldaten in einer russischen Droschke in Suwalki.

zugehen. Dort bildete er den rechten Flügel der deutschen Armee, der von Engländern und Franzosen dauernd zu umschließen versucht wurde. Unter steter Ausdehnung nach Norden haben diese Planierungsversuche des Gegners sich nach und nach bis Arras und nördlich bis zum Meere erstreckt.

Der Charakter des Generals Klud ist bestimmt, kaltblütig, seine Auffassung nüchtern, klar, das Wesentliche erfassend, das Unwesentliche abstreifend, seine Entschlossenheit durch feinerlei Aufregung gebremst oder in falsche Bahnen geleitet. Seine Fähigkeit, Energie, Selbstvertrauen gehen auf seine Truppen über. — Sein tameradisches Wohlwollen erobert die Herzen seiner Untergebenen. Im Kreise seiner Stabes- und Altersgenossen gebenen. Im Kreise seiner Stabes- und Altersgenossen gebenen. Im Kreise seiner Stabes- und Altersgenossen gebenen. Im Kreise seiner Stabes- und Altersgenossen gebenen.

### Die österreichisch-ungarischen Kraftfahrhaubigen.

(Hierzu die Bilder Seite 202 und 203.)

Die deutsch-österreichisch-ungarische Waffenbrüderchaft, die sich in diesem Krieg so glänzend bewährt hat, fand einen großen Beweis in der Teilnahme österreichisch-ungarischer großen Geschützes an dem Festungstiege in Belgien, wie in dem Anschlag des aus Albanien zurückgezogenen deutschen Sturabdetachmentes an die gegen Serbien kämpfenden Österreicher und Ungarn. Während aber in Belgien das letztere wieder in der Heimat eingetroffen ist, werden wir wohl noch nach mehr Jahren auf dem westeuropäischen Kriegsschauplatz hören. Sie haben uns bei der Eroberung von Namur (franz. Namur) und Maubeuge ganz vortreffliche Dienste geleistet und dürfen sich unter 42ern des Hauses Krupp würdig an die Seite stellen. Hervorgegangen sind sie aus den rühmlich bekannten Stadewarten zu Bissen, einer Stahlgießerei, in der schon 1889 Schnellfeuerkanonen, von Erzherzog Karl Salvator und Major v. Dornau entworfen, hergestellt wurden. Wir dürfen unseren Verbündeten netzlos und bewundernd zugeben, daß sie durch Verbindung des schweren Kanonen nicht nur mit der Schnellfeuererichtung, sondern sogar mit dem Kraftwagen in Fortschrittlichkeit entschieden den Bogen abgeköpft haben.

Man rühmt diesen schweren Kanonen eine außerordentlich rasche Feuerbereitschaft nach, die wir wohl verstehen, wenn wir die praktischen, selten fahrgestellbetragten, die offenbar gleichzeitig als Schießgeschütze — Geschütze — dienen und alles Mögliche an sich tragen bis auf den Schießbedarf, der auf weiteren Kraftwagen folgend zu denken ist. Aber auch ihre Treffsicherheit ist ganz hervorragend: waren von 78 abgegebenen Schüssen doch 75 Volltreffer.

Nach dem Vernehmen Belgiens in diesem Krieg, des Staates und der einzelnen, zu schließen, hat man aus der

Geschichte dort nicht viel gelernt. Wäre es anders, so hätten die Belgier die österreichisch-ungarische Artillerie als alte Bekannte begrüßen können, die sich jetzt als Verbündete einen neuen Zett von neuem einfindet. Das Land hat nämlich von 1713 an ein Jahrhundert der habsburgischen Krone gehört und in langer Friedenszeit damals ersten Auffassung genommen, bis es erst französisch, dann holländisch wurde, um 1831 unter dem Sachsen-Koburger Leopold, also einem Deutschen, ein selbständiges Königreich zu werden. Welche Zukunft ihm wohl der eiserne Mund der österreichisch-ungarischen Brummer eingeläutet haben mag?

### Krieg und Volkswirtschaft.

Von Major a. D. Schmalz.

Man pflegt den Nährland dem Wehrstand, den Erwerbssinn dem kriegerischen Geist, den Bürgerfleiß dem Krieg gegenüberzustellen und glaubt damit unverfälschte Gegensätze, feindliche Pole zu bezeichnen. Und doch ist es damit eine eigene Sache. Die beiden scheinen zusammengehören wie Mann und Weib, die ja auch Gegensätze sind. Die Geschichte warnt die Väter, aber dem Erwerbssinn von Wohlstand dem kriegerischen Geist einschleusen zu lassen, denn stets kam ein anderes Volk und beraubte das reichgewordene seines Besitzes, meist auch gleichzeitig seiner Freiheit. Die Verlockung dazu war um so größer, je fühlbarer der Unterschied war, sowohl der Kriegsfähigkeit als des Reichtums. Daß es etwas heutzutage und in Europa nicht mehr vornehmen könnte, hat sich wieder als Irrtum erwiesen. Wie wäre es, wenn wir den Leiden des Friedensmenschen und der Abwärtsentwicklung gelaßt hätten?

Die treibende Kraft, die uns davor bewahrt, nemt man den Militarismus, dem man den Vorrang machte, daß er am Markt des Volkes zehre, weil er so viel Geld koste; und es war leicht, Stimmung gegen ihn zu machen, denn zu denen, die ungern Steuern zahlen, gehören wir eigentlich alle. Wie mancher mag nun in der letzten acht Wochen im stillen denen Abbittegeleitet haben, die für größere Rüstungen eingetreten waren und vor Völligkeit darin gewarnt hatten, besonders auch mit dem Hinweis, daß uns eine starke Flotte bitter net tue? Und wie merkwürdig! Das deutsche Volk, das dem selbstgefälligen Militarismus mit Haut und Haaren geopfert sein sollte, entwickelte seine Kulturleistungen zu einer Höhe, wie kein anderes, wurde reicher als je zuvor, so daß es den Reich aller



Stößen gefüllte Wand eines von den Russen zerstörten Geschützes bei Riga.



anderen erreichte. Die Ursache ist darin zu suchen, daß das viele Geld im Lande ausgegeben wurde, also die eigene Wirtschaft befruchtete, und daß die kriegerischen Tugenden der Ordnung, der Beharrlichkeit, der Hingebung, der Kühnheit, der Mäßigkeit, und wie sie alle heißen, der Volkskraft auch im wirtschaftlichen Kampfe zugute kamen. Schließlich wirkt eine gute Kriegserziehung den politischen Bränden gegenüber, die von Zeit zu Zeit da und dort in der Welt ausbrechen, wie in der Stadt das Bewußtsein, eine vorzügliche Feuerwehr zu besitzen. Ein blühender Handel verlangt aber vor allem: Sicherheitsgefühl.

So kam es, daß die im Laufe der 43 Friedensjahre seit 1871 angeblich dem „Moloch des tatarischen Vandalismus“ geopfertem Milliarden eine Saat waren, aus der neben einem starken Heer die anerkannt höchste Kultur dieser Erde emporstieß und außerdem, wie sich zeigte, auch eine ungeahnte Kraft der Finanzen.

Die Folge der kriegerischen Rührung stehen so vor aller Augen, daß sich ein Wort darüber erübrigt. Nur auf eines sei in dieser Richtung hingewiesen, das sich nach unserer Meinung von selbst versteht, aber bei unseren Gegnern durchaus nicht, daß nämlich die für das Heer bewilligten Gelder wirklich dorthin flossen, wohin sie ge-

schwung unser Außenhandel doch nur etwa ein Viertel der Gesamtwirtschaft bedeutet, bei England aber mehr als drei Viertel. Wir haben genügend Fleisch, wenn wir etwas mehr Schwarzbrot statt Weißbrot essen, auch genug Brot. Jedenfalls können wir das Notwendige von den neutralen Nachbarn beziehen und mit unseren Erzeugnissen bezahlen. Was wir über See außer den Rohstoffen für unsere Industrie bezogen, waren mehr Luxusartikel als zur Ernährung unbedingt Notwendiges.

England dagegen kann nicht vom Lande leben, denn es hat, fahndend auf seiner Meeresbeherrschung, die Landwirtschaft völlig vernachlässigt. Es verhungert, wenn es monatelang nichts bezieht, und da es vom Handel lebt, kann es die Lebensmittel nicht bezahlen, wenn es durch Störung des Welt Handels nichts verdient. Nun hat sich etwas Merkwürdiges ergeben: Seeherrschaft ist nicht gleich bedeutend mit Handelsbeherrschung. Selbst wenn wir unsere Bedrohung des englischen Seehandels nicht in Anrechnung bringen, ist derselbe durch diesen Weltbrand schon ohnehin vernichtet bis auf einen kleinen Rest; denn auch diejenigen Staaten, die nicht selbst in den Kampf ziehen, haben fast alle ihre Zahlungen eingestellt. Und wo nichts ist, hat auch England kein Geld verloren. So ruht sich alles auf Erden.

Nun noch einige Worte über die Banken. Die Russen haben so viel Geld von Frankreich entliehen, daß jetzt eine hochangesehene, der privaten „Deutschen Bank“ vergleichbare Pariser Bank, der Credit Foncier, seine Dividende nicht bezahlen kann, ebensoviele wie die Stadt Paris die fälligen Zinsen ihrer Anleihe. Die „Deutsche Bank“ dagegen steht glanzvoll da. Bei der „Deutschen Reichsbank“ vollends strömt das Geld, das sich sonst in Kriegzeiten verflüchtigt, dorthin zu, daß es im Grant ausgebracht, am Ende September über zwei Milliarden hinaus, während außerdem die ihr



Ein schweres Weichholz wird durch Motorschiff zerlegt.

hört, und daß mit scharfem Auge über einer sprichwörtlich gewordenen Sparanleihe gewacht wurde. Vielleicht ist das Rätsel des für den Feind unerklärlichen deutschen Aufschwungs durch die einfache Formel: Pflege der Wahrheit und Unantastbarkeit.

Das Wirtschaftsleben eines Volkes fließt nicht gleichmäßig dahin, sondern auf die sieben fetten Pflügen, wie vor alters, die sieben mageren Jahre zu folgen. Wir hatten 1907 Ebbe, dazwischen fünf und jetzt wieder Ebbe. Das kommt neben unserer belaudeten guten Ernte dieses Jahres als neues günstiges Moment hinzu, wenn wir aufräumen, aus welchen Gründen unsere Feinde nicht eben glücklich waren in der Wahl der Stunde, zu der sie die Brandfackel an unser Haus legten. Sie zündeten eben die Fackel an zu einer Zeit, da das Geschäft ohnedies flau war. Hätten wir gerade mit Überdacht gearbeitet, wäre die Störung fühlbarer gewesen. Bei England kam zu seiner größeren Empfindlichkeit als Handelsstaat hinzu, daß seine Wirtschaft keine Ebbe hatte. So liegt der Anstoß dort sofort auf zehn Prozent, während man in Berlin mit sechs Prozent auslamm. Eine Zeitlang waren sogar die Noten der Bank von England, die man früher bei unseren Geldleuten nur „mit frommen Schauder“ nannte, der höchsten Bank der Welt, ohne Zählkraft! Wechsel der besten Häuser wurden wertlos. Drei Milliarden Forderungen schweben in London in der Luft. Man mußte, ebenso wie in Frankreich, Rußland usw., geleglich einen Zahlungsaufschub, Moratorium genannt, beantragen. All dies gab es bei uns nicht, sondern es geht einfach seinen regelmäßigen Gang weiter. Und warum? Weil bei allem großartigen, bereicherten Auf-

zur Aufbewahrung anvertraut. Gelder gar 2,5 Milliarden Markt erreichen. Was haben wir nicht alles an Menschenalter zu hören bekommen! Der Wust aus fäule zum Bankrott: dabei bringen die Eisenbahnen und andere Staatsbetriebe mehr ein, als die Zinsen unserer sämtlichen Staatsschulden ausmachen; wir könnten unsere Überfütterung nicht ernähren; dabei müssen wir sogar fremde Arbeiter ins Land ziehen. Wir haben der Welt gezeigt, was eine Alters- und Invalidenversicherung ist, und in unseren Sparcassen zwanzig Milliarden gesammelt.

Jetzt stehen wir vor einer Aufgabe, die zu lösen uns unser ureigenes Talent erleichtert: die Anpassungsfähigkeit. Sie hat größtenteils den Markt des Auslands erobert zum Verdruß der älteren Welt handelsmächte. Sie muß uns jetzt über die Störung hinwegbringen, indem die vorhandenen wirtschaftlichen Kräfte, denen ihre bisherige Betätigung abgebrochen ist, ohne viel Zeit zu verlieren in neue Bahnen geleitet werden.

Der große Krieg aber, der entflammte wurde durch den Reich auf unseren wirtschaftlichen Aufschwung, hat uns erst recht gezeigt, wie hart wir auch auf diesem Gebiete sind, und die rund 4,5 Milliarden Markt, die das deutsche Volk dem Reiche in der Kriegsanleihe auf den ersten Anruf zur Verfügung gestellt hat, bedeuten eine gewonnene Schlacht. Der Krieg, so viel Leid er bringt, wirkt wie ein Dampfzug, der den Acker der Volkskraft aufwühlt, alle Kräfte, die verborgen schlummerten, ans Tageslicht und zu freier Entfaltung bringt und eine mächtige Zukunftsaufempfehlung läßt.



Preussisch-ungarische Truppen mit ihren Maschinengewehren in Berlin.

## Hindenburg und die Masurischen Seen.

Daß der gegenwärtig wohl vollständigste Heerführer, der „Kußensherd“ General v. Hindenburg, seine „Schlacht an den Masurischen Seen“ nur mit Hilfe einer ganz erstaunlichen Reminis des Geldes auszuführen imstande war, ist seinerzeit allgemein betont worden. Die „N. W. Ztg.“ weiß über diesen Gegenstand unter anderem folgenden schmerzhaften Geschehnisse zu berichten:

Schlüsselt jenes lumpigen Geistes haben seit Jahrzehnten zwei militärische Ansichten einander gegenüber. Die eine, die „sine Duce“ des Generals Hindenburg, lautete: folgen dem Reiche. Die Masurischen Seen gebühren. Die andere Anschauung begann damit, daß man nicht einmal in die Nähe dieser Seen kommen dürfe, und Hindenburg mußte bittere Angriffe ertragen. Er gab aber nicht nach. Schließlich ließ man ihn reden und hielt ihn für einen alten Starrkopf. Als dann eines Tages im Deutschen Reichstag der Gedanke auftauchte, die Masurischen Seen müßten ausgepumpt und aus ihnen fruchtbarer Boden geschaffen werden, hatte Hindenburg, damals kommandierender General, keine Ruhe

mehr. Seine Seen, seine Sümpfe wollte man anrühren! Er reiste sofort nach Berlin, ließ zu Abgeordneten, Parteiführern, Kommissionen, und als nichts mehr nützte, ging er zum Kaiser, der ihn schließlich lächelnd versprach, daß man die Seen in Ruhe lassen werde.

Während in den Monaten hatte Hindenburg mit seinen „Weihen“ jene Seen in Ostpreußen zu verteidigen. Die „roten“ Soldaten, also die „Rußen“, die gegen ihn zu kämpfen hatten, pflegten dann immer zu sagen: „Heier gehen wir haben!“ Denn sie wußten, daß da alles Bemühen vergeblich war: das Ende blieb immer, daß Hindenburg sie in die Masurischen Seen entliefen. Wenn abgeblasen wurde, fand die rote Armee regelmäßig bis zum Hals im Wasser. Die Offiziere gingen nur noch in wasserdichten Uniformen zu den Hindenburgmandevoren.

Auch als der General zur Disposition gestellt wurde, verbrachte er seine Sommerferien alljährlich bei den Masurischen Seen. Sein Zeitvertreib bestand darin, daß er sich in Königsberg ein paar Kanonen aussah und sie von früh bis abends aus einer Kasse in die andere schleppen ließ. Dabei muß er ab, wie tief diese oder jene Kanone in den Schlamm einsinkt, wieviel Pferde an manchen Übergangs-



Das der Preussisch-ungarischen Motorschiffe vor der Wasserklosetto in Berlin.









Aus der Schlacht bei Schweinfurt.

Der Beobachtungsposten im Gefechtsfeld bei Schweinfurt, der unter einer Mauer aus einem natürlichen Material in der Größe des Bildes steht. Ein Schuttschiff ist in der Mauer zu sehen, das Generalstab weitergegeben wird.

Blattes „Jamaica“ vom 24. August meldet, daß die japanische Flotte den Kampf um Tsingtau begonnen hat.

Bis Ende September liefen verschiedene, meist aus englischer oder japanischer Quelle stammende Mitteilungen ein, die nachprüfen zurzeit bei dem Fehlen einer unmittelbaren Verbindung mit Tsingtau nicht möglich ist. So zweifelhaft sie aber auch sein mögen, so ging aus ihnen doch hervor, daß es für die Japaner kein leichtes Stück Arbeit ist, unsere Ostasiatische Kolonie niederzuringen. So veröffentlicht z. B. die „Daily Mail“ vom 25. August eine Meldung des englischen Generalmajors in Ostasien, wonach der englische Zerstörer „Komet“ bei der Verfolgung eines deutschen Torpedoboots den Batterien von Tsingtau zu nahe kam und einen Verlust von 3 Toten, 3 Schwerverwundeten und 4 Leichtverwundeten erlitt. Der Zerstörer selbst entkam.

Dem „Corriere della Sera“ wurde aus London berichtet, daß eine rasche Eroberung von Kiautschou durch die Japaner nicht vorzuzusetzen sei. Die Japaner seien schlecht, mit möglichst wenig Verlusten durchzukommen. Zunächst würden sie eine Reihe strategischer Punkte besetzen, so die kleine Insel Jiaozhou außerhalb der Bucht Kiautschou. In den ersten vier Wochen hätten die Japaner nach einem Bericht der „Daily Mail“ aus Tokio in den Kämpfen um Tsingtau 342 Tote gehabt und 9 Flugzeuge verloren.

Anfang Oktober lief dann eine zusammenfassende Darstellung der Kämpfe um Kiautschou durch die deutsche Presse. Auch diese Zusammenfassung gründet sich auf englische Quellen und ist nur in einzelnen Punkten etwas ausführlicher. Aus all diesen Nachrichten geht mit unabweisbarer Sicherheit hervor, daß sich die Japaner trotz ihrer großen Übermacht bis Ende September unserer Kolonie noch nicht bemächtigen konnten, obwohl sie schon sehr früh mit ihren Kriegsvorbereitungen begonnen hatten. Von diesen Kriegsvorbereitungen erfahren wir allerdings

erst am 3. Oktober, an welchem Tage die chinesische Post vom 1. Juli und Anfang August aus Peking und Shanghai in Berlin eintraf. Die Zeitungen, die von dieser Post eingetroffen sind, enthalten sehr interessante Meldungen, aus denen klar hervorgeht, daß Deutschlands letzte Gegner um fernem Osten schon am 20. Juli zum Schlagen bereit waren. Schon am 28. Juli wurde von verschiedenen Seiten gemeldet, daß die britische Ostasienflotte in Weihaiwei sich konzentrierte, und am nämlichen Tage brachte die Peking „Gazette“ aus Peking die Nachricht, die dort ankommenden britischen Kanonenboote seien von ihren Mannschaften verlassen und der Obhut einer privaten Wache anvertraut worden. Die Mannschaften seien über Shanghai nach Hongkong abgegangen. Das gleiche wurde von anderen Häfen in China berichtet, wo sich kleinere britische Schiffe befanden.

In Hongkong arbeiteten Marine und Militär mit Beschleunigung an den Befestigungen. Garrierson und Flotte wurden kriegsmäßig ausgerüstet und in den Tagen mit verdoppeltem Nachschub Tag und Nacht gearbeitet. Die telegraphische Verbindung mit Berlin war schon damals zerbrochen. Gleichzeitig teilte das japanische Generalstab mit der japanischen Kaufmannschaft von Peking mit, zwischen China und Japan sei ein Vertrag unterzeichnet worden, wonach keinerlei Waffen und Munition mehr nach China eingeführt werden dürften.

Am 1. August zog sich die französische Flotte in Ostasien in Haiphong zusammen. In Peking meldeten am gleichen Tage (also schon am 1. August) Extrablätter japanischer Zeitungen amtlich aus Tokio, Japan würde gemeinschaftlich mit England den Krieg führen.

Trotz der langen Vorbereitung gelang es unseren Feinden aber doch nicht so schnell, Tsingtau in ihre Gewalt zu bringen. Aus Peking wurde unter dem 2. Oktober gemeldet: „Die englischen Streitkräfte unter General Barnardiston sehen mit großer Energie den Angriff auf Kiautschou fort. Die deutschen Truppen zogen sich auf Tsingtau selbst zurück, dessen Forts Tag und Nacht still sind; das Feuer ist besonders gegen die japanischen Stellungen gerichtet. — Deutsche Flugzeuge versuchen wiederholt, die japanischen Artillerie durch Bomben zu zerstören.“

Die Engländer und Japaner treffen Vorbereitungen zu einem entscheidenden Vorstoß gegen Tsingtau. Ein Jubel aber ging durch Deutschlands Gasse und fand ein volles Echo bei unseren österreichisch-ungarischen Bundesgenossen, als am 6. Oktober aus dem Umwege über Rotterdam folgende, zweifelhafte aus englischer Quelle stammende Meldung verbreitet wurde:

„Beim ersten Sturm auf die Infanteriewerke von Tsingtau wurden die vereinigten Japaner und Engländer mit einem Verlust von 2500 Mann zurückgeschlagen. Die Wirkung der deutschen Geschütze und Maschinengewehre war vernichtend. Der rechte Flügel der Verbündeten wurde vom österreichisch-ungarischen Kreuzer „Raiferin

Elisabeth“ und dem deutschen Kanonenboot „Jaguar“ wirksam beschossen. Die deutschen Verluste sollen gering gewesen sein. Die Japaner warten Verstärkungen aus Japan ab.“

Schon einen Tag später meldete „Reuter“ aus Tokio, daß ein japanischer Minenleger beim Zerstören einer Mine vor Kiautschou gekentert ist. Neun Mann der Besatzung ertranken, während vier Mann gerettet werden konnten. Wenn die Japaner geglaubt hätten, unser Kiautschou müsse eine leichte Beute für sie werden, um so mehr, da sie ja noch von britischen Streitkräften unterlöst wurden, so haben die Ereignisse gelehrt, daß deutsches Heldentum der größten Übermacht die Stirne zu bieten vermag. Trotzdem müssen wir aber damit rechnen, daß an einen dauernden erfolgreichen Widerstand unserer kleinen Besatzung nicht zu denken ist, wenn sie ihr Leben auch so teuer als möglich verkaufen wird. Dieses Mißgeschick ergreift das ganze deutsche Volk, wenn es an seine Schicksale denkt, die da draußen in Ostasien auf verlorenem Posten stehen und in Gewißheit ihres Unterganges kämpfen. Und

berth“ dort aus, bereit, ihr Leben hinzugeben in treuer Waffenbrüderschaft für uns. Sie kämpft unter dem Jubel von ganz Österreich-Ungarn gemeinsam mit uns dem Heldenkampf, obwohl das bittere Ende kaum zweifelhaft ist. Sie gibt damit den nur durch Habguth und Neid verbundenen Japanern und Engländern ein hehreres Beispiel edler, uneigennütziger Freundschaft, wie sie nur in deutschen und deutschführenden Herzen finden kann.

Ein hervorsteckendes Merkmal des gegenwärtigen Krieges ist es, daß unsere Feinde unter Hintanhaltung von Anstand und Würde, Kultur und Zivilisation eifrig von dem Gedanken beherzigt sind, uns um jeden Preis Schaden zuzufügen. Die Kriegsfreunden mühten sich doch gegen das Schicksal der Kolonien vom Ausgange des europäischen Krieges abhängig ist und daß der Friedensschluß in Europa auch die Ordnung der Dinge im Kolonialgebiet berührt. Wo finden aber vernünftige Erwägungen Raum, wenn alle Handlungen Habguth und Rachguth zur Triebfeder haben? Dies gilt besonders von England. Die Russen fühlen sich als Beschützer des Slaventums und streben danach, alle



Gefechtsfeld als Beobachtungsposten über einem der japanischen Seen; im Vordergrund Gefechtsstellungen.

um so heller extrahiert ihr Heldentum, wenn man erwägt, daß sie von den Ereignissen im Mutterlande nur in der Beleuchtung der englisch-französischen Lügenmeldungen Kunde erhalten.

In diesem Heldenkampfe von Tsingtau gegen das übermächtige, mit Großbritannien verbundene Japan glänzt aber noch ein Stern von hoher Bedeutung und Leuchte eine Seelenergöze, wie man sie in der Geschichte der Völker kaum ein zweites Mal findet. Die Ratten verlassen das Schiff, wenn es zu sinken beginnt, und die besten Freunde werden oft untreu, wenn die Erkenntnis aufsteigt, daß die Betätigung der Freundschaft doch nur gemeinsamen Untergang bringt. Da sucht oft der beste Freund nach zu retten, was zu retten ist, und das Wort in Schillers Bürgschaft: „Zurück, du rettst den Freund nicht mehr!“ wird oft genug als der Weisheit letzter Schluß betrachtet. Wie anders unsere österreichisch-ungarischen Waffenbrüder! Auch sie wissen, daß Kiautschou ein verlorenes Posten ist, daß es dort nicht heißt: Liegen oder sterben, sondern daß es das Sterben das Ende dieses Kampfes sein kann. Trotzdem harret die „Kaiserin Elia-

Slaben unter ihrem Zepher zu vereinen. Die Franzosen wollen immer noch die Niederlage von 1870/71 ausweichen. Bei diesen beiden Gegnern hat der Krieg also immerhin eine gewisse ideale Grundlage; diese fehlt aber vollkommen bei den Engländern. Sie galten uns als germanisches Brudervolk, und nichts wäre ihnen leichter gewesen, als mit uns in Freundschaft zu leben, wobei sie ohne Krieg gewiß ein gutes Geschäft gemacht hätten. Es ist also ein sinnloses Wüten, das England heraufbeschworen hat, und zwar aus reinem Geizhals, nur um einen unangenehmen Nebenbuhler auf dem Weltmarkt zu beseitigen.

Die Engländer haben sich nicht einmal zu der Erkenntnis aufgeschwungen, daß trotz des Krieges die Herrschaft der germanischen Rasse auf unserem Weltteil gewahrt werden müsse und das Übergewicht der weißen Bevölkerung nicht untergraben werden dürfe; denn mit ihm zugleich wäre das britische Kolonialreich gefährdet. England hat sich nicht damit begnügt, die Japaner gegen uns zu hegen, sondern hat sich in Afrika mit allen Negerstämmen verbunden, um unseren Kolonialbesitz zu vernichten. Die Schwarzen sehen hier den Krieg feindlicher



Brüder vor sich, die sich gegenseitig zerfleischen. Für den Augenblick erscheint England in den Augen der afrikanischen Eingeborenen als das größere Böse unter den Weißen, denn es verjagt die Deutschen — mit Hilfe der schwarzen Bevölkerung. Was dies für Folgen für die Zukunft haben muß, dafür fehlt England in seiner Gargier jede Erkenntnis. Vor Jahren, als durch die Einkreisungspolitik Eduards VII. die Gefahr eines deutsch-englischen Krieges zuerst auftauchte, ist es zwischen den wichtigsten afrikanischen Kolonialmächten zu einem Gedankenaustausch darüber gekommen, ob es nicht ratsam sei, um der inneren Solidarität und der gemeinsamen Interessen willen, die uns Weiße der schwarzen Rasse gegenüber einigen, den verpflichtenden Grundbesatz aufzustellen: in einem Kolonialkriege werden von keiner Seite schwarze Truppen zum Angriff auf den Gegner verwendet! Jeder sprang außer einer unerbittlichen Unterhaltung nichts dabei heraus. Doch es zu keinem praktischen Abkommen kam, findet seine Erklärung darin, daß die englische Politik schon damals nicht ins Auge war, sich auf Massenankauf und Masseneinsatz zu verpflichten.

England hätte gewiß nichts verloren, sondern moralisch nur gewonnen, wenn es den Angriff auf unsere afrikanischen Besitzungen ausgesetzt hätte bis nach der Entscheidung in Europa. Ein in Europa unterlegenes Deutschland könnte natürlich auch seinen Kolonialbesitz nicht halten. Siegen wir aber in Europa, so wird England für das büßen müssen, was es in Afrika an uns gekündigt hat. Nur für die Zerstörung unserer Funkenstationen in Afrika kann England militärische Gesichtspunkte ins Treffen führen, alle anderen im schwarzen Erdteil gegen uns unternommenen Handlungen sind als sinnlos und für die Engländer selbst verderblich zu bezeichnen.

Um eine richtige Vorstellung von dem entseelten Kolonialkriege, insbesondere in Afrika zu erlangen, muß man die Größe des Kolonialbesitzes der einzelnen Mächte ins Auge fassen. Wir geben einige Erläuterungen zu unserer untenstehenden Karte. Der afrikanische Besitz der Mächte ist folgender:

Frankreich	9 160 285 qkm	32 749 590 Einw.
Großbritannien	6 190 967 "	36 807 025 "
Deutschland	2 662 300 "	11 449 380 "
Belgien	2 365 000 "	15 003 350 "



Der afrikanische Besitz des Weltkrieges.

Italien	1 580 110 qkm	1 402 551 Einw.
Spanien	560 466 "	388 411 "

Tuher diesem Kolonialbesitz europäischer Mächte hat Afrika noch einige Staaten, deren eigene Selbstständigkeit zum Teil allerdings sehr fraglich ist und die gewöhnlich zu ferner Zeit ebenfalls in europäischen Besitz übergehen werden. Es sind dies:

Ägypten	3 544 168 qkm	15 299 499 Einw.
Abessinien	1 120 400 "	8 000 000 "
Marokko	439 200 "	3 464 000 "
Liberia	95 400 "	1 500 000 "

Aus der ersten Tabelle erfieht man, daß Frankreich den größten Kolonialbesitz in Afrika hat; an zweiter Stelle folgt Großbritannien, und dann kommt Deutschland. Die Rangordnung nach der Größe der Kolonien verschiebt sich aber, wenn man die sogenannten selbstständigen Staaten Afrikas betrachtet, die unter sehr starkem europäischem Einfluß stehen. So steht zum Beispiel Marokko unter französischem Einfluß, aber als französische Kolonie kann man es noch nicht bezeichnen. Ägypten ist eigentlich türkischer Völkchenstaat unter britischem Einfluß. Allerdings hat sich England dort im gegenwärtigen Kriege geradezu Herrschaftsgelüste angemahnt, die wahrscheinlich zu weiteren kriegerischen Verwicklungen führen werden. Wenn man Ägypten zu England zählt, dann ist dieses die größte Kolonialmacht Afrikas. Aus diesen Tabellen sieht man aber auch, daß Deutschlands Kolonien von seinen Gegnern Frankreich und Großbritannien in diesem Kriege, oder richtiger gesagt: während des Krieges mißachtet werden, weil wir alle unsere militärischen Kräfte im Vaterlande gebrauchen. Doch das Schicksal dieser Kolonien wird ja auf den europäischen Schlachtfeldern entschieden.

Die erste Nachricht vom Kolonialkriege traf uns am 8. August. Da wurde gemeldet, daß vor der Hauptstadt Togos, Lome, eine starke englische Truppenexpedition von der benachbarten englischen Goldküste erschienen sei. In Abwesenheit der kleinen Polizeitruppe und sämtlicher militärischer Weihen, die sich mit dem stellvertretenden Gouverneur zum Schutz wichtiger Stationen ins Innere des Landes begeben hatten, nahmen die Engländer von der Hauptstadt Lome unter der Führung des Gouverneurs zu.

In dieser ersten Meldung ist nur von der Besetzung der Hauptstadt Lome die Rede, es unterläßt, die Kolonialmacht in ihren Besitz zu bringen. Dieser Feldzug hat französische und englische Streitkräfte verbunden. Unfähig, in Europa ihren betageneren belagerten Verbündeten erfolgreich beizustehen, haben die Franzosen und Engländer an der Spitze von schwarzen Soldaten ihren Wut durch die Überwältigung der kleinen deutschen Kolonie, des zwischen dem französischen Dahome und der britischen Goldküste eingeklemmten Togo zu bewiesen. Die Briten hatten die deutschen Behörden zur unbedingten Übergabe aufgefordert, worauf diese um kriegerische Ehren beim Abzug ersuchten und sonstige Bedingungen stellten. Das wurde ihnen verweigert; sie sollten sich bedingungslos übergeben. Nach amtlicher britischer Mitteilung sind nun am 26. August die verbündeten Streitkräfte in die Kolonie eingezogen. Die Deutschen haben sich zweifellos bis zur letzten Möglichkeit tapfer gehalten, denn die Gegner hatten verhältnismäßig viel Verluste. Von britischer Seite allein wurde für diese Feldzüge ein ganzes Regiment der West-African Frontier Force aufgegeben, also eine tüchtige Kriegertruppe, keine Polizeitruppe, wie sie Togo in der Stärke von einigen hundert Mann besetzt. Es ist aller-

Die ersten Tote.  
Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergan.



dieses sicher, daß neben der Polizeitruppe alle wehrfähigen Deutschen für die Ehre ihres Vaterlandes mitkämpfen.

Eine zusammenfassende Darstellung über das Vorgehen unserer Truppe in Afrika gab das Reichscolonialamt unter 28. August, indem es das Wesentliche aus den englischen Nachrichten, auf die wir allein angewiesen waren, wie folgt mittelt:

In Ostafrika haben kurz nach Ausbruch des Krieges die Engländer den Funkturm in Dar-es-Salaam zerstört. Im Innern des Landes hat nach neueren englischen Nachrichten unsere Schutztruppe die Offensive ergriffen und den wichtigsten englischen Besehungspunkt Tazeta, südlich des Kilimandscharo, besetzt. Aus Togo, das nur von einer kleinen Schaar kriegsfähiger Weiber und einer schwachen Eingeborenenpolizeitruppe verteidigt wurde, ist bereits gemeldet, daß die Engländer und Franzosen einige Gebiete besetzten. Zwischen unserer Truppe und den aus Dahome und der Goldküste anmarschierenden, weit überlegenen Streitkräften fanden verschiedene Gefechte statt, in denen auf unserer Seite mit großer Tapferkeit gekämpft wurde. Aus Kamerun, das bis vor wenigen Tagen vom Feinde nicht besetzt wurde, liegen neuere Nachrichten nicht vor. Einem Eindringen feindlicher Streitkräfte in das Land dürfte die Schutztruppe erfolgreichen Widerstand entgegenstellen. Da der Funkturm vor Kaminia in Togo vor seiner Besetzung durch die Engländer von unserer Truppe zerstört wurde, sind weitere Nachrichten aus Togo und aus Kamerun in nächster Zeit nicht zu erwarten. In Deutsch-Südwestafrika war bisher alles ruhig. Nach englischen Meldungen hat die Schutztruppe die Offensive ergriffen und ist von der Südküste her in Richtung auf Upington in die Kapkolonie eingedrungen. Aus unseren Besichtigungen in der Südküste liegen Nachrichten nicht vor.

Was es den Deutschen möglich war, angreifend vorzugehen, ist es selbstverständlich auch geschehen. So sind am 30. August nach einer Meldung aus Witteville, der Hauptstadt Französisch-Kongos, die Deutschen in Belgisch-Kongo einmarschiert.

Nach einer kurzzeit unkontrollierten Reitermeldung aus Livingstonia vom 14. September ist eine deutsch-afrikanische Schutztruppenabteilung am 6. September in Britisch-Nordrhodesia eingedrungen und hat die Niederlassung Abercorn angegriffen. Der Angriff ist aber zurückgeschlagen worden. Am 6. September wurde wieder geschossen, ohne daß ein regelrechter Angriff erfolgte. Am 9. September eröffneten die Deutschen ein Feuer mit leichten Feldgeschützen, die durch Maschinengewehre zum Schweigen gebracht wurden. Die Deutschen verließen ihre Stellung und befanden sich in der Nacht 15 Meilen südlich von Abercorn. Lieutenant Mac Carthy machte mit 90 Mann und einem Maschinengewehr einen nächtlichen Einmarsch und verfolgte den Feind bis an die Grenze. Eine weitere Reitermeldung aus Nairobi vom 12. September berichtete über Kämpfe an der Grenze von Deutsch- und Britisch-Ostafrika und Uganda: Eine deutsche Abteilung hat die Grenze von Mochi am Viktoriassee überschritten und Narungu besetzt; sie rückt gegen Kiti vor. Eine andere deutsche Abteilung, die nach dem Tanoosfluß vorgerückt war, hat mit Truppen aus Kura und Molo-Indei ein Gefecht gehabt; Einzelheiten sind noch nicht bekannt. In Nairobi eingetroffene englische Vermutungen berichten, daß die Engländer in heftiger Feuer deutscher Maschinengewehre gestanden und einen Bajonettangriff gemacht hätten, um die Maschinengewehre wegzunehmen; der Angriff sei jedoch mißglückt.

Aus diesen englischen Mitteilungen läßt man schon heraus, daß unsere afrikanische Schutztruppe mit großer Tapferkeit gegen die englischen Besigungen im Norden wie im Süden vorgeht und dabei zweifellos Erfolge erzielt. Wenn man berücksichtigt, daß die Schutztruppe ohne jede Verbindung mit dem Mutterlande ist und völlig auf sich selbst angewiesen, einen Krieg auf eigene Faust führt, muß ihr mutiges Vorgehen in der Heimat Bewunderung erregen. Nairobi ist eine besetzte englische Station in der Mitte zwischen dem Kilimandscharo und dem Kenia; Karamu ist ein englisches Fort am Fuße des Viktoriassees, etwa 30 Kilometer nördlich der deutschen Grenze.

Nach einer Reitermeldung vom 11. September aus Plantyre (Nyasaland) beschloß der englische Regierungsrat

dampfer „Gwendolen“ am 8. September in Langenburg und landete dort eine Abteilung. Der Ort wurde überrast; es wurde kein Widerstand geleistet. Langenburg ist eine besetzte Station am Nyasalsee, am Südrande der Kumbirabai.

Am 11. September meldete das Botschafts-Telegraphenbüro:

Nach englischen Nachrichten hat in der Nähe des Songweinflusses an der Grenze von Deutsch-Ostafrika und Britisch-Nyasaland zwischen deutschen und englischen Truppen ein Kampf stattgefunden, bei dem auf beiden Seiten mehrere Europäer gefallen sind. Aus gleicher Quelle wird auch von Tolen und Verwunden in Kamerun berichtet. Eine amtliche Bestätigung liegt bisher nicht vor.

Der Songweinfluß mündet von Norden her in den Südrand der beiden großen Seen, die unser afrikanisches Gebiet im Westen gegen den Kongokanal und Britisch-Nyasaland abgrenzen.

Am 10. September sind an verschiedenen Stellen Nachrichten aus London eingetroffen, wonach die Deutschen die Botschaftsstation besetzt hätten. Die englische Regierung bemerkt hierzu: Die Station ist leicht wiedergewonnen worden, sobald die südafrikanische Regierung ihre Vorbereitungen beendigt habe, um in Deutsch-Südwestafrika einzufallen. Die Botschaftsstation ist eine Bucht des Atlantischen Ozeans in der Mitte der Küste Deutsch-Südwestafrikas. Seit der Eröffnung des Hafens von Swakopmund haben Handel und Verkehr der Botschaftsstation abgenommen. Das Gebiet wurde 1878 von den Engländern besetzt. Am 13. September wurden amtlich nach englischen Quellen wieder weitere Kämpfe aus den Kolonien gemeldet. In Kamerun sind danach drei englische Offiziere gefallen und mehrere Mannschaften verwundet worden. Einzelheiten werden über diesen Zusammenstoß merkwürdigerweise nicht berichtet, doch ist aus den Namen der gefallenen Offiziere zu ersehen, daß Truppen aus Nigeria am Kampfe teilgenommen haben.

Der britische Gouverneur von Nyasaland meldete am 14. September:

„Eine englische Streitmacht rückte am 8. September vor, um den Feind über die Grenze nach Deutsch-Ostafrika zu werfen. Die Deutschen waren 400 Mann stark. Sie zogen sich zurück und griffen Narungu an, das von 30 Mann, darunter 9 Weibern, verteidigt wurde. Nach dreistündigem Kampfe trat die englische Hauptmacht ein, die die Deutschen gegen Songwe zurückdrängte. Mehrere Deutsche wurden getötet, 3 Offiziere verwundet und gefangen genommen. Auf englischer Seite wurden 4 Europäer getötet und 7 verwundet.“

Nach Rotterdam gelangte am 16. September aus Kapstadt die Meldung, daß eine Abteilung südafrikanischer berittener Infanterie ein Schermägel mit deutschen Streitkräften hatte, die den Übergang über den Drenkefluß bei Steinhof im Namagualand bewachen.

In Roberts-Heights hat die britische Regierung Konzentrationslager errichtet, wo sie die in dem Kolonialkriege gefangenen Deutschen und Österreicher im Alter zwischen 19 und 45 Jahren unterbringt. Wer sich noch des Burenkrieges und seiner Konzentrationslager erinnert, der wird das tiefste Mitleid empfinden müssen für jene, die das Unglück hatten, auf diese Weise die Brutalität Englands kennen zu lernen.

Aus Nairobi kam am 20. September die Nachricht, daß der britische Dampfer „Kawirondo“ zwei deutsche Handelsboote auf dem Viktoriassee zum Sinken brachte. Der deutsche Dampfer „Muanza“ griff am 15. September den britischen Dampfer „Muanza“ an, der im Begriff war, in die englische Karingubai einzufahren. Der „Muanza“ zog sich zurück, kehrte aber später pünktlich mit dem „Kawirondo“ zurück und traf in Karingu ein, ohne Widerstand zu finden.

In deutschen Dampfern gibt es auf dem Viktoriassee nur zwei oder drei in Muanza am Südrand des Sees heimatische kleine Dampfschiffe von etwa je 5–6 Tonnen Gehalt. „Muanza“ und „Kawirondo“ dagegen sind Schiffe von 600 Tonnen, die zur Flotte der Ugandabahn gehören. Bei den zum Sinken gebrachten deutschen Handelsbooten kam es sich nur um Paddelboote-Eingeborener oder um Segler von solchen, sogenannte Dauen, handeln, die sich entweder im Besitz von Eingeborenen befinden oder doch



Morgensicht.

Hofsch, Berlin.



Ungeübte Arbeit. Deutsche Soldaten beim Steppen ihrer Ecken vor einem Hause in Belgien.



Beim Frühstück auf der Schanze.

Hofsch, Berlin.



Kamerun im Felde.

Hofsch, Berlin.



Ziehen des Kasternessers am Gesehweimen.

Hofsch, Berlin.



Makken einer Kuh.

Hofsch, Berlin.

Unsere Soldaten im Felde: Wie sie sich zu helfen wissen.



von solchen geführt werden. Der heldenhafte englische Erfolg ist wirklich nicht die Kabelelfen wert; aber vielleicht wiegen in Englands Bewußtsein auch solche „Siege“ sehr schwer.

Aus Mailand empfing die „Frankfurter Zeitung“ am 21. September die Nachricht, daß die Engländer Kommandos, am rechten Ufer des Orange-Flusses befehligten, und die Deutschen zum Rückzug gezwungen hätten. Gleichzeitig wurde gemeldet, daß alle deutschen Frontpositionen im Süden von Orange zerstört seien. Am 22. September erhielten wir aus englischer Quelle eine Nachricht, die besagte, daß deutsche Truppen aus Deutsch-Südwestafrika zwischen Nalob und Apington in das Kapland eingedrungen seien und sich dort verschanzt hätten. Man hatte die deutschen Truppen für nicht sehr zahlreich.

In dieser englischen Meldung ist verschwiegen, daß die Deutschen gewissermaßen in der Notwehr gehandelt haben, denn schon am 21. September hatten englische Blätter be-

nach einer weiteren Neutermeldung ergab sich der deutsche Posten Schudmannsburg am Sambesi am 21. September der rhodesischen Polizeitruppe.

Die Station liegt im sogenannten Copriva-Gebiet von Tansania, als äußerster Posten an der Grenze von Rhodesien. Da nicht anzunehmen ist, daß die Deutschen hier auf verlorenem Posten nennenswerte Verluste erlitten hätten, kann es sich höchstens um ein paar Mann, vielleicht farbige Polizei, handeln.

Erst am 27. September erhielten wir von Kapstadt aus Kenntnis von einem schon über acht Tage zurückliegenden anderen Gewaltstreik der Engländer. Danach wurde die Überzugsbrücke von südafrikanischen Truppen besetzt. Am 19. September trafen Transportschiffe vor der Stadt ein. Offiziere mit weißer Flagge forderten die Übergabe der Stadt, aber die weiße Flagge wehte schon vom Rathaus. Die deutsche Garnison war am 18. mit einem Eisenbahnzug



Stellung der 1. Kompanie des Infanterie-Regiments Nr. 121 vom 1.—13. September bei G.-Dio.  
Nach einer Skizze des am Kampf beteiligten Unteroffiziers des Regiments H. Stahl gezeichnet von H. Kiesel

richtet, es habe ein aus Buren, Engländern und Schwarzen bestehendes Expeditionskorps den Grenzfluß Orange überschritten und mit dem Einbruch in Deutsch-Südwestafrika begonnen. Die Herero, der kriegerische Stamm, der so lange gegen die Deutschen Krieg führte, hätten sich den Eindringenden angeschlossen, den Aufstand ausgerufen und die Fahne der südafrikanischen Union gehißt.

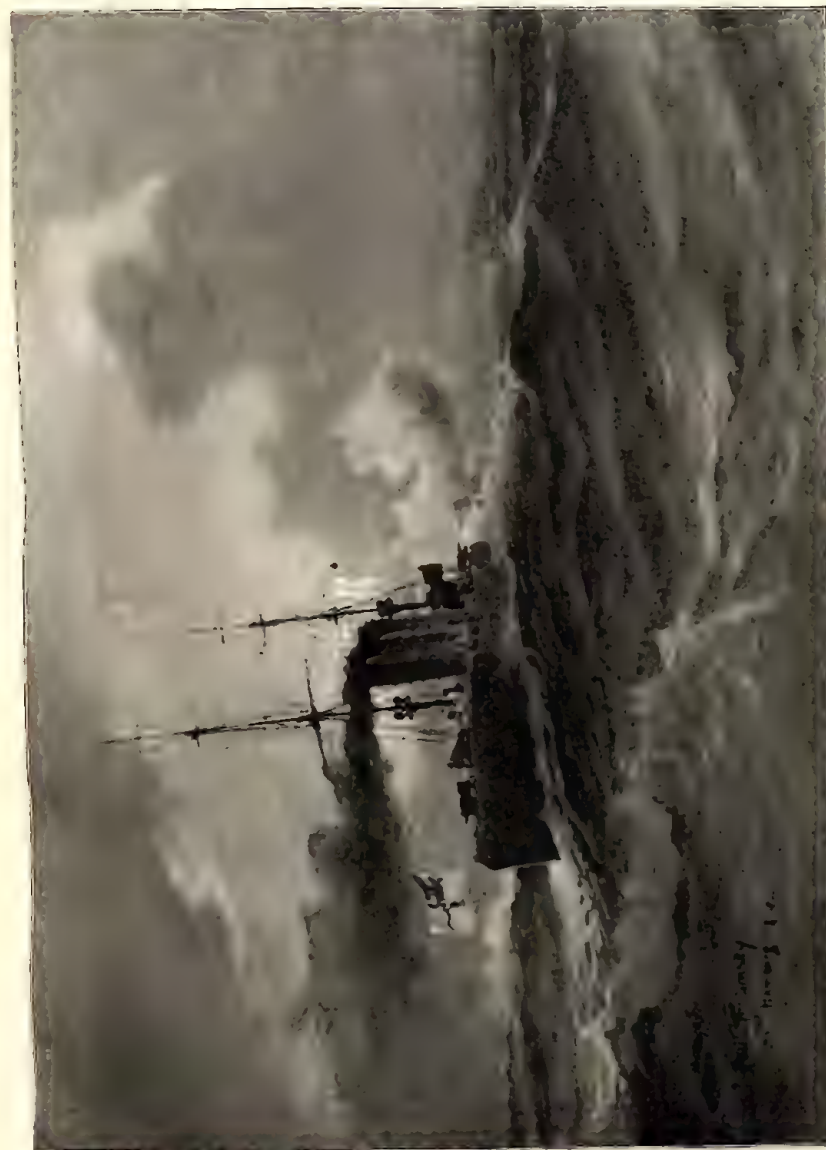
Am 24. September meldeten Londoner Blätter aus Nairobi vom 21. September, daß eine deutsche Truppenabteilung am 19. September in dem Bodisiri einen Posten 20 Meilen von der Grenze angegriffen habe. Vor ihr eine Station der Uganda-Bahn, 102 Meilen von der Küste entfernt. Ingleich endet hier eine fahrbare Straße, die von Waisai (Deutsch-Ostafrika) herkommt. Diese Straße führt über Tavea, das von einer deutschen Truppe besetzt worden ist. Es wird also wohl dieselbe Truppe sein, die jetzt bis Wai vorgerückt ist, mit dem kühnen Ziel, die dortige Eisenbahnstation in ihre Gewalt zu bringen und so die einzige Verbindung zwischen der Küste und der Hauptstadt von Deutsch-Ostafrika, Nairobi, zu unterbrechen.

abgefahren. Die Deutschen ließen alles unbedeutend zurück, außer der drahlosen Station, die sie zerstörten. Die Engländer fanden nur wenig Lebensmittel und Geld.

Ende September wurde vom Neutbüro gemeldet, daß die Polizeistation Niesfontein am 19. September von einer deutschen, etwa 20 Mann starken Abteilung genommen worden sei. Es handelte sich um eine ziemlich bedeutende Station, die südlich von Keimansdorp liegt.

Außerdem teilte im französischen Ministerium am 28. September mit, daß die Mannschaft des französischen Kanonenbootes „Surprise“ während der Unternehmungen gegen Kamerun und den deutschen Kongo Cocobach besetzt habe. Cocobach ist der frühere Name der Station Ufalo im deutschen Niamigebiet, das durch den Vertrag von 1912 von Frankreich an Deutschland abgetreten wurde.

Ferner sei eine französisch-englische Expedition, die vom englischen Kreuzer „Lumberland“, dem französischen Kreuzer „Braz“ und anderen Schiffen befördert wurde, in Kamerun gelandet worden und habe Duala ohne Kampf besetzt. Daß die offenen Häfenstädte unserer Kolonien gegen überlegen-



Der Linienschiff „Dresden“ legt den englischen Riesenkanonen, „Maurerlan“,

Nach einer Originalskizze von Paul Zischner



feindliche Kräfte nicht zu halten sein würden, war von vornherein anzunehmen.

Die englisch-französischen Truppen standen unter dem Befehl des englischen Generals Dabell. Außer Ducla wurde auch die Missionsstation Bonaberi, gegenüber von Ducla, besetzt.

Nach einer Meldung des Reuterbüros vom 2. Oktober gingen südafrikanische Truppenabteilungen auch gegen zwei deutsche Posten, von denen der eine bei einem Grasplatz in der Nähe von Lüderbüch, der zweite 26 Meilen nördlich von Lüderbüch bei Anichab stand, zum Angriff vor.

Es ließ sich wohl denken, daß unsere tapferen Südmehrer nicht leichten Herzens den Boden aufgeben würden, um den sie so hart gekämpft haben. Selbst die Engländer, die mit Vorliebe die Erfolge ihrer Gegner beschreiben, müssen einen deutschen Sieg in Südafrika zugestehen. Nach einer Londoner Depesche aus Kapstadt fanden zwischen dem 1. Regiment südafrikanischer Scharfschützen und einer Abteilung deutscher Feldartillerie Kämpfe im Namaqualand

statt. Die Deutschen begannen den Angriff um zwei Geschützen. Britische Kanonen erwiderten das Feuer und suchten die feindlichen Geschütze zum Schweigen zu bringen. Der Angriff der Deutschen entwickelte sich aber so schnell, daß sie bald zehn Geschütze gegen die Engländer ins Feuer brachten. Es gab viele Tote und Verwundete. Im Laufe des Kampfes trat bei den Engländern Munitionsmangel ein, so daß ihre Stellung unhaltbar wurde. Die Scharfschützen taten alles, um das feindliche Feuer zum Schweigen zu bringen, doch alles war vergeblich. Nachdem die Engländer alles zerstört hatten, was dem Feinde irgendwelche von Nutzen hätte sein können, wurde die weiße Fahne gehißt. Die Verwundeten wurden von den Deutschen gut behandelt und die Gefallenen ohne Unterschied der Nation mit militärischen Ehren beigesetzt. Verschiedene englische Abteilungen machten dann den Versuch, die deutschen Stellungen wiederzuerobern, aber die Deutschen waren zu stark, und die vordringenden Engländer mußten vor dem heftigen Feuer der deutschen Maschinengewehre zurückweichen.

(Fortsetzung folgt.)

## Illustrierte Kriegsberichte.

### Die Schlacht bei Soissons.

(Siehe die Bilder Seite 216 und 219/221.)

Während die deutschen Truppen schon bis Albert und Verres vorgeedrungen waren und die Front der durch ihre Dauer wie ihre Ausdehnung eine weltgeschichtliche Neuheit darstellenden deutsch-französischen Entscheidungsschlacht somit von den Vögeln bis beinahe zur Nordsee reichte, hatten sich die verbündeten Franzosen und Engländer offenbar darauf geeinigt, bei Soissons, auf der Linie Paris—Namur, die deutsche Front zu durchbrechen. Diese war aber gerade dort außerordentlich stark, nicht nur von Natur, auf den Höhen nördlich der Aisne, den Fluß als Hindernis vor sich, sondern der Verankerung der „Times“ stellte auch unserer Feldbefestigungskunst, wie sie sich dort zeigte, unter dem 19. September ein glänzendes Zeugnis aus. Man weiß, daß die Franzosen von sehr Meister gewesen sind so wohl in der Ausnutzung aller natürlichen Deckungen als auch in der raschen Herstellung künstlicher. Diesmal haben auch die Untrüben die erste tagtäglich und mit Erfolg geübt. Bei Jena 1806 waren hauptsächlich darin die Preußen und Sachsen den Franzosen unterlegen gewesen, denn diese lernten sie zur Zeit der ersten Revolution von Freiheitsskandalen, die in Amerika die Deckung im Gelände den Indianern abgesehen und im nordamerikanischen Freiheitskrieg ausgebildet hatten. In ihren vielen Kolonialkriegen hatten dann die Franzosen Gelegenheit, sich in der Benutzung kleiner Geländevorteile weiter zu vervollkommen, so daß sie uns noch 1870 darin allgemein überlegen waren, wie sehr die Alpenjäger in den Vögeln. Aber auch Feldbefestigungen stellen die Franzosen außerordentlich gewandt her. Daß wir ihnen nun auch darin mindestens ebenbürtig sind, ist sehr erfreulich, denn wir ersparen dadurch viel eitles Blut. Der englische Schwärmer hat uns das Lob gewiß nicht gern gependet! Nachdem er noch die Tätigkeit des deutschen Geschützes



Eine neue französische Neoplan-Driftkugel. Die solche während des letzten Krieges von unseren Feinden verwendet wurden. Man hat diese Luftschiffe von französischen Flugzeugen auf deutschem Gebiet abgegriffen, um die Überwachungsleistung in Schweden zu versagen.

„meisterhaft“ genannt, berichtet er weiter, daß dieselben die ganze Nacht auf Montag den 14. September die Verbündeten mit Feuer überschütteten und von da an Tag für Tag das Tal der Aisne zu einer wahren Hölle machten. Dabei verdunkelten Regen und schwarze Wolken den Himmel, und die französische Artillerie konnte nur dadurch gegen die vorzüglichen deutschen Verschönerungen etwas ausrichten, daß sie von ihren Fliegern und aus Gesselschallons durch Fernsprecher gut mit Nachrichten bedient wurde. So ging es fort bis Donnerstag den 19. September. In der Nacht vom 18. auf 19. war der Anstich der Deutschen besonders erfolgreich. „Unwiderstehlich stürzten sie auf die Feinde, unwiderstehlich und todesverachtend.“ Berichte aus Paris über Genf bezeichnen besonders die Verluste des englischen Korps als sehr schwer. Nach Rotterdam melden englische Beobachter, daß die Aisne Hochwasser nahm, wodurch der englisch-französische Brückenschlag vor Soissons erschwert wurde. Die deutschen Batterien vereinigten ihr Feuer auf die Brückenhäuser und vernichteten die dort befindlichen Feinde. Die schweren Oer aber löstete der englische Angriff denjenigen Regimenter, denen es gelang war, auf das nördliche Flugzeug herüberzukommen, um die starke deutsche Stellung an der Eisenbahn zu nehmen.

Schwerer der Deutschen beleuchteten das englische Vorgehen taghell, und ein vernichtendes Geschütz- und Geschützfeuer schlug den Engländern entgegen. Diesen Vorgang schildert meisterhaft unser Bild Seite 216/217, auf dem die englischen Sturmtruppen sich eben anschauen, in die deutsche Geschützlinie einzubrechen, und nun durch einen katastrophalen Vorstoß des Fußvolks getötet werden.

Die Stadt geht unter diesem Feuer in Flammen auf. „Es sieht aus, als ob ein Erdbeben gemittelt hätte... man geht über Schutthaufen, Fensterröhren, Gasrat; die Dächer sind weggepflegt... Brandrauch, vernichtet mit dem Rauch der Geschütze und dem Staub der stürzenden Häuser, zieht in ungeheuren Wolken durch die Straßen,

die Zurückgebliebenen unter den Einwohnern sitzen in den Kellern.“ Schreibt der Italiener Luigi Barzini im „Corriere“. „Tausend schleichen die Mauern entlang und sammeln Lebewunde...“

In dem holländischen Wochenblatt „Het Leven“ aber lesen wir über das Artilleriebild von Soissons: „Es zieht über einen dahin wie ein Orkan... man wird mit einem Schläge betäubt... das Getöse der Stöße schwillt zu einem langanhaltenden Donner an, tollend, ungebrochen, wie das stetige Brausen einer stürmischen See.“

### Die neuen Kriegsmittel.

(Siehe die Bilder Seite 216 und 219/221.)

Seit hundert Jahren hat der Krieg ein anderes Gesicht bekommen. Die Fortschritte, die er machte, bezeichnen die großen Namen der Weltgeschichte: Friedrich II. von Preußen,

Verbindung mit den Bewegungen und dem Vorgehen der Schlachtflootte. Man verfolgt dabei einen doppelten Zweck: entweder legt man das Minenfeld heimlich und verläßt den Feind durch geschicktes Manövrieren auf das Minenfeld zu ziehen, damit seine Schiffe auf die Minen auflaufen und zerstört werden, oder man legt es offen, so daß der Gegner die Lage des Feldes erkennt und dadurch von dem Befahren eines bestimmten Seegebietes abgehalten und in eine taktisch ungünstige Lage gebracht wird, die dann durch die eigene Schiffsartillerie geschickt ausgenutzt werden muß, so daß hier nach dem treffenden Fort eines Nachmanns die Mine gleichsam ein Hilfsmittel für die Steigerung der artilleristischen Wirkung wird. Heute haben alle Schlachtflootten Minendampfer mit einem großen Vorrat von Minen und mit trefflichen Vorrichtungen zu ihrem schnellen Auslegen. Außer diesen eigenen Minendampfern verwendet man zum Auslegen der Minen auch



Eingegebene deutsche Artillerie im Feuer. Nach einer Originalzeichnung von Wladimir

Napoleon I. Moltke. Der moderne Krieg arbeitet mit modernen Mitteln oder mit alten Mitteln, die so vervollkommen sind, daß man sie neu nennen muß. Der gegenwärtige Weltkrieg verwendet sie alle und in möglichster Vollendung. Bereits der Anfang des Krieges hat uns auf sie und ihre Bedeutung aufmerksam gemacht: der Kreuzer „Augsburg“ hat Libau bombardiert, die Hafenanlagen in Brand geschossen und Minen gelegt, und wenige Stunden danach war die Meldung hierüber auf funktentelegraphischem Wege beim Admiralsstab in Berlin eingetroffen. Hier hat man gleich zwei der neuen Kriegsmittel: Mine und Funkentelegraphie.

Es gibt im Krieg zur See vielleicht kein anderes Mittel, das so unheimlich wäre und wirkte wie die Mine. Anfanglich hat man die Minen zum Teil oder fast ausschließlich zur Verteidigung gebraucht. Man legte sie vor den eigenen Rüfen, Häfen und Flußmündungen, um diese gegen das Einlaufen feindlicher Schiffe zu schützen. Dadurch, daß man sie möglichst weit vorlegte, verhinderte man auch das Beschießen von Seiten der gegnerischen Fahrzeuge. Heute verwendet man die Minen auch beim Angriff. Schiffe, mit Minen ausgerüstet, fahren an die feindliche Küste und sperren die dortigen Häfen und Flußmündungen. Noch mehr, man legt Minenfelder auf hoher See in unmittelbarer

Torpedo- und Unterseebote, diese letzteren vorzugsweise, um Minen unbemerkt vom Gegner zu legen. Man unterscheidet drei Arten Minen: Beobachtungs-, Streu- und Treibminen. Die ersten sind verankert. Mit dem Land verbindet sie ein Kabel, durch das ein elektrischer Strom geleitet werden kann. Beobachtet die Landstation ein feindliches Schiff über der Mine oder dem Minenfeld, so bedarf es nur eines Drucks auf den elektrischen Apparat, und den Strom nach der Mine zu leiten und diese zu entzünden. Die Entzündung der Streumine erfolgt beim Aufstoßen des Schiffes auf sie. In den über der eigentlichen Mine hervorragenden Glasröhren ist eine chemische Lösung, die beim Zersplittern der Röhren auf ein Zündelement trifft, wodurch ein elektrischer Strom entsteht, der die Mine zur Entzündung bringt. Die Minen, die jetzt mit 100 Kilogramm Schießwolle geladen sind, sind stets in bestimmter Tiefe unter der Wasseroberfläche, was durch eine selbsttätige Tiefeneinrichtung bewirkt wird.

Beim Krieg zu Land fallen an den Mitteln, mit denen er arbeitet, die ganz hervorragenden Verbesserungen auf, die sie seit den letzten vier Jahrzehnten erfahren haben. Die Handfeuerwaffen haben eine ganz erstaunliche Entwicklung erlebt. Wenn das preussische Zündnadelgewehr von 1870 dem französischen Chassepotgewehr von 1866, das



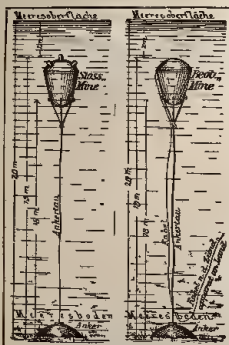


Nachfanggriff in der Schlacht bei Soissons gegen die Engländer.  
Nach Berichten von H. H. H. gezeichnet von Fr. Riemayer.









Bedeckte Mine.

mit nicht beschädigt werden, denn die Schrapnelle wärten nur schräg vorwärts. Das scheinen die drüben aber auch beobachtet zu haben, denn nach einer ganz kurzen Pause kamen Granaten. Die ersten lagen hundert Meter zu weit, die nächsten fünfzig Meter zu weit; ich wußte, nun brechen sie an der Entfernung nochmals fünfzig Meter ab, dann haben sie uns. Diesen Gedanken hatte ich kaum gegen unseren Deutnant ausgesprochen, als ich plötzlich durch einen furchtbaren Druck nach weiter in den Boden gedrückt wurde; ich sah dann noch eine Flamme und dachte nur: jetzt bist du weg. Noch einige kamen dann auf uns zu, zum Glück davor und dahinter. Dann hörten sie plötzlich auf. Unsere Handgranatenabteilung, die seitwärts hinter uns verdeckt stand, hatte sie endlich entdeckt am Aufblitzen der Schüsse. In kürzester Zeit waren sie für immer zum Schweigen gebracht. Die Infanterie brachte die zwei Batterien (sieben von acht Geschützen) abends ins genannte St. D. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit führten wir oberhalb dem Hof La Roche bei St. D. nochmals zur Verfolgung auf. Eine französische Feldbatterie hatte anscheinend schon erwartet, daß auf dem Berg über La Roche Artillerie zur Verfolgung aufstehen würde, denn wir hatten noch nicht zehn Schuß abgegeben, als wir in der von den Franzosen gewohnten Weise überschüttet wurden, aber ohne Erfolg, davor und dahinter schlugen die Granaten ein, ohne einen Mann zu verletzen. Spät in dieser Nacht brachten wir unsere Geschütze ohne Spannung wieder ins Tal und bezogen bei La Roche Winter.

Das war ein bedeutender Tag gewesen, dieser Donnerstags, 27. August, den ich in meinem Leben nicht vergesse. Vorher und nachher bekamen wir noch sehr oft Feuer in die Batterie, aber nie mehr so furchtbar und mit der Genauigkeit jener beiden Gebirgsbatterien. Das singende „böh-böh“ der Infanterie ist liebliche Musik gegen das heulende Säusen „st-st-st“ der Artilleriegeschosse und das harte Krachen der treppierenden Granaten. Wann ich das Infanteriegeschloß „böh-böh“ höre, ist es vorbei, es tut nichts mehr; das Artilleriegeschloß höre ich aber kommen, man kann die letzte Flugstrecke hören und muß denken: kommt es jetzt zu dir? Wenn die französische Infanterie so gut wäre wie ihre Artillerie, dann stünde es wohl etwas schlimmer für uns. Wie man hört, soll die französische Infanterie im Feuergefecht gar nicht schlecht sein und es meisterhaft verstehen, jede Deckung im Gelände auszunutzen, aber wenn sie die Bajonette sehen und die Sturmhäuser der Unseren hören, dann können sie nicht widerstehen, sie lassen

die Waffe und alles fallen und laufen oder ergeben sich. Die Schwaben und Bayern sollen besonders im Sturm geführt sein.

Petit-M., 14. September.

Ich bin nun einige Tage nicht mehr zum Schreiben gekommen, wir hatten große Märsche nordwärts, waren sogar schon auf deutschem Boden (in Lössborn in Lothringen) und sind nun schon wieder südlich in P., wo wir vor drei Tagen durchgemacht sind. (Nähergehend ein Scheinrückzug oder so was.) Am Sonntagmorgen (30. August) zogen wir das erste Mal durch St. D. Es ist dies ein ganz netter Industrie- und Handelsplatz, aber böse sah es darin aus. Aus- und Eingänge der Stadt waren böse zerstört. Ja, ja, das ist der Krieg! Um dieses Städtchen herum kämpften wir nun bis 11. ds. abends, bald südlich, bald östlich, dann wieder westlich; waren die Franzosen in einem Tal zurück, kamen sie im anderen wieder herein. So ging es fort. Einige Male lagen wir mehrere Tage in einer Stellung, so bei D., wo wir so heftig beschossen wurden, im gleichen Loch vier Tage. Einige Male verließen wir die Stellung auf einige Stunden, nachts kehrten wir aber immer wieder zurück. Dieser Kleinkrieg in den gebirgigen Vogesen nimmt einen schwer mit und wird einem verleidet, weil man gar keinen Erfolg sieht (wenigstens keinen für uns sichtbaren).

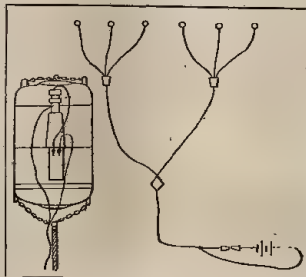
Grüße alle Bekannte herzlich von mir, vor allem Mutter, Fritz, Edles.

Dein Jakob.

### Dampferjagd auf hoher See.

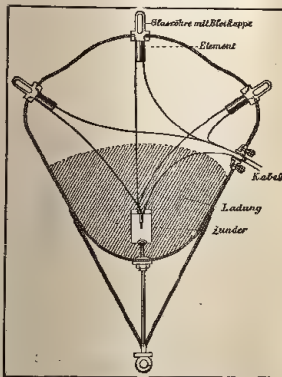
(Siehe das Bild Seite 218.)

Der Kampf der Kriegsschiffe gegeneinander ist nur die eine Seite des Ringens zur See. England hat von jeher auch die andere mindestens ebenso sehr in Betracht gezogen, nämlich die Verhinderung des feindlichen Handels. Aber die Kehrseite der Medaille für England ist die, daß zugleich der Seehandel überhaupt fast ganz aufgehört hat. Denn da die englischen Kriegsschiffe auch nach Willkür auf neutralen Schiffen eine Menge Güter für Kriegszwecke erklären, ist deren Verkehr ebenfalls stark behindert, ja bedroht. Nun lebt England zu vier Fünfteln vom Übersee- und Vermittlungshandel; dazu hat es gerade in Deutschland seinen besten Kunden verloren, denn nicht weniger als ein Fünftel unserer gesamten Einfuhr



System der galvanischen Schlingens. Nach „Blas, Der Seetrag“.

gerade in Deutschland seinen besten Kunden verloren, denn nicht weniger als ein Fünftel unserer gesamten Einfuhr



Die gebrauchteste Art der Seeminen.





# Beschiebung von Antwerpen.

Nach einem Gemälde von Professor Hans W. Schmidt.

Der Anblick ist von Westen nach Osten gegeben, von wo aus die Beschiebung erfolgte und wo das Gelände von vielen sich kreuzenden Weindämmen durchzogen ist. Vor der Stadt liegen die inneren Forts, von denen man die Schiffe ausfallen sieht. Im Vordergrund eine zur Aufklärung vorgeschickte Infanterieabteilung.



zeit endlich ist die, daß unsere Kreuzer draußen ehrlich Gleiches mit Gleichem vergelten und englische Schiffe versenken, wo immer sie liegen habhaft werden. Dadurch wird die Beschaffung für die englischen Kreuzer von Tag zu Tag kostspieliger und gefährlicher; ja, es treten in ihren Kreisen schon deutliche Zeichen gründlicher Mißstimmung auf und der wachsenden Unlust, ihre wertvollen Fahrzeuge noch weiter der Begegnung durch unsere schnellen Auslandskreuzer auszuliefern.

Von dieser Tätigkeit unserer Kreuzer auf hoher See erfahren wir, da alle direkten Verbindungen abgeschnitten sind, nur auf Umwegen. Die Taten der „Goeben“ und „Breslau“ im Mittelmeer stehen uns noch erfreulich in Erinnerung. Am 24. August soll nach amerikanischen Berichten ein deutscher kleiner Kreuzer in den westindischen Gewässern mit 14 englischen und französischen Kriegsschiffen ein Gefecht bestanden und eines davon zum Sinken gebracht haben. Die „Leipzig“ versenkte in den schillernden englischen Dampfer

„Giswe“, auf der Höhe von Peru den Dampfer „Bantfield“, der 6000 Tonnen Zuder für Liverpool an Bord führte. Ferner hat der kleine Kreuzer „Dresden“ an der brasilianischen Küste den englischen Dampfer „Somerset“ vernichtet. Der Riesen-Dampfer „Mauretania“ entkam ihm leider nach aufregender Jagd mit knapper Not in einen kanadischen Hafen; immerhin hat dessen Besatzung ein paar schlimme Tage hinter sich, die ihr das Wiederauslaufen vergällen dürften. Sodann ist der englische Hilfskreuzer „Oceanic“ zerstört, der Dampfer „Bowen Castle“ durch unseren Kreuzer „Karlsruhe“ versenkt, der geschützte Kreuzer „Glasgow“ in libanesischen Gewässern zusammengebrochen worden. Des weiteren wurde noch die Vernichtung der englischen Dampfer „Syades“, „City of Manchester“, „Aripa“ und „Nyanga“ gemeldet. Ein deutscher Kreuzer, wahrscheinlich die „Rürnberg“, hat das Kabel zwischen Kanada und Australien zerschnitten, ein anderer in Australien ein englisches Unterseeboot vernichtet. Auf Teneriffa wurden Mitte Oktober die Mannschaften von 13 Dampfern gelandet, die der Kreuzer „Karlsruhe“ auf dem Atlantischen Ozean versenkte. Der englische Handel im bengalischen Meerbusen wurde völlig lahmgelegt durch die „Emden“, die bis zum Kriegsausbruch dem Kreuzergeschwader in Tsingtau angehörte; auf deren gloriole Erfolge werden wir demnächst noch ausführlich zurückkommen.

### Die tapferen Bosniaten.

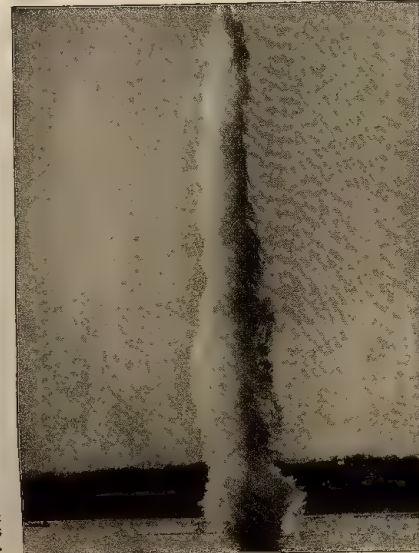
(Hierzu das Bild Seite 222.)

Schon bald nach der Okkupation Bosniens und der Herzegowina wurde die Bevölkerung dieser Länder auch zum Militärdienst Österreich-Ungarns herangezogen. Zuerst wurden nur bosnische Bataillone aufgestellt; jetzt bilden die Rekruten aus diesen Gebieten, die ja seit 1908 ein Bestandteil der Monarchie sind, wenn auch ihr staatsrechtliches Verhältnis noch nicht endgültig geregelt ist, vier Infanterieregimenter und ein Feldjägerbataillon. Diese Truppen haben in den letzten Jahren in zahlreichen Garnisonen innerhalb der Monarchie gelegen und sind überall als „Bosniaten“ ungemein beliebt und populär geworden.

Entsprechend dem schönen, starken Menschenstamm dieser jüngsten Teile des alten Habsburgerreiches sind die Soldaten aus Bosnien und der Herzegowina fast durchweg prächtige, kräftige, hoch und stämmig gewachsene Männer, die sich durch Tapferkeit und Ordnung auszeichnen. Die Mannschaft trägt ausnahmslos den Fes und Pantalons mit hohen Tuchgamaschen. Diejenigen Offiziere, die sich zum Islam bekennen, haben ebenfalls das Reich, statt der sonst üblichen Kappe den Fes zu tragen.

Vor der Mobilmachung standen die vier Infanterieregimenter in Wien, Graz, Budapest und Triest, das Feldjägerbataillon in Brind an der Adria. Unser Bild zeigt eines dieser Regimenter, das gerade auf den Bahnhof marschiert, um sich auf den Kriegsauftrag zu begeben.

Die bosnisch-herzegowinischen Truppen haben seither an den Kämpfen gegen die Russen und Serben hervorragenden Anteil gehabt. Mehrere Bataillone haben sich insbesondere nördlich vonemberg auszeichnet, wo es



Die Richtung von Moskau.

in der von Russen besetzten Schützengraben geradezu zum Handgemenge kam. Die Bosniaten griffen mit den Händen zu, zogen die Russen aus den Gräben und machten sie zu Kriegsgefangenen. Von den Kämpfen an der Drina erzählte ein verwundeter bosnischer Infanterist jüngst dem Redakteur eines Serajewer Blattes: „Am 1. August kam unsere Abteilung an die Drina bei Bilegrad. Als am 2. August der Vormarsch der serbischen Armee gemeldet wurde, wurde eine Patrouille an die Grenze geschickt. Zwei Mann und ich gingen gegen einen Wald neben dem Dorfe Trpinja, nördlich dem Berg Trepnas. Plötzlich sahen wir eine serbische Patrouille von achtundzwanzig Mann vor uns. Die Letzte trug Zivilkleider, waren aber bis an die Zähne bewaffnet. Als wir sie bemerkten, waren wir nur dreißig Schritte von ihnen entfernt. Beim Anblick des Feindes schlug mir das Herz vor Freude stärker. Der Geleitete kommandierte 'Feuer', und wir gaben eine Salve ab; dann aber stürmten wir drei gegen achtundzwanzig! Wir waren gleich im Handgemenge. Ich wollte meinen letzten Tropfen Blutes hergeben für meinen geliebten Kaiser und meine liebe Heimat. Ich fühlte in mir dreifache Kraft; mit der bloßen Faust drang ich auf die Serben ein, und jeder, den meine Faust traf, sank nieder. Ich schloß dann wieder und habe im Kampfe vier Serben erschossen, sieben verwundet und drei gefangen genommen. Noch aber war die große Übermacht vor uns; da kam Hilfe: zwölf Mann eilten im Sturmschritt her und halfen mir, meine drei Gefangenen dem Kommandanten zu übergeben, da ich selbst verwundet worden war. Ich hatte einen Schuß in einen Kniegelenk im linken Arm. Beide Wunden durchbohrten den Arm. Trotzdem blieb ich noch acht bis elf Uhr in den Reihen, bis ich wegen Blutverlustes zusammenbrach. Unsere Sanitätssoldaten trugen mich fort.“ Der brave Mann wurde von seinem General reich belohnt und für eine kaiserliche Auszeichnung vorgeschlagen.

### Der Fall von Antwerpen.

(Hierzu der Plan auf Seite 84, sowie die Bilder auf Seite 223, die Anstöße und eine farbige Beilage in einem weiteren Heft.)

Mit der Begegnung der Hoffnung Belgiens, des mächtigen Antwerpen, hatte Seine Majestät der Kaiser

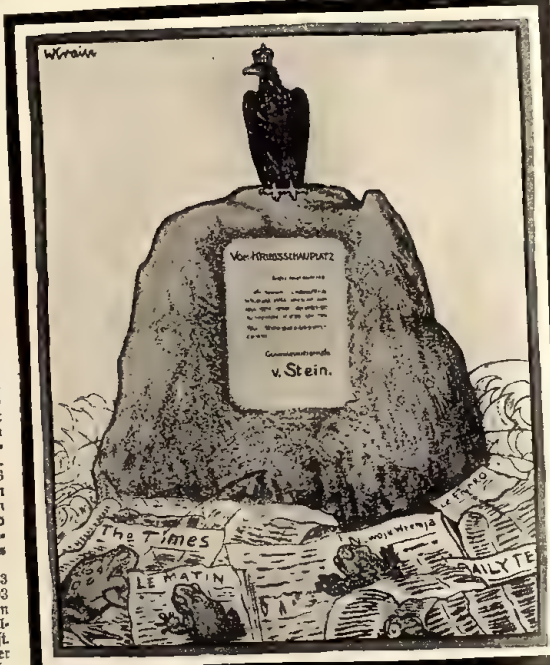






militärischer Werdegang ist in Kürze folgender: Geboren 13. September 1854 zu Wettersteden (Sachsen) als Sohn eines Predigers, trat er 1873 bei dem Feldartillerieregiment Nr. 3 ein. 1875 wurde er Leutnant, besuchte danach die Kriegsakademie, 1885 erfolgte seine Ernennung zum Premierleutnant, im Jahre 1888 wurde er zur Dienstleistung beim Generalstab kommandiert. 1890 trat er als Batterieführer ins Feldartillerieregiment Nr. 7 und kam 1894 in den Generalstab der 34. Division. 1896 wurde er zum Major im Großen Generalstab und 1901 zum Kommandeur des Feldartillerieregiments Nr. 33 befördert. 1903 Abteilungschef im Großen Generalstab, 1905 Oberst. 1908 wurde er mit Wahrnehmung der Geschäfte eines

Oberquartiermeisters beauftragt, 1910 erfolgte seine Ernennung zum Generalmajor und Oberquartiermeister, 1912 zum General-



Man rümpelt noch so stark die Hüfte: Die Wäpfele liegt, sie ist — von Stein!  
Nach einer Zeichnung des „Kriegsdenkmal“

## Der Honvedhufar.

Ein Reiterlied aus Österreich-Ungarns großer Zeit.

(Nach einem Erlebnis.)

Von Kurt Nobis, k. u. k. Infanterieregiment Nr. 88.

(Hörst das Bild Seite 205.)

Nach der Schlacht bei Komorn wurde in einem der Hufschlösser ein Honvedhufar gebracht. Der in einem Lächeln Erbe demütigt hatte. Sehr Mutte hatte ihn diese mitgegeben, damit er im Falle einer unglücklichen Wendung auf unglückliche Erde fallen konnte.

Hier der Heimat, an dem Dofekt,  
Nah der Feinde mächtigem Stand.  
Lagen unter tohlen Bäumen  
Söhne aus dem Ungarland  
Nitten heut die „roten Taufen“  
Die Attacke wie der Sturm.  
Bis der letzte Feind gekrochen,  
Sich verkrachten wie ein Krumm  
Schädel neben seinem Pferde  
Janos von der Heimatwelt;  
Achtzehn Jahre, halb ein Knute,  
Aber schon ein ganzer Held:  
Reite, Hufar, reit in den Tod!  
Gib Feindeerde blutrot.  
Reite, Hufar, reit in die Welt!  
Ungar muß leben und sterben als Held!

Hat die Mutter ihn gegeben  
Als ein heilig Amulett  
In ein Lächeln Heimat Erde,  
Dah er Reits auf ihr sich beif.  
Unter seinen Kopf das Bündlein  
Legt der Janos jede Nacht.  
Und so träumt auf Heimat Erde  
Janos von der Pusia Pracht;  
Träumt von lustiger Weigen Klängen.  
Wenn zum Tanz der Eschardasch taut  
Und des heurigen Mädels Auge  
Leuchtend ihn in Liebe blinkt:  
Reite, Hufar, reit in den Tod!  
Gib Feindeerde blutrot.  
Reite, Hufar, reit in die Welt!  
Ungar muß leben und sterben als Held!

Reiter gehen die Hufaren.  
Halten sich wie festes Erz.  
Bis die stürmische Feindekugel  
Janos trifft ins junge Herz.  
„Elsen! Sieg!“ tönt seine Stimme,  
Bis das Pferd ihn nicht mehr trägt...  
Sinkt zur Erde... Mutteres Bündel  
Unter seinen Kopf er legt  
Und so stirbt auf Heimat Erde  
Für den König Lächelnd er.  
Und der Wind trägt in die Pusia  
Des Hufaren Helmschmelze:  
Reite, Hufar, reit in den Tod!  
Gib Feindeerde blutrot.  
Reite, Hufar, reit in die Welt!  
Ungar muß leben und sterben als Held!

Leutnant und Kommandeur der 41. Division (Deutsch-Östlich). 1914 wurde er Oberquartiermeister im deutschen Hauptquartier. Mit allen Feinheiten des Generalstabsdienstes vertraut, von ganz hervorragender Klugheit und von kühnem Tatkraft, ist Generalleutnant v. Stein bei den Entschlüssen der obersten Seeresleitung mitbestimmend gewesen. Wenn er jetzt mit der Führung eines Armeekorps betraut worden ist, mithin die weitestgehende Stellung des Generalquartiermeisters einem anderen hat überlassen müssen (General v. Boigt-Rösch) — wenn er so mit jenseit in das chaotische Wirrsal der modernen Millionen-schlachten untergetaucht ist, so ist doch mit aller Bestimmtheit zu erwarten, daß er zu geeigneter Zeit wieder auftauchen wird.

## Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

So leicht, wie sich England die Wegnahme unserer afrikanischen Besitzungen gedacht haben mag, wird sie ihm nicht. In dem auf Seite 214 bereits erwähnten Gefecht an der Grenze des Randfontein- und des Warmbadistriktes hatten die Engländer nach einem Telegramm des Colonel Grant 16 Tote, 43 Verwundete, 8 Vermisste und 35 Gefangene verloren. Einem Kaufmann Bericht von Reuters Büro zufolge, den die „Adriatische Zeitung“ veröffentlichte, nahm das Gefecht folgenden Verlauf:

„Eine kleine Wasser- und Auspumpstelle, die sich für unsere Vorpostenlinie als wichtig erwies, wurde von einer Schwadron besetzt in der Annahme, daß der Feind sich zurückgezogen habe. Eine Abteilung der Transvaaler reitenden Artillerie und eine weitere Schwadron britischer Infanterie wurden ausgesandt, um die kleine Besetzung zu verstärken. Diese eingenommene Stellung war von vorne herein gefährlich für jede kleine Streitmacht, die sich dort befand. Auf der anderen Seite war das Wasser auf der Stelle für unseren Vormarsch unentbehrlich. Die Wasserstelle ist von Klippen umgeben, der Zugang geht durch einen engen Paß. Es liegt auf der Hand, daß der Feind, bei die Umstände kannte, die Falle freigab und sich zurückzog. Raum hatten zwei unserer Geschütze ausgespannt, da be-

kommen und vereiteln wollten. Unsere Infanterie, meist vom 1. Regiment, ließ es sich anlegen sein, das feindliche Feuer zu schwächen.

Unterdessen wurde alles vernichtet, was dem Feind irgendwie von Nutzen sein konnte. Als das geschehen war und alle Hoffnung auf Rettung aufgegeben werden mußte, stieß die tapfere kleine Abteilung von Briten und Afrikanern die weiße Flagge auf. Auf die Deutschen hatte der Kampf und die schweren Verluste, die sie selbst erlitten, einen derartigen Eindruck gemacht, daß der General (1), der sie befehligte, persönlich den britischen Obersten zu der Genauigkeit des Artilleriefeuers und dem tapferen Widerstand, den seine Leute leisteten, beglückwünschte. Alle Verwundeten wurden gut behandelt und einer von ihnen durfte nach unserem Lager zurückkehren. Die Deutschen begruben unsere Gefallenen vor den übrigen, und zwar mit allen Kriegsehren. Gefangene Kameraden der Toten durften der Leichenfeier beiwohnen. In dem Hauptlager war der Ernst der Lage schnell erkannt worden, man hatte auch keine Mühe gespart, um den Erfolg der Streikräfte durchzuführen, allein der Feind erwies sich dafür als zu stark. Die Schwadronen unter den Mittelmännern Ring und Davidson erlitten Verluste unter dem schweren Maschinengewehrfeuer, das

sie empfing, als sie versuchten, einen zweiten Zugang zu dem Talstapel zu durchbrechen.“

Ob die Angaben über das Kräfteverhältnis richtig sind, entzieht sich vorerst der Beurteilung. Manches ist natürlich einseitig geschildert. Aber auch diese Darstellung zeigt den Südafrikanern, daß sie es mit entschlossenen Gegnern zu tun haben, die unser kolonialafrikanisches Schutzgebiet tatkräftig zu verteidigen wissen.

In einer Anfang Oktober vom britischen Kolonialministerium amtl. Mitteilung heißt es: „An der englisch-deutschen Grenze des ostafrikanischen Protektorats herrschte im September eine bedeutende Reglementierung, da der Feind zahlreiche Versuche unternahm, in das britische Gebiet einzudringen und die Ugandaabahn abzuschneiden. Inzwischen wurden alle Versuche zurückgewiesen. Nur eine Grenzstation wird von einer kleinen deutschen Abteilung gehalten. Die normale Truppenbesetzung des ost-



Generalleutnant v. Stein. (Nach G. Gernmann, Berlin.)

afrikanischen Protektorats und des Ugandaabahnprotektorats ist seit Ausbruch des Krieges durch bedeutende Abteilungen indischer Truppen, sowie britischer und nicht britischer östlicher Abteilungen verstärkt worden. Hinsichtlich der militärischen Lage wird keine Befürchtung geäußert.“

Auf deutscher Seite meldete der Gouverneur von Kamerun siegreiche Gefechte von Anfang September gegen Engländer und Franzosen.





Untergang eines deutschen Kriegsschiffes bei Tannenberg. Nach einer Originalzeichnung von Hans Berger

Nach diesem Telegramm wurde an zuständiger Stelle angenommen, daß Engländer und Franzosen an den beiden nördlichen Einbruchstellen der nigerischen Grenze Vorköße in unsere Kolonie Kamerun versucht haben. Es sind dies der Eintritt des Benue und des Großflusses in nigerisches Gebiet.

Gegen Ende September meldete der Pariser „Excessif“ aus Johannesburg, daß zwischen den deutschen Truppen und den Engländern bei Upington in Betschuanaland Kämpfe stattgefunden hätten. Man befürchtete den Vormarsch der Deutschen auf Kimberley.

Upington liegt am Oranienfluß, der im Süden unser Schutzgebiet von der Kapkolonie abgrenzt, und zwar etwa 150 Kilometer stromaufwärts von unserer südöstlichen Grenze aus. Hier sind unsere Südwestler zuerst auf die Engländer gestoßen. Mit welcher Genugtuung werden sie die niederträchtigen Kappolizisten aufs Korn genommen haben, in Erinnerung an die Tage, da dieselben Kappolizisten die Gottentotten, die wir in den Dörfern gesagt hatten, in englischen „Schutz“ nahmen und uns zur Einstellung des Kampfes zwangen. Nachher haben sie dann diese halben Banditen mit englischen Gewehren bewaffnet uns wieder über die Grenze geschickt.

Upington! Wie klingt uns dieser Name ins Ohr! War's nicht in Upington, wo während des Gottentottenaufstandes unser damaliger Kapkaiser General Sir Jacobus mit einem Nichtstrassport zur Verpflegung unserer Truppen, für den man ihm in Kapstadt ein Einbengeld abgenommen hatte, anlangte und Kapit machte, und wo von betrunkenen Kappolizisten die schwarzweißrote Flagge von seinem Zelle herabgegriffen und verhöhnt wurde! Ja, wer von diesen Kappolizisten bei Upington jetzt sein Leben liebt, der hüte dort alle Blutschild Englands und seiner gewissenlosen Staatsmänner.

Und weiter nach Kimberley? Nach Cecil Rhodes' Diamantenstadt! Kimberley! Wie haben wir Deutschen vor fast 15 Jahren im Herzen mitjubelt, als der alte Cronje, der Burengeneral, vor Kimberley lag und Cecil Rhodes, den Diamantenkönig, misant allen Diamantenherren fangen wollte. Und ein Wehgeschrei ging durch Deutschland, als Cronjes Kriegsrath dann zusammenbrach und sein Zug auf Kimberley bei Paardeberg ein unermessliches Ende

fand. Ein seltsames Zusammentreffen: Unsere Zwecker reiten durch die Steppe der Kalahari lauchend auf Kimberley, denn es geht endlich, endlich gegen die Engländer, gegen die Engländer, die uns jetzt einem Menschenalter in Südwest heimlich und offen beläupen!

England schien zu merken, daß es mit seiner Macht in Südafrika nicht allzu glänzend bestellt sei, und es verschaffte sich deshalb einen Besserselbst in General Botha, dem einstigen Burengeneral, der zur Zeit des Burenkrieges als Vorkämpfer für sein Volk nach Deutschland kam und damals Schwüre ewiger Dankbarkeit leistete für die moralische und materielle Unterstützung, die wir den Buren in ihrem schweren Kampfe gegen England zuteil werden ließen. Im gegenwärtigen Kriege hat aber Botha seine Dankeschuld gegen Deutschland vergessen; denn am 11. September beantragte er im Parlament, den König Georg zu ersuchen, dem König der Belgier die Bewunderung und das Mitgefühl für das belgische Volk auszudrücken, und erklärte gleichzeitig, daß das Reich sich im Kriegszustande befinde, stehe auch Südafrika im Kriegszustande mit dem gemeinsamen Feinde.

Man täte aber dem Burenvolke unrecht, wollte man annehmen, daß es ebenso denke wie Botha. Gleich nach dessen Erklärung ist General Botha, der Oberbefehlshaber der südafrikanischen Armee, von seinem Posten zurückgetreten, weil er nicht gegen die Deutschen kämpfen wollte. Dieser Rücktritt Bothas verlegte die Regierung in eine schwierige Lage. Es besteht eine starke Opposition gegen feindliche Maßnahmen gegen Deutsch-Südwestafrika, namentlich in der Oranienkolonie, dem Transvaalbezirk, dem Bezirk Richtenburg und den Grenzbezirken der Kapkolonie. Die Buren sind treue britische Untertanen, halten aber die Maßnahmen gegen Deutsch-Südwest für unpolitisch, unweise und überflüssig.

Außerdem erregte auch die Begründung, die Botha für seinen Rücktritt gab. Er sagte: „Es muß der Regierung bekannt sein, daß die große Mehrheit der Holländisch redenden Bevölkerung Südafrikas den Befehl rügt, daß wir die Grenze überschreiten sollen, und daß zwei neuwits in Pretoria abgehaltene Besprechungen von Kommandanten davon ein beredtes Zeugnis ablegten. Es heißt, daß England sich am Kriege beteiligt, um der Gerechtigkeit willen, zur Ver-

teidigung der Unabhängigkeit kleiner Völker und zur Hochhaltung der Verträge, aber die Tatsache, daß drei Minister aus dem englischen Kabinett treten, beweist, daß es sogar in England eine starke Minderheit gibt, die von der Gerechtigkeit eines Krieges mit Deutschland nicht zu überzeugen war. Die Geschichte lehrt uns schließlich, daß jedesmal, wenn es den Interessen Englands entspricht, jenes Land bereit ist, kleine Völker zu schlingen. Aber leider kennt die Geschichte auch Beispiele, daß dasselbe Reich die heiligen Rechte auf Unabhängigkeit kleiner Völker verletzte und Verträge nicht achtete. Zum Beweise dafür brauche ich nur daran zu erinnern, wie es die Unabhängigkeit der südafrikanischen Republiken, des Oranienfreistaates verletzte und wie wenig die Konvention im Zandvoort geachtet wurde. Es heißt, daß der Krieg gegen den Barbarismus der Deutschen geführt wird. Ich habe vergeben, aber nicht vergessen alles, was an Barbarismus im südafrikanischen Kriege in diesem unserem eigenen Lande verübt wurde.“

Dies mußte sich England von seiner eigenen Kolonie lassen lassen. Dazu kam noch, daß es in der ganzen islamitischen Welt, soweit sie unter Englands und Frankreichs Joch stand, heftig gährte.

Ende August erhielt das englische Kolonialministerium aus Neuseeland eine Depesche des Gouverneurs, derzufolge Apia in Deutsch-Samoa nach Belagerung durch eine englische Expedition am 23. August besetzt worden sei.

Damit haben die Engländer ihrem – „Ruhmeskranz“ einen neuen Zweig eingeflochten. Nicht genug damit, daß sie in Mittelafrika und in Lago den Schwarzen das Bild eines Kampfes zwischen Angehörigen der weißen Rasse bieten, auch in Samoa gelistete es sie nach billigen Lorbeerzweigen.

Apia ist der Sitz unserer Regierung in Samoa. Diese Kolonie kam 1900 in deutschen Besitz. Sie hat eine Fläche von 2600 Quadratkilometern und (1910) 38 099 Einwohner. 1912 hatte die Kolonie eine Ausfuhr von 5 Millionen Mark bei gleicher Einfuhr. Der deutsche Gouverneur von Samoa wurde am 29. August als Gefangener nach den Fidschii-Inseln gebracht, und die Engländer haben dann auf Samoa eine vorläufige Verwaltung eingerichtet.

Der erste deutsche Gouverneur von Samoa ist Dr. Solf gewesen. Mithin ist der nunmehrigen Besetzung Samoos

durch die Engländer nichts, etc. etc. einen Brief an den Direktor der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südseeinseln zu Hamburg, Otto Nibel, worin er seiner besonderen Trauer über den Verlust dieser Inseln Ausdruck gibt, aber auch versichert, daß sie wieder in unseren Besitz gelangen werden. Dr. Solf schrieb unter anderem:

„Daß das Geschick Samoas mit persönlich besonders nahegeht, dessen brauche ich Sie nicht zu versichern. Niemand weiß besser als Sie, wie sehr mir die Berle der Südsee, dieses Kleinod unter unseren deutschen Schutzgebieten, im Laufe einer mehr denn zehnjährigen Gouverneurs-tätigkeit aus dem Herzen gewachsen ist. War es mir doch vergönnt, auf diesem eilumfluteten und von drei Nationen heißbegehrten Inselreich die deutsche Flagge zu hissen, und habe ich doch, wie auch Sie, und eine lange Zeit mit Ihnen, die besten Jahre meines Lebens dort zugebracht und daranfleh, auf den Inseln Frieden zu stiften, eine geordnete Verwaltung einzuführen und Samoa einer glücklichen wirtschaftlichen Entwicklung näherzubringen. Und jetzt, da nach jahrelanger mühseliger Arbeit das Feld bestellt und die Zeit der Ernte gekommen ist, soll sie von schänden, wehrlose Ansiedler überfallenden Eindringlingen eingeheimgt werden. Zum Glück wird das Geschick unserer Kolonien nicht in Afrika und in der Südsee, sondern auf den Schlachtfeldern Europas entschieden, und bei der bisherigen Erfolge unserer Waffen hege ich festes Vertrauen, daß es uns gelingen wird, schließlich auch unsere schlimmsten Feinde, die Engländer, niederzuräumen.“

Selbstverständlich hielten die Engländer überall Umschau, wo sie glaubten, ohne Gefahr etwas von unseren Besitzungen wegnehmen zu können, und da konnte ihnen auch Deutsch-Neuguinea in Australien nicht entgehen. Am 1. April 1899 ging der Besitz der Neuguinea-Kompanie in die Hände des Reiches über. Das deutsche Schutzgebiet Deutsch-Neuguinea umfaßt jetzt außer Kaiser-Wilhelms-Land den Bismarckarchipel, die Insel Bougainville und Buka in den Salomoneninseln, die Marianen außer Guam und die Carolinen. Sitz des Gouverneurs des Schutzgebietes ist jetzt Herbertshöhe im Bismarckarchipel. Sitz des Landeshauptmanns war anfangs Finschhafen, dann Friedrich-Wilhelms-Hafen.

Am 12. September gab der englische Kolonialminister von einem Telegramm des Admirals Patey Kenntnis,



Die Taufe von Tannenberg.





Leutnant d. R. Matthes erobert mit seinem Zuge eine  
 Nach einer Originalzeichnung  
 Nähe Batterie bei Rongiville in der Nähe von St. Dié.  
 Professor Anton Geymann.





Danzig.

Bibl. Dr. Zentgraf &amp; Co., Leipzig.

worin mitgeteilt wurde, daß am selben Morgen Herbertshöhe besetzt worden sei. Der Feind war nicht darauf vorbereitet, bot jedoch kräftigen Widerstand. Die Panzertrouppen wurden vertrieben, und die Engländer mußten 7 Kilometer durch den Wald vordringen, wo an verschiedenen Stellen Minen gelegt waren. Die Engländer verloren ihren zweiten Kommandanten; auch zwei Matrosen sind tot, drei verwundet. Auf deutscher Seite gab es keine Toten oder Verwundeten.

Weiter teilte die englische Admiralität am 26. September mit, daß sie von Admiral Paton ein weiteres Telegramm erhalten habe des Inhalts, daß Friedrich-Wilhelms-Hafen, der Sitz des Landeshauptmanns von Deutsch-Neuguinea, von australischen Truppen besetzt worden sei, ohne daß diese bewaffneten Widerstand fanden. Der Feind war offenbar in Herbertshöhe versammelt gewesen, wo Kämpfe stattgefunden hatten. In Friedrich-Wilhelms-Hafen wurde die britische Flagge gehißt und eine Garnison eingerichtet. Das Umherwandern „Handelschiff“ machte, wie am 1. Oktober mitgeteilt wurde, in Soerabana (Java) den Versuch, über Amerika Nachrichten aus deutscher Quelle zu erhalten, jedoch ohne Erfolg, da die Engländer das deutsch-amerikanische Kabel durchschnitten. England besetzte die Insel Jap, wo das deutsch-holländische Kabel mündet, so daß der gesamte Telegraphenverkehr auf das neutrale Büro angewiesen ist. Jap ist eine der wichtigsten deutschen Inseln in den westlichen Karolinen. Es hat besondere Bedeutung als Knotenpunkt zweier Kabeln. Von diesen führt die eine nach Menabo auf der holländischen Insel Celebes und von dort nach Schanghai, die andere nach der amerikanischen Insel Guam und von dort nach San Francisco. England hat also den Kabelverkehr der Vereinigten Staaten mit Niederländisch-Indien durch die Besetzung von Jap unter seine Kontrolle gebracht.

Eine amtliche japanische Meldung aus Tokio vom 7. Oktober teilt mit: Eine japanische Marineabteilung besetzte Jaluit, den Sitz der Regierung der Marshallinseln,

widerstandlos für die englischen Kaufleute wurde die Einfuhr freigegeben. Die Wärmeverwaltung erklärt, die Landung sei eine rein militärische Operation gewesen. Eine dauernde Besetzung sei nicht beabsichtigt. Die Marshallinseln sind eine deutsche Inselgruppe im westlichen Teile des Stillen Ozeans. Am 15. Oktober 1885 wurde auf dem ganzen Archipel die deutsche Flagge gehißt. Der einzige Handelsartikel der Inselgruppe ist die Kauri.

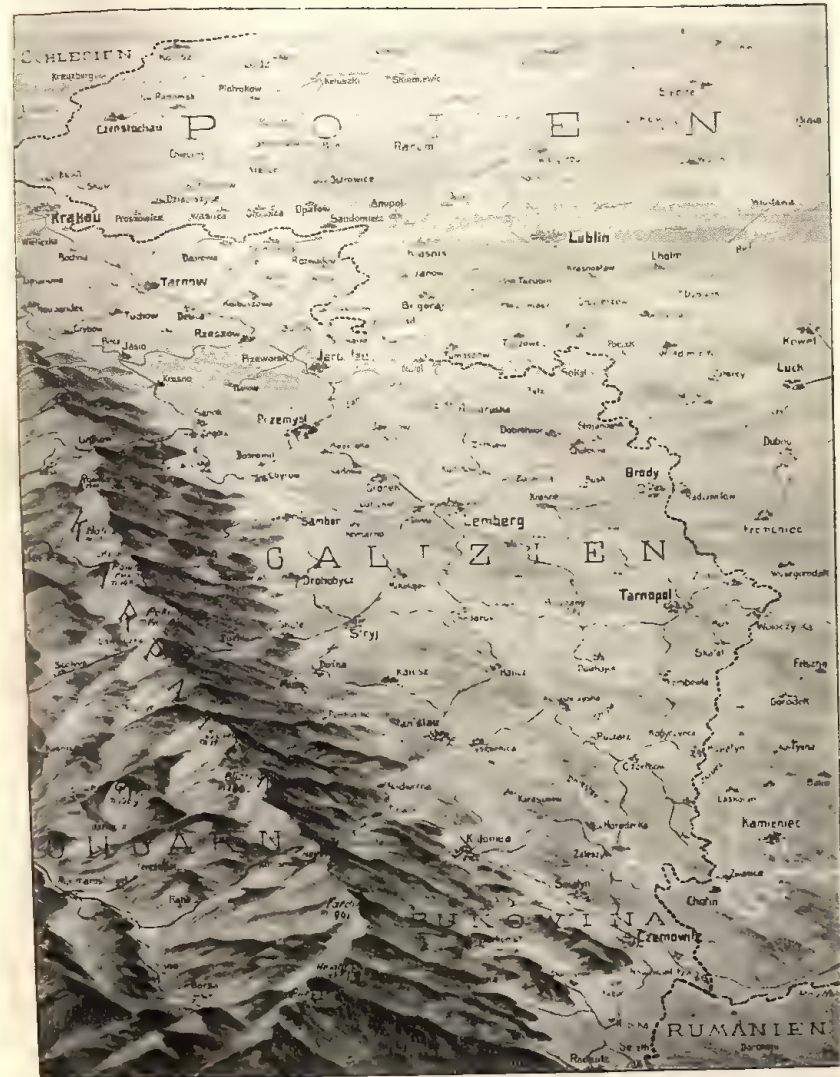
Man sieht: in der Mehrzahl der Fälle sind es billige Vorbeeren, mit denen sich unsere Gegner schmücken. Wo sie auf stärkere Abteilungen unserer Schutztruppen stießen, da holten sie sich auch blutige Köpfe. Es ist zu erwarten, daß der Stand der Dinge für uns besser ist, als aus den vorliegenden Mitteilungen hervorgeht, weil die Engländer in ihren Nachrichten gewiß alles unterdrücken, was sie in ein ungünstiges Licht setzen konnte. Wenn wir wieder Verbindung mit unseren Kolonien haben, so wird sich gewiß zeigen, daß die Engländer auch in den Kolonien schwere Arbeit mit uns hatten, als sie jetzt zugeben. Dem deutschen Standpunkt, daß sich das Schicksal der deutschen Kolonien auf Europas Schlachtfeldern entscheidet, schließt sich auch die „Morning Post“ an, indem sie schreibt: „Alle Veränderungen in den Kolonien hängen von dem Kriege in Europa zu Lande und zur See ab. Die Verbündeten beherrschen das Meer und können alle deutschen Kolonien besetzen, aber der dauernde Besitz dieser Kolonien hängt von dem Sieg der Verbündeten zu Lande in Europa ab, denn ohne einen solchen kann Deutschland nicht gezwungen werden, die Friedensbedingungen der Verbündeten anzunehmen. Das Schicksal der Kolonien ist nicht als entschieden angesehen werden, bevor die englische Flotte die deutsche Schlachtflotte besetzt hat.“

Auf Seite 134 haben wir bereits der Schlacht bei Kraagf Erwähnung getan, die unter der Führung des Generals der Kavallerie Viktor Dankl den Österreichern gegen die Russen einen vollen Sieg brachte. So hoch dieser Erfolg anzuschlagen ist, so bedeutet diese Schlacht (23. bis 25. August)



Lemberg.

Bibl. Dr. Zentgraf &amp; Co., Leipzig.



Der Kriegsschauplatz in Galizien und Russisch-Polen.





Disfunktions-Schützen in Krasno.

doch nur eine einzelne Begebenheit in dem ungeheuren Aufmarsch beider Heere.

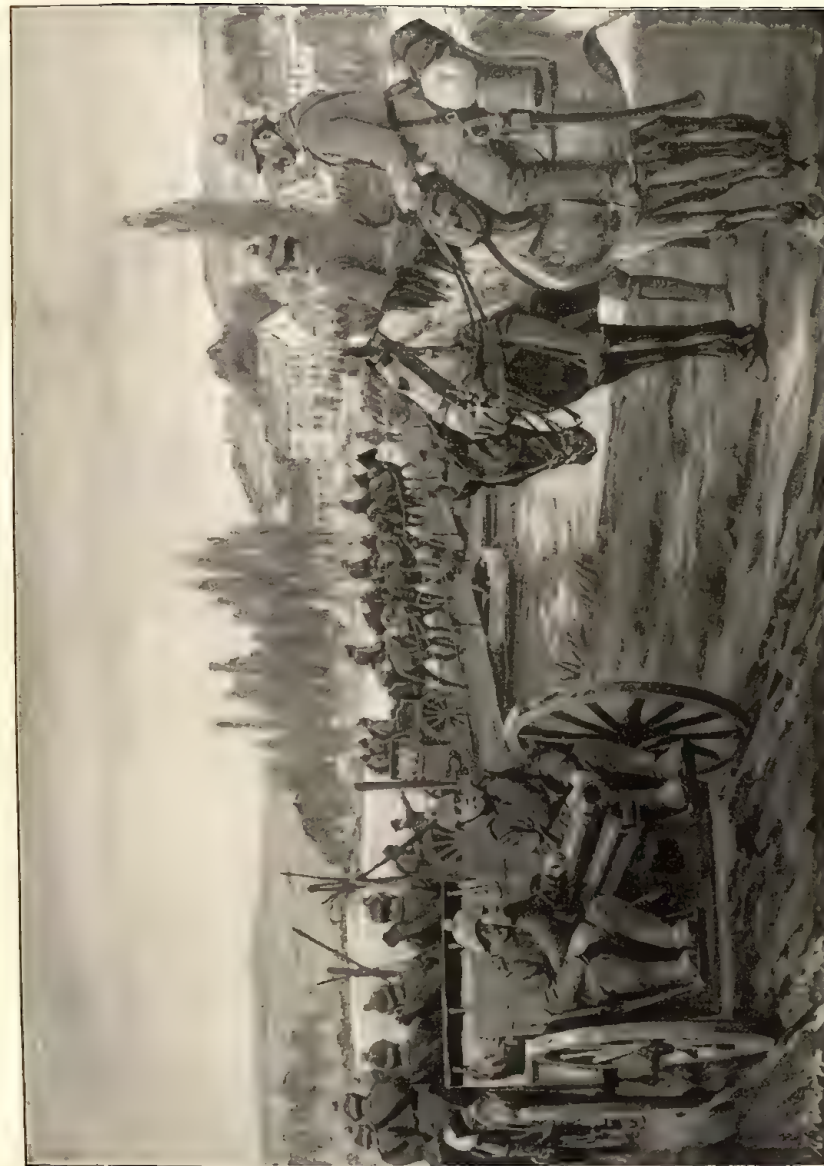
Es ist begreiflich, wenn die Sieger ihre Waffentaten im hellsten Glanze erscheinen lassen. Wenn aber sogar der Besiegte seinem Gegner die verdiente Anerkennung zollt, so ist ein Zweifel an der Leistung des letzteren nicht mehr möglich. Unter diesem Gesichtswinkel verdient der Bericht eines verwundeten russischen Offiziers über die Kämpfe bei Krasno Beachtung, der von der „Nowa Reforma“ veröffentlicht worden ist. Der Russe schildert seine Erlebnisse wie folgt:

„In der Nacht vom 28. August erhielt ich den Auftrag, die rechts von Dopol liegende, mit Wäldern durchzogene Anhöhe zu besetzen und mich dort zu verchanzen. Unsere Abteilung bildete die Vorhut der hinter uns marschierenden Truppenmassen. Unterwegs meldeten unsere Vorposten, daß die österreichische Armer gegen Dopol anmarschierte. Es dauerte nicht lange und schon begann der Kampf, doch hatten wir dabei keinen großen Schaden. Am rechten Flügel befand sich unsere Kavallerie. Nachdem dort die Kämpfe immer heftiger wurden, erhielten wir den Auftrag, diesem Flügel zu Hilfe zu eilen. Unsere Abteilung entwickelte sich in zweiter Linie. Der Aufmarsch erfolgte in vollster Ruhe und Ordnung, bis plötzlich einige österreichische Schrapnells in unsere Reihen einschlugen, die einige

Offiziere und Soldaten töteten; trotzdem gingen wir vorwärts und erreichten auch ohne besonders große Verluste unsere Stellungen. Um das gegen unsere Flanken gerichtete Feuer zu hemmen, entwickelte sich unsere Linie zum Teil nach rechts, zum Teil nach links; auch konnte sie einige kleine österreichisch-ungarische Abteilungen zurückwerfen. Doch waren unsere Leute durch das schnelle und heftige Feuer der feindlichen Märschgeschütze gezwungen, zurückzuweichen. Inzwischen erfolgte eine Verstärkung durch eine Belgabe, die die Fliehenden aufhielt. Wir konnten uns von neuem entwickeln, und nun kam es zu einer blutigen Schlacht. Nach einiger Zeit erhielten wir die Nachricht, daß uns ein ganzes russisches Korps vom Krasno-See zu Hilfe komme. Die Kampflust unserer Truppen holte uns mitternachts, als plötzlich der Kampf auf österreichisch-ungarischer Seite seinen Höhepunkt erreichte. Aber meiner Abteilung plakten sehr viele Soldaten, die furchterlich über die Überzahl der Feinde mit Todesverachtung gegen den Feind kämpften. In unseren Flanken österreichisch-ungarische Kavallerie und unsere erschöpften Truppen angriffen. Es wechelte uns so gut es ging. Als aber die österreichische Infanterie eintraf, die von allen Seiten gegen uns ein mörderisches Feuer begann, konnten wir uns nicht anders helfen, als in den benachbarten Wald zu fliehen. Unter



Von einem Flößen reiches Schiffswald.



Übergang über die Mencke.

Kath. beim Herüber eines Kriegeres begleitet von W. Weiss







der Deutschböhmen und Tschechen vor Pleschne immer noch bedrängt gewesen. Sie stehen nun waghalsig vor. Borodits, auf dem linken Flügel der Sübfrent festend, nahm unterdessen den Feinden in heftigem Ansturm einen Stützpunkt nach dem anderen weg. So kam es zum überfüllten Anzug der Russen. Die Energie des Erzherzogs Joseph Ferdinand, sein Schlag auf Tuzsowce, vollendete die Katastrophe für den Feind. Nun reiste Kautenbergs Saat. Er erbeutete mit seinen Armen: an die 20 000 Gefangene, 200 Geschütze, Maschinengewehre, auch die Geheimmappen des 19. Warschauer Korps wurden erbeutet.

Ein Wiener Fleischmeister, der bei der Armee Aufsenberg den Vorratshaus mitgemacht hat, erzählt über die Einnahme der russischen Stadt Jamosc: „Seit 27. August dauerten die Kämpfe in der Richtung auf Jamosc fast ohne Unterbrechung bis zum 29., an welchem Tage wir die eroberte Stadt besetzten. Wir hatten trotz unausgesehten Feuers der russischen Artillerie in wiederholten Sturmangriffen die Stellungen genommen, die vor diesem Ziel lagen, wobei wir von unserer Artillerie in mühseliger Weise unterstützt wurden. Am 29. kam es zum Sturm auf Jamosc selbst, und mit unserer braven Mäffkapelle an der Spitze waren Sturm und Einmarsch in die nahezu eroberte Stadt ein zusammenhängendes Ganges. Mit klingendem Spiel zog die Mäff dort an und

wir, als glange es zur Burgwachabstufung, in der hinein. In Jamosc blieben wir zwei Tage und marschierten dann in der Richtung auf Sibirien weiter. Auf dem Weg dahin standen wir fortwährend unter dem Feuer der russischen Geschütze und Maschinengewehre. Ich erhielt einen Schuß durch die rechte Hand, verband mir sie selbst und blieb bei meiner Kompanie. Über schon nach einer Viertelstunde wurde ich durch ein Schrapnell am Fuß verletzt und mußte mich mit mehreren Schicksalsgenossen in ein Bauernhaus zurückziehen, wo auch Sanitätsmannschaft eintraf und uns Verbände anlegte. Die Russen, die bemerkt hatten, daß sich in diesem Bauernhaus feindliches Militär befände, eröffneten nun ein Feuer gegen unseren Aufenthaltsort, sie schossen jedoch zu weit, und wir konnten bequem am Fenster stehen und ungefährdet zuschauen, wie ihre Granaten im Unterteil niedergingen. Dann fuhr unsere Artillerie auch hier auf und bald verminten die russischen Kanonen. Bei unserer Kompanie hatten wir wohl einige Verluste, doch die Artillerie verlor, obwohl sie über vier Stunden im Feuer stand, nicht einen einzigen Mann. Unsere Mäff wurde zwei- oder dreimal durch die russischen Säben zerprengt, flammte sich jedoch immer wieder, und ihre Klänge feuerten das Saitallon. Die Schlacht endete mit der Erbeutung von zahlreichen Gefangenen und Kanonen sowie mehreren Maschinengewehren.“ (Fortsetzung folgt.)

## Illustrierte Kriegsberichte.

### Über die Meurthe.

Von Dr. Colin Roß.

(Hierzu die Bilder Seite 236-242.)

Uns seiner Bereitstellung auf den Höhen nördlich der Belorutete wurde das Regiment am 24. gegen Mitternacht vorgeholt. In dem Dörfchen Meurthe trafen wir die Feldküchen der Infanterie. Das sind ganz famose Fahrzeuge. Wie kleine Dampfmaschinen sehen sie aus mit ihren Resseln, aus deren Ventilen der Dampf zischt. Morgens kocht darin ein köstlich warmer Kaffee und mittags eine treffliche Suppe mit Fleisch und Kartoffeln. Mit einer Unbefürmerheit fahren diese „Kriegsfahrzeuge“ auf dem Gefechtsfelde herum, als sei es ausdieseltig und allein für sie da. Über mittags hat die im Gefecht liegende Kompanie ihr warmes Essen. Und man kann unumwunden bekümmern, daß ohne die Feldküchen solche Leistungen, wie sie unsere Infanterie hinter sich hat, unmöglich wären.

Uns armen Artilleristen hat man leider keine zuteil, und so sind wir öfters darauf angewiesen, die Wohltätigkeit der Infanterie anzunehmen, die im Überflus hat. Ein umschachtelter Stolz zeigt sich dann auf den bärtigen Gesichtern der alten Küchenfeldwebel, wenn man ihre Suppe über den grünen Aker lobt. Aber heute ist keine Zeit zu noch so hübschen Jmbis. Es geht plötzlich vor. Ein Gegenstoß hat eingelegt. Stöße golen pieren über das held Wilsheit. Lassen auf schwelenden Weiden. Die Batterien werden vorgezogen bis dicht hinter die Schützenlinien. In dem Kommandoruf der Batteriechefs schwingt ein Ton, als wolle er jeden einzelnen persönlich treffen; ein eiferner, klingender Ton, der diesen vielgestaltigen Körper zusammenstößt, zusammenschweigt zu einer Einheit, zu schlagbereiter Waffe in des Führers Hand.

In jedes Herz greift der Ruf, in dem übermenschlichen Willen hebt, spannt den Willen, strafft den Körper. — „Batterie Galopp!“ — Die Pferde werfen die Weiber, strecken sich in den Geschützen. Mit einem Sprung legt Geschütz hinter Geschütz an. Die Pferde schaukeln, die eisenschlagenen Räder donnern über die Steine. Die nachgestellten Geschütze hüpfen und springen. Hoch wirbelt der Staub. „Batterie Galopp!“ — und hinein in die trachende, lärmende Brandung da vorn. Es ist ein Augenblick, wie er in Geschichtstagen und -Stunden nur für kürzeste Zeitpausen eintritt, ein Höhepunkt, in dem zwei Willen mit äußerster, verzweifelter Kräfteanspannung gegeneinander ringen...

Und es rauscht und es singt. Wie unsichtbare Mäden durchschneiden die Infanteriegeschütze die Luft. Aber dir, neben dir ihr pfeifendes Singen. Gib acht! sie stehen dich tot, wenn sie dich treffen. Weiße Wölfe am Himmel!

Die Luft zerreißt. Und unten am Boden aufsprühende Erde, aufgewühlte Trichter. Rauch auf Rauch — das Feuer der Batterien, der Regenschauer des Infanteriefeuers, und zur Seite raselt das Abwurf der Maschinengewehre ab. Test, test, test, test! ein schauerlicher Weder. Der Tod ging über das Feld. Die Batterie dort am Waldrand, die uns mit Feuer überschüttete: verfallene Trümmer. Die Schützenlinie vor uns, hat sie den Kommandoruf nicht gehört? Starr bleibt sie liegen. Wir gehen vor. Hinter uns bleibt der Jammer...

Die Franzosen haben Baccarat geräumt und sind über die Meurthe zurück. Wir können ihnen erst morgen folgen. Zwar sind die Brücken in der Stadt noch unversehrt; allein zu häufig war bisher heimlicher Überfall der Zivilbevölkerung, als daß man wagen könnte, bei einbrechender Dunkelheit Truppenkolonnen durch den Ort zu senden, ehe dieser völlig gesäubert ist. So muß der Zivilistenbrutal vor, um in der Nacht Kriegsbruden über den Fluß zu schlagen.

Es ist ein trauriger Morgen. Wir reiten den Wiesengrund hinunter. Träge fließt das grünlich-trübe Wasser. Darauf schwimmen schwer und plump die dreiten Pontons. Mit langen Stangen stemmen die Pioniere die verrosteten Boote gegen die Strömung. Unter dem Ponton droht der Bogenbelag. „Dept. Meurthe et Moselle“ steht auf allen Wegweisern. Die erste wäre gewonnen. Wann werden wir über die zweite?

In trüber Morgenstunde haben die Franzosen einen Angriff verübt. Beim Gewehrputzen im Bivall überfielen sie ein vorgehobenes Regiment. Jetzt tobt der Kampf. Wir kommen gerade rechtzeitig, die Unserigen durch einige Batterien zu führen. Im Gefecht sind Niederbarnen aus der Gegend von Baffau. Dieser schöne Landstrich ist berühmt durch den Mut und die Unerschrockenheit seiner Bewohner. Einer nennt eine phantastisch hohe Ziffer von Regimentsangehörigen, die sich durch besonders hohe Leistung in der Gegend haben sollen. — „Ja, die Franzosen“, meint der General lächelnd, „von denen hat ein jeder sein feststehendes Messer in der Leiche, einschließlich des Regimentskommandeurs.“ Aber sie gehen auch los wie der Kampf. Eine Kompanie ist zum Sturmangriff gekommen und hat den Feind mit dem Bajonett geworfen. Das ist ihr aller Wunsch: Ran an den Feind, dem Franzmann an die Kehle. Der aber schießt lieber aus dem Hinterhalt.

Überfall mit Unterhütung verräterischer Landeseinwohner: das ist der Franzosen liebste Taktik. Immer wieder werden Einwohner dabei erwischt, wie sie mit dem feindlichen Heere gemeinsame Sache machen, ihm Spionendienste leisten. Die sonderbarsten Methoden müssen zur Nachrichtenübermittlung dienen. Da regt der Ber-



Die Scherger schufen auf die Stadt, um unsere Truppen zu verwunden. Unten die Ruine, die nur jetzt sichtbar ist, zeigt das Bildhaus



Von feindlichen Granaten zerstörtes Haus.



Unser Maschinengewehr als Feuerbeschießung bei den Aufschlagsarbeiten und dem Wachen in den Dörfern Metzvergen.



Die Wirkung der Geschütze bei einer Wille in der Nähe von Metzvergen in Metz.



Die Wirkung des Schrapnells. Die Eisenbahnschienen haben sich unter der Wucht des Schalles vollständig verbogen.



Ein geschossener Panzerturm, der zur Deckung feindlicher Kanonen dient, und von einem Schuss unserer schwerer Geschütze vollständig zerstört wurde. Unter Bild zeigt den geschossenen Panzerturm in der Stellung Brandes.







künft jahreszeit Verwendung dienen in Ermengung von  
 Dach und Fach die Selbstkosten der Gezeiten und Ver-  
 wendungen auf denen die Kransträger geräumige Ver-  
 wendungen aufbauen lernen. Auch diesen wird der  
 Souperbandplatz durch die National- und die Gen-  
 ffrage, das Hotel Kreuz im weichen Felle, geteilt; nach-  
 wärts durch eine rote Laterne. Der Dienst der Kran-  
 träger wird heute durch die ausgedehnte Feuerwache  
 über zweiwöchigen Meier und die Dienst der Kämpfe  
 erfolgt. Der Kransträger wird in der Fülle der  
 der Kransträger mitunter wird, um Verwendung zu be-  
 der Kransträger sind daher mit reichlichem Ge-  
 zeugungsgerät versehen. Um jedem Verwendung wird  
 ein Bündelgeleit beigestellt. Die darauf enthaltenen An-  
 gaben erleichtern den folgenden Ärzten die Arbeit und  
 reparieren den Verwendung überflüssige Untersuchungen und  
 Verordnungen. Nach der Schlacht wird der Kransträger  
 komponenten der Verordnungen der Kransträger der Kransträger  
 pferst sind. Die Kransträger sammelt neben die  
 Kransträger werden können. Die Kransträger  
 Kransträger werden können. Die Kransträger

die Kranken mit dem nöthigsten Personal und Sanitätsmaterial unter dem Schutze der Genfer Konvention zurück, während sich das übrige Personal mit den Fuhrwerken der Armee anschließt.

Das Etapengebiet hat für die Verbindung des Heeres mit der Heimat, für den Nachschub von Kriegsmaterialien, Munition, Verpflegung, Bekleidung, Sanitätsmaterial die größte Bedeutung. Es führt die beste und kürzeste Verbindung zwischen dem Heere und der Heimat her, und die Etappen müssen daher nicht nur in der Lage sein, den Nachschub zu empfangen, sondern auch, ihn zu verpacken, zu sortieren, zu verladen und weiter zu befördern. Die Etappen sind daher die Hauptknotenpunkte der Verbindung zwischen dem Heere und der Heimat. Sie sind die Hauptknotenpunkte der Verbindung zwischen dem Heere und der Heimat. Sie sind die Hauptknotenpunkte der Verbindung zwischen dem Heere und der Heimat.

Der hessische Tiertransporttransport in Gießen (Frankfurt/Lehringen)

nir von den Selbstagareten gleicht. Deren gibt es zwölf bei jedem Regiments. Sie sind für die Lagerung von mehreren Stranten ausgerüstet, können zur Not aber auch aufnehmen. Unter den Fußgänger eines Selbstagarettes befindet sich ein Strantrawagen mit Tragern. Die Agarette stehen unter dem Befehl von Gelätsen. Bei Gefechten werden sie in der Nähe des Schlachtfeldes, möglichst in Örtlichkeiten errichtet. Dort werden geeignete Kammflaketen, wie Vermögensgegenstände, aufbewahrt und so weiter, mit den Geseßten zusammengefaßt. In der Regel wird eine Ausrichtung, die vom Agarett mitgeführt wird. Frühere Ausrichtungen, sogenannte Zeichnungen am Standort angefertigt werden. Der Dienst vollzieht sich nach ähnlichen Grundlagen wie im Friedensbetriebe. Leitender Gesichtspunkt bleibt, die Stranten so bald wie möglich beförderungsfähig herzustellen, damit das Agarett frei wird und seinen Armeekorps zugeteilt werden kann. Das ist nicht immer durchzuführen; er muß deshalb unter dem Befehl der Etappenabteilung, wenn die Arme weiter vorrückt. Bleibt eine längere Zeit in einer Gegend, beispielsweise bei Belagerungen, so können Selbstagarette monatelang in Tätigkeit bleiben. Dann kommt auch eine Erweiterung durch Baracken und Zelte in Frage. Bei rückwärtigen Bewegungen bleiben

Jeder Glaspneumonie ist ein Glaspneumogeneralarzt als leitender Arzt beigegeben. Ihm zur Seite steht als wissenschaftlicher Berater ein Gelehrter aus dem Fach der Gesundheitspflege: der beratende Hygieniker, zu dessen Ausstattung ein vollständiges Laboratorium gehört. Außerdem tritt hier ein Kriegslazarettarzt (Oberstabsarzt) in Tätigkeit; ihm fällt die Beaufsichtigung der beiden Lazarette zu. Hinsichtlich der Lazarette stehen ihm jedoch aber auch direkt einzurichten. Sie werden mit Ärgern und anderem Sanitätspersonal aus den Kriegslazarettablängen besetzt; das Material entnehmen sie den für diesen Zweck bereit ausgestatteten Glaspneumodéposits. Die großen Lazarette liegen am Glaspneumohauptort; kleinere werden an allen wichtigen Orten aufgestellt, wo eine größere Anzahl Kranke zu erwarten ist. Die kleinen Kriegslazarettpersonal abteilt der Hauptvertheilungsweg Seuchenlazarette eröffnen. Sie unterstellen sich dadurch von den anderen Krankenanstalten, da sie niemals Kranke in andere Lazarette abgeben, sondern jene erst dann entlassen, wenn keine Gefahr einer Weiteransteckung mehr besteht. Die wichtige Funktion im Glaspneumogebiet ist die Kranentransportation, welche die außerordentlich umfangreiche und schwere Aufgabe aus-

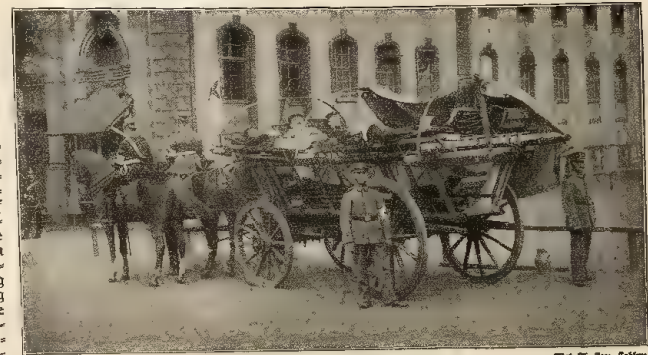


Teilhaft einer Enklave auf dem Gölhofe.



fällt, die beförderungsfähigen Kranken und Verwundeten in die Heimat zu überführen. Die hierzu bestimmten Kranken werden von den Feld-, Kriegs- und Etappenlazaretten nach Krankenstellen gebracht; dabei helfen Heilstrupps der freiwilligen Krankenpflege. Gewöhnlich gehen die Transporte zur Bahn auf Landwagen; doch kommen auch Automobile und Feldbahnwagen in Betracht, wo solche gerade zur Verfügung stehen. Die Verteilung der Transporte auf die Eisenbahnen oder Wasserstraßen und ihre Zuweisung an die heimatischen Heerlazarette wird von den Linienkommandanturen vermittelt, die von den Heimatlazaretten regelmäßig über die freien Lagerstellen Nachricht erhalten. Den Kranke transportabteilungen stehen Lazarettzüge und Hilfs-lazarettzüge zur Verfügung. Sie werden in der Heimat vorbereitet und nach dem Kriegshauptplatz geschickt. Außerdem werden am Etappenhauptort aus Güterwagen Hilfs-lazarettzüge zusammengeleitet; das Gerät dazu wird in den Etappen-sanitätsdepots mitgeführt. Beide Arten von Zügen sind für liegende Kranke bestimmt. Endlich werden Personenwagen zu Kranke-zügen für stehende Kranke zusammengestellt. In den Lazarettzügen, die ein ständiges Sanitätspersonal haben und unter Chefarzten stehen, findet eine vollständige ärztliche und ökonomische Pflege der Beförderung statt; eigene Küche erlaubt die Beförderung zu jeder Zeit und an jedem Ort. Die Hilfs-lazarett- und Kranke-züge dagegen sind mit ihrem ärztlichen und Verpflegungsdienst auf die Haltestellen an den Etappenwegen angewiesen, die telegraphisch von der Ankunft der Transporte benachrichtigt werden.

Im Heimatgebiet sind die Kriegsmünisterien die leitende Stelle. Der Dienst vollzieht sich im allgemeinen nach den Friedensvorschriften; ein stellvertretender Korpsarzt steht in jedem Armeekorpsbezirk an der Spitze des Sanitätswesens. Ihm ist ein fachärztlicher Beirat unterstellt, dazu



Eisenzug zum Fortschaffen von Gift-Schwermetallabfällen.

Wiel. T. Rep. Köln.

ein Heer-lazarett-direktor. Beide haben daheim die gleichen Amtspflichten wie die beratenden Chirurgen und Kriegs-lazarett-direktoren bei der mobilen Armee. Zur Krankenbehandlung dienen die Garnison-lazarette, die den Namen Heer-lazarette annehmen; außerdem die Vereins-lazarette der freiwilligen Krankenpflege. Übernachtung, Verband- und Erfrischungslationen sorgen an Bahnhöfen und Wasserstraßen für die durchkommenden Kranke-transporte. Hinsichtlich des ärztlichen Personals wird auf die nicht mehr für die Armee in Betracht kommenden Zivil-ärzte und auf das Pflege- wie Trägerspersonal der freiwilligen Krankenpflege in weitem Umfang zurückgegriffen. Der Vermittlung von Nachrichten über Gefallene, Verwundete, Kranke und Gefangene dient das Zentralnachweisbureau im Kriegsministerium.

Einige Besonderheiten bietet der Dienst bei den kranken Kriegsgefangenen. Infolge der Erfahrungen, die wir 1870 mit der Abtransportierung der Boßen durch die Gefangenen nach Deutschland machten, hat man jetzt die Bestimmung getroffen, daß ansehnlich starke Gefangene nicht in das Inland überführt werden dürfen. Außerdem werden alle Gefangenen der Schutzpockenimpfung unterzogen. Im Anschluß an die Gefangenendepots werden eigene Kriegs-gefangenen-lazarette errichtet. Sie müssen grundsätzlich unter militärischer Leitung stehen.

## Ein Schwabenstreich.

(Hierzu das Bild Seite 238/239.)

Am 5. September teilte das Heß. Generalkommando mit: Leutnant d. R. Matthes hat in der vergangenen Nacht mit seinem Zuge eine feindliche Batterie vernichtet und 6 Geschütze, 13 Munitionswagen, sowie viele Pferde erbeutet. — Einem uns freundlichst zur Verfügung gestellten Briefe entnehmen wir folgendes darüber:

5. September.

„Gestern, den 4. September, hatte ich mit meinem Zug von 50 Mann einen Ausgang von Romgaille befehligt. Ein anderer Ausgang, 400 Meter von mir entfernt, war von einem anderen Zug be-



Tätigkeit der freiwilligen Sanitätskolonne bei Abtransporte Verwundeten.





Wheben einer Beifelle von einem englischen Flaggschiff.

Herr Gen. Gerd, Berlin.

seht. Der Rest der Kompanie lag 300 Meter rückwärts im Dorf gedeckt. Zunächst wurde auf meine Stellung mit Granaten geschossen, so daß ich mich hinter einen Wald-Abhang weiter rechts der Straße zurückziehen mußte. Die Straße wurde verbarrikadiert, dabei wurde von Infanterie geschossen. Umgefaßt 20 Mann lagen dann hinter der Barrikade zum Schutz des ruhigen Juges, der an einer Sägemühle aufgestellt war. Auf einmal hörte ich hinter mir vom Wald herab Mörserfahren und Reiten. Ich beobachtete mit einem Mann, und siehe da: feindliche Artillerie fuhr an. Es war neun Uhr abends, dunkel, und ich wartete, um sicher zu sein und ja nicht auf eigene Kolonnen zu schießen, bis die Artillerie auf ungefähr 20 Schritt vor mir fuhr. Sodann hatte ich meinen Zug in Stellung und kommandierte Feuer. Der Erfolg war Erbeutung von 6 Kanonen, 13 Munitionswagen und 94 lebenden Pferden. Der Batterieführer war gefallen und die Bedienungsmannschaft, soweit sie nicht ebenfalls gefallen war, geflüchtet.

Nach einer Stunde kam die Kompanie und das Bataillon. Alles war erkannt und geschildert. Meine Lage war sehr kritisch. Wehe, wenn die Artillerie eher vor mir beschossen worden wäre, sie hätte sehr gemacht und uns in Grund geschossen mit einem Geschütz. Die ganze Beute mußte ich in der Nacht noch nach St. D. bringen. Es waren die Geschütze, die uns schon seit drei Tagen das Tal sperren. In Eile bin auf exponiertem Posten. — Der Held erfuhr von seinem Brigadier und dem Divisionär großes Lob und wurde für seine Tat mit dem Eisernen Kreuz 1. und 2. Klasse ausgezeichnet; ersteres wurde ihm persönlich vom General v. Stein, damals noch Generalquartiermeister, an die Brust gegeben.

### Kriegseindrücke in Ostfrankreich.

Von Dr. med. Paul Bernoulli, Oberarzt der Landwehr, zuerst im Felde.

In folgenden möchte ich einige persönliche Beobachtungen über die Franzosen nach dem deutschen Grenzgebiet mitteilen.

Beim Durchstreifen der französischen Grenze fiel uns das Gefühl jedes Grenzpostens oder Zollhauses auf; ich gehe vielleicht nicht ganz fehl in der Annahme, daß die Franzosen diese sichtbaren Zeichen der Völkerseidung bei

ihrem Einfall in deutsches Gebiet absichtlich entfernt haben, weil sie von dem Wunsche ausgingen, den Rhein als neue Grenze festzusetzen. Doch möchte ich selbst an dieser Beschuldigung einer heftigsten Gebietserweiterung Frankreichs zweifeln; denn mir ist von Franzosen glaubwürdig berichtet worden, sie hätten bestimmt erwartet, einige Tage nach Kriegesbeginn in Straßburg und 14 Tage nach Eröffnung der Feindseligkeiten in Berlin einzuziehen zu können. Ein einwandfreier Beweis hierfür liefert mir die Erscheinung zu sein, daß von uns in den Tornissen der wundeter Alpenjäger Paradeuniformen gefunden wurden und daß diese armen, verblenden Leute mit dem Trost in den Kampf geschickt wurden. Ihnen kurzer Zeit in Berlin als Sieger prunkten zu können. Offiziere hatten auch Extragarnituren, Extrajabel und dergleichen bei sich. Alles in allem: man kann dieselbe Täuschung der französischen Volksseele feststellen wie im Jahre 1870. Der Bevölkerung wurde vier Tage nach der Mobilmachung weisgemacht, die Waffen seien bereits in Berlin eingebracht! Dienstmädchen geübter Herrschaften in einer französischen Stadt setzten mit einem unterstreichen müssen (es handelt sich um deutsch-ellastische Mädchen, die französische Offiziersfamilien um guten Lohn anlocken, um auf bequeme Art Deutsch lernen zu können) und der folgenden Inhalt hatte: Sie hätten sich als französische Bürger zu betrachten, dürften nichts unternehmen, was im Fall eines Krieges gegen die Sicherheit des französischen Staates verstoßen würde, und dürften kein einziges Wort Deutsch mehr sprechen!

Was die schon mehrfach erwähnte Laßache betrifft, ob die französische Regierung den Krieg von längerer Hand vorbereitet hat oder nicht, so glaube ich einen ganz wertvollen Beitrag zu dieser Frage liefern zu können. Zunächst kann ich berichten, daß mir von einem höheren deutschen Beamten im deutschen Bogenfeld, Vizekonsul, in seinem Brief unabsichtlich, er dessen Worten ich nicht den geringsten Zweifel hegen kann, Ende August folgendes erzählt wurde: In der zweiten Hälfte des Juli habe er auf im allgemeinen wenig begangenen Pfaden der deutschen Hochpögen französische Artilleristen beobachtet. Diese Beobachtung ist von dem betreffenden Herrn an die maßgebende Stelle weitergegeben worden. Als die Sache untersucht wurde, war von den Herren Franzosen

nichts mehr zu entdecken. Es dürfte mit Sicherheit anzunehmen sein, daß es sich um Ausfindungsgüter guter Artilleriestellungen gehandelt hat, und dies dürfte sich mit dem Vorhandensein der besten Artillerie- und Geschützstellungen der französischen Artillerie in ununterbrochenen Bogenfeldern decken. So übergehend diese Einzelheiten an sich, können sie werden noch überboten von folgenden. Ein bei St. Die kämpfender deutscher Offizier hat mir erzählt, daß ihm von französischen Artilleristen fest berichtet worden ist, sie seien bereits am 15. Juli gezwungen worden, auf den befestigten Anhöhen hinter der Stadt Schanzarbeiten zu verrichten und Schützengräben aufzuwerfen. Daß Derartige nicht auf Erfindung beruht, beweisen die dort oben angetroffenen Befestigungen, die im Friedenszustand nicht vorhanden sein sollen. Man konnte mit Sicherheit an verschiedenen Anzeichen erkennen, daß das Alter der Schanzarbeiten nicht über ein Vierteljahr einzuschätzen ist; andernfalls waren sie völlig mit Gras überwachsen, können also nicht erst kurz vor dem Eintreffen und Stürmen unserer Truppen als Rückzugsdeckung errichtet worden sein.

Die von mir geschilderten Erscheinungen, wie sie in ähnlicher Art bereits anderweitig bekannt gemacht wurden, sind meiner Ansicht nach, soweit sie aus glaubwürdiger Quelle vorliegt, zweifellos auch als Beweis für eine planmäßige Rüstung zum Kriege gegen uns von Seiten Frankreichs anzusehen. Die Geschichte wird derartige Materialobjekte zu suchen haben. Freilich objektive Wissenschaft und im besonderen Geschichte — das gibt es ja in der Welt nicht überall. Ich habe in den französischen Orten L. S. D. und St. D. in Schulen, die wir als Hauptverhandlungsplätze einrichteten, in Geschichts- und Geographiebüchern gestöbert und dort schon in Lehrbüchern für Elementarschüler grobe Fälschungen gefunden. Unter anderem ist auf den politischen Tafeln der Atlantik Ost-Verbringen niemals als zu Deutschland gehörig eingezeichnet, sondern die deutsche Grenze am Rhein gezogen, während die Reichslande in einer der französischen Departements „Meuse-et-Moselle“ oder „Mosges“ ähnlichen Farbe gemalt sind; auch ist die Bezeichnung „Allmagne“ getrennt von Mosce-Lorraine eingetragen. Der begleitende Text ist genau so gefälscht, desgleichen die Entstehungsgeschichte des Siebzigjährigen Krieges und die Verhältnisse in Ost-Verbringen. Schon die kleinen Kinder von zehn Jahren müssen lernen, daß Ost-Verbringen einmütig auf die Befreiung von deutschen Joche warte und daß es Pflicht jedes französischen Bürgers sei, seinen Brüdern im Kampf zu helfen gegen den Raubstaat Deutschland. — Dies berichte ich fast wörtlich.

Wir sehen, durchgehend durch das ganze Land, dieselbe moralische Brandvergiftung und Verleumdungslust! Kann es da wundernehmen, wenn das Volk an den Schwund glaubt, so lange, bis sein Glaube durch die Ereignisse übertrumpft wird? So belamen wir überall, wo wir hinkamen, von französischen Bürgern im Gespräch das gleiche Lied zu hören: „Mais, vous avez commencé.“ Allgemein wird geglaubt, unsere „seligen“ Truppen hätten, um sich gegen französische Angeln zu schützen, ihren Infanteriekolonnen gefesselte elastische Frauen und Kinder vorausgeschickt, damit im Fall eines Angriffs zunächst die Unschuldigen getroffen würden. Diese Maßnahmen sollten einen wirksamen feindlichen Angriff verhindern. Ein altes Sprichwort sagt: „Was ich denk und tu, traue ich andern

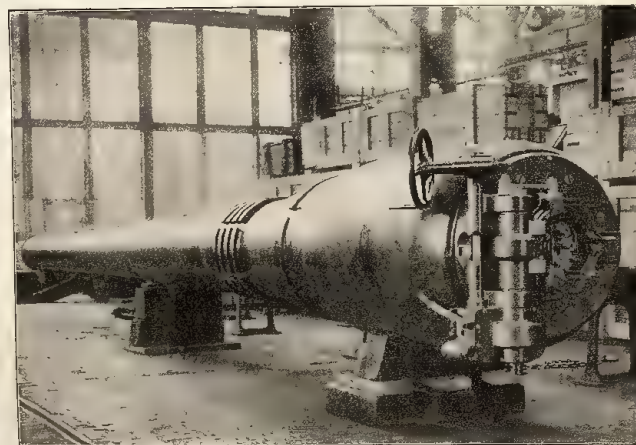
zu.“ Das trifft auch fast wörtlich auf unsere Feinde zu.

Man mag die unmittelbare Veranlassung zum Weltkrieg im letzten Königssturz und moskowitzischen Mächteungen erblicken, man mag die Veranlassung und Geldgeber des verlogenen Bruderkrieges jenseits des Kanals beidseitig — der hauptsächlich ist unser aller Feind Frankreich. Dort laufen die Fäden zusammen, wie es fertig brachten, uns mit Feinden zu umringen. Das nach Moskau, nach Glogau, nach der Vornachstellung im fälschlichen Europa dührende Frankreich hat mit seinen Millionen die Slaven in Wallung gegen uns versetzt und eine von uns gewollte ethische Verständigung mit unseren englischen Nebenbuhl hintertrieben. Diese Wahrheit könnte man geradezu mathematisch beweisen. Zwar wird Frankreich im jetzigen Zeitpunkt den Krieg gegen uns wohl kaum gewollt haben, der Termin wird ihm verfrüht gekommen sein, und es ist fast tragisch, daß lediglich Bündnisverträge das Nachbarvolk zwingen, jetzt mehr der Not zu gehorchen als der Hoffnung auf Gewinn und Ruhm. Aber man lasse sich bei uns in Deutschland durch solche Laßachen nicht zu falscher Sentimentalität, Großmut und Schonung verleiten. Die Tage der Abrechnung und Reuehaltung sind gekommen; Recht und Sicherheit müssen uns werden.

Von wie leidenschaftlichem Haß der Franzose gegen uns befeuert, möge ein einfaches Beispiel zeigen. Welche deutsche Mutter vermöchte ihre Kinder, nachdem ihr Gatte oder ein Sohn im Kampfe fürs Vaterland gefallen, im Haß gegen diese bösen Bäume zu erziehen? So las ich wörtlich in Briefe eines französischen Ingenieurs an seine Frau in Ostfrankreich — die Post fiel in unsere Hände — der seiner Frau diesen Wunsch ans Herz legte für den Fall, daß er nicht lebend zurückkehrte oder Frankreich nicht siege.

In einem anderen Brief — nach seinem Inhalt handelte es sich um einen Offizier — war zu lesen, daß die Truppen nach dem Vormarsch von Gernadmer im Kampf in der Gegend der Sch. in einem Gehölz gelagert hätten, bei gutem Wetter im Monat August (!), und statt der Kistenkämme das Holz aus den deutschen Hölzern, wie Tische, Stühle und Betten, zum Feueranmachen und Kochen verwendet hätten. Der Ton, mit dem dies beschrieben wurde, war durchaus schadenfroh und gehässig. Aus ihm spricht die bewußte Lust am Vandalismus.

Wie steht es überhaupt mit der Bildung unserer Nachbarn? Ich beachtliche nicht, hierbei des längeren abzuhandeln, sondern nur, einiges Mitteilenswerte aus meinen persönlichen Eindrücken wiederzugeben.



Zum Einsetzen in die Kanäle festgelegte Maße eines englischen Schiffkanons. Der Preis einer solchen Kanone beträgt etwa 200 000 Mark.

Herr Gen. Gerd, Berlin.









Gestirte Truppen von der russischen Grenze, wo Spionage im größten Umfang getrieben wurde.

bedroht wurde. Die rückgängige Bewegung vollzog sich in voller Ordnung, ohne daß der offenbar gleichfalls sehr mitgenommene Feind wesentlich nachdrängte. Am 29. August griffen die Russen an der ganzen Front erneut an und schoben ihre Kräfte aus dem Raume nordöstlich Lemberg gegen Süden vor. Tags darauf steigerte sich dieser Angriff zu größter Heftigkeit. Insbesondere von Bezmylsk und Prilejow her vermochte der Feind immer neue Kräfte einzusetzen, denen gegenüber die österreichisch-ungarischen Truppen nach vergeblichen Versuchen, sie durch Vorstöße neuer, in dem Raume westlich Kobatyn versammelter Heereskräfte zu entlasten, gegen Lemberg und Mitelajow weichen mußten. In allen diesen Kämpfen erlitten die österreichisch-ungarischen Truppen hauptsächlich durch an Zahl weit überlegene, auch aus modernen schweren Geschützen feuernde feindliche Artillerie große Verluste.

Die von den I. u. I. Truppen erzielten Erfolge in der Bukowina, in Ostgalizien und Rußisch-Polen hatten auf der über 400 Kilometer langen Gefechtsfront keine Entscheidung bringen können. Das Gros der österreichisch-ungarischen Armee war nicht zahlenmäßig genug, um der russischen Überwältigung dauernd Widerstand zu leisten, und es mußten deshalb Mittel und Wege gefunden werden, die es ermöglichten, einerseits Verstärkungen heranzuziehen, andererseits strategisch vorteilhafte Stellungen einzunehmen, um der russischen Übermacht zu begegnen. So entschloß sich die österreichisch-ungarische Kriegsführung aus strategischen Gründen zu einer Gebietsräumung. Am 3. September wurde aus Petersburg gemeldet: Die Armee des Generals Kusnezow nahm heute früh Lemberg ein. Die Armee des Generals Brussilow besetzte die Stadt Halicz.

Es ist erklärlich, daß diese Mitteilung nach den vorangegan-



Von Österreich-Ungarn abgebrachte russische Gefangene.

Serben in österreichisch-ungarischer Gefangenschaft.

genen Erfolgen der österreichisch-ungarischen Armee in den westlichen Kreisen verärgert wirkte. Der Laie sieht in einem solchem Zug eine Niederlage. Dieser Schluß war aber durch- aus falsch, wenn auch nicht bestritten werden kann, daß der Rückzug angetreten wurde, um einer Niederlage vorzubeugen. Diese Gebietsräumung war nichts weiter, als die Vorbereitung zu einem neuen, in noch verstärkten Kräften in bessere Stellungen. Vom österreichisch-ungarischen Standpunkt aus war die Lage folgendermaßen dargestellt:

Wird sich der Ausfall der ersten Kampfkraft in Galizien dahin beurteilt, daß sie der vorausgesetzten Wahrscheinlichkeit entspricht. Man hat im Zentrum zwar nicht die Schlacht, aber Zeit gewonnen, um die weiteren Maßnahmen reifen zu lassen. Die Gebietsräumung hat nur eine vorübergehende und vorbereitende Bedeutung. Von der Tapferkeit der kaiserlich-ungarischen Armee werden verschiedene Einzelheiten bekannt. Die Mannschaften einer Automobilkolonne verteidigten



Gefangene russische Kommandanten (Stabsführer) in einem österreichisch-ungarischen Gefangenenlager.

hundertlang einen Plünderzug gegen angreifende Kavallerie, bis Verstärkung kam. Die Gesamtzahl der kriegstun russischen Kräfte wird auf 700.000 Mann geschätzt.

Aber die vorantwärtigen Zahlen der österreichisch-ungarischen Armee beruhten nicht schon auf Seite 102.

Die Deutschen waren im Anfang des Krieges gegen die Russen siegreich gewesen, und die russischen Niederlagen bei Stallupönen und Gumbinnen, wo viele tausend Gefangene gemacht wurden, bildeten das Ende eines ununterbrochenen Siegeszuges. Gegen die große russische Übermacht konnte aber die lange Grenze auf die Dauer nicht gehalten werden, so daß ein Teil von Ostpreußen zunächst aufgegeben werden mußte. Plötzlich, am 24. August, zogen sich die deutschen Truppen aus Ostpreußen zurück, und mit demselben Tage, nach der siegreichen Schlacht bei Tannenberg, begann der Vormarsch der österreichisch-ungarischen Armee nach Rußland und damit wieder ein Siegeszug der I. u. I. Armee, während dessen Ostpreußen von den Russen besetzt und zum Teil verwüstet wurde.

Wie die Russen während der kurzen Zeit ihrer Anwesenheit in Ostpreußen gehandelt haben, ist in unserem Artikel Seite 188 schon geschildert worden. Der Feind sträubt sich, alle die Schandtaten zu beschreiben, die die Russen vorzugsweise in Dörfern und einzelstehenden Gehöften verübt haben. Nachdem alles ausgeplündert, und was nicht verzehrt oder mitgenommen werden konnte, verunreinigt, verbrannt oder sonstwie unbrauchbar gemacht worden war, fielen sogar Frauen, Kinder und Greise der Bestialität der Russen zum Opfer.

Etwas mehr Mitleid wurde in den größeren Städten Ostpreußens geübt, weil hier meist höhere russische Offiziere einquartiert waren. Freilich konnte man auch hier das Verhalten des Feindes nicht mit deutschen Kriegsgenossen vergleichen.

In der freundlichen, von wohlhabenden Bürgern bewohnten Stadt Insterburg waren die Russen zwei Wochen lang. Sie haben hier nicht so wild gehandelt wie an anderen Orten. Der General Rennenkampf und der Großfürst



Eingekerkerte Russen, aus dem die Russen von den österreichisch-ungarischen Truppen befreit wurden.

Gouverneur zeigten mitleid, immer nur als Befehle des Generals Rennenkampf bezeichnet, ohne sich selbst irgendwie mit ihrem Wortlaut zu belasten. Von diesen Anschlüssen verdienen einige Erwähnung. Da ist zuerst ein Aufruf des Generals Rennenkampf, der hier im Wortlaut wiedergegeben sei. Er lautet: Gekomm, am 4.17. August, überschritt das kaiserlich russische Heer die Grenzen Ostpreußens, und mit dem deutschen Heer kämpfend, ließ es seinen Vormarsch fort.

Der Wille des Kaisers aller Reichen ist es, die feindlichen Einwohner zu schonen.

Nach der mir erteilten Vollmacht gebe ich folgendes bekannt:

1. Jeder von den Einwohnern dem russischen Heere geleistete Widerstand wird schonungslos und ohne Unterschied des Geschlechts und Alters bestraft werden.

2. Orte, in denen auch nur der kleinste Anschlag auf das russische Heer verübt oder den Verfügungen desselben Widerstand geleistet wird, werden sofort niedergebrannt.

3. Falls die Einwohner Ostpreußens sich keine feindliche Haltung zuschulden kommen lassen, so wird auch der kleinste, dem russischen Heere erwiesene Dienst reichlich bezahlt und belohnt werden. Die Ortschaften werden gesichert und das Eigentumsrecht wird gewahrt bleiben.

(gez.) General Rennenkampf.

Nach dieser wohlwollenden Verheißung kam ein Erlass finanzieller Art: der Großfürst Nikolai befahl, daß der Rubel von jetzt an 2 Mark 50 Pfennig gelten solle (Wert sonst 2 Mark 16 Pfennig); wer dies nicht anerkennen wollte, mußte 3000 Mark Geldstrafe bezahlen und wurde außerdem sofort verhaftet.

Der Gouverneur Stadtrat Bierfreund ermahnt seine „lieben Wäsbürger“, alle diese Prüfungen geduldig zu ertragen, den Sol-



Gefangene Russen beim Wettspiel in einem österreichisch-ungarischen Gefangenenlager.

Nikolai, die beide im Dessauer Hof Quartier nahmen, haben hier auf Ordnung gehalten, und außer einzelnen Ausschreitungen einiger Offiziere und Soldaten und der Plünderung mehrerer Geschäfte hat die Stadt nicht allzuviel Schlimmes zu erdulden gehabt. Das ist nach dem Zeugnis der Insterburger besonders der entscheidenden Haltung des Stadtrats Bierfreund zu verdanken, der nach der Flucht des Oberbürgermeisters von General Rennenkampf zum Gouverneur der Stadt ernannt wurde und sich in dieser schwierigen Lage ausgezeichnet bewährt hat. Die von diesem Manne unterzeichneten Plakate zeigen in ihrem Wortlaut eine durchaus männliche Haltung gegenüber den Gewalttätigen der Stunde. Gleich in der ersten Anordnung stehen die Worte: „Insterburg ist von der russischen Armee besetzt. Solange diese Besetzung dauert wird...“ Diese Hindeutung auf die Vergänglichkeit der russischen Herrschaft hat dem tapferen Insterburger Stadtrat nichts geschadet, ebenso wenig wie die vernünftige Vorahnung, mit der er die zuweilen heillosen Erlasse, die er als



Gefangene in die Feste eingebrachte russischen Soldaten.

Bilder vom russisch-polnischen Kriegsschauplatz.





Rückzug russischer Kolonnen über die polnische Grenze bei Nowoselica.  
 Nach einer Originalzeichnung von Georg Hanel.



daten höflich zu begegnen und ihnen keine hohen Preise abzuverlangen. Er weist auf einige Gefäße hin, die „zwangsmäßig ausverkauft“ worden durch Aufbrechen der Türen und Ladenöffnungen. Solche „zwangsmäßige Ausverkäufe“ sind an einigen Türen durch die Unterschriften des Generals Rennekampf oder des Kommandanten Merinowitsch bescheinigt.

Schlimmer wurde es, als angeblich auf einige Flugzeuge vom Dach der Maschinenfabrik von Brach in der Bahnhofstraße mit einem Revolver geschossen worden war. Den Flugzeugen war zwar nichts geschehen, aber die Fabrik wurde niedergebrannt. Sie steht als Ruine zwischen städtischen Häusern.

Nach ein anderer Vorfall trug nicht wenig dazu bei, die Gemüter der Einwohner zu erhitzen. Bei einer Explosion des Wasserwerks, wurde außer hiesigen Insterburger Bürgern auch ein russischer Major, ein Freund des Generals Rennenkampf, verletzt. Die Bürger erlagen ihren Verletzungen, der Russe blieb am Leben. Demzufolge behauptete der General Rennenkampf, daß es sich um ein Dynamitattentat gegen die Russen handle, und ließ achtzehn Insterburger durch Rasafeln gefangennehmen mit der Drohung, sie alle zu erschießen, wenn der Major nicht mit dem Leben davontomme. In dem Anschlag, der dies veranlaßt, führt man einen kühnen Unterton der Empörung in den Worten, denen Stabarzt Bierfreund die „Leben deutschen Voten“ um den „einen russischen Major“ tilfslos gruppiert. Die Insterburger stehen von Insterburg sind mit dem Leben bedingungslos. Der Nachmittag aber, an dem die Entscheidung über den Erfolg der ärztlichen Behandlung erwartet wurde, war nichts weniger als angenehm für die Männer, die als Gefangene im Rathaus saßen und warteten.

Der erste Anschlag der erwähnt werden soll, lautet kurz und deutlich dahin: „Alle Zivilpersonen, auch Mitglieder der Bürgerwehr und des Roten Kreuzes, ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters sofort erschossen werden, wenn sie sich von acht Uhr abends bis fünf Uhr früh auf den Straßen aufhalten“. Um diesen Befehl zu verfehlen, muß man das Datum wissen: der 7. September. Die deutsche Armee war im Lin. den und die Russen packten ihre Sachen. Niemand sollte ahnen, was sich vorbereitete. Das war am Montag. Am Mittwoch und Donnerstag reisten die Generale und die Offiziere ab, so daß, wie die Insterburger erzählen, am Freitag die Soldaten führlos in den Straßen umherzogen und nicht wußten, was sie zu

tun hatten, bis ein Adjutant zur  
und der Rädigz begann. Am  
abend fuhr eine deutsche Radf-  
patrouille in Insterburg ein, und der  
Stadtath Bierfreund ließ ein  
Platz anschlag, in dem er  
mal ohne jeden Mitleid!  
Freude und Da'selbst die A  
begrübte.

Auch in Tiflis wird man lama-  
Ausseherische denken. Am  
tag, den 20. August, morgens 4  
iertel 10 Uhr, kamen die ersten Russen  
in Es waren ungefähr 50 M  
und 20 Offiziere. Sie kamen  
Bahnhof herauf die Reithabnstraße  
ogen vor das Haus des Oberb  
meisters Pohl. Die Offiziere verlang  
von der Stadt Brot und Hafer un  
ogen dann die Königsberger Land  
straße hinauf. Die Stadt fand den  
Feinden offen. Am nächsten Tage, in  
den Nachmittagsstunden, kamen dan  
mehr Russen. Sie ritten bis zum Bahn  
hof, wo sie alle Telegraphendrähte

Vor. Auch hier wurden alle Drähte durchschnitten. Briefe, die auf der Post waren, wurden von den Russen vernichtet und das Postgeheimnis zerstört. Die Kasernen erhielten russische Besatzung, wie auch die Post und die Zentralfürche. Die russische Flage wurde auf dem Rathause und den Kasernen gehißt. Die Zeitungen wurden unter russische Zensur gestellt. Sie zeigten zu jener Zeit jedoch lange weisse Streifen; denn der russische Zensor war sehr genau. In die Stadt hinein und hinaus durfte man nur während der Zeit von sieben Uhr morgens bis acht Uhr abends, ebenso durfte man sich nur während dieser Zeit auf der Straße zeigen. Dann erweiterte der russische Kommandant mit Rücksicht auf die friedliche Stimmung der Einwohner die Ausgänge von sechs Uhr morgens bis neun Uhr abends. Alle Waffen mußten abgeliefert werden. Der Ausrückzug wurde auferlegt und der Wert des Rubels auf 2 Pfennig 86 Pfennig festgelegt; später wurde der Kurs auf 70 Pfennig 86 Pfennig herabgesetzt. In den letzten Tagen wurde am Rande der Stadt wohnenden Einwohnern verboten, länger als bis neun Uhr Nacht zu gehen, ebenso den Wächtern der oberen Stockwerke in den Häusern überhaupt verbot. Später wurde den genannten Häusern überhaupt verboten, nach Einbruch der Dunkelheit Licht auszugeben, denn die russische Meinung konnte man auf diese Weise nicht durch Worte und Zeichen geben. Dort wurden von allen Seiten verschiedene Straßen abgesperrt, und überall schante das russische Volksschil "oder Steh!" ("Geh weg oder Steh!"). Menschen haben glücklicherweise nicht gesehen, die die Kaserne und die Post unterminieren.



### Gebrüder russische Goldschmied.



Yorkburg, das die Russen zwei Wochen lang besetzt hielten. Partei an der Angriffs.

bei einem Rückzuge in die Luft sprengen. Das war aber nicht der Fall. An den Brüdern oblag es, sie lange gearbeitet, und es lag in ihrer Pflicht, sie zu zerstören, was aber durch die deutschen Truppen im letzten Augenblick verhindert wurde. In den letzten Tagen mußten alle Fahrräder abgeliefert werden. Dann sollte Hausdurchsuchung nach Fahrrädern gehalten werden. Inzwischen nahmen die deutschen Truppen.

Die Älteste wiederum, der fruchtbare Landstrich, der sich von Tiflis bis Labiau und zum Russischen Hoff erstreckt, ist zwei Wochen hindurch, während des Russeneinbruchs, fast vollständig von allem Vertheer abgetrennt gewesen. Ein anschauliches Bild von den dortigen Zuständen während jener Zeit gibt der folgende Brief, den eine Dame an ihre in Charlottenburg wohnenden Verwandten gerichtet hat. Der Brief lautet:

„Endrejen, 16. September 1914. Seit den letzten

Tagen des August sind wir hier von jedem Verkehr abgeschnitten, es ist weder Verbindung mit Königsberg noch mit Tilsit, kein Briefträger geht mehr, jeder muß selbst in Eisgängen nachfragen, ob Briefschaften für ihn da sind, Zeitungen kauft man überhaupt nicht mehr. Die Postkassen werden von hier aus auf dem Wasserwege befördert, und ich weiß nicht, ob dieser Brief überhaupt in Deine Hände gelangen wird. Auch hat sich am 20. August, als der Landsturm einberufen wurde, in Rastau gestellt und ist gar nicht mehr zurückgekehrt. Ich habe, da ich nicht auf eine Besetzung der Festung rechnen konnte, mich sehr gut, denn ein paar Tage später waren die Kullen hier und nahmen alle Männer unter jedw. Jahren als Gefangene mit. In unserer Nähe ist es zweimal zum Gefecht gekommen; das legimale war der Aemalenommer sechs Tage lang zu hören. Unser Dorf selbst hat Gott sei Dank nicht gelitten. Es kamen hier nur mehrere Male kleine Ab-



Deutsche Infanterie in einem Stützpunkt an der russischen Grenze

What Duplicates Were Made, Sent





Ostpreussische Beamtenkaserne nach dem Abzug der Russen.

teilungen durch, die Lebensmittel und Hafer forderten und dann wieder abzogen; aber die Regierung ist doch groß, und jeder hat das Notwendigste gepackt, um im Notfall schnell fort zu können. Das große Gut Lehmbruch haben die Russen in Brand gesetzt, es ist vollständig abgebrannt.

Die Greuelthaten, die von den russischen Soldaten in unserem Kreise verübt worden sind, hatten jeder Beschreibung. Viele Dörfer sind von ihnen niedergebrannt worden, weil die Leute nichts mehr herzugeben hatten. In Heinrichswalde haben die Russen das Krankenhaus und das Gerichtsgebäude in Brand gesetzt. Auch in Stargitten haben sie furchtbar gehaust. Der größte Teil der Einwohner war schon vorher geflohen; diese haben aber jetzt den größten Schaden, denn die Russen haben jedes Haus, das verlassen war, gewaltsam geöffnet und alles zerstört.



Ein durch die Russen in Brand gesetztes und zerstörtes deutsches Güterhaus an der Ostgrenze.



Reste eines von den Russen in Brand gesetzten ostpreussischen Rittergutes bei Lauenburg.

Die Möbel wurden zerklagen und in nicht wiederzugebender Weise beschmutzt, seine Wäsche als Toilettepapier benutzt, die Betten und Matratzen zerrissen und zerstört. Es ist ein schauerhafter Anblick.

Jetzt sind sie Gott sei Dank fort, hoffentlich auf immer, wie der Herr. Ah, das war eine Freude, als am 11. unsere Soldaten einrückten! Nun wird es auch bald wieder bessere Postverbindung geben."

Die Russen herrschten in Ostpreußen lastete wie ein Mo auf dem ganzen deutschen Volke. Wenn auch Siegesnachrichten vom westlichen Kriegsschauplatz einliefen, man konnte sich ihrer nicht so recht von Herzen freuen; war doch ein beträchtlicher Teil des deutschen Bodens von russischen Horden besetzt. In der amtlichen Meldung vom 24. August hieß es: „Die auf dem östlichen Kriegsschauplatz ge-

troffenen Maßnahmen mußten zunächst durchgeführt und in solche Bahnen geleitet werden, daß eine neue Entscheidung gesucht werden kann. Diese steht unmittelbar bevor." Wie lange würde es dauern, bis diese unmittelbar bevorstehende „neue Entscheidung" eintreffe? Kaum waren fünf Tage verfloßen, da verkündeten auch schon Extra-

blätter: Thorn, 29. August. Der vom Generalquartiermeister in seiner Veröffentlichung vom 24. August als bevorstehend angekündigte neue Entscheidungsschlacht hat begonnen. Als Einleitung erfolgte die Besetzung der Grenzstadt Reidenburg durch harte russische Kräfte. Die Russen plünderten die Stadt gründlich und tobnardierten sie dann nach den nahen Höhen. Den meisten Bürgern Reidenburgs, das etwa 6000 Einwohner hat, war es gelungen, über Höhenstein nach Allenstein zu fliehen. Das 20. Ar-





Der deutsche kleine Kreuzer „Emden“ beschießt Madras.  
Nach einer Originalzeichnung von Professor Hans Bohde.



meekorps griff energisch in den Kampf gegen den russischen Gegner ein. Die „Allgemeine Zeitung“ konnte mit amtlicher Genehmigung darüber melden: Unser tapferes 20. Armeekorps steht seit 24 Stunden im Feuer mit einem an Kräften weit überlegenen Gegner. Darauf der Tapferkeit unserer Truppen und ferner ist es den Russen trotz ihrer gewaltigen Übermacht nicht gelungen, unsere Stellungen zu nehmen. Der Kampf hat sich dann zu einer Meereschlacht auf der Linie Gilsenburg—Weidenburg—Orielesburg entwickelt, mit etwa 50 Kilometer Frontlänge. Hierüber teilt Landrat Hagen in Marienburg der „Marienburger Zeitung“ mit, daß zwei russische Armeekorps aufgegeben worden seien. Diese verheißungsvolle Nachricht, die sich in den Vormittagsstunden des 29. August verbreitete, war kaum noch in weitere Kreise gedrungen, als schon neue Extrablätter Bestimmteres über die herrliche deutsche Waffentat, die im ganzen Volke großen Jubel hervorrief, meldeten. Die Nachricht lautete:

Amlich wird bekanntgegeben: Unsere Truppen in Preußen unter Führung des Generalobersten v. Hindenburg haben die vom Naraw vorgegangene russische Armee in der Stärke von fünf Armeekorps und drei Kavalleriedivisionen in dreitägiger Schlacht in der Gegend von Gilsenburg und Orielesburg geschlagen und verfolgen sie jetzt über die Grenze.

Der Generalquartiermeister v. Stein.

Noch größer war die Freude, als tags darauf die folgende Meldung veröffentlicht wurde:

Berlin, 30. August. Bei den großen Kämpfen, in denen die russische Armee in Ostpreußen bei Tannenberg, Eichenstein und Orielesburg geworfen wurde, sind nach vorläufiger Schätzung über 30 000 Russen mit vielen hohen Offizieren in Gefangenschaft geraten.

Eine Ergänzung dieser Meldung brachte Paul Hindenburg, der Kriegsbildungsleiter des „Berliner Tageblatts“, durch folgende Zeilen:

Die Russen wurden durch die deutschen Truppen von drei Seiten gefaßt und in die Sümpfe und Seen Masurens geworfen.

Aber noch war uns eine größere Überraschung zugeteilt. Schon am 30. August traf folgende Meldung ein:

Im Osten ist der gemeldete Sieg der Armee des Generalobersten v. Hindenburg von weitaus größerer Bedeutung, als zuerst übersehen werden konnte. Obwohl neue feindliche Kräfte über Weidenburg eingriffen, ist die Niederlage des Feindes eine vollständige geworden. Drei Armeekorps sind vernichtet. 60 000 Gefangene, darunter zwei kommandierende Generale, viele Geschütze und Geschütze sind in unsere Hände gefallen. Die noch im östlichen Ostpreußen stehenden russischen Truppen haben den Rückzug angetreten.

Der Generalquartiermeister v. Stein.

Aber damit noch nicht genug. Es schien, als ob der Himmel uns für die schwere Russenzeit reichlich entschädigen wolle, denn schon einen Tag später kam folgende Nachricht: Berlin, 1. September. Amlich wird gemeldet: Nach weiteren Mitteilungen des Hauptquartiers ist die Zahl der Gefangenen in der Schlacht bei Gilsenburg—Orielesburg noch größer gewesen, als bisher bekannt. Sie beträgt 70 000 Mann, darunter 300 Offiziere. Das gesamte Artilleriematerial der Russen ist vernichtet.

Eine Armee, die das gesamte Artilleriematerial verloren hat, wie es in vorstehender Meldung heißt, ist überhaupt

nicht mehr vorhanden. Die bis zum 1. September bekannt gewordenen Verluste der Russen entsprachen aber noch nicht der vollen Wirklichkeit, und schon schrieb daraufhin die „Kölnische Zeitung“:

Drei Armeekorps sind vernichtet, das heißt 136 000 Mann außer Gefecht, tot, verwundet, zerstreut und gefangen. So hoch man den Heldennut unserer Offiziere und Soldaten anschlagen mag, gebührt doch das Hauptverdienst an diesem riesigen Erfolg der frontalen Schlacht auf deutscher Seite, die unser Vorgehen bereit anzulegen und durchzuführen verstanden hat, daß ein solches Ergebnis zustande kam. Die russische Armee, die geschlagen wurde, scheint sich in dem Räume hinter der Narawlinie gesammelt zu haben, die von den Festungen und Abergangspunkten Ostrow, Lomitsa, Kustus und Nowo-Georgiewsk gesichert ist. Als die nördlich davon hinter dem Memel und dem Raume um Wilna aufmarschierte Armee gegen Gumbinnen sich in Bewegung gesetzt hatte, ging auch die südliche vor und fand die Deutschen westlich von Orielesburg zur Gegenwehr bereit. Dort erfolgte der entscheidende Schlag.

Eine weitere amtliche Meldung besagte dann:

Im Osten ernten die Truppen des Generalobersten



Gefangenenzüge nach Rußland auf einer Landeckskommode.

v. Hindenburg weitere Kräfte ihres Sieges. Die Zahl der Gefangenen wächst täglich, sie ist bereits auf 90 000 Mann gestiegen. Wie viele Geschütze und sonstige Siegeszeichen noch in den preussischen Sümpfen liegen, läßt sich nicht übersehen. Aufsteigend sind nicht zwei, sondern drei russische kommandierende Generale gefangen. Der russische Armeeleiter ist nach russischen Nachrichten gefallen.

Der Generalquartiermeister v. Stein.

Hat man jemals eine schnellere Wendung des Geschicks erlebt als hier in Ostpreußen?

Wieder war dem deutschen Volke ein Nationalheld entstanden. Er hieß Generaloberst v. Hindenburg. In Hütte und Palast schwärmte man von dem Befreier Ostpreußens, dessen kurzes Lebensbild wir auf Seite 63 bereits gebracht haben.

Generaloberst v. Hindenburg hat die ihm gestellte Aufgabe glänzend gelöst. Militärisch war ihm die schwerste Aufgabe gestellt, da die russischen Truppen nicht nur stark überlegen, sondern auch von zwei Seiten in Ostpreußen eingedrungen waren.

Der Kaiser richtete an ihn auf die Meldung von der Vernichtung der russischen Narawarmee am 1. September folgendes Telegramm:

„Ihr Telegramm von heute hat mir eine unlagbare Freude bereitet. Eine Waffentat haben Sie vollbracht, die



nabezu einzig in der Geschichte dasteht und Ihnen und Ihren Truppen einen für alle Zeiten unvergänglichen Ruhm sichert und so Gott will, unser teures Vaterland für immer vom Feinde befreien wird. „Als Zeichen meiner dankbaren Anerkennung verleihe ich Ihnen den Orden Pour le mérite und erlaube Sie, den braven unvergleichlichen Truppen der Armee für ihre herrlichen Taten meinen kaiserlichen Dank auszusprechen. Ich bin stolz auf meine preußischen Regimenter.“ Kaiser Franz Joseph verlieh dem siegreichen Führer des deutschen Heeres das Großkreuz des St. Stephans-Ordens sowie das Militärverdienstkreuz mit der Kriegsbefreiung.

Der Verlauf der Schlacht war nach amtlicher Darstellung kurz folgender:

Die Russen rückten in mehreren Kolonnen gegen Allenstein; schwächere deutsche Kräfte wichen frontal vor ihnen zurück und verleiteten die Russen, ihnen in das Seengebiet zu folgen. Hierauf griffen an den Flügeln der deutschen Frontgruppe vorgehende stärkere deutsche Kräfte Flanke und Rücken der Russen an, die unter den ungünstigsten taktischen Verhältnissen, die man sich vorstellen kann, zum Entscheidungsschlusse gezwungen wurden. 90 000 Russen wurden gefangen, drei von fünf Korps vernichtet.

Ein bei Tannenberg mitkämpfender Offizier gab eine ansehnliche Schilderung der Schlacht, aus der wir folgendes entnehmen:

Es war eine furchtbare Schlacht, zwölf Tage lang haben wir gekämpft, täglich den uns an Zahl weit überlegenen Feind energisch angegriffen, ihn geschlagen und geschwächt. Hierbei wurden wir von den Russen teilweise umgangen, und diese Umgehung der Russen haben wir durch gewaltige Nachmärsche wiederum umgangen, so daß wir am nächsten Tag den Feind im Rücken anfielen. Dieser Sieg dann entfiel. Diese Taktik haben wir neun Tage lang befolgt, dann hatten wir den Feind eingeschlossen. Was wir während dieser Tage ausgestanden haben an Hunger, Durst und Schlaflosigkeit ist ganz unschreiblich. Zwölf Tage sind wir nicht aus den Rindern gekommen. Kriegsanwärter wußten sich nicht — essen auch nicht, sind glückselig, wenn sie hungern und dürsten dürfen. Unsere Truppen haben ganz Unmensliches geleistet. Diese gewaltige dreitägige Schlacht gegen den an Zahl weit überlegenen Feind haben wir nur gewonnen durch unsere strenge Manneszucht, durch Ausbilden in der Feuerstellung, durch fortwährenden bis auf das Äußerste getriebenen Widerstand.

Mit Ausbietung unserer ganzen Willenskraft haben wir Offiziere die Mannschaften zu immer neuem Vorgehen angeseuert, und so gelang es uns, durch genaue Führung und Zähigkeit der Truppen den Feind zu vernichten. Es war eine gewaltige Schlacht. Sie begann mit dem Kampf der Artillerie. Das war kein Gefunke: ein Brummen und Säulen, ein Krachen und Stöhnen durchheulte die Luft. Die russische Artillerie schloß ganz gut, nur nicht andauernd

und gründlich genug. Im Anfang bekamen wir nur Salven und Schnellfeuer, die Granaten pfeiften uns an, stießen um uns herum.

Unsere Artillerie ist im Einklang ruhig, aber dafür um so gründlicher, es dauerte bei uns länger, bis wir uns richtig eingeschossen hatten, aber dann wurde losgeschüttet! Unsere Geschütze haben verheerend gewirkt und für die Infanterie das Feld frei gemacht. Schon nach einem Tage waren die russische Artillerie zum Schweigen gebracht, am zweiten Tage haben wir dann die Wälder in Brand geschossen, in denen sich nach Kriegermeldung die Russen versteckt hielten, und am dritten Tage um acht Uhr morgens kam der große Moment. Die ganze deutsche Artillerie schlug Punkt acht Uhr morgens, und die Infanterie legte zum Sturm ein. So etwas muß man erlebt haben. Vor Nahrung und Begeisterung sind mit der Tränke die Wangen heruntergelaufen. In Kompanien, mit flatternder Fahne ging die Infanterie im Hurra vor.

Das Bajonett eingepflanzt, hinter uns in die feindlichen Schützengräben! Heran an den Feind! Unaushaltbar war unsere Infanterie, sie ist unbesiegt. Solche Sturmangriffe vollbringt kein anderes Volk — das ist unser Drill, unsere Manneszucht, die Energie der Führer, unser nationales Eigentum.

Schon nach einer Stunde ergab sich der Feind — floh nach allen Richtungen und lief dann immer wieder in die Sturmkolonnen unserer Infanterie hinein. Ungefähr 90 000 Gefangene haben wir gemacht. Ich selbst bin vom Schicksal verschont geblieben, bin unverwundet. Was die gefürchteten Kosaken anbetrifft, so ist das eine für moderne Kriegstaktik ziemlich unbrauchbare Bande. Zur großen Aufklärung sind sie gänzlich untauglich. Die Kosaken sind eine Horde Reiter, die nur Städte und Dörfer, die nicht verteidigt werden, anbreimen und fengen können. Sie haben furchtbare Gewalttaten verübt.

Es ist ein Zufall, daß die Karte wenige Kilometer von dem heilumstrittenen Gilsenborg entfernt den Namen Tannenberg zeigt, wo einst die Blüte der deutschen Ritterschaft im Kampfe um unsere Ostmark verblutete? Demselben blutgebenden Boden haben unsere modernen Ost-

preußen jetzt mit reißender Anspornung ihres Lebens gesichert gegen das hereinbrechen der moskowitischen Flut. Raubende Dörfer und das von den zerstörten Kosaken mitgegrabene Landvolk, das aus den zerstörten Wohnstätten und vor den entmenschten Soldaten des Zaren flüchtete, waren berechtigte Zeugnisse dafür, was unserem Vaterlande bevorstand, wenn der deutsche Widerstand erlahmte, wenn der Feind durchbrochen wurde. Drei Tage lang hat die Schlacht zwischen Gilsenborg und Ortschaften gedauert.

Wegen der Nähe des geschichtlich berühmten Tannenberg wurde sie in den späteren Berichten und Vespörungen als Schlacht bei Tannenberg bezeichnet, und sie wird unter diesem Namen in der Geschichte fortleben. (Bezeichnung folgt.)



Gen. v. Manteuffel, Kommandant der 'Emden'.

## Illustrierte Kriegsberichte.

### Der deutsche Kreuzer „Emden“.

(Siehe die Beilagen und das Bild Seite 254.)

Als das japanische Ultimatum kam, dachten wir mit begreiflicher Sorge an unser ostasiatisches Kreuzergeschwader,

stiegen es wohl gar mit einem stillen Seufzer schon von der Flottille; denn wenn es, wie wir vermuteten, an der Verteidigung unserer blühenden Niederlassung Kantschu teilnehmen sollte, mußte es der übermächtigen japanischen Flotte voraussichtlich unterliegen. Aber unsere Marine-

leitung vermied es, es laut, die schönen Schiffe in der Bucht zu opfern; man sandte sie vielmehr hinaus auf den weiten Ozean, dort dem feindlichen Handel nach bestem Können Abbruch zu tun. „Gneisenau“ und „Scharnhorst“ haben am 22. September Rapete auf der französischen Insel Tahiti bombardiert. Die „Münberg“ machte die pazifische Küste von Nordamerika unsicher, die „Leipzig“ die von Südamerika (siehe Seite 220). Am unangenehmsten aber gefallte sich für unsere Feinde die Tätigkeit der „Emden“ unter dem Kommando des flegelhaften Kapitän v. Müller. Mehrere Hafensätze zur See sind, die sie gekostet hat; sogar einem Teil der englischen Presse haben sie schrankenlose Bewunderung abgerufen.

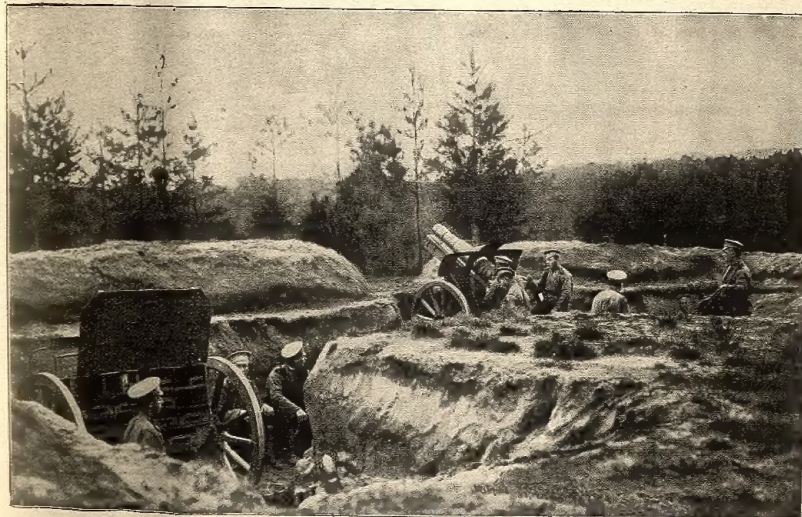
Nachdem die „Emden“ gleich nach ihrer Ausreise aus dem Hafen von Singapur die japanische Schifffahrt beunruhigt hatte, verschwand sie zunächst von der Bildfläche, bis die Engländer plötzlich ihre Aufmerksamkeit im Golf von Bengalen verpönten. Der englische Reiterbericht darüber lautet: „Die Offiziere und Mannschaften der von dem deutschen Kreuzer „Emden“ in der Bai von Bengalen versenkten britischen Schiffe sind am Nachmittag hier angekommen. Sie äußerten sich anerkennend über die ihnen von den deutschen Offizieren erwiesene Höflichkeit. Der Streik der Kreuzer „Emden“ begann am 10. September. An diesem Tag griff er der Dampfer „Indus“ an, der durch Geschützfeuer zum Sinken gebracht wurde, und nahm seine Belagerung auf die „Emden“ über. Als der Kreuzer auf die Höhe der Bai kam, fing er alle dröhnenden Nachschüsse auf, die die Abfahrten aus dem Hafen meldeten, und sammelte infolgedessen die Lage sämtlicher Schiffe in der Bai. Am 11. September sichtete die „Emden“ den Dampfer „Vocat“, übernahm seine Belagerung und versenkte ihn. Der Dampfer „Rabinga“ wurde in der Nacht zum 12. September genommen und zwei Stunden später ebenso der Dampfer „Mün“. Während der Nacht wurden drei andere Schiffe gekostet, jedoch nicht versenkt. Am Mittag des 12. September nahmen die Deutschen den Dampfer „Diplomat“, der perfekt versenkt wurde. Dann wurde der italienische Dampfer „Varnato“ angehalten und untersucht, aber am selben Tag wieder freigelassen. Auf seinem Rückweg nach Kantschu warnte dieser Dampfer mehrere andere Schiffe, die zurückfuhren und so der Raperung entgingen. Am 14. September nahm die „Emden“ den

Dampfer „Trabach“ und versenkte ihn durch eine Mine. Die Belagerung sämtlicher erbeuteter Schiffe wurde dann an Bord eines Fahrzeuges gebracht, das den Befehl erhielt, nach Kantschu zu fahren. Der durch diesen gelungenen Streifzug verursachte Schaden wird auf 20 Millionen geschätzt. Am 24. September tauchte die „Emden“ vor Madras auf, bombardierte den Hafen und die allerdings nicht gerade bedeutenden Befestigungsanlagen und schoß zwei große Kanonen in Brand. Am 30. verlor die englische Handelsflotte durch sie im Indischen Ozean noch die Dampfer „Immeric“, „King Lud“, „Miseria“, „Koye“ und ein Kohlen Schiff. Dann erschien, wie unter dem 23. Oktober gemeldet wurde, der führende deutsche Kreuzer in der Arabischen See und machte dort eine gute Beute, die am Morgengehalt den Wert der von ihm in der Bucht von Bengalen gemachten Beute noch übertrifft. Die Emden versenkte diesmal 5 Schiffe, darunter ein ganz neues der British East India Co., ein großes mit Kanonenhaut und Zinn beladenes Schiff der Ho-Y Line und ein wertvolles Baggerschiff. Sie beschlagnahmte ferner das mit Kohlen beladene Schiff „Esford“, um ihren Kohlenbedarf immer wieder ergänzen zu können, und versenkte auf der See von Binang den russischen Kreuzer „Schemischug“ sowie einen französischen Torpedobootszerstörer.

### Der Kampf des 1. bayrischen Armeekorps bei Rommelfingen und Nieding.

(Siehe das Bild Seite 255 und die Skizze Seite 258.)

Nach dem furchtbaren Einbruch ins französische Gebiet, beidem das 1. Armeekorps für sich allein unter glänzenden Umständen bis über Blamont-Badonviller vorgekommen war, mußte das Armeekorps auf Befehl der höheren Führung hinter die Saar ausweichen, wo zunächst eine entscheidende Verteidigung gegen die französische Übermacht geplant war. Das Armeekorps zog hierbei die französischen Seeresorvuten nach sich, denen die Massen des großen französischen Vorstoßes nach Lothringen folgten. So kam das Armeekorps am 18. August wieder nach Saarburg, wo es vor zehn Tagen ausgeladen worden war. Schwere Herzen mußte man sich entschließen, die Stadt zunächst aufzugeben, da die von dem Armeekorps einzunehmende Stellung nördlich und östlich der Stadt lag. Schon am 19. morgens erschienen zwei feindliche



Japanische Kanonen in der Changjiang.

West. Stern & Sohn.



Kavalleriedivisionen bei Saarburg; sie zeigten sich in massierten Formationen vollkommen ungedeckt im Gelände. Einige Schüsse unserer schweren Artillerie, die mitten in ihre Reihen gingen, brachten sie sofort zum Auseinanderstieben. Die Infanterie der Franzosen schob sich am Nachmittag des 19. und in der Nacht zum 20. allmählich heran; Saarburg und die Wäldungen westlich Saaraltdorf fielen fast mehr und mehr mit starker feindlicher Infanterie. Wie sich später herausstellte, befanden wir uns dem ganzen 8. und einem Teil des 13. französischen Armeekorps gegenüber.

Der Befehl für das 1. Armeekorps hatte gelaufen, seine Stellung zwischen Kammelstingen und Nieding entscheidend zu verteidigen. Da traf in der Nacht vom 19. zum 20. der freudig begrüßte neue Befehl ein, der den allgemeinen Angriff auf der ganzen Front für den 20. elf Uhr vormittags anordnete.

Schwerlich mußte ja dieser Angriff sein — über das freie Gelände vor der eigenen Stellung mußte man nun selbst vorstürmen. Aber der Feind war endlich einmal in Massen und in greifbarer Nähe vor dem 1. Armeekorps; hier gab es daher bei jedem Angehörigen des Armeekorps nur den einen Gedanken: „Drauf los, es, was es wolle.“

Seit dem Morgengrauen des 20. bekämpften sich die verbesserten Artillerien mit großer Heftigkeit. Dampf deckten unsere und die feindlichen schweren Geschütze auf der eigenen Front und bei den Nachbartruppen; zahlreiche helle Sprengwolken und dunkelbraune Rauchschwaden zeigten im einzelnen, wohin sich die Wirkung der Artillerie richtete.

Die Infanterie, die in den Schützengräben unter dem heftigsten Feuer der französischen Batterien lag, und die rückwärtigen Teile der Infanterie, die, gewandt im Gelände sich deckend, die Umformung aus der Verteidigung zum entscheidenden Angriff vollzogen, erwarteten mit Sehnen die Stunde des Angriffs.

Das Armeekorps hatte sich inzwischen zum Angriff gruppiert, ohne daß der Feind es bemerkte. Es sollten vorgehen:

**Rechts 2. Infanteriedivision:**  
4. Infanteriebrigade von Oberstlingel (15. Infanterieregiment) auf Jittersdorf und Saaraltdorf (12. Infanterieregiment) auf Hof. 3. Infanteriebrigade zunächst Korpskaserne nördlich Hilbesheim.

**Links 1. Infanteriedivision:** 2. Infanteriebrigade, rechts 16. und 2. Infanterieregiment vom Zinselsberg gegen Hof-Saarburg, 1. Infanteriebrigade, beiderseits Nieding vor dem gegen Saarburg und Höhen dicht östlich davon.

Die Artillerie blieb zunächst in ihren Stellungen: die 2. Feldartilleriebrigade auf den Höhen nördöstlich Oberstlingel-Saaraltdorf, die 1. Feldartilleriebrigade auf dem Zinselsberg und nördlich Nieding; dahinter die schweren Batterien: 11.1. Fußartillerieregiment (schwere Feld-



Das 1. bayerische Armeekorps in der Schlacht bei Kammelstingen und Nieding. Nach einer Skizze von E. Bogler gezeichnet von Professor Anton Hoffmann.

Das 1. bayerische Armeekorps hatte den Befehl, seine Stellung zwischen Kammelstingen und Nieding entscheidend zu verteidigen. In der Nacht vom 19. zum 20. August traf der Befehl ein, am kommenden Tage zum allgemeinen Angriff auf der ganzen Front überzugehen. Das Bild zeigt das Scheitern des französischen Angriffs und das Abgehen unserer Truppen gegen die Höhe östlich Saaraltdorf. Das in der Mitte gelegene Dorf ist bereits bereits in unsere Hände gefallen. Das Bild zeigt das Scheitern des französischen Angriffs und das Abgehen unserer Truppen gegen die Höhe östlich Saaraltdorf. Das in der Mitte gelegene Dorf ist bereits bereits in unsere Hände gefallen.

haubitz) und 11.3. Fußartillerieregiment (Mörser) südlich Hilbesheim. 11.3. Fußartillerieregiment Nr. 18 (Mörser) südlich Kammelstingen.

Die Pioniere befanden sich teils bei der Infanterie, teils bei der Artillerie; die Kavallerie stand bei der Artillerie. Der Ballon der Feldluftschifferabteilung war bei Kirchberg hochgegangen. Seinen guten Beobachtungen war zum großen Teil das sichere Schießen der schweren Artillerie zu verdanken. Das Generalkommando stand am Rastelwalder Hof.

Es ist elf Uhr vormittags geworden — wie auf einen Schlag beginnen die vorderen Linien vorzubrechen, und sofort entbrennt die Schlacht zur höchsten Heftigkeit. Auch

leim linken Nachbartruppen, den Badenern, geht nun ein Höllengeschütz los, und man sieht weithin an den Sprengwolken der Artillerie, wie die Linien verlaufen. Die französische Infanterie, die nördlich Saarburg und in den Wäldungen westlich Saaraltdorf — Kammelstingen sich mit Massen bereitgestellt hat und zum Teil im Walden begriffen ist, wird durch den Angriff völlig überrascht. Die eigene Feldartillerie, die den Infanterieangriff durch Beschießen der Waldtränke usw. vorbereitet, hette, wie später festgestellt wurde, gegen die französische Infanterie, die sich in den Wäldungen eng zusammengeballt hatte, fürchterliche Wirkung. Die schwere Artillerie des Feldheeres wirkt verzerrend gegen

wundeten und Toten übererfüllend festgelegt. Dem großen Erfolge, der erreicht wurde, entsprechen die Verluste des Armeekorps in den Tagen vor und nach Saarburg. Verluste bis zu 25 und sogar 50 Prozent ertrugen die Truppen ohne Mangel. Dieser opfermühen Tapferkeit der Truppe ist in erster Linie der Sieg zu verdanken, dessen Tragweite als durchschlagender Anfangserfolg gar nicht voll genug gewürdigt werden kann.

Das Verhalten der Truppe war über alles Lob erhaben; wie auf dem Erzerzplatz vollzogen sich die Vortragsbewegungen und das Feuern. Kein Mann blieb zurück. Alles ging vorwärts, vorwärts. Wahre, echte

jede erkennbare feindliche Batterie; sie wird auch gegen massierte Infanterie eingesetzt, wo wenig Schüsse genügen, ganze Kompanien niederzuliegen. Die neue Waffe des Feldheeres — die schwere Artillerie — hat sich glänzend eingeführt. Immerhin aber ist die Gegenwirkung des feindlichen Infanterie- und Maschinengewehrfeuers eine derartige, daß der eigene Angriff nur langsam vordringt. Gegen fünf Uhr abends sind Dolingen, die Wäldungen westlich Saaraltdorf sowie der Südrand von Saarburg genommen; der Feind ist überall im Zurückweichen. Abends hat die 2. Infanteriedivision, der auch die 3. Infanteriebrigade wieder zur Verfügung gestellt wurde, die Gegend von Lang-Jittersdorf, die 1. Infanteriedivision die Höhen bei Hof (2. Infanteriebrigade), Saarburg und die Höhe des Nebenberges (1. Infanteriebrigade) in Händen. In Saarburg selbst kämpft das Infanterie-Regiment noch gegen zurückgebliebene Teile des Feindes, die den eindringenden Sieger aus Häusern, Tünnen usw. mit Maschinengewehren beschießen. Mit Einbruch der Dunkelheit versucht der Feind noch einen Gegenangriff gegen den linken Flügel der 1. Infanteriedivision zwischen Saarburg und Wühl; der Angriff wird von der 1. Infanteriebrigade glänzend abgewiesen. Die 1. Infanteriedivision hält sich nachts bei Hof, in Saarburg und am Nebenberg; die 2. Infanteriedivision gelangt auf der Verfolgung nachts zwei Uhr noch bis Gondrexange. Im großen und ganzen aber läßt der Gefechtssturm während der Nacht nach.

Am Abend des Schlachttages hat man das Gefühl, den Feind geworfen zu haben. Die Größe des Erfolges wird jedoch erst in den nächsten Tagen klar, als man die Verluste des Feindes, die zahlreichen Gefangenen und die Zahl der genommenen Geschütze — 31 — überblickt. Die Geschütze wurden beinahe sämtlich durch die bayerische Artillerie zerstört, die Bedrohungen fielen im Kampf oder liefen davon. Das 8. und das 13. französische Armeekorps sind durch die Schlacht bei Saarburg und durch die sich anschließenden Verfolgungsgeschichte bis zur Meurthe schwer geschädigt und in ihrem Saldo erschüttert. Es ist dies durch zahlreiche Tagebuchnotizen von französischen Ver-





Deutsche Matrosen auf dem Durchmarsch durch Weßel.

Tapferkeit durchglühte die Truppen. Selbstenhaft benahmen sich die Verwundeten; man hörte kein Schreien, kein Wimmern; ohne Klage, aufrecht und selbstbewußt, gingen die martrysahnen Verwundeten zum Verbandplatz, ruhig erwarteten die nicht marschfähigen die Abholung durch die Sanitätsmannschaften.

Wer viele Truppen sah am Morgen und Abend des ersten großen Schlachttages, dem mußte es warm ums Herz werden, der mußte stolz und dankerfüllt sich sagen: „Hier haben echte Soldaten, hier haben ganze Männer für Kaiser und König, für das Vaterland, für ihre Ehre gekämpft.“

### Die Teilnahme unserer Marine am Landkriege.

(Siehe die Bilder Seite 258 und 259.)

Die am Landkrieg in Belgien mit Auszeichnung beteiligte Marinebrigade steht sich in erster Linie zusammen aus den über den Bedarf stürzten Kriegseinheiten der Matrosenartillerie und der Seebataillone. Letztere bilden innerhalb der Marinebrigade gewissermaßen die Infanterie, die Matrosenartillerie, die sonst die Befestigungen der Kriegsschiffe besetzen, die schwere Artillerie, während zugeleitete Matrosen mit Feldgeschützen und Maschinengewehren die Feldartillerie darstellen.

Mit welcher Freude diese Mannschaften in den Kampf gezogen sind, läßt sich bei dem Tatendrang, der unsere Marine besetzt, sowie dem Eifer, am siegreichen Vordringen der Armee teilzunehmen, leicht vorstellen. Und wie hat sich die Marinebrigade geschlagen! Verdienten schon Armeeführer aus Brüssel über den vorzüglichen Eindruck, den die dort durchziehenden Marinemannschaften gemacht hätten, so versetzt sich, nach ihrer Teilnahme am Kampf um Antwerpen, allgemein nur eine Stimme des Lobes über ihre hervorragenden Leistungen! Schwere Matrosen haben sie dort gebracht. Diese waren aber nicht umsonst. Eine besondere Freude wird ihnen der Umstand bereitet haben, daß sie gerade gegen gleichartige Teile der englischen Marine kämpfen und dieselben schlagen konnten! Auch in den weiteren, an die Kanalküste fortgetragenen Gefechten haben unsere „Mariner“ gezeigt, was sie gelernt haben, und daß sie zu Lande ebenso mütig vorgehen verstehen wie die Flottenmannschaften.

Die Rolle unserer Matrosenartillerie in den Kämpfen um die Küstenplätze ist von besonderer Bedeutung gegenüber den feindlichen Schiffen, die von der See her auf unsere Truppen feuern, um deren Vorrat aufzulockern; denn gerade im Beschießen von Schiffen ist die Matrosenartillerie

besonders geübt. Es gelang ihnen bald, die feindlichen Fahrzeuge durch mehrere Breitseiten zurückzuschlagen; dabei wurde eines der Schiffe kampfunfähig gemacht. Ein um so bemerkenswerterer Erfolg, wenn man die Schwierigkeit bedenkt, die erforderlichen schweren, weittragenden Geschütze heran und in Stellung zu bringen. — Die Seebataillone dürften etwaigen Landungen des Feindes an der belgischen Küste im Rücken unserer Feldarmee ein klägliches Ende bereiten, während die Matrosen in den besetzten Häfen wertvolle Dienste bei der Bemannung genommenen Seefahrzeuge zu leisten berufen sind. Es steht zu hoffen, daß unsere Blaujaden dem Feinde auch zu Lande noch weiterhin manchen Streich spielen werden.

### Aus der Nordmark des Reiches.

In der Nordmark des Reiches, in Schleswig-Holstein, gibt es noch immer etwa 141 000 Einwohner, deren Muttersprache das Dänische ist. Das heißt nicht die dänische Sprache, die im Königreich Dänemark, auf den Inseln, gesprochen wird, sondern das sogenannte Plattdänisch, ein eigenartiges Patois, mit vielen Anklängen an die plattdeutsche, deutsche und englische Sprache. Bei den Reichstagswahlen werden auch noch immer etwa 14 000 dänische Stimmen abgegeben. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Leute, die so stimmen, im Herzen dänisch geknütt sind; als aber am 1. August 1914 in der sechsten Wochensitzung von allen Kirchen die Glocken erklingen und der geknütt aufstehende Bevölkerung die Kunde von der Mobilmachung brachten, da war es fast, als ob die nationalen Gegensätze vollständig verschwunden wären. Überall in der



Die Stellungen der deutschen und französischen Truppen in der Schlacht bei Saarbürg. (S. 258 Seite 259.)

Nordmark brach eine Begeisterung sich Bahn, wie man sie bei den kühn und nüchtern denkenden Schleswig-Holsteinern kaum je erlebt hatte. Wie ein elektrischer Funke ging es durch das ganze Volk, überall der jubelnde Wille, den Krieg, den man uns in so freudhafter Weise aufgezogen, mit allen Kräften durchzuführen. Auch die dänisch geknütt machten in ihrer weitaus überwiegenden Mehrzahl kein Hehl aus ihrer Entrüstung über das russische Vorgehen. In der ewig denkwürdigen Reichstagsitzung vom 4. August stimmte auch der Vertreter des ersten schleswig-holsteinischen Wahlkreises, der dänische Abgeordnete Hansen, für alle Vorlagen der Regierung.

Die Mobilmachung, die am 2. August begann, zeigte aufs deutlichste, daß die Hoffnung unserer Gegner, die dänisch geknütt Nordschleswiger würden sich nicht stellen, elend zuhanden wurde. Es war in jenen Tagen fast, als ob es keine Dänen mehr gäbe in der Nordmark.

Fehler nicht, daß man nicht ein Auge zudrücken konnte. Und er überreicht dem Freudestrahlenden ein Mittel, daß er tauglich sei. Der eilt damit in die Kaserne und hat auch das Glück, sofort genommen zu werden. Der Vater drückt ihm schweigend die Hand, er hat es nicht anders erwartet; in den Augen der Mutter glänzt zwar eine Träne, doch blickt auch sie voll Stolz auf ihren Jungen. Nur die alte Großmutter, deren Mann noch 1864 auf Seite der Dänen mitgekämpft hat, ist außer sich. Aufgeregt läuft sie von einer Nachbarin zur anderen und flüstert: „Du denkst, es bloß die verdrehte Jung! Sie kann nie kommen und will doch mit!“

Natürlich gibt es unter den 141 000 dänisch geknütt Nordschleswigern auch immer noch eine sehr unbedeutende Fanatiker, die von ihrem Haß nicht lassen können. Aber das sind ganz vereinzelte Ausnahmen, die gar nicht mitzählen, die auch bei ihren Stammesgenossen keinen An-



Ein warmer Herbsttag auf Feldmarsch der Antwerpen. Offiziere und Mannschaften vom Seebataillon und der Marinebrigade.

Ebenso freudig wie die Deutschen strömte auch die dänischsprechende nordschleswigische Landbevölkerung zu den Fahnen. Unter den Klängen des Liedes „Deutschland, Deutschland über alles!“ marschierten die jungen Leute durch die Straßen, um sich in den Kasernen zu stellen. Überwiegend groß war die Zahl der Freiwilligen; nicht nur bei dem Heere, nein, auch bei der Marine in Kiel mußten viele Tausende der sich freiwillig Meldenden wieder zurückgeschickt werden, weil der Bedarf längst gedeckt war.

Wie die Nordschleswiger wirklich geknütt waren, zeigt die folgende kleine, buchstäblich wahre Geschichte. Ein junger Mann kommt zum Arzt, um sich auf seine Militärtauglichkeit untersuchen zu lassen. Der Arzt erklärt nach eingehender Untersuchung: „Ja, es wird nicht schwer fallen, Sie frei zu kriegen. Die Brust ist etwas schmal, die Augen sind nicht besonders gut; ich kann Ihnen also mit gutem Gewissen eine Bescheinigung ausstellen, daß Sie untauglich sind.“ „Uns Himmels willen nicht! Ich muß den Jungling dergeweiht; ich wollte doch so gerne mit!“ — „Na“, erwiderte der Arzt, „so groß sind die

Angst finden. Bei Beginn der Mobilmachung hatte die Militärverwaltung im Interesse der Landesverteidigung sich zu Maßnahmen gegen verschiedene der anerkannten Führer der Dänemänner genötigt gesehen. Eine Anzahl von Leuten wurde in Schutzhaft genommen, dänische Zeitungen, wie die „Fyensborg Avis“, mußten ihr Erscheinen einstellen. Angesichts der vortrefflichen Haltung der Gesamtbevölkerung wurden diese Maßnahmen jedoch bald wieder rückgängig gemacht, und jetzt können auch die im Felde stehenden dänischsprechenden nordschleswighen Soldaten die Kunde von den deutschen Siegen in ihrer Muttersprache lesen. Jedenfalls hat der Verlauf der Mobilmachung in der Nordmark nicht nur unseren Militärbehörden, sondern auch der Bevölkerung das denkbar günstigste Zeugnis ausgestellt.

Wenn die Schleswig-Holsteiner auch kampfesmutig ins Feld gezogen sind, so haben sie doch weder gegen die Russen noch gegen die Franzosen das Gefühl: „Nur eine Stimme der Entrüstung herrscht da-g-er über das Verhalten Englands. Schleswig-Holstein hat mehr als



andere deutsche Länder enge Beziehungen zu England gehabt. Es hat stets einen regen Handel mit ihm getrieben, viele schleswig-holsteinische Kaufleute und Kapitäne haben englische Frauen, man hat bisher fast nur englische Kohle in der Nordmark gebrannt. Aber jetzt herrscht ein Zorn gegen das perfide Albion, der kaum überboten werden kann.

### Beim Vormarsch über Montfaucon.

(Hierzu die Bilder Seite 260 und 261.)

Von einem Marsche unserer Truppen im Maastal und seitlich nach Montfaucon, nordwestlich von Verdun, gibt ein uns zur Verfügung gestellter Feldpostbrief eines Teilnehmers, der mittlerweile leider auch gefallen ist, ein anschauliches Bild. Wir entnehmen ihm das Folgende:

Meine Eltern! Bangt wohlte ich Euch wieder einmal einige Zeilen senden. Weis ich doch, daß Mutterchen in steter Sorge um mich bangt, und sie vor allem soll wissen, daß ihr Astefer gesund und munter ist. In den letzten Tagen



Vom westlichen Kriegsschauplatz: General v. Gossler während der Schlacht bei Montfaucon.

sand ich aber keine Zeit dazu, denn wir marschieren und marschieren mit Siebenmeilenstiefeln hinter dem geschlagenen Feinde her. Zuerst das wunderschöne Maastal entlang, in dem zu beiden Seiten des still dahinfließenden Flusses immer wieder malerische Dörfer und Städtchen aufstiegen. Schöne Bilder, eins ums andere; so recht blühend, wie sie sonst der ruhebedürftige Sommerfrölicher lacht. Dazwischen auch einmal eine romantische Burg oder eine allertümliche Zitadelle, was alles der Landschaft eine reizvolle Abwechslung gibt. Aber alle diese Ortschaften sind menschenleer und verlassen. Überall vor und hinter den Dörfern und entlang der Durchmarschstraße die Spuren, daß unsere Regimenter kurz gerastet und abgezogen haben.

Etwa 10 Kilometer südlich von Etengraf trafen wir auf Truppen, die die Festung Montmédy belagerten und sie nehmen sollten. Einige wadere Schwaben, mit denen wir in Verbindung kamen, wußten manches Interessante zu erzählen, denn ihre Aufgabe war wohl erfüllt. Montmédy soll nämlich eine Festung mit etwas veralteten Schanzen sein, zu deren Widerstandsfähigkeit ihr Kommandant allem Anschein nach wenig Vertrauen hatte. Er mochte wohl auch schon

etwas davon gehört haben, wie es seiner um vieles stärkeren Nachbarfestung Longwy ergangen war; daß dort unsere braven Fußartilleristen diesen Platz unter einem Granatenhagel setzten, dem nichts zu widerstehen vermochte. So entschloß er sich, Montmédy preiszugeben. Zur Ehre des Kommandanten sei gesagt, daß die Württemberger übereinstimmend bekräftigten, wenige Granaten hätten genügt, die ganze Herrlichkeit dieser Festung über den Haufen zu schießen.

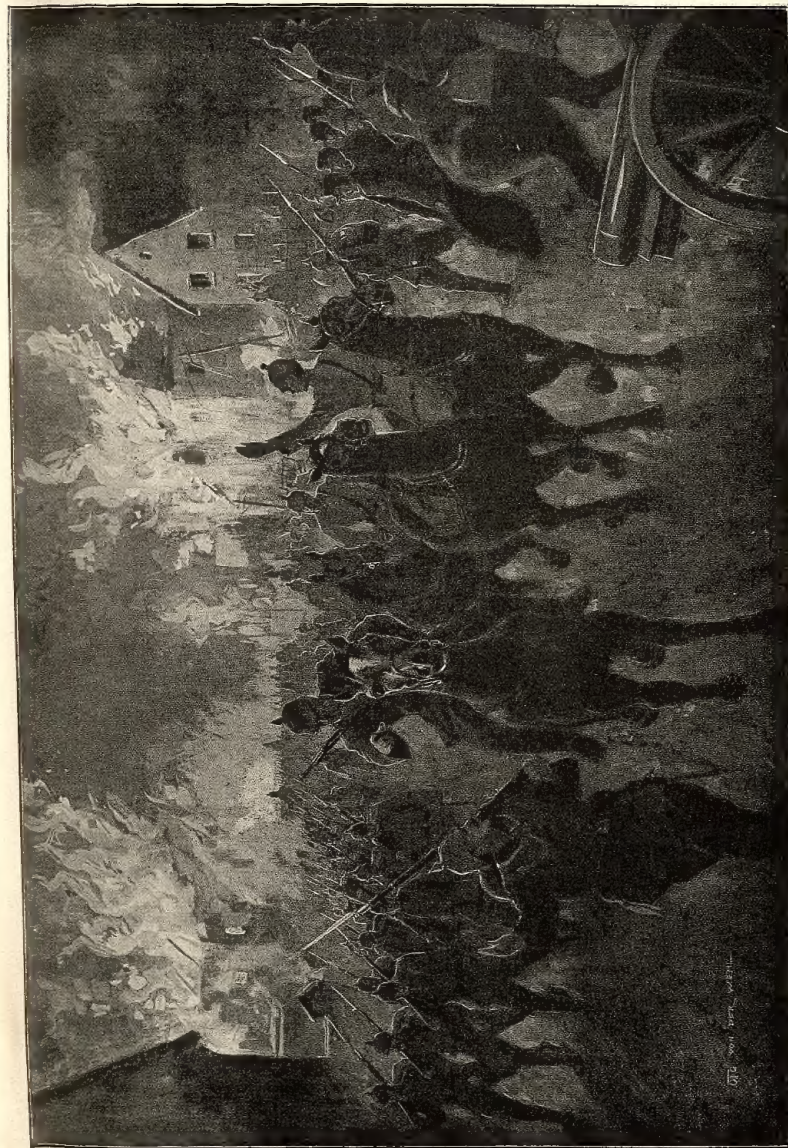
Unterhalb Dun versetzen wir das Maastal. Wir schwenkten rechts ab und marschierten auf Montfaucon zu. Schon gegen Abend, es war etwa sechs Uhr, hörte man von fernher gewaltigen Kanonendonner. Auf schwach triefenden Kissen kamen einige Soldaten nach hinten zu bringen dahergesprenzt, die offenbar Befehle nach hinten zu bringen hatten. Es dauerte auch nicht lange, da kam die Weisung, die eine Straßenlinie freizubehalten, und schon türmten einige Feldbatterien an uns vorüber, daß der Staub in dichten Wolken aufstieg und die Erde unter unseren Füßen erzitterte. Es schien da vorn recht heiß herzugehen, und wir

machten uns darauf gefaßt, ebenfalls teilzunehmen. Im Eilschritt ging es weiter. Der Kommandeur mit seinem Stabe hatte sich an die Spitze des Regiments begeben.

Nach einigen Kilometern — es war mittlerweile schon etwas dämmerig geworden — haben wir, daß der Himmel geradeaus immer mehr sich rödete. Der Donner der Kanonen nahm zu, aber kurz vor Einbruch der Dunkelheit verstummte er fast plötzlich. Sollte man unferer, die wir alle darauf brannten, an den Feind heranzukommen, für heute nicht mehr bedürfen?

Die Nacht deckte allmählich ihre bunten Schatten über die Erde, dafür aber leuchteten uns einige riesige Brandfackeln, offenbar in Montfaucon, das unser nächstes Marschziel sein sollte.

Endlich erreichten wir die ersten Häuser, die in der Tat lichterloh brannten. Ich werde den schauerlich-schönen Anblick mein Leben lang nicht vergessen, wie wir durch die prasselnden Feuerfäulen in einer zum Ersticken durchqualmten Luft hindurchmarschierten. Vorwärts, nur aus dieser Hölle so bald wie möglich wieder herauszukommen! Selbst ein großer Gefangenentransport, der uns mitten im



Durchzug deutscher Truppen durch Montfaucon. Nach dem Durchbruch eines Zeinachtungs geschloßes von Eto von der Welt.